Princeton University Library
32101 042850659

Digitized by Google

02 Cyl. Ol. 5.
4
o
~~ANNEX LIB.~~

Library of
Princeton University.

Dei Sub Numine Viget

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

# Hermes

oder

## kritisches Jahrbuch der Literatur.

Erstes Stück

für

das Jahr 1820.

Nr. V. der ganzen Folge.

Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 8 Thlr. (14 fl. 24 kr.) und eines einzelnen Stücks 2 Thlr. 6 gr. (4 fl. 3 kr.).

Amsterdam:
in der Verlags-Expedition des Hermes.

1820.

(Leipzig in Commission in der Buchhandlung Brockhaus.)

Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Nachricht Seitens der Redaction. . . . . | VII |
| I. W. C. Grimm, die altnordische Literatur in der gegenwärtigen Periode. Abhandlung. . . . . | 1 |
| II. (Erzherzog Carl) Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796. 3 Thle. Erster Theil: Grundsätze der Strategie und Anwendung derselben auf einen angenommenen Kriegsschauplatz. . . . | 53 |
| III. P. L. Ginguené Histoire littéraire d'Italie. T. VII. VIII. IX. . . . . | 73 |
| IV. Auserlesene altdeutsche Gedichte. Neu deutsch bearbeitet von Joh. Grafen Mailáth. Von G—b. . . . . | 87 |
| V. I. John Bristed Resources of the united states of America. II. H. B. Fearon Sketches of America. | 96 |
| VI. Edda Saemundar hinns Froda. — Edda rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta. Pars II. von W. C. Grimm. . . . . | 116 |
| VII. (Antoine Auguste Renouard) Catalogue de la bibliothèque d'un amateur, avec notes bibliographiques, critiques et littéraires. Von Ebert. . . | 130 |
| VIII. (Johann Georg Hamanns) Sibyllinische Blätter des Magus in Norden. Herausgegeben von D. Friedrich Cramer. Von H. U. F. . . . . | 160 |
| IX. C. G. von Arndt über den Ursprung und die Verwandtschaft der Europäischen Sprachen. Herausgegeben von D. J. L. Klüber. Von D. L. . . . . | 165 |
| X. i. Henri Storch Cours d'Economie politique. ii. S. de Sismondi Nouveaux Principes d'Economie politique. iii. Die Staatswirthschaft nach Naturgesetzen. Von S. T. N. | 175 |


491178

Digitized by Google

Seite

XI. J. Freiherr von Hormayr allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs des Großen, bis zum zweiten Pariser Frieden. Von M. R. B. . . . . 211

XII. D. Th. Heinsius volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache. Von D. L. . . . . 243

XIII. Andeutungen zur Kritik der neuesten Zoll- und Verbrauchssteuer-Gesetzgebung. Von Z. L. A. . . . . 256

XIV. D. Ernst Raupach dramatische Dichtungen. Von Prof. Clodius. . . . . 277

XV. Le Comte Grégoire Orloff Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples. 302

XVI. Verhandlungen der baierischen Ständeversammlung. Von H. L. S. . . . . 311

XVII. M. de Pradt Congrès de Carlsbad première partie. Von Tissot. . . . . 333

XVIII. Friedrich Ancillon. Ueber die Staatswissenschaft. Von C. L. L. . . . . 344

XIX. Le Comte Lanjunais Constitutions de la nation françoise. Von Dupin. . . . . 379

Digitized by Google

# Nachricht
## Seitens der Redaction.

Sowohl die Beschlüsse des deutschen Bundestags vom 20sten Septbr. an und für sich selbst, als die denselben vorangegangenen Erklärungen des Präsidialgesandten und die in Folge ersterer in allen deutschen Staaten eingetretenen neuen Censurordnungen, haben zur Folge gehabt, daß eine bedeutende Zahl öffentlicher Blätter entweder ganz eingegangen sind, oder ihren ursprünglichen Charakter verloren haben.

Der Hermes hatte sich angekündigt, den großen brittischen Mustern der Edinburgh und Quarterly Reviews nachstreben zu wollen, indem der Unternehmer sich überzeugt hielt, daß in einem gleichen Charakter ausgeführte critische Institute für die deutsche Literatur von wesentlichem Nutzen seyn würden.

Zur Ausführung eines solchen Vorhabens war indessen entweder völlige Preßfreiheit oder doch die liberalste Censur die erste Bedingung, letztere in der Art, wie sich ihrer das Institut des Hermes da, wo dasselbe der

Digitized by Google

Presse überliefert wurde, bei den ersten vier Stücken zu erfreuen gehabt hat.

Die Fortsetzung dieses Instituts nach der Bekanntwerdung jener Beschlüsse vom 20. Septbr. und der neuen deutschen Censurordnungen schien indessen dem Unternehmer, der, nach dem Abgang des Herrn Prof. Krug als Redacteur, zugleich die Redaction und also eine doppelte Verantwortlichkeit übernommen hatte — bedenklich und in seitheriger Weise unausführbar.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Stelle in jenem Präsidialbericht, wo es heißt:

„Die bei diesen dringenden Umständen gegen den „Mißbrauch der Presse zu ergreifenden einstweiligen „Maßregeln sollen keinesweges den Zweck haben, „die Thätigkeit nützlicher und achtungswerther Schriftsteller zu hemmen, den „natürlichen Fortschritten des menschlichen Geistes Fesseln anzulegen oder Mittheilungen und Belehrungen irgend einer „Art, so lange sie nur innerhalb der Gränzen bleiben, die noch keine bisher vorhandene Gesetzgebung zu überschreiten erlaubt hat, zu verhindern. Daß die Oberaufsicht über die periodischen Schriften nicht in

„Unterdrückung ausarten werde, dafür bürgt „die Gesinnung, welche sämmtliche deutsche „Regierungen bei jeder Gelegenheit deutlich „genug offenbart haben und die den Vorwurf, daß „sie Geistestyrannei beabsichtige, von kei„nem Freunde der Wahrheit und der Ordnung zu „befürchten hat."

Sicherheit genug zu geben schien, ein Institut, dem nur die „achtungswertheſten" Schriftsteller ihre „Thätigkeit" widmeten; das sich nur damit beschäftigte, „die natürlichen Fortschritte des menschlichen Geistes" zu bezeichnen; das nur „Belehrungen" enthalten sollte; das auf keinen Fall jemals „die Gränzen überschritten haben würde, welche zu überschreiten noch keine bisher vorhandene Gesetzgebung (also auch selbst die englische und die französische nicht?) erlaubt habe," in dem seitherigen Geiste fortsetzen zu können. —

Indessen schienen der neuen Redaction sowohl der wirkliche Inhalt des von dem Bundestage abgefaßten General-Preßgesetzes, als auch die Spezialerklärungen hierüber von der Mehrzahl der deutschen Regierungen, mit jener oben angezogenen, die liberalsten Gesinnungen aussprechenden Stelle im einleitenden Prä-

Digitized by Google

ſidialvortrag in offenbarem Widerſpruch zu ſtehen. Dort (im Präſidialvortrag) ward die Druckfreiheit nach allen in den europäiſchen Geſetzgebungen erlaubten liberalen Normen völlig zugeſtanden, hier (im Preßgeſetz ſelbſt) wurden dagegen alle „Schriften, welche in der Form täglicher Blätter oder heftweiſe erſcheinen" (wie unbeſtimmt iſt auch dies letztere); desgleichen „ſolche, die unter 20 Bogen ſtark ſind," einer höchſt geſchärften Cenſur unterworfen (darnach hätte der Hermes, der immer 24—25 Bogen ſtark iſt, cenſurfrei erſcheinen können; aber wieder ſcheinen jene Beſtimmungen bei einer heftweiſen Ausgabe, genau genommen, dem zu widerſprechen, obgleich der Hermes Quartalſchrift iſt und ſich an keinen Tag und nicht einmal Monat der Erſcheinung bindet); in den deutſchen Bundesſtaaten, wo die Cenſur nach den Beſtimmungen der Landesconſtitutionen nicht mehr exiſtirte, mußte ſie wiederhergeſtellt werden; die ſeitherigen Geſetze über die gerichtliche Verfolgung und Beſtrafung der ſogenannten Mißbräuche der Preſſe wurden allenthalben für unzureichend erklärt; die Bundesſtaaten ſelbſt wurden nicht blos demjenigen Staate, der ſich durch die Preſſe an ſeiner „Würde" verletzt glaubt (welches unüberſehbare Feld

Digitized by Google

für Denunciationen! welche Gegenstände bleiben da der historischen und politischen Literatur bei ihren Darstellungen und Untersuchungen über Gegenstände unserer Zeit übrig, vollends nach der preußischen Ausdehnung, der gleich erwähnt wird?), sondern auch der Gesammtheit des Bundes verantwortlich gemacht u. s. w. — Die Spezialgesetzgebungen in mehrern deutschen Bundesstaaten schritten noch weiter. So hob die königl. preußische sogar die seit 100 und mehr Jahren bestehende Censurfreiheit der Universitäten und selbst der Akademie der Wissenschaften auf, ja die Censurvorschriften des preuß. Cabinets bestimmten sogar, daß nichts gedruckt werden dürfe, was in einem der deutschen Bundesstaaten auch nur „Mißvergnügen" erregen könne!

In demselben Verhältniß als das Grund-Preßgesetz des Bundestages schon die allgemeinen Grundsätze im Präsidialvortrage überschritten hatte; — in demselben Verhältnisse, als die Specialgesetzgebungen der einzelnen Bundesstaaten wieder das Grund-Preßgesetz des Bundestags meistentheils extendirten: in demselben Verhältnisse mußten und müssen menschlicherweise die angestellten Censoren die Bestimmungen ihrer Instruktionen in der Anwendung eher noch strenger nehmen, als sich sel-

Digitized by Google

bige im liberalen Sinne doctrinell erklären und anwenden. Der ganze aufgestellte, Schrecken erregende Apparat, die neue Gesetzgebung mit ihren außerordentlichen Maßregeln, die in Anspruch genommene Verantwortlichkeit sogar des Staates wegen jedes in ihm gedruckten Worts, das die Würde eines andern Staats verletze, ja nur Mißvergnügen erregen könne, die dadurch erzeugte allgemeine Furcht und Beängstigung, der laute Triumph einer nirgends geliebten Parthei im In- und Auslande: das alles, wozu häufig auch noch wohl besondere Privat Instructionen kamen, mußte die Censoren nothwendig zur höchsten Vorsicht und Aengstlichkeit bewegen, was um so mehr einleuchten wird, wenn man erwägt, wie kärglich dieses undankbare und immer unangenehme, jetzt aber mit so außerordentlicher Verantwortlichkeit verknüpfte, Geschäft bei uns belohnt wird!

Es würde (da jene Gesetzgebungen meistentheils von Personen entworfen worden, welche die Verhältnisse des Buchdruckereiwesens und des deutschen Buchhandels nicht genau kennen *), daher allerdings auch hier Lücken in

*) Während Napoleon 1805 in Wien war, schrieb Herr von Gentz in Dresden seine berühmten Fragmente, und Hartknoch in Dresden verlegte sie unter dem simulirten Druckort St. Petersburg. Ein Gleiches geschah mit dem zu seiner Zeit mit so viel Aufmerksamkeit gelesenen Fragment d'un livre de Polybe des Herrn von Antraigues, das auch in Dresden um jene Zeit

den Bestimmungen sind, die sich bei üblem Willen zur Umgehung des Gesetzes benutzen lassen,) trotz dieser Lage der

geschrieben und verlegt wurde. Die berüchtigte „geheime Geschichte des Hofes von St. Cloud" wurde auch nach der Schlacht von Jena von dem Leipziger Verleger, nachdem der erste Schrecken vorüber war, verkauft und um so mehr gesucht, als einige Gefahr damit verknüpft schien, das Buch zu besitzen. Die strenge westphälische geheime Polizei konnte nicht verhindern, daß Reichhardt's „Bonaparte und das französische Volk" in Braunschweig nicht aufs neue gedruckt und mit einem zweiten Theile vermehrt wurde; und im Jahr 1809 war selbst die darauf gesetzte Todesstrafe nicht wirksam genug, die sich immer wiederholenden Abdrücke von Cevallos berühmter Schrift in Deutschland zu beseitigen. Ja als selbst der westphälischen geheimen Polizei ein Haus verrathen war (in Quedlinburg), wo Tausende von Exemplaren dieser Schrift verborgen lagen, gelang es den nachspürenden Gendarmen nicht, sie aufzufinden. Was in jener Zeit, der Napoleon durch die Ermordung des unglücklichen Palm sein blutiges Siegel aufgedrückt hatte, nicht gelang, was unter Fouché's und Savary's Leitung, der, ganz Europa umspannenden, geheimen französischen Polizey nicht gelang, dürfte auch in unserer menschlicheren Zeit, die, in Wahrheit, in keiner andern Hinsicht mit jener, Deutschlands tiefste Schmach und Unterdrückung bezeichnenden Epoche verglichen werden kann, in Beziehung auf die Erzeugnisse der Presse, nicht gelingen, wenn man es zu ernstlich darauf anlegen wollte, insbesondere alle Bestimmungen einzelner neuer deutscher Specialgesetzgebungen in Erfüllung zu bringen und den jetzt an freie Untersuchung und höhere Geistesnahrung gewöhnten Deutschen zu strenge Fesseln anzulegen. Bey unsern, leider täglich mehr in Verfall gerathenden bürgerlichen Gewerben betäuben vollends die unerschwinglichen Abgaben und Bedürfnisse unserer Zeit die Stimmen, welche in solchen Fällen das Gesetz spricht, besonders dann, wenn sich zu seiner Umgehung so viel Beschönigendes anführen läßt. Ein armer Buchdrucker in irgend einem Winkel Deutschlands, dem Weib und Kinder nach Brod schreyen, wird immer nur zu gern der Sirenenstimme eines Verlegers oder Autors horchen, wenn

Dinge in Deutschland nicht an Auswegen gefehlt haben, das Institut des Hermes (z. B. in einzelnen nicht zu-

---

es nichts anders betrifft, als etwas heimlich zum Druck zu fördern, was, jene Zeit der Napoleonischen Unterdrückung ausgenommen, in dem freien Deutschland zu jeder Zeit — der goldnen Zeiten Friedrichs II., Schlözers und Münchhausens wollen wir dabey gar nicht einmal gedenken! — hat gedruckt werden dürfen. — Dem in größern Verbindungen stehenden deutschen Verleger bieten außerdem die freien Pressen des Auslandes und die tausendfachen Verzweigungen des deutschen und ausländischen Buchhandels Auswege der mannichfaltigsten Art dar, und er wird, um hier alles offen zu sagen, um so weniger Anstand nehmen, seinen ganzen Scharfsinn aufzubieten, die Gesetze der deutschen Bundesversammlung zu umschiffen, wenn sie ihn in seiner seitherigen Thätigkeit, auf die er seine bürgerliche Existenz basirt hat, zu sehr hemmen, als die deutsche Bundesversammlung ihn bis jetzt nicht einmal in seinem Eigenthume schützt, und dieses sein Eigenthum innerhalb der deutschen Bundesstaaten als völlig vogelfrei zu betrachten, jedem Räuber preisgegeben und nirgends kräftiger Schutz und reelle Sicherheit für ihn und dasselbe zu finden ist. — Will man von dem Staatsbürger die Erfüllung von Pflichten und von neuen und schweren Pflichten, so fange man vor allem damit an, seine Rechte zu sichern! Der Red. des Hermes hat bei Gelegenheit des jetzigen Wiener Congresses diese Angelegenheit der Sicherstellung der literarischen Eigenthumsrechte, innerhalb der Gränzen der deutschen Bundesstaaten, neuerdings durch eine Vorstellung und Denkschrift an Se. Majestät den König von Sachsen, seinen allergnädigsten Herrn, in Anregung gebracht, und er erlaubt sich hieraus, wenigstens folgende Stelle als hieher gehörig anzuführen:

„Der Mißbrauch der Presse in Deutschland hat zum „großen Theil seinen Grund darin, daß das Eigenthum „der Buchhändler in Deutschland, seit dem Erlöschen der „deutschen Kaiserwürde, gewissermaßen schutz- oder gesetz„los war. Anstatt würdiger Unternehmungen mußten sie „daher, da große nicht gesichert waren, häufig zu kleinen, „auf den Augenblick berechneten, sich entschließen, um als „Staatsbürger und Familienväter nur existiren zu können.

ſammenhängenden Bänden über 20 Bogen ſtark, deren cenſurfreier Druck in Baiern, in Würtemberg, in

„Auch iſt es Ewr. K. M. funfzigjähriger Erfahrung „nicht entgangen, daß, nach der bisherigen Geſchichte des „Auslandes zu urtheilen, der Zweck der deutſchen Regie„rungen, den Mißbrauch der Preſſe mit der Wurzel aus„zurotten, wie ſolcher in den Bundestags-Protocollen vom „20. Septbr. dieſes Jahres enthalten iſt, nur ſehr un„vollkommen erreicht werden möchte, ſo lange nicht die im „Rechte ſelbſt gegründeten Eigenthumsanſprüche des deut„ſchen Buchhandels auf Sicherheit und Schutz innerhalb „der Gränzen der deutſchen Bundesſtaaten vollſtändig und „allgemein geſetzlich anerkannt ſind, und dieſe kraftig und „wahrhaft gehandhabt werden. Denn daß der Buchhändler, „wie jeder andre Bürger des Staats, den Schutz der Ge„ſetze für die Frucht ſeiner erlaubten, privilegirten und „beſteuerten Thätigkeit, der er zugleich ſein Vermögen wid„met, zu erwarten berechtigt ſey, und daß er nur in Er„wartung dieſes Schutzes ſich allen Laſten, die der Staat „ihm als Bürger und Buchhändler auflegt, willig unter„werfen könne, davon wird jeder der hohen Souveraine „Deutſchlands überzeugt ſeyn, wie dies Ewr. K. M. Ge„ſetzgebung und die einiger andern deutſchen Staaten auch „ſchon längſt praktiſch bewieſen haben.“

Endlich iſt das auch noch ein wichtiges Bedenken, daß wenn man den deutſchen Verleger gewöhnen will, Deutſchland als eine Einheit in Beziehung auf ſeine Pflichten zu betrachten, man auch billig in Rückſicht ſeiner, der ſein Vermögen, ſeinen Fleiß, ſeine Thätigkeit literariſchen Unternehmungen für Deutſchland widmet, Deutſchlands Geſetzgebung in dieſer Hinſicht als eine organiſche Einheit geſtalten ſollte. Wie man, was ſchon erwähnt worden, in Oeſterreich, Würtemberg, Baden und anderwärts offene und förmliche Jagd auf das Eigenthum der Buchhändler anderer deutſchen Bundesſtaaten macht, ſo verbietet wieder der eine Staat nach Willkühr und eigener Convenienz das in dem andern deutſchen Bundesſtaate auch mit Cenſur Gedruckte, und der unternehmende Verleger hat nirgends ein leitendes feſtes geſetzliches Prinzip, ſondern ihm dient einzig nur zur Richtſchnur, was ihm die etwaige eigene Sagacität andeutet.

Digitized by Google

Weimar und in mehrern deutschen Staaten noch zulässig) auf die seitherige Weise fortzusetzen; allein die Erwägung:

a) der Unbestimmtheiten des provisorischen Preßgesetzes des deutschen Bundes vom 20. Septbr. und der Widersprüche desselben mit den Grundsätzen im Präsidialvortrage;

b) der Unbestimmtheiten und Verschiedenheiten der Extendirung desselben in den neuen Spezialgesetzgebungen der einzelnen deutschen Bundesstaaten;

endlich

c) des aufgestellten schwankenden und bedenklichen Grundsatzes der Verantwortlichkeit der Staaten, in welchen der Druck oder der Verlag einer Schrift Statt gefunden;

bewogen am Ende und nach der reiflichsten Ueberlegung den Unternehmer und zugleich jetzigen Redacteur des Hermes, den Verlag lieber gänzlich außerhalb Deutschland zu verlegen, solchen einstweilen ganz abzugeben, blos Redac-

---

Indem wir auf dies alles mit ernstem und freiem Muthe aufmerksam machen, glauben wir, daß jedem einleuchten müsse, wie unvollkommen auch in diesem wichtigen Betracht unsere deutsche Gesetzgebung noch ist, und wie sich daher auch nur unvollkommene Resultate daraus ergeben können. Vollkommene Resultate wird man aber erhalten, wenn man dem deutschen Buchhandel Schutz seines Eigenthums gewährt, wenn man nur billige, der Zeit und den verwickelten Verhältnissen desselben unter 39 Souverainitäten angemessene Gesetze darüber erläßt, und wenn man endlich eine literarische Einheit für Deutschland gesetzlich constituirt. B.

Digitized by Google

teur zu bleiben, und nur die Commission des Absatzes in Deutschland seiner Handlung zuzuwenden. Seine Absicht bei dieser Anordnung war einzig, obigen Bedenklichkeiten vorzubeugen; keineswegs will er sich aber dadurch der Verantwortlichkeit für den Inhalt vor seinen natürlichen Richtern und nach den Gesetzen seines Landes entziehen, vielmehr solche sogar für alle Mitarbeiter an diesem Institute ausdrücklich und förmlich mit übernehmen.

Man wolle diese Maßregel für keine Herausforderung, für keinen Trotz, für keinen Uebermuth halten. Er folgt den Gesetzen, indem er sich mit Sorgfalt an die Bestimmungen derselben hält, sich aber frei glaubt, wo sie keine Bestimmungen haben. Es wird in den Hermes übrigens nie ein Aufsatz aufgenommen werden, der die liberalen Ideen des Präsidialvortrags auf irgend eine Weise überschritte, da, abgesehen von positiven Gesetzesbestimmungen hierüber, schon seine persönlichen Grundsätze, seine Vaterlandsliebe, seine Ehrfurcht für alles rechtlich Bestehende, ihm dies verbieten.

Ihn bestimmt zu diesen seinen Maßregeln nichts als die Ueberzeugung, durch das Institut des Hermes und die Sicherung einer vollständigen Preßfreiheit für dasselbe, etwas dem deutschen Vaterlande und der Literatur Nützliches zu unternehmen, und reine Liebe zur Wissenschaft.

Als die Censurgesetze unter Friedrich Wilhelm II. eine freimüthige Beurtheilung literarischer Werke unmöglich machten, verlegte Nicolai die allgemeine deutsche

Digitized by Google

Bibliothek nach Kiel; als die despotischen Maßregeln und der Censurzwang König Friedrichs von Würtemberg dem Institut der allgemeinen Zeitung keine Sicherheit weiter gewährte und keine Freimüthigkeit verstattete, verlegte der Eigenthümer derselben, der königl. preuß. geheime Hofrath Herr Cotta, selbiges von Stuttgart nach Augsburg. Etwas Aehnliches also unternimmt jetzt der Eigenthümer des Hermes, nicht wegen der an und für sich selbst strengen Censurgesetze im Königreich Sachsen, und noch weniger aus Furcht vor despotischen Maßregeln, die in Sachsen niemand kennt, — sondern aus den allgemeinen oben angedeuteten Rücksichten und Bedenklichkeiten, und um seinem Institute — wenigstens in der Idee — volle Freiheit zu erhalten, da es ihm ohne eine solche nicht mit Vertrauen und Ehre fortbestehen zu können scheint. Vielleicht — und selbst wahrscheinlich — findet man nach aufmerksamer Durchlesung dieses ganzen fünften Stückes, daß die Redaction es gar nicht bedurft hätte, Vorsichtsmaßregeln dieser Art zu treffen, und — daß die Mitarbeiter am Hermes vielleicht noch weniger auf die Indulgenzen des Präsidialvortrags Anspruch machen zu wollen scheinen: — um so besser dann für uns alle, ist hierauf ihre Erwiederung.

Leipzig, den 1. Decbr. 1819.

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redakteur des Hermes.

Digitized by Google

# Hermes.

## Erstes Stück von 1820.

## No. V. *)

### I.

### Die altnordische Literatur in der gegenwärtigen Periode.

Ein eigenes Schicksal hat von jeher diese Literatur getroffen. Sie hat ebensowohl ungewöhnliche Begünstigungen als Widerwärtigkeiten erfahren, und wenn sie sich der regen Theilnahme besonderer Freunde und Anhänger erfreut, bald auch eigensinnigen, nicht zu bekehrenden Widersachern begegnen müssen. Die dänische Regierung, schon längst durch eine freisinnige Unterstützung der Wissenschaften ausgezeichnet, würdigte sie bald nach ihrem Aufleben der Aufmerksamkeit. Bereits in der Mitte des 17ten Jahrhunderts erhielt der Bischof von Skalholt, Brynjolf Svendsen, Anweisung, gute Pergamenthandschriften an die königliche Bibliothek zu senden und Arne Magnäus ward zu Anfang des folgenden deßhalb in besonderm Auftrag nach Island geschickt. Doch ein Theil des Gewinns ging durch unerwartetes Unglück wieder zu Grunde: die reiche Sammlung, die Arne in einem Zeitraume von zehn Jahren mit solchem Eifer gemacht, daß Nichts von Bedeutung auf der Insel zurückblieb, erlitt einen unersetzlichen Schaden durch den großen Brand zu Kopenhagen im Jahre 1728. Die Bibliothek Arne's Resens, des Herausgebers der jüngern Edda, und des Bischofs Vorm wurde zerstört; die Biga Styrs Saga ging dabei im Urtext gänzlich, von der Heidarviga-Saga ein Theil verloren. Die Lücken so gut als möglich wieder auszufüllen, sammelte zwar Arne Magnäus bis an seinen Tod, und bekannt ist die Stiftung, die er zu Gunsten dieser Literatur machte, aber erst in den siebziger Jahren fing sie an in Thätigkeit zu treten. Merkwürdig ist wiederum das Schicksal, das sich der Herausgabe der wichtigsten Denkmäler entgegensetzte. Die Knytlinga-Saga blieb, nachdem sie bereits durch zwei Hände gegangen, liegen, weil Register und Vorrede nicht zu Stande kamen, und die ganze Auflage verdarb bis auf wenige Exemplare. Zwei andere Gelehrte unterziehen sich einer neuen, aber der eine stirbt, der andere wird verhindert wirklich Hand anzulegen. Die lateinische Uebersetzung der ausgezeichneten Njäla-Saga erschien, weil ein paar Bogen vom Register nicht konnten geliefert werden, erst nach 37 Jahren; gleiches Schicksal hatte die Egils-Saga. Zwischen der Herausgabe des ersten Bandes der Edda-Lieder und des so eben vollendeten zweiten liegt ein Zeitraum von mehr als dreißig Jahren und doch ist der Werth derselben und ihre Wichtigkeit für den ganzen germanischen Stamm unbezweifelt sehr groß,

*) der ganzen Folge.



Digitized by Google

Die Erscheinung jenes ersten Theils der Sämundischen Edda (Kopenh. 1787) kann als der Schluß einer immer sehr thätigen Periode, die man etwa mit dem Jahre 1772 beginnt, angesehen werden. Besonderes Leben verliehen ihr vorzüglich: Skule Theodor Thorlacius, Gerhard Schöning und Peter Friedrich von Suhm, jene durch ihre gründliche Gelehrsamkeit, dieser, der vieles umfassende Geschichtschreiber, durch seinen großmüthigen Eifer; er allein hat zehn der wichtigsten Sagen auf seine Kosten drucken lassen, nicht von dem zu reden, was er sonst zur Beförderung dieser Literatur gethan. Hierauf folgte ein Stillstand von 20 Jahren. Aeußere Umstände mögen auch hier nachtheilig gewirkt haben, indessen trägt doch die allgemein verbreitete Gesinnung jener Zeit die Hauptschuld: jene Geringschätzung des Alterthums bei zu großem Vertrauen auf die Kraft des eigenen Verstandes und Scharfsinnes. Nicht das naturgemäß aus innern, angebornen Bedürfnissen entwickelte Leben, wie es die Denkmäler des Alterthums mit seinen Mängeln und Tugenden vor die Augen zu rücken pflegen, schien einer Beachtung mehr werth, noch weniger würdig, Belehrung zu ertheilen; man erwartete alles von der Wirkung eigener, ausgedachter, auf keiner Geschichte ruhender Grundsätze, deren Enge und Kleinlichkeit nicht gefühlt wurde. Wo etwas blos der Gelehrsamkeit anheim fällt und die Beziehung auf das Leben hinweggenommen wird, da trocknet es bald zusammen. Mit dem Sinne für das Alterthum verlor sich auch die Achtung und so kam noch eine moderne, überkritische Ansicht hinzu, welche die ganze Masse jener Ueberlieferungen als taube Spreu schonungslos wegwarf; man glaubte gewonnen zu haben, wenn man überall leere und ganz werthlose Verfälschung sah und die Gränzen der Geschichte eng abstreckte. Göthe hat in seiner Farbenlehre die Nichtigkeit einer solchen Gesinnung mehrmals sehr treffend bezeichnet. Als Repräsentanten derselben können Schlözer und Adelung betrachtet werden. Der Mythologie ging es am schlimmsten, es gehörte ordentlich eine Art von Scharfsinn dazu, um die vielfachen Elemente, die bei der Erfindung und Erdichtung derselben sollten gedient haben, aufzutreiben; während doch ein einziger unbefangener Blick von dem Gegentheile überzeugen und das Wahrhafte, Lebensvolle darin schauen mußte. Im Norden selbst hat zwar diese Ansicht nie gehaftet und Deutschland vorzüglich sich derselben zu schämen, dennoch fehlte es auch dort an wirklicher, reger Theilnahme.

Indessen ganz abgebrochen war auch während jenes Stillstandes der Faden nicht. Noch lebte Thorlacius, der fortfuhr in seinen Programmen die gelehrtesten und schätzbarsten Monographien zu liefern. Sie führen den Titel: Antiquitatum borealium observationes miscellaneae *). In dem Jahre 1795 (wo das specimen quintum erschien) theilte er aus Handschriften den altdeutschen Mühlengesang (Grotta Saungr) mit, ein wichtiges, alteinfaches Lied, worin zwei Riesen-Jungfrauen, Fenia und Menia, sonst ganz als Wahlküren geschildert, nicht etwa das Schicksal der Schlacht weben, sondern auf einer Mühle von gewaltigen, durch sie allein beweglichen Felsensteinen mahlen, was von ihren Gebietern verlangt wird: Gold, Frieden und Glück.

*) Eine Abhandlung von Thorlacius: Ueber die altnordische Rechtssprache, enthalten die Acta societat. reg. Havn. scientiar. 1790, die ich aber noch nicht habe einsehen können.

Digitized by Google

seligkeit. Eine Idee, die sonst in der Edda nicht wieder vorkommt, gewiß aber uralt, vielleicht auch in Deutschland nicht unbekannt war. Das specimen sextum vom Jahre 1799 enthält zwei Bruchstücke aus Höflang von dem berühmten Skalden Thiodolf von Hvine. Das erste redet von dem Kampfe Thors und Hrungers, das zweite von dem Raub der Idunn und dem Tod des Thiasse durch Thors Blitze; das Ganze befaßte ohne Zweifel die Mythen von Thor. Das Gedicht läßt sich mit Gewißheit in die Mitte des 9ten Jahrhunderts versetzen, da Thiodolf am Hofe Harald des Haarschönen lebte; schon deshalb ist es ungemein merkwürdig, indem es zeigt, wie bereits zu jener Zeit sich eine kunstreiche und gelehrte Poesie des Sängerstandes ausgebildet hatte, die zu den einfachen epischen Weisen, in welchen eben das Mühlenlied und andere eddische Gesänge, deren Urheber man nicht kennt, gedichtet sind, einen bestimmten Gegensatz bilden mußte. Das siebente Specimen vom Jahre 1802 ist nicht weniger inhaltsreich. Zuerst wird aus dem Wormischen und königlichen Codex der jüngern Edda, richtiger und vollständiger als er bei Resen abgedruckt worden, der Mythus von Thors Fahrt nach Geirrodagardur mitgetheilt. Dann folgt ein zusammenhängendes Bruchstück, soviel sich nämlich in den Handschriften erhalten, von einem Gedichte des Eilifr Gudrunarson über diese Fabel, welches unter dem Namen Thorsdrapa bekannt ist. Der Dichter, der im 10ten Jahrhundert lebte und zwischen 988 und 996 das Gedicht verfertigte, ist schon so schwer zu verstehen durch die beständigen, gelehrten Umschreibungen, die eine genaue Kenntniß der Mythologie voraussetzen, so wie durch die verwickelte Construction, daß der Scharfsinn des Herausgebers dazu gehörte, um sich durch diese Irrgewinde (Thoriani hujus paeanis giganteos fere maeandros, wie er am Schlusse selbst sagt) durchzuhelfen. Die Anmerkungen sind musterhaft, voll feiner Beziehungen auf die Sprache und Mythologie überhaupt; dahin gehört z. B. was über die verschiedenen Bedeutungen des Loke gesagt wird. Das specimen septimum schließt die Reihe dieser schätzbaren Programme*); indessen ist noch einer andern, an neuen und scharfsinnigen Ideen reichen Abhandlung von Thorlacius zu gedenken, welche in einer dänischen Zeitschrift, dem Skandinavischen Museum (Heft III. S. 1—67, IV. 1—53), etwa im Jahre 1802, sich befindet. Sie ist überschrieben: Von Thor und seinem Hammer, breitet sich aber über die ganze Othinische Religion aus, während sie eine Menge Einzelheiten gelehrt erläutert. Thorlacius nimmt hier an, daß vor der Othinischen Lehre im Norden ein Naturdienst geherrscht, wornach man unter den Göttern die Elemente verehrt habe. Die Asen, durch den Glauben an Seelenwanderungen unterstützt, stellten sich an die Stelle der vorigen Götter und führten Menschen-Verehrung ein. Die widerstrebenden Joten wurden zurückgedrängt auf der einen Seite nach Finnland und dem Eismeere, auf der andern nach Jütland. Der Aukuthor, der fahrende Donnerer, war

*) Es wäre sehr zu wünschen, daß Thorlacius der Sohn eine neue Auflage dieser schwer zu erhaltenden Gelegenheitsschriften veranstaltete. Schon 1779 erschien das erste Specimen, in den folgenden zeichnet sich eine Abhandlung über das altnordische Eherecht, verglichen mit dem römischen, aus; die Anmerkungen enthalten einen Schatz von Erläuterungen der alten Sitten. Sie erschien auch besonders: de matrimoniis veterum borealium tractatus. Hav. 1783.



Digitized by Google

der höchste alte Naturgott, dessen Stelle der asiatische Thor einnahm. Sein Hammer ist das Symbol des einschlagenden Donners; er wahrscheinlich der Gott der Joten, welchen der Asathor besuchte. Sein Weib war die Erde, welche sich nachher Othin zueignete. Thor erhielt dafür die Sif, doch auch in dieser leuchtet die alte Idee von der Erdgöttin, Allmutter, durch. Loke bei den Asen, obgleich aus dem Geschlechte der Joten, ist an die Stelle des Naturgottes Loge (Feuer) gekommen, und vermuthlich ist jener Loke, mit dem er in Urgardarlok in die Wette ißt, sein Vorgänger gewesen. Die Streithämmer und Streitärte, die sogenannten Opfermesser und Donnerkeile, die man in den Grabhügeln findet, konnten weder beim Kampf noch beim Opfer gebraucht werden, die sind blos simulacra armorum, und Thorlacius stellt die Vermuthung auf, daß sie Symbole von Thors Hammer gewesen, welche die Trolde von den Todten abhalten sollten. Thors Hammer aber ist Symbol vom Blitz und die dreifach verschiedenen Steine deuten die dreifache Natur desselben an: die zermalmende, durchbohrende und spaltende. Die Grabhügel, worin sie sich finden, sind demnach älter als die Asalehre und wenigstens 1900 Jahre alt. So beifallswürdig viele Ansichten dieser Abhandlung sind, so wird man doch schwerlich, bei der ganz richtigen Voraussetzung eines früheren, mehr der Natur und den Elementen zugewandten Dienstes, eine solche Absichtlichkeit und künstliche oder listige Einführung der Asalehre durch Othin annehmen dürfen; natürlicher scheint es, sie als eine neue, in der Fortbildung nothwendige, Stufe zu betrachten.

Der Verlust einer Sache pflegt den Werth erst recht deutlich zu machen und die Aufmerksamkeit aufs neue darauf zu richten; dies war auch der Fall, als die zwei berühmten goldnen Hörner im Jahre 1802 entwendet wurden. Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen machte bald hernach (1804) eine Untersuchung darüber zur Preisaufgabe und eine Schrift von dem Professor Peter Erasmus Müller zu Kopenhagen wurde gekrönt: Antiquarische Untersuchung der unweit Tondern gefundenen goldenen Hörner. Aus dem Dänischen übersetzt von W. H. F. Abrahamson. Kopenh. 1806, in 4to. Nachdem der Vf. die Entdeckung der Hörner vorgetragen, giebt er eine vollständige Uebersicht der bisher darüber erschienenen Schriften und geäußerten Meinungen, welche die seltsamsten Vermuthungen enthalten, und erzählt den Diebstahl und gänzlichen Verlust durch Einschmelzung. Was die Erklärung der in Abbildung mitgetheilten Hörner selbst betrifft, so wird der celtiberische Ursprung derselben, nach der Entdeckung des celtiberischen Alphabets durch Tychsen in Rostock als höchst wahrscheinlich behauptet, indem die Buchstaben der Inschrift an dem einen Horn vollkommen damit übereinkämen. Der Vf. glaubt, was sie nun mögen vorgestellt haben: Kriegs- oder Jägerhörner, Trinkhörner, Schmuck eines Götzenbildes oder Tempels, daß sie von celtiberischen Völkerschaften, Fürsten oder Städten einem Tempel oder einer Opferstätte geschenkt, einer oder der andern Gottheit geweiht worden und zwar zu einer Zeit, wo die Römer noch nicht in Spanien herrschten oder noch nicht auf die Bildung dort eingewirkt hatten. Auch daß die Figuren auf den Hörnern abgöttische Bilder und Gebräuche vorstellen, ist im Ganzen wahrscheinlich. Die Erklärung des Einzelnen, so wie der Inschrift kann bei den dürftigen Nachrichten, die wir von den Celtiberern haben, und bei der Rohheit der Arbeit, nur Vermuthungen enthalten, auch nicht darauf hinausgehen, einen allgemeinen Plan und

Digitized by Google

Zusammenhang darin zu entdecken. Doch ist alles mit Umsicht, Fleiß und Gelehrsamkeit behandelt.

Im Jahre 1804 erschien der zweite Theil von Rasmus Nyerup's historisch-statistischer Schilderung des Zustandes in Dänemark und Norwegen in ältern und neuern Zeiten*). Die erste Hauptabtheilung beschäftigt sich mit der Literatur im Mittelalter. Sie enthält eine Uebersicht derselben in ihrer blühendsten Zeit und eine kritische Aufzählung der gedruckten Sagen; ferner: eine Abhandlung über das alte Recht und unter verschiedenen andern Bemerkungen auch S. 159 — 164 Beiträge zur Geschichte des Studiums der altnordischen Literatur; Arngrim Johnsen war der erste, welcher nach der Reformation anfing, auf Island, wo die Wissenschaften ein paar Jahrhunderte wie ausgestorben schienen, alte Handschriften zu sammeln. Nyerup besitzt eine ausgebreitete Belesenheit und unermüdliche Thätigkeit und hat durch seine vielfachen Arbeiten auch die altnordische Literatur nicht wenig gefördert. Ein anderes schätzbares Werk von ihm und Rahbeck: Beitrag zur Geschichte der dänischen Dichtkunst, welches in den Jahren 1800 — 1805 erschien, gehört eigentlich nicht hierher, da mit Peter Laale in dem 15ten Jahrhundert der Anfang mußte gemacht werden, indessen fehlt doch nicht, daß in mancher Beziehung es nach jener Seite Licht verbreitet, auch ist ein Programm vorangegangen (75 S. 8.), welches eine Uebersicht der ältesten nordischen Poesie und ihrer Literatur enthält, Kopenh. 1798, worin zugleich ein Verzeichniß der berühmtesten Skalden vorkommt.

Völlig dagegen gehört hierher der vierte Band jener historisch-statistischen Schilderung Dänemarks, welcher zugleich als ein besonderes Werk: Uebersicht der vaterländischen Denkmäler aus der Vorzeit, wie sie in einem Nationalmuseum könnten aufgestellt werden, im Jahre 1806 erschien. Der erste Haupttheil enthält die Denkmäler des Heidenthums, abgetheilt nach der ganz ungewissen (Fortid) und gewissen (Oldtid) Vorzeit. Der zweite die Runensteine, der dritte begreift das Mittelalter, welches mit dem 11ten Jahrhundert beginnt und mit dem 16ten schließt. Ein Anhang dazu ist R. Nyerup's und S. Abilgaard's Antiquarische Reise in das Aarhus-Stift in den Jahren 1771 und 1807, welche Kph. 1808 herauskam, mit Kupfern von Denkmälern, die jedoch sämmtlich in das Mittelalter gehören.

Um diese Zeit gab der gelehrte Bischof, Fr. Münter, eine Beschreibung der Lethraburg, wie sie im Anfange des 10ten Jahrhunderts sich noch zeigt, heraus. (Lejre i Sielland, Kiöbh. 1806. 8.) Er hat die Stätte selbst betrachtet und untersucht. Traurig ist es, wie die merkwürdigsten Alterthümer allmählig ihrem Untergange entgegen gehen; noch nicht durch die Zeit, der nichts widersteht, sondern durch die leichtsinnige Geringschätzung der Menschen, die nur das nächste Bedürfniß in den Augen haben. Wie Vieles sah noch in der Mitte des 17ten Jahrhunderts Olaus Worm, wovon in seinen monumentis danicis eine Abbildung, freilich nur in Holzschnitt, erhalten ist. Hunderte von Grabhügeln umgeben diesen uralten Königssitz, der seit achtzehn Jahrhunderten in Dänemarks Geschichte genannt wird; hier ruht

*) Wir geben gleich eine deutsche Uebersetzung des dänischen Titels und theilen diesen auch in Zukunft nur in besondern Fällen daneben mit. Es ist hier in der Regel von dänisch geschriebenen Werken die Rede.

Digitized by Google

vielleicht die Asche der Skioldungen und ihrer Kämpfer. Außen vor Lejre streckt sich eine große Sandbank, Hestehöi (Pferdehügel), wo nach der Sage Dan Mikillati's Grabhügel sich befindet. Er hatte ihn selbst aufwerfen lassen und war der erste, dessen Leiche unverbrannt begraben wurde. Den Hügel Harald Hildetand's sah Worm noch vollständig, umgeben mit seinen Steinen, über dem Grabe selbst einen großen viereckigen Stein, so wie man die Abbildung in den monumentis dan. findet. Gebhardi sah 1758, was von den Steinen noch nicht zu Treppen weggenommen, stehen geblieben war; die Titelvignette gibt seine Abbildung der nördlichen Seite. Münter sah im Jahre 1780 das Grab noch in ziemlichem Zustande, aber jetzt ist die Steinkiste abgebrochen und nichts mehr übrig als der Hügel und die Vertiefung, worin das Grab zuvor sich befand. Zu den eigenthümlichen Ideen des Vf. gehört, daß er den Ursprung des Namens Lejre (Ledru nach der alten Sprache) in Hlöder, Löder sucht, wie die ältesten Götter Nordens, vor der Einwanderung der Asen, geheißen hätten. Als die weibliche Form betrachtet er Hlodyn, einen eddischen Namen der Erde, welche er dann mit der deutschen Hludana, nach Thorlacius, (der im dritten Specimen von dieser handelt) in Verbindung bringt. Auch den Ossian wendet er an zu näherer Aufklärung. Der Norden heißt noch jetzt in der Sprache der Caledonier und Irländer Lochlin; Inisthona soll Seeland seyn und unter dem Namen von Annis, Fingals Jugendfreund, der König Dan Mikillati verborgen. Außerdem tritt Münter einer Ansicht bei und führt sie weiter aus, wonach der Sitz der Hertha in Seeland und eben in der Lejre-Mark zu suchen ist. Nicht nur das Local begünstigt die Vermuthung, es spricht auch dafür, daß die Stätte immer heilig war und nach einer Ueberlieferung, deren Ursprung nicht auszumachen ist, wirklich das Hertha-Thal genannt wird.

Noch sind von einzelnen bedeutendern Abhandlungen dieser Zeit anzuführen: Nyerup, über die Edda (in den Schriften der skandinavischen Literatur-Gesellschaft 1807. IV. S. 113 — 191, doch geschrieben im Anfange des Jahres 1808). Sie enthält außer einigen merkwürdigen Stellen aus dem Saxo Grammaticus und der hierher gehörigen Literatur eine mit Sachkenntniß und Genauigkeit abgefaßte Beschreibung der vorhandenen Handschriften der jüngern Edda, deren Hauptcodices drei sind: der Wormische, Königliche und Upsalische. (Wir können hier auf eine Recension in den Heidelberger Jahrbüchern 1811. Nr. 49. 50. verweisen. Werlauffs disputatio de Ario Multiscio. Hav. 1808. 8. enthält die gründlichste Untersuchung über den ältesten isländischen Geschichtschreiber, der um das Jahr 1120 seine Schedä abfaßte, so wie über dessen Schriften. Werlauff's Entwurf einer Geschichte der nordischen Archäologie in Dänemark bis auf die Zeit des Olaus Worm liefert eine nützliche Uebersicht und gute Vorschläge*).

*) Noch sind folgende einzelne Aufsätze anzuführen: Nyerup's Chronologie der nordischen Sagen, Chroniken, Gedichte und ihrer Uebersetzungen. Geschrieben 1799. (In Gräters Bragur II. 354—579.) Nyerup's Brief gegen Abelung in den Erholungen (Skandinav. Museum II. 16—53) Thor und Odin von Abrahamson. (Das. I. 49 — 73.) Freie Uebersetzung der Thorgrim Prudes Sage ins Dänische, von Demselben. (Das. 1800.) Ueber finnische und lappische Religion, von demselben. (Schriften der skandinavischen Literatur-Gesell-

Die bisher genannten Schriften kann man als den Uebergang zu der neuen Periode betrachten, die mit der Erscheinung der Egils-Saga und der lateinischen Ueberſetzung der Nials-Saga und dem Wörterbuche dazu im Jahre 1809, wodurch ſich die Arna-Magnäaniſche Commiſſion wieder in Thätigkeit ſetzte, eigentlich anfängt. Die Nials-Saga war ſchon lange erwartet worden, aber noch im Jahre 1804 ſchien, nach Nyerup's Aeußerung in dem vorhin erwähnten literariſchen Werke, die Hoffnung dazu gering. Ihrer Wichtigkeit iſt ſchon gedacht, ſie nimmt unter den proſaiſchen Sagen eine der erſten Stellen ein. Zwar iſt der Verfaſſer, wie bei dieſen gewöhnlich, nicht bekannt, doch viele Gründe machen es wahrſcheinlich, daß ſie von Sämund Frode herrührt, alſo im Anfange des 12ten Jahrhunderts geſchrieben wurde. Der Vortrag, überhaupt die Darſtellung iſt ſo trefflich, daß man die Unterredungen, denn die dialogiſche Form herrſcht vor, mit anzuhören glaubt; die Charactere ſind in feſten Zügen gehalten und die oft ausgezeichneten und überraſchenden Begebenheiten natürlich und ſchicklich verknüpft. Es iſt nicht ſowohl die Lebensbeſchreibung eines Einzelnen, als die inhaltsreiche Geſchichte eines ganzen von allen Seiten merkwürdigen Stammes. Das Rechtsverfahren in Island wird in den häufigen Verhandlungen deutlich dargeſtellt, überhaupt erhält man von dem öffentlichen Leben, den Sitten und Gebräuchen die klarſte Anſchauung. Welche großartige, edle Geſinnung bricht hier mitten durch die Verwilderungen eines meiſt auf die bloße Naturkraft geſtützten Lebens! Es iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß aus jener Zeit uns Deutſchen auch ein ſolches reiches Bild zugekommen wäre. Die Urſchrift, welche, wie ſchon oben bemerkt iſt, im Jahre 1772 herauskam, war von Olaus Olavius bearbeitet; die lateiniſche Ueberſetzung und das ganz treffliche Wörterbuch rührt von Joh. Jonſonius, die kritiſche Vorrede von Thorlacius her; überhaupt iſt die ganze Behandlung muſterhaft. — Die Egils-Saga befaßt hauptſächlich das Leben Egills, doch fängt ſie ſchon bei ſeinem Großvater an, greift auch überall in die Geſchichte des Landes ein. Sie iſt an ſich ungemein merkwürdig und lehrreich, man ſieht hier deutlich, wie weit und auf welche Weiſe das wunderbare Element den Sagen ſich beimiſchte, da mit unbezweifelten Thatſachen manches Uebernatürliche verbunden iſt, z. B. was von der gegen Gift ſchützenden Kraft der Runen vorkommt; die Geſinnung jener Zeit wußte ſich aber nicht anders auszudrücken. Voll poetiſcher Wahrheit und eigenthümlich iſt die Erzäh-

---

ſchaft IV. 446 — 475.) Schytte, Beitrag zu einem norwegiſchen Idiotikon (Daſ. III. 59 — 112.) Werlauff, curae posteriores zu Abrahamſon's Erläuterung des Glavendrupiſchen Runenſteins. (Daſ. III. 276 — 288.) Nyerup, Ueber das Tryggevälde-(oder Valløe-) Monument und die Höhe, worauf es ſtand; der Runenſtein befindet ſich jetzt zu Kopenhagen, Raſk und Werlauff liefern hier zugleich eine neue Erklärung deſſelben (Daſ. V. 404 — 447.) Schöving, Critiſche Unterſuchung über ein paar Strophen in der Wöluſpá, beſonders über die Stelle, welche von Erſchaffung der Menſchen handelt. (Daſ. VI. 175 — 220.) Es wird dargethan, daß Loke und Häner in einer genauen Verbindung mit Odin ſtanden, und behauptet, daß Lodr ein Schreibfehler für Loptr (d. h. Loke), mithin ein Gott Lodr nicht anzunehmen ſey. Der letzteren Behauptung hat Finn Magnuſſen in ſeiner Schrift über Oſſian widerſprochen.

Digitized by Google

lung, wie Egill im Schmerz über den Verlust eines geliebten Sohnes sich mit seiner Tochter hinlegt, um zu verschmachten, und beide wieder von dem Vorsatz abgewendet werden. Der index rei antiquariae und das glossarium sind noch zurück. — Die unter dem Namen der Floamanna-Saga bekannte Geschichte Thorkils und seiner Vorfahren übersetzte Birger Thorlacius (der Sohn) ins Dänische. (En Nordisk Helt fra det tiende Aarhundrede, Thorgil's kaldet Orrabeens-Stiefsöns Historie. Kiöbenh. 1809. Auch in den Schriften der Skandinav. Lit. Gesellschaft von 1808.) Einleitung und Anmerkungen dazu lieferte Thorlacius d. J. Die Sage selbst fällt ins 10te Jahrhundert und ist spätestens im Anfange des 14ten Jahrhunderts aufgeschrieben. Ihr Inhalt ist wichtig und die Darstellung anziehend, doch erkennt man eine spätere Zeit in der Art, womit das Uebernatürliche eingemischt ist; es greift hier schon mehr in die Begebenheiten ein und erscheint, obgleich mit vollem Glauben daran, als ein Schmuck, welcher besonders Thorgils Thaten im Auslande verliehen wird, während das Einheimische schlicht und ohne solche Beihülfe der Phantasie erzählt wird. Thorgil war das Bild eines edelen nordischen Helden und überhaupt lernt man Sitten und Gebräuche seiner Zeit von mancher Seite kennen: das Verhältniß zwischen Eheleuten, Herrn und Dienern, die Erziehung der Kinder. Zu dem merkwürdigsten gehört die Erzählung von Thorgils Aufenthalt in Grönland (Kap. 20—25), wo man gar wohl die Wahrheit der Anschauung zwischen den wunderbaren Träumen und Hexenerscheinungen erkennt *).

In dieser Zeit war auch die neuere dänische Poesie in ihre Blüthe getreten und zeigte eine vorher nicht gekannte Kraft, Freiheit und Bildung. Eine Einwirkung der deutschen ist dabei nicht zu verkennen, doch in jenem edlern Sinne zu verstehn, in welchem das gegenseitige Heranbilden nahverwandter Völker als etwas wünschenswerthes erscheint. Es ist natürlich, daß die innerlich gehaltreiche, so viele poetische Züge schon entgegenreichende, einheimische Sagengeschichte und Mythologie als Stoff ergriffen und bearbeitet wurde, und daß dieses wieder Einfluß auf genauere und lebendigere Bearbeitung derselben hatte. So gab Nyerup mit gewohnter Aufmerksamkeit auf die Richtung der Zeit eine Uebersetzung der jüngern Edda des Snorre ins Dänische heraus (Edda eller Skandinavernes hedenske Gudelære. Kiöbh. 1808), wie es in der Zueignung ausdrücklich heißt: zu besserem Verständnisse von Oehlenschlägers nordischen Dichtungen. Dennoch bleibt sie auch dem Gelehrten nothwendig, denn ihr liegt, meist durch die Bemühungen von Rask, ein viel besserer und richtigerer Text zu Grunde, als welchen die ohnehin seltene Resenische Ausgabe darbietet. Zu ähnlichem Zwecke lieferte gleich dar if Nik. Fr. Sev. Grundtvig eine Uebersicht der nordischen Mythologie für Gebildete (Nordens Mythologi eller Udsigt over Edbalären for dannede Mänd, er ei selve ere Mythologer. Kiöbh. 1808). Nyerup's Uebersetzung schien ihm, da sie nicht die ältere Edda mit be-

*) Von Erik dem rothen, welcher in diesen Capiteln gleichfalls vorkommt, hat B. Thorlacius nach gedruckten und handschriftlichen Quellen, worunter auch eine Saga Eireks rauda ist, besonders gehandelt in einer academischen Schrift: de Erico Rufo Grönlandiae seculo Xmo inventore; wieder abgedruckt in des Vfs. opusc. academ. T. II. p. 119 — 152.

Digitized by Google

faßte, unzulänglich. Den Werth der eigenthümlichen Ansichten bei dieser Aufstellung kann man nicht beurtheilen, da der Vf. seine Forschungen selbst noch nicht mittheilte; es soll nach seinen eigenen Worten ein in gewissem Sinne populäres Werk seyn.

Bis dahin war es nicht gut möglich, sich der altnordischen Literatur anders als in Kopenhagen selbst zu nähern; theils weil dort die Schätze versammelt waren, theils weil dort allein sich Gelegenheit fand, durch mündlichen Unterricht die isländische Sprache zu erlernen. Ohne diesen Vortheil war man großen Schwierigkeiten ausgesetzt, da es sowohl an einer Grammatik als einem Wörterbuche fehlte. Die schon in der Mitte des 17ten Jahrhunderts herausgekommenen Grammaticae islandicae rudimenta von Runolf Johnsen (bei Hickes wieder abgedruckt und im Auszuge zu Lund 1804, von Sjöborg) förderten nicht, und ein solcher Mangel war bei einer so feinen, in ihren natürlichen Entwickelungen ungestörten Sprache keinen Augenblick zu vergessen. Diesem Bedürfnisse half jetzt Rasm. Chr. Rask und sogleich gründlich ab, man kann sagen, daß er durch seine Anweisung zur isländischen oder altnordischen Sprache (Veiledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog. Kiöbenh. 1811) die Bahn gebrochen, welche die altnordische Literatur andern Völkern, namentlich uns Deutschen, erst zugänglich macht. Er vereinigt Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Beharrlichkeit, und dieß erste Werk, womit er auftrat, zeigt nicht die Natur eines ersten Versuchs. Er hat, ohne Vorgänger benutzen zu können, aus den Quellen selbst geschöpft. Zweierlei zeichnet diese Grammatik aus: erstens die beständige Rücksicht auf die natürliche Entwickelung der Sprache. Rask hat zuerst die Originalität der altnordischen Sprache durch ihre Verschiedenheit von der deutschen in einigen Grundzügen (Gebrauch des Artikels durch Anhängen an den Schluß des Worts, eigenthümliche Form des Passivums) recht dargethan, so wie den wichtigen Satz, daß eben diese Sprache anfänglich den drei Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden gemeinschaftlich gewesen, und die jetzt dort gültigen sich späterhin daraus gebildet und von einander getrennt haben. Sodann: die scharfe und practische Aufstellung der Regeln, die den Gebrauch der Grammatik sehr erleichtert. Wer sich z. B. durch die Paradigmen bei Runolf Johnsen hat durcharbeiten wollen, der wird den Werth von Rask's Eintheilung der Declination fühlen. Wir können hier auf eine ausführliche Anzeige in der Hallischen Allgem. Lit. Zeit. 1812. Nr. 31. 32. verweisen. — Dem andern Bedürfnisse, ein isländisches Wörterbuch, abzuhelfen, war Rask gleichfalls thätig. Die ältern von Magnus Olaffen, Gudmund Andreä und Olaus Verelius sind höchst unvollständig, so daß sie kaum den zehnten Theil des Sprachschatzes enthalten; nicht zu gedenken, daß sie längst aus dem Buchhandel verschwunden und überhaupt selten geworden sind. Ihre im Lexicon sviogothicum berührt nur zum Theil das isländische. Man mußte sich also, ohne jene entbehren zu können, an die den einzelnen Werken angehängten Glossarien halten, unter welchen das zum ersten Bande der ältern Edda und der Niála obenan stehen. Wie viel treffliches sie enthalten und schwieriges sie auflösen, so sind sie doch nur auf besondere Werke und eine gewisse Gattung von Wörtern eingerichtet. Dabei blieb die Unbequemlichkeit, in allen diesen verschiedenen Werken nach einem einzigen Worte herumsuchen zu müssen. Zwar besitzt das Arnamagnäanische Institut Sammlungen zu einem eddischen Lexicon im größten Umfange von John Olaffen von Grundvik, allein diese bedürfen einer neuen, mühsamen Bearbeitung. Dagegen war schon im Jahre 1786 von

Digitized by Google

einem isländischen, bald nachher verstorbenen Geistlichen, Biörn Haldorson, ein völlig ausgearbeitetes Lexicon islandico-latinum von unbezweifeltem Werthe zugeschickt worden. Da nun zwei patriotisch gesinnte Norweger, J. Aall und C. Ancher, die Kosten des Drucks tragen wollten, so übernahm Rask, von P. E. Müller aufgefordert, die Durchsicht der Handschrift, verbesserte sie, verfertigte, von einigen Isländern unterstützt, die dänische Uebersetzung, die den Sinn oft besser ausdrückt, als die lateinische, und endlich vervollständigte er sie durch eigene Zusätze. So erschien im Jahre 1814 zu Kopenhagen in zwei Bänden: Lexicon islandico-latino-danicum Biornonis Haldorsonii ex manuscriptis legati Arnamagnaeani cura R. K. Raskii editum. Praefatus est P. E. Müller. Es hält die rechte, natürliche Mitte in der Aufnahme der poetischen Ausdrücke, die nur ein besonderes Werk ganz umfassen kann, und besitzt jenen Grad von Vollständigkeit, welcher kein Wort aus einem prosaischen Werke des goldenen Zeitalters vergeblich suchen läßt.

Von Peter Erasmus Müller erschienen mehrere Abhandlungen und Untersuchungen, welche die Kenntniß des nordischen Alterthums förderten. Sie zeugen sämmtlich von dem freien, umsichtigen Blick eines durch mannichfache Kenntnisse gebildeten Geistes, der die Hauptpuncte vor allem ins Auge faßt; dabei haben sie etwas ansprechendes und eindringliches, so daß man an die Weise erinnert wird, in welcher unser Herder das Alterthum zu betrachten pflegte. Die erste kleine Schrift: Ueber die Aechtheit der Asalehre und den Werth der Snorreschen Edda. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander. Kopenh. 1811. (das Original: „om Authentien af Snorres Edda" befindet sich in den Schriften der Skand. Lit. Gesellschaft, 1812) gibt einestheils Aufschlüsse und gute Anmerkungen über die äußere Entstehung und Literatur der jüngern Edda, so daß, wenn man Nyerup's vorhin genannte Abhandlung damit verbindet, eine ziemlich vollständige Einsicht darüber erlangt wird. Die jüngere Edda ist darnach ein von mehreren überarbeitetes, manchmal vermehrtes Werk, das den Zweck hatte, Dichter über ihre Kunst zu belehren. Andertheils macht diese Schrift den Versuch, die vielfach angefochtene Aechtheit der Asalehre durch äußerliche, aus der jüngern Edda selbst geschöpfte Gründe darzuthun. Die Kenningar nämlich enthalten fünfhundert Bruchstücke, die einer Reihe von etwa achtzig nahmhaften Dichtern angehören; einige dieser Skalden verlieren sich in das Heidenalter, aber von den meisten weiß man mit Gewißheit, zu welcher Zeit sie gelebt haben. Diese Bruchstücke aber enthalten Anspielungen auf die Mythologie, welche demnach nicht erst später kann erdichtet und erfunden seyn. Was wir hierbei anzumerken haben, ist in den Heidelberger Jahrbüchern 1811, Nr. 49. 50. gesagt. Der innere Beweis geht doch über alle andere und ohne das Gefühl für das Leben und die Wahrheit der alten Mythen würde ein äußerer immer nicht überzeugend seyn und allenfalls auch zur Seite können geschoben werden. Die zweite Abhandlung ist eine gekrönte Preisschrift: Ueber die Wichtigkeit der isländischen Sprache (Kopenh. 1813). Indem der Vf. sich schon auf die von Rask gewonnenen Resultate stützen kann, betrachtet er den mannichfachen Einfluß der altnordischen oder isländischen Sprache auf die jetzige dänische. Die ganze Untersuchung ist mit Umsicht angestellt und durch viele einzelne Ausführungen belebt. Bei der Vergleichung der beiden Sprachen ergibt sich, wie sehr die neuere von der alten gewinnen kann, theils durch eine geschichtliche Stärkung ihrer Elemente, theils weil von dieser

Digitized by Google

das Verständniß der Eigenthümlichkeiten, selbst nicht weniger einzelner Ausdrücke und Redensarten jener eröffnet wird; ja zu einem Gebrauche der Volkssprache leitet die alte gemeinschaftliche Quelle wieder an. Besondere Theilnahme wird erregt, wenn der Vf. den Einfluß der alten Sprache auf Erforschung der ältesten Begriffe und Anschauungen, der Mythen und Gesetze darlegt: solch eine reine, von fremden Einflüssen ungestörte Sprache vermag die Zeugnisse darüber am deutlichsten aufzubewahren. In dem bewegten, thatenvollen, fortschreitenden Leben erkennt der Norden seine Eigenthümlichkeit, darum ist der Begriff des schnellen, raschen, auch der des edlen, rühmlichen und tapfern, und aus einer Wurzel entwickeln sich z. B. framr, kühn; frami, Ruf, Ehre; framaverk, Heldenthat; framadr, gelehrt, berühmt. Reichlich gewährt die alte Sprache Aufschlüsse über die Archäologie und manches schätzbare ist hier angemerkt, z. B. über die Kleidertracht. Dann dehnt der Vf., indem er des Zeugnisses gedenkt, das die Sprache über die Herkunft des Volks enthält, den Blick aus, vergleicht die irländische mit den merkwürdigsten ältern und zeigt ihre Wichtigkeit nicht blos für den verwandten germanischen Stamm, sondern auch für das Französische und das Latein des Mittelalters. In einer dritten, bald darauf folgenden Schrift: Ueber den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie (Aus dem Dänischen von L. C. Sander. Kopenh. 1813) leitet der Vf. die Geschichtschreibung aus der politischen Verfassung und eigenthümlichen Lage der Isländer ab. Er unterscheidet in dem Gange ihrer Entwickelung drei Perioden, eine mythische, historische und fabelhafte. Das heißt die ältesten Gedichte, deren Vf. man nicht kennt, enthielten die Götterlehre und den Mythenkreis der Wolsungen und Giukungen. Dann folgen von namhaften Skalden Lieder, welche die Heldenthaten der Gegenwart besangen und der Nachwelt überlieferten; endlich die Erzählungen der Sagenmänner, die willkürlich und ohne volksmäßigen Grund erweiterten Dichtungen. Der Vf. hat aus den Quellen manches merkwürdige zusammengetragen: über den Zustand und die Lebensweise auf der Insel von der ersten Zeit der Bevölkerung bis zu dem Verluste der Selbstständigkeit, besonders insoweit die Lust an den Sagen und Skaldenliedern darauf Bezug hat. Er neigt sich im Ganzen, wie er auch selbst anmerkt, zu der bedachtsamen, kühlen Kritik, wenn er aber die Begierde, die Sagen kennen zu lernen, aus der Eigenthümlichkeit des politischen Lebens, welches nöthig machte, mit den Thaten und dem Character der Häupter bekannt zu seyn, zuerst herleitet; so muß man doch der natürlichen Neigung eines, an der Erzählung kühner Thaten mit poetischem Sinne sich erfreuenden, Volkes eben soviel, am Ende das meiste Gewicht beilegen. So auch ist die Genauigkeit im Beschreiben der Menschen und Einzelheiten gewiß mehr aus diesem poetischen Leben der Sage, als aus der Nothwendigkeit entstanden, den kommenden Freund oder Feind sogleich zu unterscheiden. Uebrigens wird durch Zeugnisse bewiesen, daß die meisten geschichtlichen Sagen schon vor dem 12ten Jahrhundert niedergeschrieben waren. Im Anfange vertheidigt der Vf., indem er sich auf die vorangegangenen Untersuchungen stützt, siegreich die Ursprünglichkeit und Aechtheit der altnordischen Geschichte, Poesie und Mythologie. — Wir gedenken hier gleich des neuesten und wichtigsten Werks von P. E. Müller, nämlich seiner Sagenbibliothek. (Sagabibliothek med Anmärkninger og indledende Afhandlinger. Förste Bind. Kiöbenh. 1817; und früher schon 1816 zu Berlin: aus der dänischen Handschrift übersetzt von Karl Lachmann. Das Original hat daher einige neuere Zusätze). Ein in jeder Rücksicht

Digitized by Google

zeitgemäßes und lobenswürdiges Unternehmen, auf welches der Vf. auch schon in der vorhergehenden Schrift (S. 83.) hingedeutet hatte. Er fängt nämlich hier an von allen, auf unsere Zeit gekommenen, nordischen Sagen, welche bis auf wenige Ausnahmen auf der öffentlichen Bibliothek in Kopenhagen in Handschriften zusammengebracht sind, eine Uebersicht zu liefern. Zwar ist schon verschiedentlich davon Nachricht gegeben worden, zuletzt noch in der Vorrede zu Biörn Halldorsons Wörterbuch, aber noch niemals genügend oder vollständig; hier wird nicht blos ein Titel, sondern der Inhalt selbst nebst einleitenden Abhandlungen im Auszuge mitgetheilt. Bis also einmal alles von Bedeutung wird gedruckt seyn, wohin es unter den günstigsten Verhältnissen sobald noch nicht kommen kann, muß diese Bibliothek als ein unentbehrliches Hülfsmittel betrachtet werden, und auch hernach noch behält sie, als Uebersicht, ihren Werth. Die Sagen sind hier nach dem Inhalt in drei Hauptclassen abgetheilt und dieser erste Band enthält diejenigen, welche Island selbst und die mit der Insel zunächst in Verbindung stehenden Länder, die Orkender, Faröer und Grönland betreffen. Sie bilden eine zusammenhängende Reihe, wobei nach festen Gesetzen das frühere von dem späteren sich unterscheiden läßt. Die meisten davon sind ungedruckt und wenig bekannt, zumal im Auslande. Die Sagen sind hier nach dem natürlichsten Grund, nämlich nach dem Zeitalter, in welchem sie niedergeschrieben sind, geordnet. Voran geht eine Untersuchung, welche mit Umsicht die Gründe angibt, wornach ihre Glaubwürdigkeit im Allgemeinen bestimmt werden kann und die lehrreiche Einleitung bemerkt ihre Wichtigkeit nach verschiedenen Rücksichten. Uebersieht man die hier gelieferten Sagen, so stellen sie ein Ganzes dar, dessen einzelne Theile sich gegenseitig verbürgen und bedingen, und das von demselben Geiste belebt wird; dieß ist der lebendigste Beweis für ihre Wahrheit und darum wird sie niemand bezweifeln, man müßte denn zu jenen Zweiflern von Profession gehören, die überall einen Punct finden, wo sie ihren Stachel einzudrücken wissen. Der Vf. hat es sich angelegen seyn lassen, jedesmal die merkwürdigsten einzelnen Züge herauszuheben und vielfach wird dadurch das Privatleben und die öffentliche Verfassung der Isländer aufgeklärt (weshalb zu wünschen ist, daß der Vf. ein Sachregister dafür ausarbeiten läßt). Es sind fast lauter Familiengeschichten, aber aus dem Zusammenleben der einzelnen Familien entwickelte sich der eigenthümliche Zustand des Landes und ebendarum berühren einzelne Fäden fast immer wieder das Gemeinschaftliche oder verflechten sich damit. Ein Zusammentreffen von Umständen, wie es sich so leicht nicht noch einmal wiederholen wird, machte allein diese Geschichtschreibung möglich. Wäre nicht aus dem Mutterlande mit der Sprache auch lebendige Sitte und Recht hinüber gegangen, die starke Kraft, die ohne alle äußerliche Beschränkung dort walten konnte, würde in die größte Verwilderung gesunken seyn; so leuchtet aber zwischen den Grausamkeiten, wozu eine nie einschlafende Blutrache beständig wieder anregte, oft ein Edelmuth, welcher den Vorwurf der Gemeinheit und Verworfenheit wegnimmt.

Der zweite so eben herübergekommene Band der Sagenbibliothek (Kopenh. 1818. 675 S.) enthält zuerst mythische Sagen, die der nordischen Zeit, vor Islands Anbauung, zugehören; also die Sagen von den Volsungen und Giukungen. Schon allein die Quellen, die hier geliefert werden, theils vervollständigt, theils ganz neu, machen das Buch unentbehrlich. Die Volsunga-Norna-Gests- und Wilkina-Saga sind genau und wegen ihrer Wichtigkeit weitläuftiger

Digitized by Google

ausgezogen. Zwar besitzen wir alle drei bereits gedruckt, allein die Handschriften, die dem Verfasser zu Gebote standen, lieferten wichtige Nachträge. Der Inhalt dieser Sagen ist, zur Erleichterung der Uebersicht, in Abtheilungen, die sich von selbst ergaben, aufgestellt, und eine jede dieser Abtheilungen mit reichhaltigen Bemerkungen begleitet; einer besondern Beurtheilung fällt es anheim, Zusätze und Erinnerungen dabei zu machen. *) Da die Volsunga-Saga mit den entsprechenden Eddaliedern, aus welchen sie zum Theil einen Auszug enthält, zusammengestellt wird, sind auch diese berücksichtigt. Es ergibt sich, daß noch außer dem Karalied, dem alten Lied von Gudrun und einem alten Hamdismál, welche ausdrücklich genannt werden, auch ein Gesang von Sigurds Jugend und dem Zank der Königinnen verloren ist. Die Abfassung der Volsunga-Saga wird in das 13te Jahrh., der Nornagests-Saga in die Mitte des 14ten Jahrh. gesetzt. Die Eddischen Lieder in der Gestalt, in welcher sie auf uns gekommen, gehören in das 8te Jahrh.; die ältere Grundlage, auf die sie selbst ausdrücklich hindeuten, muß zwischen das 4te und 6te Jahrh. fallen. Das Völundslied ist für das älteste zu halten, dagegen wird behauptet, das dritte Lied von Gudrun sey im 12. Jahrh. erst abgefaßt, gewagter ist die Vermuthung: von Sämund selbst. (Gunnar's Slagr ist eine Nachahmung aus dem vorigen Jahrhundert.) Ueber die Vilkina-Saga hat der Vf. hier zuerst lang entbehrte Untersuchungen angestellt und viel Neues und Schätzbares bemerkt. Nach seiner Ansicht ist sie im 14ten Jahrh. zu Bergen in Norwegen aus den Erzählungen deutscher dort sich aufhaltender Kaufleute von einem Isländer zusammengesetzt und mit einzelnen nordischen Zügen vermischt. Die Stellen, welche in der Sage selbst über ihre Quellen vorkommen, sind durch wichtige, hier zum erstenmal mitgetheilte Varianten aus den Handschriften deutlicher geworden. Diese Ansicht von der Entstehung der Vilkina-Saga ist zwar bequem, die vorkommenden Anklänge und Zusammenstimmungen mit der nordischen Dichtung äußerlich zu erklären, darf aber noch nicht als eine ausgemachte Wahrheit betrachtet werden. Wie manches bleibt zu bedenken; wenn z. B. behauptet wird, der geographische Irrthum der Vilkina-Saga, wornach der Rhein und die Donau zusammenfließen, könne nur von einem nordischen Bearbeiter herrühren, so läßt sich anführen, daß selbst in dem Nibelungenliede, dessen Ausdruck doch ohne Vergleich sorgfältiger ist, als in der Vilkina-Saga, ein Mangel von geographischer Kenntniß sichtbar sey, sogar über die Gegend von Worms, wo sich doch ein Theil der Geschichte zuträgt. Sodann ist der Verf. zu sehr geneigt, dem Sammler der Vilkina-Saga willkürliche Bearbeitung zuzuschreiben, welche doch nicht in dem Geiste einer solchen geraden Auffassung der Ueberlieferung zu liegen scheint. So erblickt er in Sigurd's Geburt und Jugend nur eine absichtliche Entstellung des Nordischen; uns scheint der Aufzeichner der Sage auch hier der deutschen Quelle gefolgt zu seyn, welche mit der Sage von Siegfried und Genoveva in Verwandtschaft stand. (Deutsche Sagen, I. 280.) Es ist überhaupt für den Vf. ein schwieriger Punkt, wenn die eigenthümlich nordische Sage in Deutschland Spuren des Daseyns äußert. Wichtig sind die im Druck fehlenden, hier aus

*) Einen von mir herrührenden Irrthum, ob er gleich schon vielfach angeführt ist, will ich selbst noch einmal anmerken. Die S. 167 aus dem Tristan genommene Stelle bezieht sich nicht auf den Wieland der Fabel, wilint heißt darin nicht mehr, als: weiland, olim.

Digitized by Google

einer Handschrift zuerst mitgetheilten Capitel der Vilkina-Saga. Es wird darin Dieterichs Kampf mit dem Drachen erzählt. Dies ist, wenn gleich kurz, doch dem wesentlichen Inhalte nach übereinstimmend, die Sage Ottnits und Wolfdieterichs im Heldenbuche, wie sie auch schon in einem Liede der Kämpe-Viser vorkommt. Ferner: von Heimers Thaten und Tod, so wie endlich auch die Sage von Dieterichs wunderbarem Ende erzählt wird. — Außerdem öffnet der Vf. noch zwei neue Quellen, wofür wir ihm großen Dank schuldig sind: die Darstellung der Fabel in der Hvenischen Chronik aus der Handschrift (S. 408—413) und einen Inhalt der noch jetzt auf den Färöischen Inseln lebenden Lieder (S. 422—429.) Beide zeigen eine eigenthümliche Vermischung der deutschen und nordischen Sage. Die Färöischen Lieder verdienen noch besonders bekannt gemacht zu werden.

In drei verschiedenen Abhandlungen ist das Alter der Volsunga-Saga, der Ursprung und die historische Bedeutung des ganzen Fabelkreises, so wie dessen Ausbreitung und Fortpflanzung im Norden untersucht. Man kann dem Vf. nicht nachsagen, daß er die merkwürdige Natur und das Wesen der Ueberlieferung verkenne, und es findet sich bei ihm keine Spur jener hochmüthigen Geringschätzung derselben. Da die Volsunga-Saga sichtlich auf den Eddaliedern beruht, diese wiederum auf einer ältern Grundlage und in den Gedichten des 9ten Jahrh. bereits Dichterbilder aus dem Fabelkreis vorkommen, so war schon aus äußern Gründen mit Sicherheit der Schluß zu ziehen, daß die Sage im Norden bereits in der frühsten Zeit, so weit die Zeitrechnung geht, vorhanden gewesen. Allein der Vf. bleibt dabei nicht stehen; er glaubt, daß der den Deutschen sowohl als den Nordländern gemeinschaftliche Grundstoff, aus den alten Wohnsitzen mitgebracht, älter als die Einwanderung der Asen im Norden sey. Er erkennt auch, daß an eine historische Wahrheit, selbst wenn ein äußerer Schein dafür spräche, nicht zu denken sey. Endlich gibt er eine in jedem Falle sinnreiche Hypothese (S. 365 ff.) über den Ursprung der Mythe durch einen goldströmenden Fluß und über die Verknüpfung derselben mit dem Rhein und Attila, durch welche Namen schon deutscher Boden bezeichnet wird. Er läßt nämlich die Sage nach und nach an einen dargebotenen Punct sich anlegen und anreihen. Dieser ist aber das Hervorsuchen des Erzes aus den Fluthen eines goldreichen Flusses (des Rheins, in allgemeiner Bezeichnung eines Stroms). Die Menschen fragen bei der mühsamen Arbeit, wer das Gold in das Wasser geworfen? Die wahrscheinliche Antwort ist: Mißgunst, die den Schatz entziehen wollte. Es entsteht die weitere Frage: wer es gesammelt hatte? Jetzt kommt der auf dem Golde ruhende Fafner in die Sage. Der den Muth hatte, das Gold bei dem Drachen zu holen, mußte ein von den Göttern abstammender junger Held seyn: damit tritt Sigurd in den Kreis. u. s. w. Diese Ansicht hat auf den ersten Blick etwas einladendes, weil sie die Sache sehr begreiflich macht, aber es ist doch nicht zu leugnen, man erklärt damit den Inhalt der Mythe für etwas stückweise entstandenes, an äußeren zufälligen Verhältnissen entwickeltes; man betrachtet sie nicht als etwas aus einem lebendigen Mittelpunct nach innerer Nothwendigkeit erwachsenes. Sie hätte leicht unter andern Zufällen einen völlig verschiedenen Inhalt bekommen können; wenn man z. B. nur die eben so natürliche Idee gehabt hätte, das Gold sey vor Feinden in den Fluß versteckt worden, so wäre die Frage gewesen: wer waren diese Feinde? wen verfolgten sie? Man muß dann auch behaupten, daß, nachdem sie sich an allem dem, wovon sie gerade berührt wurde, entwickelt, sie als etwas fertig gewor-

Digitized by Google

denes in bestimmter Gestalt der Ueberlieferung anheim gefallenes zu betrachten wäre, so daß alle weitere und spätere Abänderungen nur als Verschlechterungen und Mißverstand könnten angesehen werden. Kurz sie wird etwas lebloses. Glaubt man dagegen, der Inhalt der Mythe sey eine ursprüngliche von allem zufälligen freie Idee, welche auf verschiedenartige Weise in dieser oder jener Form sich zu äußern und auszudrücken strebt, so erscheint sie in einem unerschöpflichen Leben, das hervorbringt, verlischt und von neuem wieder aufleuchtet. Da eine solche Idee etwas gemeinsames ist und nicht einem Einzelnen allein kann verliehen seyn, so folgt, daß sie auch nur in dem Bewußtseyn des ganzen Volks vollständig vorhanden ist. So wichtig der Unterschied zwischen früherer und späterer Auffassung ist, so wirkt er doch schädlich, wenn man eine Aeußerung bloß darum, weil sie bei einer früheren Gestaltung sich nicht findet, als einen falschen Zusatz verwirft; vielleicht war sie gerade eine der ältesten. Alles, was von der Mythe in Lied, Sage, Bild hervortritt, ist Bruchstück, aber es steht immer in Zusammenhang mit dem nie vollständig ausgesprochenen Ganzen. Eben so nachtheilig ist, wenn man aus verschiedenen Recensionen eine als die ächte herausuchen will. Dies ist ein Punct, worin wir uns bestimmt von dem Vf. trennen, und insofern scheint es uns auch, als habe er zwar das äußere Daseyn und Leben der Sage, aber ihr inneres nicht recht anerkannt. Aehnlich, wenn er bei Bestimmung des Alters sich mehr auf äußere Zeugnisse (von welchen, so wichtig sie auch sind, die rechte Zweifelsucht sich doch nicht stören läßt), als die innere Natur der alten Lieder stützt. Darum stimmen wir auch nicht bei, wenn der Vf. (S. 67) den zweiten Besuch Sigurds bei Brynhilde, wovon die Eddalieder nichts wissen, ferner die Sage von der Aslauga (S. 97.) als die ungehörige, willkürliche Erfindung eines Bearbeiters der Volsunga-Saga ansieht, obgleich allerdings eine Wahrheit darin liegt, wenn man diese später getriebenen Zweige einen Anwachs oder Zusatz nennt. Der Schluß des Vf., welcher doch eigentlich nur darauf beruht, daß die ältern Recensionen nichts davon sagen, (bei der Ragnar-Lodbroks-Saga wird hernach zugegeben, daß die Verbindung mit Aslauga alt sey,) denn einiger Widerspruch in äußern Dingen zeugt eben von dem Uebergewichte des innern Zusammenhangs, dieser Schluß ist an sich so mißlich, als der gegen den Kesselfang (S. 318); denn kommen auch sonst die Ordalien im Norden nicht vor, so kennt auch der auf uns gekommene altnordische Rechtsgang nicht die Mordsühne (wohl aber der altdeutsche), welche in Otters Bedecken mit Gold von der alten Mythe dargestellt wird. — Man darf bei der verschiedenen Ausbildung der Mythe nicht vergessen, daß allen dieselbe Idee unterliegt; die Anklänge also, die wir in der deutschen von der nordischen Recension und umgekehrt wahrnehmen, sind fürs erste nicht durch äußere Umstände hinüber getragen, sondern es sind eigene Töne, noch übrig, um die ursprüngliche Einheit kund zu thun. Gerade so zeigt sich bei stammverwandten Sprachen die Fähigkeit, welche in der einen sich ausgebildet, bei der andern nur in schwachen Spuren. Wie will man sich z. B. die beim Marcellinus comes (unter Justinian), beim Chronographus Saxo und in einem spätern Gedichte (s. die Zeugnisse im ersten Bd. der altd. Wälder und im dritten die Nachträge) wieder mit der nordischen übereinstimmende Sage von Attila's Tode sonst erklären? Auch das nach dem Norden sich neigende Lied von dem hörnen Siegfried halten wir nicht für eine willkürliche Entstellung eines spätern Bearbeiters, sondern für eine im Bewußtseyn halb erloschene einheimische Sage. Daß es eine lebendige Vereinigung der deutschen und nordischen gegeben,

Digitized by Google

zeigen eben die so merkwürdige Hvenische Chronik, die Färöischen Lieder und die Kämpe-Viser, und der Vf. hat Unrecht, wenn er diese Vermischung durch äußere Anlässe herbeigeführt glaubt. Von beiden Fällen, die er bei der Hvenischen Chronik annimmt, daß sie entweder willkürliche Bearbeitung von deutschen Sagen sey, oder daß sie erst später durch die übersetzten Lieder im Munde des Volks sich gebildet, geben wir keinen zu. — Auch gegen die ungarischen Ueberlieferungen ist (S. 350) zu schnell abgesprochen, sie sind aus keiner Chronik oder sonst woher geborgt, wie eine genauere Nachricht davon in den Altd. Wäldern, I. 252—65 wohl zeigt. Der Verf. denkt sich eine Chronik als Quelle, welche dem italienischen Codex ähnlich gewesen, woraus Cochläus in der vita Theodorici eine Stelle anführt. Diese Annahme eines ital. Codex ist indessen auch schon ein Irrthum, denn diese (S. 90) angeführte Stelle gehört in das Chronicon Ursbergense des Conrad von Lichtenau, aus welchem sie nicht einmal vollständig in jene Handschrift des Jornandes eingetragen war (s. Altd. W. I. 289).

In der vierten Abhandlung, welche die deutsche Sage betrachtet, kommt eine Vergleichung derselben mit der nordischen vor. Dem Inhalte nach ist die letztere gewiß reiner und ursprünglicher und in sofern älter als das Nibelungenlied; dagegen hätte auch der herrlichen epischen Ausführlichkeit darin, die es dem menschlichen Gefühl so nahe rückt, als eines eigenthümlichen Vorzugs sollen gedacht seyn. Der Vf. nennt das Nibelungenlied romantisch im Gegensatz zu den „mythischen" Eddaliedern; wir pflegen es gerade unsern romantischen Dichtungen entgegen zu setzen. Doch darüber würde der Streit am Ende nur ein Wort betreffen. Allein was sonst über dieses Gedicht behauptet wird, daß es, namentlich den eddischen Liedern gegenüber, Kunst-Poesie sey, daß es von einem einzigen Dichter herrühre, der nach Gesetzen und durch Reflexion geleitet, es gedichtet und willkürlich verbunden: dagegen wird der Vf. vielfach Widerspruch erfahren. Er hat sich wenigstens für eine Ansicht entschieden erklärt. So viel muß er, da er Lachmanns Untersuchungen kennt, zugeben, daß es immer hart sey, einem so ausgezeichneten Dichter solche Mängel, Widersprüche und Ungleichheiten zuschreiben zu müssen. — Aus dem bloßen Umstande, daß sich in dem alten Hildebrands-Liede schon eine unhistorische Verbindung zwischen Dieterich und Attila (es steht im Text blos: Hunnenfürst) zeige, den Schluß zu ziehen (S. 343), daß die älteste Form im Deutschen jünger sey, als die nordische in den Eddaliedern, ist gewagt. Wären die libri teutonici mit den hierher gehörigen Liedern von Ermenrich, deren Frodoardus (um das Jahr 1000) gedenkt, vorhanden, so würde erst das Verhältniß zu den nordischen richtig können eingesehen werden.

Da wir nur die Ansichten des Vf. im Ganzen berühren konnten, so ist noch ausdrücklich anzumerken, daß viele scharfsinnige Einzelheiten vorkommen und manches ganz neu entdeckte. So finden sich schätzbare Hinweisungen über die Ausbreitung und das Alter der Sage von dem Schmied Wölund. Die bekannte Stelle aus der Heimskringla, welche fälschlich auf eine Vorstellung der Sage zu Byzanz gedeutet wurde, ist (S. 392 ff.) in ihr rechtes Licht gestellt. Eine merkwürdige auf die Sage sich beziehende Stelle aus einer noch ungedruckten Drapa, welche die Königin Gunhild auf den Tod Erichs Blutaxt in der Mitte des 10ten Jahrh. dichten ließ, wird mitgetheilt und eine andere aus dem angelsächsischen Gedicht von den Skyldingen durch die richtige Interpretation von Rask erst gewonnen. Auch der allerdings auffallende Um-

Digitized by Google

stand, daß Saxo Grammatikus nichts von der Volsunga-Saga hat, (doch aber von Helge, dem Hundingstödter,) ist angemerkt und besprochen.

Der übrige Theil dieses starken Bandes giebt (von S. 430 an) Nachricht von 30 andern, zum Theil ungedruckten Sagen. Nämlich von denen, welche noch zu den mythischen gezählt werden, von den romantischen in drei Classen und von drei in neuern Zeiten gedichteten. Es ist hier noch von sehr bedeutenden, z. B. der Ragnar Lodbroks, Rolf Krakes und Hervarar-Saga die Rede. Es ist wohl zu merken, daß fast jede durch ihren Inhalt ausgezeichnete Sage sich als eine jüngere Ueberarbeitung einer älteren Grundlage darstellt.

Der zukünftige dritte Theil der Sagenbibliothek, womit sich das Werk schließt, wird diejenigen Sagen umfassen, welche von Begebenheiten handeln, die nach der Ansiedelung auf Island in Skandinavien und den umliegenden Ländern sich zugetragen. Hier werden die Quellen der Heimskringla untersucht und als Anhang wird eine Uebersicht von den Romanen geliefert, welche aus dem Französischen, Englischen, Holländischen und Dänischen übersezt sind.

Gegen P. E. Müllers Ansicht von den goldenen Hörnern ist ein Buch von dem Pfarrer Knud Henneberg gerichtet, welches 1812 zu Kopenhagen erschien: Was ist die Edda? oder raisonnirende, kritische Untersuchung über die beiden bei Gallehuus gefundenen goldenen Hörner. Der Verf. nimmt an, daß auf dem einen Horne Balders Träume, sein Tod und Lokes Strafe dargestellt werde, und ist nicht abgeneigt zu glauben, daß es von Odins selbsteigner Hand in seinem hohen Alter zwischen 413 bis 417, eh er sich tödten ließ, verfertigt sey. Von dem andern vermuthet er, daß es die aus der Volsungen-Sage bekannte Gubrun geopfert und daß sie selbst, nebst Saurle Hamber und Erpur, auch Swanhild und Jarmerich darauf abgebildet seyen. Beide Goldhörner aber sollen sogar ein Theil von dem berühmten Schatze Fafners gewesen seyn. Das ganze übrigens von Gelehrsamkeit und Scharfsinn zeugende Buch ist voll wunderlicher Behauptungen und Voraussetzungen*). Ein Anhang bestreitet die Hypothese von einem dreifachen Odin.

Im Jahr 1812 erschien der erste Band der Antiquarischen Annalen, von der königlichen Commission zur Aufbewahrung der Alterthümer in Kopenhagen ausgegeben. Der zweite Band ist 1815 und das erste Heft des dritten Bandes 1817 fertig geworden. Schon im Jahr 1807 war, vorzüglich auf Nyerups Betrieb, dessen Thätigkeit und Liebe für das Vaterländische bei jeder Gelegenheit sich äußert, eine Commission zur Erhaltung und Sammlung der Alterthümer ernannt und ein Lokal dazu bestimmt worden. Daß Münter und die damals noch lebenden Alterthumsforscher Thorlacius d. V. und Abrahamson dabei nicht fehlten, versteht sich von selbst. Wie einfach und natürlich der Gedanke in einer Zeit ist, in welcher die alten Denkmäler schneller dem Untergange entgegen eilen, so bleibt doch die Verdienstlichkeit der wirklichen Ausführung, da man weiß, wie wenig oft gerade das erste und nothwendigste bedacht wird. Aus dem Berichte an den König vom Jahr 1809, welcher im ersten Heft abgedruckt ist, ergiebt sich schon, wie fruchtbar und nützlich die Anstalt geworden; ein zweck-

*) Es hat einige Streitschriften erregt, die Nyerup in dem mythologischen Wörterbuch S. 42 nachweist.



Digitized by Google

mäßig abgefaßtes Circular, welches die Hauptpunkte, auf welche sich die Aufmerksamkeit vorzüglich richten müßte, angab, wurde verbreitet, und sehr gut war, daß man besonders die Geistlichen in beiden Reichen zur Theilnahme einlud. Wäre schon zu Zeiten des Olaus Worm in der Mitte des 17. Jahrhunderts eine solche Vereinigung zu Stande gekommen, wie viele merkwürdige Alterthümer würden sich nicht zerstreut oder versteckt haben, wie viele würden erhalten und nicht unwiederbringlich verloren seyn. Sobald sich eine gewisse Achtung und Scheu davor verliert, so wird bei rohen Menschen jene blinde und barbarische Zerstörungslust von nichts mehr zurückgehalten; die sich besser dünken, verbrauchen sie zu gemeinen Zwecken und zerschlagen alte Bilder oder die Ueberbleibsel herrlicher Architektur, um mit den Steinbrocken die Wege zu bauen. Die Annalen, welche der König auf seine Kosten erscheinen läßt, sind bestimmt, das Gesammelte gemeinnützig zu machen. Sie enthalten eingelaufene Berichte, welche die alterthümlichen Gegenstände eines Sprengels beschreiben, Aufzählung des bisher zusammengebrachten, vorzüglich aber Untersuchungen und Abhandlungen; jedesmal sind die nöthigen Kupfertafeln zugefügt. Man kann nicht sagen, daß die Gränzen eng abgesteckt wären, im Gegentheil, was nur auf das Alterthum Bezug hat, wird aufgenommen, selbst die spätere Zeit, z. B. Ueberbleibsel des catholischen Kultus, Rauchfässer, Weihkessel, Heiligenbilder, werden noch berücksichtigt, während die Sagen in der Gegend von Aix in der Provence über die Cimbern und Teutonen, die Marius 100 Jahr vor Christi Geburt besiegte, gleichfalls einen Platz finden. Zu den schätzbarsten gehören die Beschreibungen und Erläuterungen einheimischer Monumente. Thorlacius lieferte im ersten Bande die Beschreibung eines merkwürdigen Steinkreises im Christiansands-Stift aus dem 10ten oder 11ten Jahrhundert; B. Thorlacius im zweiten Band, die eines seltsamen unterirdischen Baues, bis jetzt völlig räthselhaft, so manches der Art sich auch erhalten hat. Daselbst handelt Münter das schon vielfach besprochene Kivike-Monument ab, und im neusten Heft die auf Bornholm befindlichen celtischen Rokkesteine, die in Westen so häufig, in Deutschland völlig unbekannt, dagegen im Norden (denn auch in Norwegen befindet sich einer, und der Sage nach verschiedene in Schweden) am merkwürdigsten sind, weil, soviel bekannt, die Druiden nie mit ihrer Lehre dorthin drangen. Joh. Paludan, Beschreibung zweier aufgegrabener Riesenkammern auf Moen. Palnatokke's Grabhügel in Fyen von Wedel Simonson, nebst den noch lebenden Sagen darüber, in welche sich offenbar jene vom wilden Jäger eingeflochten haben. — Auf die Runensteine ist vorzüglich Rücksicht genommen. Olaus Worm hatte, als er die monumenta danica herausgab, mit großem Fleiß gesammelt, aber in einem Zeitraum von beinahe zweihundert Jahren haben sich neue gefunden und in Dänemark weiß man jetzt von mehr als zwanzig damals unbekannten Runensteinen. Besonders in den letzten Jahren sind drei merkwürdige entdeckt worden: der Falsterſche, Glavendrupiſche und Snoldelevſche. Der zweite ist früher schon von Abrahamſen und Werlauff erläutert; von dem ersten liefert Werlauff hier (B. I.) eine Abhandlung und Abbildung. Er unterscheidet sich dadurch von allen andern, daß in ihm der Todesmonat angegeben, auch finden unten Vertical-Runen, die Worm noch nicht kannte, wo nämlich eine einzige Linie als Basis dient für mehrere von oben nach unten zu lesende Runen eines oder auch mehrerer Wörter. Der Snoldelevſche Stein ist gleichfalls (B. I.) durch eine Zeichnung mitgetheilt und zwei Abhandlungen von Abra-

Digitized by Google

hamſon und Thorlacius d. B. enthalten Muthmaßungen über dieſe ſchwer zu erklärenden Runen und die dabei befindlichen Symbole, wozu im letzten Heft (B. III.) eine neue Auslegung von Finn Magnuſſen kommt. Ferner ſind erläutert von Thorlacius zwei ſchleswigiſche Runenſteine (B. II.); von Raſk: der Bryndersleviſche (B. III.); von Abrahamſon die Runen auf Holz, die ſich in der Winje-Kirche, im Stift Chriſtianſand, befanden und etwa 600 Jahr alt ſind (B. I.). Derſelbe hat in einer beſondern Abhandlung (B. II.) die Eigenthümlichkeiten der Runenſteine überhaupt in einer Ueberſicht nützlich zuſammengeſtellt. Auch über die auf den Runenſteinen vorkommenden Kreuzeszeichen hat er (B. I.) eine Abhandlung geliefert, wornach er nicht das chriſtliche Kreuz darin ſieht, ſondern vier der ſogenannten Donnerkeile, zufolge der Hypotheſe von Thorlacius, Symbole von Thors Blitz, nach den vier Himmelsgegenden zuſammengelegt. Er glaubt, dieſe Erinnerung an Thor habe auch in der chriſtlichen Zeit noch fortdauern können, weil dieſe Zeichen gegen die Trolde gerichtet geweſen, die ſich im Aberglauben des Volks forterhalten.

Wir wenden uns wieder zu dem Jahr 1812 zurück, welchem C. Chr. Werlauff die Vatnsdäla-Saga und Sage von Finboge dem Starken (Kopenh. in 4to) mit einer däniſchen Ueberſetzung herausgab. Die Koſten trug derſelbe J. Aal, welcher nachher auch die Erſcheinung des Biörn Haldorſ. Wörterbuchs beförderte. Beide Sagen ſtehen durch ihren Inhalt in Verbindung und konnten daher ſchicklich zuſammengerückt werden, doch iſt das Leben von Finboge ſpäter abgefaßt. Iſt die Vatnsdäla-Saga an innerm Werth der Njäla und Eigla nicht völlig gleich zu ſetzen, ſo folgt ſie doch nach jenen und gewährt immer ein treffendes Bild von den Menſchen und Sitten jener Zeit. Sie gehört zu denjenigen Sagen, welche ſich mit der Geſchichte eines Stammes in einem gewiſſen Diſtrict beſchäftigen. Mit Ingemund des Alten Herkunft (geb. um das Jahr 858) fängt ſie an, erzählt ſeines Vaters Geſchichte in Norwegen, ſeine eigene und ſeiner Söhne Thaten in Irland im Vatnsdal, wo er ſich niedergelaſſen, und endigt mit dem Tod des Thorkell Krafla's, eines Enkels ſeiner Tochter, im Jahr 1000. Die Sage von Finboge dem Starken dagegen enthält blos eine Biographie und befaßt das Leben eines Helden von ſeinem erſten Daſeyn, bis zu ſeinem Tod; was erzählt wird, hat Bezug auf ihn, und von ſeinen Nachkommen wird nur das allernöthigſte geſagt. Sie iſt weniger glaubwürdig, d. h. als eine ſpätere Sage poetiſch erweitert.

Gleichfalls in dieſem Jahr 1812 erſchienen zu Kopenhagen: Populäre Aufſätze, das griechiſche, römiſche und nordiſche Alterthum betreffend, von Birger Thorlacius (überſetzt aus dem Däniſchen von L. C. Sander). Zwei gehören davon hierher. Bemerkungen über die noch jetzt in Dänemark ſich befindlichen Hügel und Steinkreiſe. Es ſind hier die bis jetzt bekannt gewordenen, äußerſt verſchiedenen Alterthümer dieſer Art zur Ueberſicht zuſammengeſtellt; wobei der Verf. die von den Geiſtlichen eingeſandten Berichte an die Commiſſion zu benutzen Gelegenheit hatte; auf eine vollſtändige Unterſuchung ging die Abſicht nicht. Wie ſchwer auch hier manchmal die Entſcheidung wird, zeigt die nicht geradezu verwerfliche Muthmaßung des Pfarrer Fuglеſang, daß die Steinbauten, meiſt mit einer Oeffnung gen Oſten, keine Grabkammern oder Altäre ſind, wie man wohl vermuthet hat, ſondern Götzentempel oder das Allerheiligſte der Götter, nach Art der von ihm ſelbſt unterſuchten indiſchen. Es beſtätigt ſich



Digitized by Google

übrigens immer mehr, daß die beiden Begräbnißarten, die Beerdigung der Leiche und das Verbrennen derselben und Beisetzen der Asche und Knochen in Urnen, zu gleicher Zeit üblich, aber auch die Sitte der Beerdigung die älteste gewesen. Thorlacius d. V. hat eine gelehrte Anmerkung über die drei Begräbnißarten in heidnischer Zeit geliefert, die nach den Ständen verschieden waren. Haugr, für Reiche und Vornehme, enthielt innen einen viereckigen, länglichten Steinkasten, welcher in älterer Zeit aus einem großen Steinbau bestand, den man jetzt Riesenkammer zu nennen pflegt. Kuml war niedriger, die Leiche oder Urne wurde ohne Steinbefriedigung mit Kies bedeckt und mit Rasen belegt, für Bauern und Leute geringern Standes, doch Freigeborne gebräuchlich. Dys endlich für Sklaven, Mißethäter und Kriegsgefangene, die den Göttern geopfert wurden; die Leiche wurde mit Reisern, Steinen, oder was sonst zur Hand war, blos zugeworfen. Diese Gräber wurden nicht mit Rasen bedeckt, auch nicht mit Bautasteinen (Denksteinen) oder runischen Grabschriften bezeichnet, wie Kuml und Haugr. — Die zweite Abhandlung betrifft die Zweikämpfe im heidnischen Norden. Es gab zwei Hauptarten: Einwig und Holmgang. Der letztere war ein feierlicher, genau nach Vorschriften bestimmter Kampf, wobei man innerhalb eines mit Haselstäben bezeichneten Kreises focht; während der Einwig (willkührlicher Einzelkampf), wann und wie man wollte, auf freiem Felde vor sich ging. Der Kargang (Faßgang), eine dritte Art, die der Vf. anführt, wobei die Kämpfenden in ein besonderes Faß hinabstiegen und sobald es oben zugedeckt war, mit verschiedenen Waffen sich angriffen, erscheint mehr wie eine besondere Verabredung, als wie eine allgemein übliche Sitte; auch kommt sie sonst nirgendens als in der Floamanna-Saga vor. Der Vf. leitet die Zweikämpfe überhaupt theils aus dem Klima ab, das die Entwickelung der Leibeskräfte zur Riesenstärke mehr begünstigte, theils aus der asiatischen Abkunft des germanischen Stammes; denn in den Ländern, woher die nordischen Völker sollen gekommen seyn, fänden sich deutliche Spuren davon. Auch hat man am Don, an der Wolga und in Sibirien den nordischen ganz ähnliche Kampfplätze gefunden. Vom Norden aus verbreitete sich die Sitte der Zweikämpfe unter die andern Völker des Mittelalters; die Franzosen und Engländer haben sie von den Normannen, die Spanier von den Gothen, die Italiener von den Langbarten erhalten. Der Holmgang diente auch zur Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten und das Volk konnte im Thing die Parteien dazu verurtheilen. Nach einem bestimmten Zeugniß gab Frode, spätestens im sechsten Jahrhundert, schon Gesetze über den Zweikampf; im Anfang des elften Jahrhunderts wurden die Holmgänge in Island abgeschafft.

Schon lange war die Fortsetzung eines großen Werkes, die Geschichte der norwegischen Könige (Noregs Konunga Sögor) erwartet. Die drei ersten Theile, welche die Heimskringla des Snorre Sturleson enthielten, waren in den Jahren 1777—83 in einer schönen und gelehrten Ausgabe (in Folio) auf Kosten des Kronprinzen erschienen. Schöning, dem Thorkelin und John Olafsen von Svefnöe (Hypnonesiensis)*) zur Beihülfe gegeben

*) Er ist nämlich von dem in dieser Literatur gleichfalls bekannten John Olafsen von Grundvik, von dem die Vorarbeiten zur Edda herrühren, zu unterscheiden. In der Bibliotheca germano-glottica von Julius ist aus jenem Beinamen durch Mißverstand pag. 8. ein

waren, hatte die beiden ersten besorgt. Der erste endigt mit Olaf Tryggveson und ihm ist eine Karte vom alten Norwegen zugefügt; der zweite enthält blos Olaf des Heiligen Leben, mit einer Karte der drei nordischen Reiche. Nach Schönings Tod (1780) trat Thorlacius d. A. an seine Stelle und beendigte durch angestrengten, nächtlichen Fleiß im Jahr 1783 den dritten Theil. Dieser geht bis zu Magnus Erlingson und endigt mit dem Jahr 1177. Statt des der Peringskjöldischen Ausgabe der Heimskringla zugefügten mehrmals abgedruckten Skaldatal (Verzeichniß der Skalden) findet man als Zugabe das bisher noch ungedruckte Gedicht, Geisli (Strahl) genannt, von 68 Strophen, welches der Skalde Einar Skulesson (geb. 1090) auf Olaf den Heiligen dichtete; den Text davon lieferte der Flatöische Codex, die Uebersetzung rührt von John Olaffen. Dann fügte Thorlacius noch das Leben des Einar Skulesson hinzu; endlich ist dieser Theil ausgestattet mit einer von Schöning noch ausgearbeiteten Karte, welche ganz Europa und die angränzenden Gegenden nach den altnordischen Schriftstellern begreift. Somit war Snorres Werk, die Heimskringla selbst, beendigt, aber Thorlacius versprach in der Vorrede die Sverres-Sage und Hagen Hagensens Geschichte in einem 4ten und 5ten Theil als Fortsetzung zu liefern. Diese führen die norwegische Geschichte bis zum Jahr 1263, „und werden, wie Suhm in der kritischen Geschichte Dänemarks (IV. S. XXIII.) sich ausdrückt, die größte Zierde des Werks seyn, da sie bisher weder isländisch noch lateinisch herausgegeben sind.“ Thorlacius begann auch in Gemeinschaft mit John Olaffen die Arbeit, welche viel größer war, als bei dem vorhergehenden Werk, wo Vorarbeiten benutzt werden konnten. Im Jahr 1795 war die Sverres-Sage bis auf die Noten fertig und gedruckt; der völligen Beendigung und Herausgabe setzten sich aber nun öffentliche und Privatwiderwärtigkeiten vielfach entgegen. Eine Anzahl Exemplare ging in dem Brand 1795 und bei dem Bombardement der Engländer 1807 zu Grunde und der hochbejahrte Greis konnte nicht mehr hoffen, das Werk zu Ende zu bringen; auch der verdienstvolle John Olaffen war hinfällig geworden; eben so Thorkelin, der sich schon früher um das Werk verdient gemacht, verhindert, die ihm wieder zugefallene Arbeit zu übernehmen. Endlich wurde sie am Ende des Jahres 1811, wo John Olaffen schon todt war, von dem Könige den beiden Professoren Birger Thorlacius und Erich Christian Werlauff übertragen, und ihrer Thätigkeit ist es zu verdanken, daß nun im Jahr 1813 der vierte Band der Noregs Konunga Sögor erschien, welcher die Geschichte Sverres und seiner drei nächsten Nachfolger von den Jahren 1151 bis 1217 enthält. Der besondere Titel ist: Saga Sverris, Hakonar Sverrissonar, Guttorms Sigurdarsonar ok Inga Bardarsonar, Noregs Konunga. Der zukünftige fünfte Band soll Hagen den Gamles Saga und vielleicht einige Stücke zur Geschichte Magnus Lagabäters (Gesetzverbesserers) und Erik Prästehaders (Priesterhassers) enthalten; das ganze Werk wird mit dem sechsten Band, der die Indices dazu liefert, vollendet seyn. — Die Sverres-Sage des gegenwärtigen Bandes schließt sich nicht nur der Zeitfolge nach an die treffliche Heimskringla, sie ist ihr auch dem innern Gehalt und Geist der Darstellung nach an die Seite zu setzen, ja, nach Suhms Urtheil,

Eigennamen gemacht und sein Index vocum poeticar. Landnamae Island. einem F. O. Hypnon zugeschrieben.

Digitized by Google

macht sie ihr den Rang streitig. Der Verfasser derselben ist Karl Johnson, gewöhnlich Karl Abt genannt, welcher unter den Augen und der Aufsicht des Königs Sverre, der den Stoff selbst lieferte, die Sage bis zum Tode Magnus Erlingson's im Jahr 1184 niederschrieb. Der folgende Theil bis zum Tode Sverres ist nach mündlichen Ueberlieferungen, doch gleichzeitig abgefaßt. Die drei folgenden Sagen von Hakon Sverreson, Guttorm Sigurdson und Inge Baardson, welche die beiden Herausgeber allein bearbeitet haben, sind von geringerm Umfang und füllen nur S. 335 bis 382. Die Verfasser davon sind unbekannt, und obgleich ihre Arbeit in keiner Hinsicht mit jener des Snorre und Karl Abt kann verglichen werden, so erheben sie sich doch über die gewöhnliche Trockenheit der Annalisten. Da die Uebersetzung der norwegischen Königschronik von Peter Clausen, welche Olaus Worm zuerst zum Druck befördert hatte, eine theils vollständigere, theils abweichende, wahrscheinlich auf vorzüglichere Handschriften gegründete Erzählung jener drei Sagen enthielt, so lieferten die Herausgeber, indem alles Forschen nach besseren Handschriften fruchtlos blieb, auch noch diesen dänischen Text des Peter Clausen und fügten eine lateinische Uebersetzung hinzu. Die an den Schluß gestellten Anmerkungen zu dem ganzen Band; die aus den Schriftstellern gesammelten, auf diese Periode bezüglichen Stellen; die auch hier nicht fehlenden chronologischen und genealogischen Tabellen erhöhen gleichfalls die Brauchbarkeit und den Werth dieser durch königliche Milde allein zu Stande gekommenen Ausgabe eines der herrlichsten Geschichtsbücher. — Als einen Anhang zu diesem vierten Band kann man betrachten: Anecdoton historiam Suerreri regis Norvegiae illustrans e codice membranaceo bibliothecae Arnamagnaeanae cum versione latina et commentario edidit E. Chr. Werlauff, Havniae 1815. 8vo. Es ist eine Apologie der Majestät des Königs gegen die Anmaßungen der norwegischen Geistlichkeit, entweder vom König Sverre selbst, der gegen den Uebermuth des Clerus und die von diesem erregten Unruhen kämpfen mußte, oder von einem unter ihm lebenden Geistlichen verfaßt. Ganze Stellen aus den Decretalen und dem canonischen Recht werden darin angezogen. Werlauff hatte eine Untersuchung über die wahren und angemaßten Rechte der Geistlichkeit in Norwegen und über ihren Streit mit Sverre, als schätzbaren Beitrag zur Geschichte der norwegischen Hierarchie, vorangestellt. — Finn Magnussen, Versuch einer Erklärung einiger Stellen im Ossian, die das skandinavische Heidenalter betreffen. (In den Schriften der Skand. Literatur-Gesellschaft 1813. S. 143—368.) Eigentlich mehr als der Titel sagt, kenn der Vf. sucht in zwölf verschiedenen Abschnitten den Ossian aus dem Norden zu erklären oder Uebereinstimmungen zwischen beiden darzuthun. Mit den Göttern fängt er an, Loda's Geist hält er für Thor, den Stein der Macht gleichfalls für den Donnergott und auch für dessen Altar. In Cruth-Loda erkennt er Odin, in Carchar den nord. Kar, Gott der Winde, in Sluth-Mor den Ägir, in Corch-tur den Auku-Thor. Er stützt sich zumeist auf die Etymologie der Namen und auf das wenige, was von den Eigenschaften jener Ossianischen Geister gesagt wird. In vielseitiger Betrachtung dieser Dichtungen sind dann auch Denkmäler, religiöse Gebräuche und dergleichen, berücksichtigt: der Schreckensstein, die Steinkreise, der brausende Strom, Zauberei, Bestreichen der heiligen Bäume, Bautasteine, und mit nordischen ähnlichen verglichen. Gleiche Sitten, wie das Absenden der Dichter als Herolde, das Auffordern zum Kampf durch das Herumschicken eines zerbrochenen

Digitized by Google

blutigen, Spießes sind angemerkt. Endlich ist untersucht, welche nordische Länder oder Helden unter den Ossianischen Namen verstanden sind, da gleich anfangs die Behauptung hingestellt war, es lägen diesen Dichtungen wirkliche Thatsachen zu Grund. Lochlin ist daher Norwegen, Sora Jütland; unter Erragon ist Hadding gemeint u. s. w. — Die ganze Schrift ist mit sichtbarer Neigung abgefaßt und mit großem Fleiß ausgeführt, auch bleibt ihr Werth in Erörterung einzelner Punkte unbezweifelt, z. B. in dem was über Thor, als den eigentlich höchsten Gott des Nordens, aus den alten Quellen sowohl, als aus dem Volksglauben zusammengestellt ist, oder über die Verehrung von Steinen; auch enthalten die mit nicht gewöhnlicher Belesenheit abgefaßten Anmerkungen manchen Beitrag zum Verständniß des Alterthums. Dagegen aber ein recht entscheidendes oder fruchtbares Resultat scheint uns damit nicht gewonnen. Die angemerkten Aehnlichkeiten überschreiten im Ganzen nicht die Linie des fast allen europäischen und asiatischen Völkern gemeinsamen, und da, wo sie der Vf. weiter zu treiben sucht, indem er z. B. in den Ossianischen die besondern nordischen Götternamen wiederfinden will, erscheinen sie zum wenigsten äußerst zweifelhaft und ungewiß. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß zwischen den Galen und Skandinaviern von ganz verschiedenen Sprachstämmen je größere statt gefunden, abgesehen, was äußere Berührung in einzelnen Puncten etwa hervorgebracht hätte. So merkwürdig jenes Gemeinsame an sich und so verdienstlich das Zusammenstellen desselben im Großen ist, so wird es doch blos in einem einzelnen Volk hervorgesucht den rechten Gesichtspunct verrücken und mehr oder weniger dahinter vermuthen und daraus schließen lassen, als recht ist, denn dem einen wird es zu wichtig, dem andern völlig grundlos erscheinen. Eine Vergleichung, wie diese Schrift sie vorhat, wird erst dann fruchtbar, wenn die Uebereinstimmungen auf einer nähern Verwandtschaft beruhen, wie sie z. B. zwischen dem deutschen und nordischen Alterthum unbezweifelt statt findet. Dann nämlich entspringt eine gegenseitige Vervollständigung, indem sich auf der einen Seite manchmal in vollem Licht erhalten, was auf der andern nur noch leis schimmert oder ganz verdunkelt ist, und wir werden der Erkenntniß des Ganzen wirklich näher gerückt. — Als einen Anhang zu dieser Schrift betrachtet der Vf. selbst eine Abhandlung über die Picten und ihre Abstammung (Schriften der Skand. Lit. Gesellsch. 1816 und 1817. S. 1 — 93.). Er hält nämlich dafür, daß dieses Volk, das von den Römern schon in einer gewissen Verwandtschaft mit den Sachsen angeführt wird, eigentlich skandinavischer Abkunft sey, vielleicht mit Sachsen und Belgen vermischt. Ihren Namen glaubt er daher auch aus der nordischen Sprache erklären zu dürfen und in Rücksicht auf den bei ihnen üblichen Gebrauch, sich den Leib mit Puncten zu bezeichnen, leitet er ihn von picka, frequenter pungere, ab. Picti sind demnach so viel als picktir, welches nach der alten (?) kurzen Aussprache so viel ist als pikkabir, frequenter puncti; und so glaubt er Claudians Worte (non falso nomine Picti) zu erhalten. Es werden auch Stellen angeführt, wornach jene Sitte, sich den Leib zu bezeichnen, dem Norden nicht fremd soll gewesen seyn, indessen geht es doch so klar nicht daraus hervor und sie müssen in ausgedehnterem Sinne verstanden werden. Aehnliche Ansichten über die Picten hatte schon Jamieson in seinem etymological Dictionary of the scotish Language Edinb. 1808 geäußert, doch schrieb Finn Magnussen unabhängig davon und lernte dieses Werk erst nachher kennen. Eine Zugabe enthält eine

Digitized by Google

dankenswerthe Zusammenstellung Ossianischer Eigennamen mit ähnlichen nordischen.

Wir gedenken hier am schicklichsten einiger academischer Programme, deren Raum Birger Thorlacius benutzte, kleinere Stücke aus den Handschriften bekannt zu machen. Das erste zum Geburtstage des Königs im Jahr 1815 enthält die Geschichte von Karl dem Unglücklichen (Thättr af Karli vesala). Karl sucht in Norwegen für Magnus, den Sohn des heil. Olaf, welcher in Rußland bei Jarisleif erzogen wird, gegen den König Sveinn, der die Krone an sich gerissen hatte, eine Partei zu gewinnen. Ob er gleich ergriffen wird und schon zum Tode verurtheilt ist, so weiß er sich durch Geistesgegenwart in der Nacht vorher zu retten, muß diese aber in einer ängstlichen Lage, halb ins Wasser versenkt, zubringen, woher sein Beiname (hinn vesáli). Er heißt übrigens nicht mit Recht der unglückliche, da er das oft gegen ihn sich erhebende Geschick jedesmal glücklich besiegt und nicht wenig dazu beiträgt, daß Magnus der Gute wieder zu seinem väterlichen Reiche gelangt. Karl ist das Bild eines treuen, kühnen und entschlossenen Mannes und die ganze Erzählung anziehend und gut geschrieben. Die Begebenheit, deren Wahrheit, ungeachtet eines chronologischen Irrthums am Eingang, unverdächtig ist, fällt in die Jahre 1033 bis 1034. Merkwürdig, daß bei Snorre nichts davon vorkommt, er auch über Karl gänzlich schweigt, dagegen kommt sie im Flatöe-Buch, aber mit einem merklichen Unterschied vor, indem die Erzählung darin reicher, beredter, ausführlicher ist. Sie hat das Ansehen eines Commentars von der kürzern, gedrängtern und einfachern, welche die beiden genau übereinstimmenden Handschriften, woraus der Text hier genommen ist, liefern. Mit Recht hält der Herausgeber diesen für älter; Schade, daß wahrscheinlich der beschränkte Raum ihn verhinderte, aus jenem mehr als einige Vergleichungen mitzutheilen, sonst hätte den Abdruck der jüngern Recension einen natürlichen Wunsch erfüllt; es wäre ein recht deutliches Beispiel von der Art gewesen, in welcher sich die Sage fortbildete. Das Programm für das Jahr 1816 enthält: Brandkrossa Thättur. Da es mir nicht zugekommen ist, so kann ich nichts näheres darüber sagen, doch findet sich gerade von diesem Stück ein Auszug mit kritischen Bemerkungen über seine Glaubwürdigkeit in Müllers Sagenbibliothek S. 294 — 300. — Das dritte Programm für 1817 endlich theilt aus einer Papierhandschrift, welche mit dem Flatöe-Buche verglichen ist, mit: Thättur af Leifi Ossursyni, (Geschichte des Leif Offers Sohn) richtiger sollte es ein Abschnitt aus der Geschichte der Farder heißen, so wie es höchst wahrscheinlich zu einer zusammenhängenden Geschichte derselben gehört, welche zwar in dem Flatöe-Buch in einzelne Theile zertrennt ist, ursprünglich aber ein Ganzes war, und das Leben Thronds umfaßte; Snorre hatte es bei seinem Werke vor sich und benutzte es. Von Throud, hauptsächlich von seinem Verwandten Siegmund, welcher die Bewohner der Farder drückte und durch mancherlei Künste in seine Gewalt brachte, wird hier erzählt; Siegmund erscheint als ein sehr verschlagener aber auch kecker und gewandter Mann. Leif Offers Sohn, nach welchem die Erzählung benannt ist, kommt nur in so fern vor, als er dem Siegmund und seiner Herrschaft ein Ende macht, nichts von seinem sonstigen Leben. Thorm. Torfaei commentatio historica de rebus gestis Faeroyensium (Havn. 1695) lieferte schon den Inhalt dieser kleinen Sage, hier aber wird zuerst der Text bekannt gemacht; den näheren Zusammenhang mit der Sigmund Brestesens Saga findet man in der Sagenbibliothek S. 183. 184. angemerkt.

Digitized by Google

— Das vierte Programm für 1818, das ich nicht bekommen habe, enthält: Thättur om Audun Vestfyrdska, worüber die Sagenbibliothek S. 345. 346. Auskunft gibt. —

Auf ähnliche Weise machte P. E. Müller zwei kleinere Stücke bekannt. In den Schriften der Skand. Lit. Ges. 1814. S. 1 — 37. lieferte er von der ungedruckten Aron Hiorleifs-Saga zum Theil einen Auszug, die Capitel aber, welche Arons Aufenthalt an dem Hofe des norwegischen Königs Hagen Hagensen betreffen, vollständig, doch nur in dänischer Uebersetzung. Da gleichfalls ein Pferdekampf (hesta-vig hesta-thing) darin beschrieben wird, so handelt ein Nachtrag von dieser merkwürdigen Sitte. Die vorzüglichsten Hengste kämpften mit einander, so lange bis einer ermattete und zurückwich, worauf der Sieg des andern erklärt wurde. Es waren entweder alle Pferde aus zwei verschiedenen Landschaften oder die zwei Häuptlingen zugehörigen zusammengebracht, doch kämpften sie immer nur paarweise. Uebrigens war es blos eine Ehrensache und Wetten fanden dabei nicht statt. Der Ursprung dieser Sitte ist ungewiß, sie scheint aber uralt, da sie schon in der Mitte des 10ten Jahrh. vorkommt und durch eine gewisse kunstmäßige Form geregelt war. — Die Erzählung von Hreidar dem Tölpel (Schriften der Skand. L. G. 1816 u. 1817, S. 208 — 233) ist gleichfalls nur in dänischer Uebersetzung mitgetheilt. Eine lebendige und wohlgehaltene Darstellung einer unter dem äußern Schein der Dummheit und Tölpelhaftigkeit zurückgehaltenen endlich durchbrechenden starken Kraft des Leibes und der Seele, dergleichen mehr im Nordischen vorkommen. Sie trägt ganz das Wesen geschichtlicher Glaubwürdigkeit und nähert sich doch auch noch jetzt gäng und gäben Volkssagen und Märchen von solchen Charakteren, wo z. B. geradeso einer wünscht zu wissen, was eigentlich die Furcht sey, wie hier Hreidar, was der Zorn. Genommen ist das Stück aus einer Handschrift, welche im Ganzen die Heimskringla des Snorre enthält, aber dazwischen Zusätze, wie gegenwärtigen, welcher am Ende des 13ten Jahrhunderts muß niedergeschrieben seyn.

Vom Jahr 1809 bis 1814 wurde an einer neuen Ausgabe der unter dem Namen Kämpe-Viser bekannten Sammlung altdänischer Volkslieder gearbeitet. Schon Sandwig hatte eine solche im Sinn und durch seine Ueberreste der Dichtkunst des Mittelalters (Levninger af Middelalderens Digtekunst), wovon 1780 das erste Heft erschien, der Anfang gemacht. Nach seinem Tode gab Nyerup 1784 noch ein zweites heraus, doch schien noch nicht die Zeit gekommen, welche eine Ausführung des ganzen Plans erlaubte. Mit mehr Sicherheit konnte man ihr entgegen sehen, als im Jahr 1809 und 1810 zwei Ankündigungsschriften von Nyerup und Rahbeck erschienen, welche die beiden schönen Lieder von Axel und Waldburg und von dem Ritter Aage und Jungfrau Else als Probe der neuen Bearbeitung enthielten; doch verflossen fünf Jahre, bis das Werk zu Ende kam. Indessen haben die Herausgeber diese Zeit wohl benutzt; die neue Ausgabe ist ein Muster von Fleiß und Sorgfalt und überall mit sichtbarer Neigung gearbeitet, so daß sie mit Fug ein Nationalwerk genannt werden darf. Die Herausgeber, namentlich Nyerup, der doch wohl den vorzüglichsten Antheil daran gehabt hat, würden sich schon dadurch allein um die einheimische Literatur auf immer verdient gemacht haben. Kein Volk besitzt eine solche vollständige, reine und reich ausgestattete Sammlung seiner Volkslieder, selbst nicht die Engländer, obgleich neuerdings

Digitized by Google

Scott und Jamieson schätzbare Beiträge geliefert haben. Uns Deutschen kann sie ein Vorbild seyn und nur die so eben herausgekommenen Lieder des Kuhländchens von Meinert sind in gleichem Sinn behandelt, umfassen aber nur einen kleinen Bezirk. Die neue Ausgabe führt folgenden Titel: Auswahl dänischer Lieder aus dem Mittelalter (Udvalgte danske Viser fra Middelalderen) nach A. S. Wedels und P. Syvs gedruckten Ausgaben und nach handschriftlichen Sammlungen. Sie ist in fünf Theile abgetheilt; der erste und zweite von Abrahamson, Nyerup und Rahbeck herausgegeben, war zu Kopenhagen 1812 gedruckt, kam aber noch nicht ins Publikum. Die Vollendung des dritten Theils in zwei Abschnitten im Jahr 1813 erlebte der erstgenannte Herausgeber nicht mehr, daher von nun an nur die beiden letztern auf dem Titel angeführt wurden. Der Schlußband, mit welchem das Ganze erst ausgegeben wurde, erschien 1814. Die innere Einrichtung ist folgende: die erste Abtheilung enthält die Heldenlieder (Kämpe-Viser); die zweite: Zauberlieder und überhaupt die märchenhaften (Viser om Trylleri, Forvandlinger, Gjengangere og andere selsome Eventyr); die dritte: geschichtliche Lieder, chronologisch geordnet, vom 10ten bis zum 16ten Jahrhundert; die vierte in zwei Abschnitten: Romanzen und Balladen; die fünfte: Melodien und den Schluß in einigen Abhandlungen. Im Ganzen sind es 222 Lieder. Am Ende jeder Abtheilung finden sich noch: Anmerkungen zu den einzelnen Liedern; Erklärungen unverständlicher oder schwerer Wörter, (welche nur bei dem zweiten Abschnitt der vierten Abtheilung unnöthig waren) und ein Register. Die Herausgeber haben ein und zwanzig handschriftliche Sammlungen benutzt, aus den gedruckten Quellen eine Auswahl getroffen, (dennoch haben sie etwa ein halbes Hundert mehr als Syv) und den Text wohl durchgängig verbessert und hergestellt. Blos die Quelle der mündlichen Ueberlieferung hat hier nicht geflossen (nur No. 165. Liden Karens Ddd ist daher), vermuthlich weil sie ihnen nicht zugänglich war oder die Herausgeber dem ältern aufbewahrten Text den Vorzug gaben, den er oft zwar verdient, doch können auch die neueren Abweichungen wichtig seyn. Man sieht, es ist hier nicht etwa ein verbesserter Abdruck von Wedels und Syvs Ausgaben, vielmehr ein neues Werk, das den Schatz der alten Volkslieder nach Kräften vollständig und mit gelehrter Sorgfalt gesammelt hat. Den innern, poetischen Werth dieser Lieder wird niemand leugnen, der sich nicht absichtlich dagegen sträubt: es liegt darin das Zarteste, Anmuthigste, Unschuldigste, bis zu dem Stärksten, Gewaltigsten und Herbsten, in mannichfachen Vermischungen. Alle Grundlaute, die bei der Berührung eines edeln, reichbegabten Lebens erklingen, sind hier zu vernehmen; jede Gesinnung ist lauter, frisch und voll dargestellt und auch die fremdeste nicht widerwärtig; und von welchem köstlichen Humor sind sie oft durchdrungen! Ein eigenthümlicher Vorzug dieser Ausgabe besteht in den zugefügten Melodien, bei deren gewiß mühsamer Aufsammlung die Herausgeber von vielen Seiten sind unterstützt worden; über ihren Werth ist nachzusehen, was in der dänischen Literaturzeitung 1815 No. 12. gesagt ist. Um sie recht zu verstehen, muß man wissen, wie Volkslieder gesungen werden, besonders, daß bei der Freiheit, womit die Melodie über den Worten hin und her schwebt und gar oft sich an keinen Text kehrt, sie mit den uns zu Gebot stehenden musikalischen Zeichen so wenig vollständig kann aufgefaßt werden, als die Mundarten mit den Buchstaben der Schriftsprache. Ohne diese Erfahrung wird nach den bloßen Noten sich niemand eine rechte Vorstellung von ihnen machen,

Digitized by Google

noch ihren Werth völlig einsehen können. Sander, Auswahl altdänischer Heldenlieder und Balladen mit Rücksicht auf die Musik metrisch ins Deutsche übersetzt, Kopenh. 1816, hat versucht jene Melodien uns noch näher zu bringen; dazu trägt auch wohl bei, daß sie von dem Musiker Kunzen eingerichtet und mit einer Begleitung versehen sind, allein der eigenthümliche Volksgesang leidet auch darunter. Nach dem Beschluß des Werks, worin Nyerup über das kritische Verfahren und über die benutzten Quellen genauen Bericht abstattet, folgt noch eine Nachschrift von Rahbeck, worin dieser den glücklichen Gedanken einer Geschichte der Kämpe-Viser oder des dänischen Volkslieds ausführt. Es war auch hier ihr Schicksal, daß sie sich in den Kreis der Bürger und des gemeinen Volks zurückziehen mußten, während sie früher zur Freude der edelsten Geschlechter gehörten; ja eine dänische Königin (Sophie, Mutter Christian IV.) den ersten Anlaß zu ihrer Sammlung gegeben hatte. Nach dem dreißigjährigen Krieg sank der Geschmack daran und war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ganz verloren. Wenn Rahbeck dies besonders dem verderblichen Einfluß der eindringenden deutschen Literatur zuschreibt, so würden wir Deutsche allein genöthigt seyn, den Grund der ganz gleichen Erscheinung tiefer als in einer solchen äußerlichen Berührung zu suchen. Natürlicher scheint es, ihn in der ganz veränderten Richtung zu finden, welche überhaupt die Geistesbildung jener Zeit annahm, deren erste Folge die völlige Trennung einer gelehrten, fremden Vorbildern nacheifernden und einer einfachen, zumeist in der Gesinnung früher Jahrhunderte lebenden Poesie war. Als gegen das Ende des elften Jahrhunderts im Norden Oefen in den Häusern eingeführt wurden, konnten sich erst die Stände von einander trennen, da vorher das gemeinschaftliche Feuer im Saal alle Glieder des Hauses versammelte; doch war es nicht die Erfindung der Oefen, welche jene Scheidung hervorbrachte, sondern der schon innerlich getrennte Geist, welcher nur ein äußerliches Mittel, das sich allzeit leicht darbietet, ergriff. Nicht anders muß man sich auch die Trennung in Volks- und Kunstpoesie denken.

Manche Fragen, wozu diese Lieder Anlaß geben, sind in einer ausführlichen, wohlgeschriebenen Recension dieser neuen Ausgabe von P. E. Müller (Dansk Literatur Tidende for 1814. No. 38 — 40. S. 591 — 640.) in Anregung gebracht. Eine der ersten betrifft den Ursprung derselben. Er ist im Ganzen genommen ungewiß. Die Herausgeber setzen sie in das 13te 14te und 15te Jahrhundert, dagegen glaubt Müller, daß die ältesten kaum vor dem 14ten Jahrh. könnten gedichtet seyn, vorzüglich darum, weil die Sprache die Farbe dieser Zeit trage. Ueberhaupt aber sieht er sie als das Erzeugniß einer Vermischung der ältern deutschen und altdänischen Dichtungsart an; ja bei den Zauberliedern ist er nicht abgeneigt, eine Abstammung aus dem Süden zu vermuthen. Das Letztere halten wir für unzulässig, bei jener Behauptung kommt es aber hauptsächlich darauf an, wie man sich diese Vermischung denkt: ob äußerlich bewirkt durch verarbeitende Dichter, oder unwillkürlich entstanden durch eine lebendige Vereinigung der Völker und ihrer Ueberlieferungen, zumal der stammverwandten. Für das letztere erklären wir uns aber bestimmt und haben dann nichts gegen jene Charakteristik, welche die Geistesverwandtschaft beider Völker, die ja schon das Hildebrandslied im Verhältniß zu den epischen Liedern der Edda darlegt, bezeichnet. Es würde sonst auch räthselhaft seyn, warum sich bei den Dänen, Schweden und Deutschen (bis zu jenen in dem Kuhländchen abgeschlossenen) dasselbe Lied sowohl nach Inhalt als

Form ähnlich wiederfindet. Die oft wörtlich übereinstimmenden, noch im Munde des Volkes lebenden schwedischen Lieder wird niemand für Uebersetzungen ausgeben wollen; sie rühren also aus einer ältern Zeit, wo die Poesie beider Völker noch nicht getrennt war. Am wichtigsten wird die Frage nach dem Ursprung bei den Heldenliedern, welche in den Fabelkreis des Nibelungenliedes fallen. Sie zeigen einestheils eine deutliche Uebereinstimmung damit, anderntheils aber auch eine Kenntniß der altnordischen eigenthümlichen Mythe. Sind darin nun Originale oder bloße Uebersetzungen aus dem Deutschen zu erkennen? Die Herausgeber erklären sich, wie wir, für das erstere, dagegen P. E. Müller für das letztere, indem er als Ergebniß seiner Betrachtungen aufstellt, daß der Inhalt der Lieder größtentheils unmittelbar aus einem deutschen Gedicht entnommen sey. Dagegen streitet aber die Natur der Volkslieder, die ihren Stoff nicht aus fremden Quellen, wenigstens nicht unmittelbar schöpfen; der Gegensatz, den ein sichtbar übersetztes Lied, jenes nämlich vom alten Hildebrand, in der Form zu jenen macht; der Umstand, daß ein Lied von Sivards mordlichem Tode wirklich mit der nordischen Sage gleiche Grundzüge hat, neben der Uebereinstimmung mit dem deutschen das Uebergehen der wichtigsten in die Augen springenden Motive (so unvollständig hat niemand einen Stoff aufgefaßt); endlich die Verknüpfung der Lieder mit dem einheimischen Boden, denn unmöglich kann die Sage, wornach Chrimhilde auf der Insel Hven ihre Rache ausübte und die Ruinen ihrer Burgen noch zu sehen sind, erst durch fremde, eingeführte Lieder erzeugt worden seyn. Eine wieder abweichende Volkssage von Grimild und Hvenild, wornach es zwei Riesenschwestern sind, führt Sjöborg in der Nomenklatur S. 84 Anm. an. Der sächsische Sänger, der durch den Inhalt der Lieder den König warnen wollte, sang gewiß deutsch, dies ist wohl nie anders gedacht worden (Vgl. Altd. Wälder. I. 281), aber die Erzählung war doch „allbekannt" und man darf, zumal wenn Saxo Grammatikus sich so ausdrückt, wohl annehmen, auch in Dänemark. Stellt man sich also vor, daß diese Lieder den Deutschen und Dänen in ähnlicher Ausbildung gemeinschaftlich gewesen, sich aber bei diesen nur erhalten haben, so lösen sich alle Schwierigkeiten am natürlichsten auf. Dann bleibt zwar gewiß, daß sie vorzugsweise der deutschen Gestaltung der Sage anhangen, doch kann gar wohl auch aus der altnordischen ein einzelnes Stück, selbst ein einzelner Zug eingeflossen seyn. Folgendes wäre von letzterm Fall ein noch nie bemerktes Beispiel: in dem zweiten Lied von Chriemhild, als Hagen und Folkward zu der Burg gekommen, heißt es: „sie schlugen an die Pforte, das schallt in das Schloß hinauf." Weder das Nibelungenlied noch die Wilkina-Saga, mit welchen das altdänische Lied doch sonst in so vielem übereinstimmt, kennt diesen Zug, dagegen aber kennt ihn ein Eddalied, die grönländischen Atlamál No. 35. „laut dröhnten die Thore, als Haugni daran schlug." Es scheint hier nichts natürlicher, als irgend einen Zusammenhang anzunehmen. Noch einen andern Zug führt P. E. Müller (in der Sagenbibl. II. 169) selbst an, nämlich in dem Kämpe-Viser wird Wittichs Mutter Vodil genannt, die doch blos in der Edda vorkommt, nicht in den deutschen Gedichten und nicht in der Wilkina-Saga. (Umgekehrt zeigte sich die deutsche Gestaltung schon längst im Norden, z. B. im dritten Edda-Lied von Gudrun). Auch die Anspielung auf den Hungertod der Grimhild in Atlamál Nr. 53. gehört hieher, zwar wird dort dem Atli vorgeworfen, was in den Heldenliedern Ranke vollbringt, aber um so wichtiger

Digitized by Google

bleibt die Uebereinstimmung in der Sache selbst, da in der Wilkina-Saga gerade auf Aldrian und Hagen die Geschichte übergetragen ist.

Dieses Beispiel erinnert an die Frage, wie sich diese altdänischen Lieder zu den altnordischen überhaupt verhalten? Daß sie auch einen und denselben Gegenstand behandelt haben, sehen wir nicht bloß in jenem Lied von Sivards mordlichem Tode, sondern auch ein anderes beruht offenbar auf einer Mythe, die in einem eddischen Gesange, Thryms Quida, dargestellt ist. P. E. Müller tadelt es sehr mit Recht, daß dieses Lied (bei Syv I. 22.) in die neue Ausgabe nicht aufgenommen ist, denn als eine absichtliche Parodie des Eddaliedes kann es keineswegs betrachtet werden, weil es schon 1591 von Wedel in seiner Ausgabe bekannt gemacht wurde, ehe die ältere Edda handschriftlich nach Kopenhagen kam. Es muß sich also blos durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt haben. Aber wie verhält sich der Geist dieser dänischen zu den altnordischen Gedichten? wie ist, wenn man einen Zusammenhang voraussetzt, der Uebergang zu erklären, da sich auf den ersten Blick eine große Verschiedenheit und zwar beides in der Form und in der Weise der Auffassung offenbart? P. E. Müller erklärt sich hier sehr bestimmt gegen eine in der Vorrede zur deutschen Uebersetzung der Kämpe-Viser geäußerte Ansicht, wornach die altdänischen Heldenlieder schon zur Zeit der Edda- und Skaldengesänge (versteht sich in älterer Gestalt) vorhanden waren, so daß in beiden sich die volksmäßige und künstliche Poesie entgegensetzte. Er sagt, dieser Gegensatz sey völlig ungeschichtlich und aus der deutschen Poesie fälschlich übergetragen, im Norden habe er sich nie gefunden, wo ein jeder nach Maßgabe seiner Talente ein Skalde gewesen, d. h. gedichtet habe, sogar aus dem Stegereif. Unrichtig ist gewiß in jener Behauptung, daß Edda- und Skaldenlieder zusammen genannt sind, als gehörten sie zu einer Klasse; der bezeichnete Gegensatz aber, der nicht ausbleiben kann, sobald Künstlichkeit, Abmessung der Gedanken und Formen sich hervordrängt, findet sich gerade zwischen diesen einfachen in Fornyrdalag abgefaßten epischen Gesängen, deren Dichter ja, so gut wie bei den wahrhaft epischen Liedern aller Völker, unbekannt sind, und jenen von nahmhaften Skalden kunstreich, schwer und gesucht, deshalb nicht ohne Poesie, gedichteten. Seitdem wir die Eddalieder von den Volsungen und Giukungen kennen, waren wir erst im Stand dies völlig einzusehen, und der Gegensatz wird wohl noch deutlicher werden, wenn die Lieder des berühmten Thiodolf über dieselben Mythen mit jenen verglichen werden können. Schon oben bei der Ausgabe zweier Fragmente von ihm ist darauf aufmerksam gemacht. Daß aber jene einfachen Lieder schon zur Zeit der Skalden veraltet gewesen, kann aus vielen Gründen nicht behauptet werden. Uebrigens wird man zugeben, daß Skalden, deren eigentliche Beschäftigung die Dichtkunst war, sich durch ihren Stand vor den übrigen auszeichneten, die gelegentlich oder aus dem Stegreif ein Gedicht verfertigten. Welches geistige Element eines Volks hätte nicht, sobald es zu einiger Ausbildung gelangt wäre, seine Vorsteher oder Repräsentanten gehabt? einerlei, ob sie förmlich dafür anerkannt sind oder nicht. Die Erblichkeit der Kunst in gewissen Familien, von der man späterhin Spuren findet, bestätigt es noch mehr. Auf diese Weise nähern wir uns auch wieder sehr dem Gegner, welcher in den einfachen Dichtungen der altnordischen Zeit, besonders durch Vermittelung der Dichtart, welche Runhenda heißt, die Spuren von den Eigenthümlichkeiten der Kämpe-Viser wiederfindet, so daß die Verschiedenheit zwischen beiden so groß nicht mehr erscheint.

Digitized by Google

Im Jahr 1816 lieferte Nyerup auf der Grundlage früherhin in Zeitschriften mitgetheilter Abhandlungen ein Werk über die dänischen Volksbücher (Almindelig Morskabslæsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Kjöbenh. Wir verweisen auf eine Anzeige davon in den Heidelberger Jahrb. 1817. No. 42. S. 665—670). Es gehört in so fern hieher, als es Nachrichten von einigen aus dem Isländischen übergegangenen Dichtungen enthält. Völlig aber in unsern Kreis fällt ein anderes Buch: Nyerups Wörterbuch der skandinavischen Mythologie. Mit einer Einleitung, eine Uebersicht der Geschichte des Studiums der nordischen Fabellehre enthaltend. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander. Kopenhagen 1816. Die alphabetische Ordnung gewährt auch hier die gewöhnlichen Vortheile; übrigens ist nicht blos der Inhalt der jüngern Edda umgeschrieben, sondern es sind auch andere Quellen benutzt und die Resultate von den Arbeiten Suhms (in seinem gelehrten Buche: om Odin), Thorlacius und anderer angegeben oder es ist darauf hingewiesen, so daß man das Bekannte beisammen hat. Auf eigene mythologische Untersuchungen hat sich der Vf. nicht eingelassen, dagegen rührt die Einleitung (S. 1—61.) ganz von ihm: eine Geschichte des Studiums der nordischen Mythologie bis auf das Jahr 1814, in welcher man die hierher gehörige Literatur mit der dem Vf. eigenthümlichen Sorgfalt und Genauigkeit angegeben findet. In dem 16ten Jahrhundert, wo Olaus Magnus seine historia gentium septentrionalium schrieb, worin auch ein paar Capitel über die großen und kleinen Götter vorkommen, mußte man sich mit den dürftigen, abgerissenen Nachrichten begnügen, welche Paulus Diaconus, Adam von Bremen und Saxo Grammatikus mittheilen. Etwas mehr Licht ging auf, als am Schluß dieses Jahrhunderts eine dänische Uebersetzung der Heimskringla erschien, doch erst die Entdeckung beider Edden durch Arngrim Johnsen und Brynjolf Svendsen in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts (1628—38) begründete ein Studium der Mythologie. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts erschien die Resenische Ausgabe der jüngern Edda (1665), und Bartholins Werk (1698): Antiquitates danicae; es zeichnete sich, wenn auch nicht durch Geschmack, doch durch Gelehrsamkeit schon sehr aus und man erhielt darin reichliche Auszüge aus den eddischen Gesängen. Die Schweden wetteiferten um diese Zeit, wo die Arbeiten von Verelius, Scheffer und Rudbeck herauskamen, mit den Dänen, und schienen den Vorrang ihnen abgewinnen zu wollen; doch in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts war das Uebergewicht schon entschieden auf der Seite der Dänen und scheint nach dem, was in neuester Zeit geschehen ist, auch bei ihnen zu bleiben. — Einleitung zu Vorlesungen über die ältere Edda von Finn Magnussen. (Kopenh. 1816. 42 S. in 8. und daselbst 1817 24 S.). Die zweite von diesen kleinen Einladungsschriften, die uns nur zu Gesicht gekommen, stellt die verschiedenen bisher geäußerten Meinungen über die alte Edda zusammen*).

Die Religion des Nordens vor den Zeiten Odins von Fr. Münter (in dem Archiv für alte und neue Kirchengeschichte von Stäudlin und Tzschirner III. S. 251—303.). Der Anfang einer bereits im Jahr 1816 ausgearbeiteten Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen. Es wird hier nicht die Religion

*) Ein Bruchstück dieser Vorlesungen ist unter dem Titel Dichtertrank in der Zeitschrift Athene für 1816 B. 6. abgedruckt.

der Urbewohner, welche der eingewanderte uns verwandte Stamm vorfand und zurückdrängte, abgehandelt, denn davon mangeln alle Nachrichten und es läßt sich höchstens vermuthen, daß sie in dem gröbsten Fetischdienst bestand und Priester nach Art der sibirischen Schamanen Zauberkünste trieben. Vielmehr sucht der Verf. die Religion des germanischen Stammes, aber wie sie vor der Umgestaltung durch den letzten Odin beschaffen war, zu erforschen. Da er der Meinung ist, daß die Deutschen im Ganzen dieselben Gottheiten verehrt hätten, so muß der Gegenstand der Untersuchung für uns noch eine besondere Wichtigkeit haben. Um zu seinem Zweck zu gelangen bleibt ihm, da aus jener Zeit keine Quellen übrig sind, kein anderer Weg, als eben die Denkmäler, die von jener letzten Umbildung übrig sind, zu erforschen, um was in diesen durchblickt abzusondern, in seiner ursprünglichen Bedeutung zu erklären und mit den Spuren zusammen zu halten, die sich in dem asiatischen Mutterlande von einer gleichen Lehre erhalten haben. Man muß sich also mit einzelnen Winken, zerstreuten Bruchstücken und Analogien begnügen. Wenn man nicht den letzten Odin, wie der Verf. thut, für einen Betrüger ansieht, sondern glaubt, daß die Fortbildung, selbst bei neuen Einflüssen, allmälig erfolgt sey und das spätere nicht plötzlich dem früheren gewaltsam aufgesetzt, so bleibt das Unternehmen sehr schwierig. Einfachere und frühere Elemente lassen sich gewiß in der nordischen Mythologie so gut als in andern entdecken, und das schätzbarste darüber hat Skule Thorlacius in der Einleitung zum ersten Bande der Edda gesagt; damit ist aber noch nicht ausgemacht, daß sie dem später herausgebildeten als eine andere Lehre entgegenstanden. Man wird nur in einzelnen Puncten über einen Gegensatz wo nicht Gewißheit doch einige Wahrscheinlichkeit erlangen, und hierin hat gleichfalls Skule Thorlacius in seiner, in dieser Abhandlung auch benutzten, Untersuchung über Thor und seinen Hammer das Beste gethan. Zuerst ist von der Verehrung einer dreifachen Gottheit, der Trimurti der Indier, die Rede. Thor wird als der höchste betrachtet, ein Donner-Gott mit dem Blitz (Hammer), ein Aukuthor (fahrender), dessen Böcke wahrscheinlich Steinböcke gewesen (von dem Kaukasus her dem Volke noch bekannt); ja er selbst könne unter dem Bild eines Stiers vorgestellt worden seyn. Er, dessen Dienst sehr verbreitet war, auch der celtische Taranis. Der zweite Gott wird Odin angegeben, das Sonnen-Auge, in dieser Beziehung Hlöder (von Hlod, Feuer) genannt. Freyr, der dritte, von dem Regen und Sonnenschein, die Fruchtbarkeit der Erde abhing, ein hermaphroditischer Mondgott. — Dann wird natürlich die Sage von Har, Jafnhar und Thridie und die andere von Odin, Vile und Ve aus der Edda mit dieser Trimurti in Verbindung gesetzt. — Hierauf von der Verehrung der Elemente. Die (deutsche) Hertha ist als Erde, Aegir als Meer, (doch über ihm noch Jormungandur, jene die Welt umfassende ungeheure Schlange); Udgarde-Loke als Feuer zu verstehen. — Vermuthungen über die geringern Gottheiten (also doch mehr als bloßer Naturdienst in jenen Zeiten): Tyr ist Kriegsgott, Bragi ein Orpheus, milde Friedenskünste, und Idunn sein Weib die Aepfel der Unsterblichkeit gewährend. Auch die drei Schicksals-Göttinnen, die Nornen, Hilda die Kriegsgöttin (also neben Tyr), die schwarzen und weißen Alfen, die bösen und guten Disen, die Landvätter, die Trolde sind dieser vorodinischen Religion schon zugeschrieben. Als die vorzüglichsten Lehren derselben werden betrachtet: die Vorstellung von der Seelenwanderung, von welcher sich in den epischen Liedern der Edda Spuren finden; jene von dem Zustand nach dem Tode in Gläsisvold

Digitized by Google

und Udainsakur, an deren Stelle in der Odinischen Religion die kriegerische Walhaull trat; von den Weltperioden, vor der jetzigen Welt nämlich gab es zwei zugleich bestehende, das südliche, glückliche Muspelheim und das nördliche, kalte Niflheim; endlich von dem Untergang der Welt durch Feuer und einer Erneuerung derselben. Noch wird einiges über Gottesdienst, Opfer, Weissagerinnen und Zauberei zusammengestellt, wobei die deutsche Velleda passend mit der Vola, deren Weissagungen (Völuspá) noch übrig sind, zusammengestellt. Mit dem Schluß, worin zum Voraus der letzte Odin ein Schamane und seine Reformation lamaischer Priesterbetrug genannt ist, wird nicht jeder einstimmen.

Zu den wichtigsten Forschungen in ihrem Fache gehört die neueste Arbeit von Rask: Untersuchung über den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache, eine von der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift (Kjöbenh. 1818.). Diese Schrift, in welcher der Gewinn zwölfjähriger Studien aufgestellt ist, wurde während des Aufenthalts des Verf. auf Island ausgearbeitet, im Jahr 1814 nach Kopenhagen gesendet und im Sommer 1817 durch königliche Unterstützung zum Druck befördert, als der Verf. schon seine Reise zur nähern Ergründung der europäischen und kaukasischen Sprachen angetreten hatte. Zur Lösung dieser Aufgabe hat er hier den natürlichsten Weg: eine Vergleichung der umgebenden alten Sprachen (denn auf die bekanntlich später entsprungenen war keine Rücksicht zu nehmen) eingeschlagen. Er hat den Hauptsatz gewonnen, daß die altnordische Sprache sowohl als die deutsche, welche beide er mit dem gemeinschaftlichen Namen der gothischen bezeichnet *), ihre Quelle in der altthracischen habe, oder daß sie, was ihre Hauptbestandtheile angehe, aus dem großen thracischen Stamme entsprossen sey, deren älteste Ueberreste allein noch im Griechischen und Lateinischen sich erhalten. Hierbei kommt auch die Aehnlichkeit der Runen mit der ältesten phönicisch-griechischen Buchstabenreihe in Betracht. In jenem Sinne nennt er die thracische die Wurzel, und der Hauptbestandtheil des Buchs ist eine Vergleichung des nordischen mit dem griechisch-lateinischen. Eine Untersuchung über das Verhältniß der germanischen zu den asiatischen Sprachen, namentlich der indischen, hat der Verf. am Ende ausdrücklich abgewiesen. Sollte sich zwischen beiden eine noch größere Uebereinstimmung darthun, so würde die hier angefangene Untersuchung fortrücken und wir dem eigentlichen Ursprung noch näher kommen. — Seine Aufgabe hat der Verf. mit Fleiß, Gelehrsamkeit und nicht gewöhnlichem Scharfsinne gelöst und

*) Wir gebrauchen dafür germanisch, gewiß nicht aus falscher Ruhmsucht, denn an sich ist eins so richtig oder unrichtig, wie das andere, sondern weil dafür, wenigstens bei uns, einiger Sprachgebrauch entscheidet. Da kein allgemeiner Name vorkommt, so wird man sich auch hier in die Eigenthümlichkeit finden müssen, wornach große Völker so oft nach einem einzelnen manchmal kleinen Theil benannt werden; die Deutschen verstehen unter langue allemande doch niemals die allemannische Sprache in Hebels Gedichten, sondern ihre allgemeine. So sehr sich Dänen und Norwegen dagegen sträuben unter den Germanen begriffen zu werden, so bestimmt regt sich bei uns das Gefühl des Unpassenden, wenn die Schwaben, Franken, Niedersachsen und Engländer auch Gothen genannt werden.

Digitized by Google

der an ſich zwar keineswegs neue Satz iſt auf eine neue und, ſo weit es bis jetzt möglich war, vollſtändige Weiſe durchgeführt. Es verſteht ſich, daß der Verf. den innern Bau der Sprache als die Hauptſache betrachtet. Gleich am Anfang zeigt er, durch das Mittel des Mösogothiſchen, wie das noch jetzt lebendige Isländiſche die Ausſprache des Griechiſchen beſtimme; die Erasmiſche wird als die richtige anerkannt, jedoch mit einigen Einſchränkungen, wornach man nämlich ohne Rückſicht auf Accente die Buchſtaben und Doppellauter überall gleich ausſprechen muß, insbeſondere aber ει wie ι (Νειλος alſo wie im Lateiniſchen Nilus); wobei nur zu bedenken bleibt, daß umgekehrt in andern germaniſchen Sprachen, wie in engliſchen und deutſchen Mundarten, das i, ie wie ei ausgeſprochen wird, z. B. im Paderbörniſchen, Weiſe, Freide, für Wieſe, Friede. Ferner das ζ lautete wie sd. Zu Ulphilas Zeit ging die Ausſprache ſchon in die jetzige neugriechiſche über. Auch die Geſetze des Wohlklangs zwiſchen dem Isländiſchen und Griechiſchen zeigen Aehnlichkeit, z. B. von vatn der genit. vatz wirft das n weg und wird wie vas ausgeſprochen, ſo das griechiſche πας für παντς. Die lateiniſche und griechiſche Declination und Conjugation wird zuerſt nach einem einfachern Syſtem dargeſtellt, dann geht der Verf. zu einer Vergleichung der Formen und Endigungen im Einzelnen über, indem er betrachtet, wie ſich die isländiſchen zu den thraciſchen verhalten, wobei das nahverwandte Mösogothiſche und Litthauiſche die wichtigſten Hilfsmittel darbieten. Das ganze Detail der Unterſuchung iſt anziehend und voll ſcharfſinniger Bemerkungen; ſo iſt, um nicht blos im Allgemeinen zu loben, S. 208. 209. gewiß überraſchend dargethan, wenn es vielleicht auch Widerſprüche erfährt, daß der isländ. Dat. Pl. auf um mit dem griechiſchen οι νοι εσι und dem latein. ibus durch das Mittel des Litthauiſchen, welches das b mit einem m vertauſcht, zuſammenkommt. Es fragt ſich bei ſolchen Behauptungen nur, und zumeiſt bei jemand, der ſo vorſichtig Schritt vor Schritt geht, wie der Verf., ob es nicht wohl gethan wäre, manches als eine wirkliche, der verſchieden wirkenden Lebenskraft der Sprache zuzuſchreibende Abweichung hingeſtellt ſeyn zu laſſen, ſtatt es als eine bloße nach irgend einer Analogie entſtandene Umänderung zu erklären, wenn auch der in die Augen fallenden Uebereinſtimmungen weniger werden ſollten. Denn wohin ſollte man nicht gelangen, wenn man die ſo oft hervorbrechende Identität der Vocale und die S. 213 bemerkte Regel anwenden kann, wornach das Isländiſche einen Selbſtlaut am Ende eines Worts fortzuwerfen, dagegen, iſt ein Mitlauter dabei, den Selbſtlaut zu behalten und jenen wegzuwerfen pflegt; wovon doch s gleich eine Ausnahme zu Gunſten des wieder umgekehrten Falles macht, wo nämlich der Conſonant, in r verwandelt, bleibt und der Vocal wegfällt. Ein Beiſpiel wird die Sache deutlich machen. In der isländiſchen Sprache findet ſich in allen dreien Geſchlechtern eine einfachere Declination (Raſk Gr. 1. 3. und 6.), welche im Singularis der beſtimmten Declination der Adjectiva entſpricht. Das Neutrum hat alle 4 Caſus gleichlautend; das Masculinum hat im Nominat. i, in den übrigen Fällen a; das Femin. im Nom. a, in den drei übrigen u. Ihr ſteht eine andere Art der Declination entgegen, die mannichfachere und unbeſtimmtere Formen hat. Dieſer Gegenſatz drückt die beiden Geſetze aus, welche bei der Sprachbildung wirken, das eine bringt auf Stätigkeit und Einfachheit der Formen, man könnte es das feſtſtellende, erhärtende, äußerliche, abſchleifende; das andere aber, das Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit erzeugt, das organiſche, hervortreibende nennen. Jenes führt der Reichthum der Wörter und



Digitized by Google

Gedanken, die Ausbildung des Geistes herbei, der die Sprache nur als ein ihm unterwürfiges Werkzeug handhabt; dagegen bei dem organischen Princip wirkt die Sprache selbst als etwas lebenskräftiges, nach herrlichen, über dem menschlichen Geist stehenden Naturgesetzen; er ist ihr unterworfen und dient ihr als Werkzeug, wodurch sie sich äußert. (Wer blos nach einem von beiden Punkten etwa die germanische Sprache geschichtlich betrachtet, findet sie entweder mächtig und gewaltig herangewachsen, um das Höchste und Tiefste auszusprechen, oder sieht in ihr eine erbärmliche Entstellung und hilflose Versunkenheit von der ersten reinen Höhe. Vielleicht hat die deutsche Sprache noch die glücklichste Mischung beider Richtungen, denn wo die vereinfachende, durch die Schrift feststellende vorherrscht, da verliert sich das Lebendige und der völlige Sieg würde das Ersterben der Sprache seyn; dagegen wo das organische, das keine Schrift stätigt und festhält, vorherrscht, da löst sich die Sprache in endlose Mundarten auf, die am Ende das Gemeinsame kaum noch erkennen lassen. So sollen z. B. in Südamerika, wie in China, die mannichfaltigsten Mundarten ganz nah neben einander bestehen; auch die Neger haben so verschiedenartige Sprachen, daß bis jetzt ihr Gebiet noch nicht zu übersehen ist.) Im Altnordischen scheint die einfache Form sehr eigenthümlich gebildet; die Beugung im Singularis wird nur durch den hellsten und tiefsten Vocal a und u bewirkt; i, welches in den andern Declinationen im Dativ sich zeigt und nach dem Verf. im Griechischen eigentlich überall dessen Endigung ausmacht, kommt hier nicht vor und die jedesmalige völlige Gleichheit der drei Casus ist ganz gewiß kein Zufall. Durch die Erklärung des Verf. wird sie indessen aufgehoben. Um beim Masculinum stehen zu bleiben, so erkennt er im Gen. a das griechische *ου*, eigentlich *εο*, *οο*; im Dat. a das *ῳ* eigentlich *οι*, das i sey weggeworfen und o wie im Gen. in a verwandelt; im Accus. a das griechische *ον*, wo *ν* wieder weggefallen ist. Im Plural begegnen wir noch zwei Endigungen auf a, dem Gen. a, welcher aus *ων*, *αων*, und dem Accus. a, welcher aus *ας* hergeleitet wird. Man muß die Ausführung in der Schrift selbst lesen, wo das Grelle, das nach dem ersten Anblick in den Behauptungen liegt, sich mildert und in jedem einzelnen Fall die Wahrscheinlichkeit der Umänderung einleuchtend gemacht wird, doch darf man darüber das Ganze nicht vergessen. Der Verf. kann anführen, daß er die einfache isländische Declination wiederum aus der einfachen thracischen erkläre und diese ursprünglicher nennen, weil sie mannichfaltiger ist als jene; aber es ist zu bedenken, wenn auch gemeiniglich die in den Formen mannichfaltigere Sprache die ältere ist, das heißt, das vereinfachende Princip erst späterhin die Oberhand zu erhalten pflegt (wie z. B. im Englischen, Plattdeutschen und Dänischen), gleichwohl jene ursprünglicheren, mannichfaltigeren Formen auf einfachere, wenn auch nur ideale zurückweisen, wie dies die 1ste und 2te griechische Declination thut; dies erkennt Rask insofern auch an, als er das a im Sing. aus der 2ten, das a im Accus. Pl. aber aus der ersten oder dritten (nach Rask 3. oder 5ten) herüberholt. — Nachdem der Vf. seine Vergleichung durch die ganze Grammatik durchgeführt hat, liefert er 352 übereinstimmende Wörter, und zwar nicht etwa zufällig aufgefundene, sondern ausgesuchte; die allererſten und nothwendigſten in einer Sprache, worauf die Gedanken sich zuerst wenden müssen: die Namen von den uns umgebenden Naturgegenständen, den Theilen des menschlichen Leibes und dergleichen.

Vor dieser eigentlichen Hauptarbeit gehen Vergleichungen mit den andern umgebenden Sprachen voran. Die Grönländische ist völlig

verschieden. Die Idee der Franzosen, daß die celtische die Mutter aller übrigen sey, wird natürlich zurückgewiesen und die Uebereinstimmung des Kymrischen (Kornwallisischen), eines Zweiges des Celtischen, in dem Wortvorrath mit der germanischen Sprache einer Mischung zugeschrieben, in ihrem innern Bau und Wesen sind beide aber verschieden. Das Finnische zeigt ebenfalls keine Grundverwandtschaft, obgleich beide Sprachen manche Wörter von einander scheinen geborgt zu haben; das Verhältniß ist etwa, wie bei dem Celtischen, nur daß dieses mehr unmittelbare Verbindung mit dem Deutschen, das Finnische mehr mit dem Nordischen zeigt. Hierbei wird die historische Bemerkung gemacht, daß als der germanische Stamm aus Süden, theils über die Ostsee, theils durch Deutschland nach dem Norden sich zog (fälschlich nimmt man an, durch Finnland und die Aalandsinseln nach Schweden), hätten die ältesten Bewohner, die sich vorfanden, sämmtlich zu dem finnischen Stamm gehört und wären von den Ankommenden immer weiter nach Norden zurückgedrängt worden. Dagegen nahe Verwandtschaft der finnischen und ungarischen Sprache ist als entschieden anzusehen. Die slavischen Sprachen zeigen in grammatikalischer sowohl als lexikalischer Beziehung eine wesentliche und bedeutende Verwandtschaft mit der germanischen; sie sind daher sehr wichtig für die Erklärung der nordischen, können aber doch nicht als die Quelle desselben betrachtet werden. Was die lettische Sprache betrifft, so enthält sie deutliche Zeichen der Selbstständigkeit und die Litthauen selbst sind als ein alter nach Preußen eingewanderter Volksstamm zu betrachten, nicht aber als eine im 4ten oder 5ten Jahrhundert an der Weichselmündung entstandene Mischung von Gothen, Slaven und Finnen. Die Sprache ist mit der slavischen und germanischen nah verwandt, worin beide übereinstimmen, das ist ihr gleichfalls eigen, außerdem aber besitzt sie noch Aehnlichkeiten mit einer jeden, welche diesen nicht gemeinschaftlich sind. Vielleicht kommt sie mit der germanischen mehr in grammatikalischer, mit der slavischen mehr in lexikalischer Hinsicht überein. Dennoch läßt sich weder schließen, daß sie aus der germanischen oder slavischen, noch daß diese beiden aus ihr entsprungen seyen, sondern sie gehört einem eigenen, nahverwandten Stamme an, welcher mit jenen eine gemeinschaftliche Wurzel hat. Der thracischen ist sie am nächsten verwandt, weshalb sie auch bei der Vergleichung des Isländischen und Griechisch-lateinischen das wichtigste Mittelglied war. Der Vf. führt Gründe an, wornach es sehr wahrscheinlich ist, daß die Litthauen in den ältesten Zeiten das Innere von Rußland und Pohlen bewohnt haben und hernach erst in die Sitze germanischer Völkerschaften in Litthauen und Preußen sich eindrängten. Betrachtet man nun Odins Einwanderung aus Skythien (Svithiód hin mikla, wornach Schweden, Svithiód, gleichsam neu Skythien, den Namen erhalten) so bildet der germanische Stamm in den ältesten Zeiten eine zusammenhängende Kette von dem schwarzen Meer und dem Tanais nach der Weichsel, Nord- und Ostsee, welche hernach getrennt wurde, theils durch des eigenen, theils des lettischen und slavischen Stammes Wanderungen. Der nordöstliche Theil, welcher über die Ostsee nach Skandinavien gedrängt wurde, war also ein unmittelbarer Nachbar des lettischen gewesen. — Wir müssen noch des Abschnitts über Etymologie überhaupt gedenken, welcher das Werk einleitet. Der Verf. stellt dafür Grundsätze auf. Auch in diesen Betrachtungen ist der scharfe, umsichtige Verstand, welcher die Sache nach ihren mannichfaltigen natürlichen Seiten ins Auge gefaßt hat, zu erkennen. Dabei kommen im Einzelnen schöne Erläuterungen vor; so wird z. B. gezeigt,



Digitized by Google

wie ungeschickt man das dänische Jordemoder (Erdemutter, Hebamme) durch eine falsche Etymologie in Gjordemoder (Gürtelmutter) entstellt hat, (es deutet, wie auch der deutsche Name, auf den altheidnischen Gebrauch, das neugeborene Kind nämlich auf die Erde zu legen, bis der Vater bestimmt hatte, daß es am Leben bleiben sollte; dann wurde es aufgehoben und bekam einen Namen). Als ein Hauptfehler bei den Sprochableitungen wird angegeben, daß man das Materielle oder Lexikalische und das Formelle oder die grammatikalische Bildung nicht gehörig unterschieden habe. Die Uebereinstimmung in der Grammatik ist ein viel sichereres Zeichen der Grundeinheit, da man findet, daß eine Sprache, in die eine andere gemischt wurde, selten Formveränderungen oder Beugungen von dieser annimmt, dagegen ihre eigenen schneller verliert; so hat das Dänische keine Endigungen von dem Deutschen oder das Spanische von dem Arabischen angenommen. Eine Rücksicht scheint uns der Verf. doch nicht bei der Etymologie beachtet zu haben, nämlich jene Einwirkungen, welche die dem Menschengeist verliehenen in der Mythologie überlieferten Grundanschauungen unleugbar auf die Bildung der Sprache haben. Daher und gewiß nicht aus sinnlicher Wahrnehmung läßt sich z. B. oft nur das Zusammenfließen der Gegensätze in einem und demselben Worte erklären, wie Wicht gleich dem nordischen vätter (etwas und nichts), Alpe (Berg und Fluß, Elbe), Au (Feld und Bach) u. s. w. Deshalb sollte der Verf. (S. 46.) die bekannte, nur einseitig gefaßte Erklärung von lucus a non lucendo nicht so sehr wegwerfen, man könnte auch sonst dafür anführen, daß gerade von ihrer Dunkelheit die Wälder benannt werden und dies nicht, wie er meint, hier eine Nebensache ist; das nordische Myrk-vithr ist unser Schwarzwald und Skogr läßt sich wohl von skuggi,ský, σκια ableiten. So rechtfertigt sich auch die Ableitung des lucus von λύκη für λύγη, Schatten, welches doch wieder von einem alten λύξ, lux, abstammt. Die Gegensätze in den ersten und natürlichsten Dingen geben oft noch sichtbar die ihnen zu Grund liegende ungetheilte Einheit zu erkennen; z. B. gleich πατὴρ und μήτηρ, dor. μάτηρ, werden nur mit einem oberflächlichen Schein durch eine Abstammung von παω pasco und μαω desiderio complector (bei Lennep) erklärt, sie haben ohne Zweifel eine gemeinschaftliche Wurzel, jene, aus welcher sich die große Kette von Wörtern (Atti, Gott, Thiod, Teut, Zeus u. s. w.), die das Göttliche in den menschlichen Dingen aussprechen sollen, entwickelt hat. Dabei ist nicht zu vergessen, daß nach der obigen Ableitung μάτηρ auch in so fern nicht richtig wäre, als es eine männliche Form hat, und nach der Analogie μητέρα heißen müßte. Es wird damit nicht gesagt, daß der Verf. dieser Ansicht entgegen wäre, es soll blos der Wunsch ausgedrückt seyn, daß er auch diesen Einfluß auf Sprachbildung bei der Etymologie der Rücksicht werth halten möge. — Zum Schluß loben wir noch an dem Ganzen die Freiheit und Unbefangenheit des Urtheils, der Verf. erkennt die Vorzüge jeder Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit an, und geht nicht darauf aus, wie es bei solchen Untersuchungen häufig geschieht, irgend einer das Uebergewicht und den Vorrang zuzuwenden; eine gewisse Vorliebe für die Muttersprache ist dabei sehr natürlich.

Die beiden neusten Arbeiten des Arnamagnäanischen Instituts (dessen Mitglieder jetzt Cold, Rall, Schlegel, Thorlacius, Werlauff und Müller sind), liefern den zweiten Band der alten Edda, von welchem hernach besonders die Rede seyn wird und ein Rechtsbuch: Magnus Konongs Laga-Bäters Gula-Things-Laug. (Regis Magni legum reformatoris leges Gula-Thingen-

Digitized by Google

ses, sive jus commune Norvegicum. Ex manuscriptis legati Arna-Magnaeani, cum interpretatione latina et danica, variis lectionibus, indice verborum et IV tabulis aeneis. Hav. 1817. in 4to.). Peter Kofod Ancher, der Verfasser der dänischen Rechtsgeschichte, hatte vor, ein Corpus juris Dano-Norvegici antiqui herauszugeben, starb aber; mit gegenwärtiger Ausgabe eines der wichtigsten Stücke wird der Plan wieder aufgenommen. Der norwegische König Magnus, ein Enkel von Sverre, sammelte und revidirte in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, nachdem eine stürmische und unglückliche Zeit vorübergegangen war, das gemeine norwegische Recht, woher ihm der Beiname Lagabâtir (Gesetzverbesserer) zugekommen ist. Die Grundlage sind uralte aus der Eigenthümlichkeit des Volks erwachsene Rechtsgebräuche und Formeln, welche schon Hakon, Sohn Harald des Haarschönen, im Jahr 940, 941 zusammenfaßte, als Urheber eines Codex juris Gulensis antiqui. König Magnus gab nach den vier großen Gerichtsbezirken des Reichs vier Haupt-Gesetzbücher; das gegenwärtige wird nach dem Gerichtsbezirk genannt, welcher auf der Insel Guley bei Bergen seinen Sitz hatte, wo es im Jahr 1274 auf dem großen Thing vom Volke angenommen wurde. Diese vier Gesetzbücher sind aber dem Inhalte nach vollkommen übereinstimmend, blos der voranstehende Thingfarar-bölkr beläßt jedem Gericht gewisse Eigenthümlichkeiten (Vgl. J. Grimm Literatur der altnordischen Gesetze in Savignys Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft III. S. 101. 102.). In der Folge wurde dieses Gesetzbuch aus Mangel an Kenntniß der alten Sprache, durch falsche Interpretation und Einschiebung ungeschickter Glossemata unglaublich verderbt und entstellt; der Willkür wurde gar Thür und Thor geöffnet, als jedes Gericht sich derjenigen dänischen Uebersetzung bediente, die ihm gerade beliebte. Daher empfand man schon seit dem sechzehnten Jahrhundert unter Christian III. das Bedürfniß einer Reinigung des Rechts lebhaft; Christian IV. veranstaltete eine Revision, aber sie mißlang, da diejenigen, welchen sie übertragen wurde, der Arbeit nicht gewachsen waren. Gegenwärtige Ausgabe, die man gleichfalls der Freigebigkeit des Königs verdankt, und die vorzüglich Thorkelin besorgt hat, liefert nach dem besten Codex (doch ist er tradux, ein Original gibt es nicht mehr) die Urschrift ohne Veränderungen und aus den übrigen, vorne besonders beschriebenen, in ziemlicher Anzahl vorhandenen, reichliche Varianten; weitere critische Bearbeitung konnte nicht statt finden. Ferner: eine dänische und lateinische Uebersetzung; dänische gibt es zwar von dem Jahr 1448 an bis zu der von H. Paus, welche 1751 erschien, handschriftliche und gedruckte, in Menge, sie sind in der Vorrede angeführt, aber keine davon war zu gebrauchen. Endlich, ein index vocum et phrasium rariorum liefert Nachträge zu Biörn Haldorson, der die juristische Sprache in seinem Wörterbuch fast ganz übergangen hat; die Kupfertafeln enthalten Schriftproben der vorzüglichsten Handschriften. —

Von der Sturlunga-Saga war die erste Abtheilung im Jahr 1817 zu Kopenhagen herausgegeben, jetzt (1818) ist mit der zweiten der erste Band vollendet. Sturlúnga-Saga eâr Islendinga-Saga hin mikla. nú útgengin á prent ad tilhlutun hins islenzka bókmentafélags (die Sage von den Sturlungen oder die große Sage der Isländer. Auf Veranstaltung der isländischen Literatur-Gesellschaft jetzt in Druck gegeben.) in 4to. Hiermit ist die Hälfte einer der größten Sagen gedruckt und zwar, weil die Ausgabe sonst zu kostbar würde und sie zumeist für Isländer bestimmt ist, diesmal blos in der Urschrift ohne

Digitized by Google

eine Uebersetzung ins Dänische oder Lateinische. Sie enthält nämlich eine einigermaßen zusammenhängende Geschichte der bürgerlichen Unruhen, welche die vorzüglichsten Geschlechter auf Island entzweiten, in einem Zeitraum von etwa 150 Jahren, indem sie mit dem Jahr 1116 anfängt und mit der freiwilligen Unterwerfung der Insel unter den norwegischen König Hagen Hagensen im J. 1261 endigt. In so fern ist es eine allgemeine Sage der Isländer, sie heißt aber auch sehr schicklich Sturlungen-Sage, weil die Geschichte dieses Geschlechts, welches das herrschende und mächtigste war, den Hauptgegenstand der Erzählung ausmacht. In ihre historische Wahrheit ist kein Zweifel zu setzen, sie übertrifft vielmehr in dieser Hinsicht alle anderen Sagen; doch muß man, wie P. E. Müller bemerkt, zugestehen, daß die verwüstenden Kriege der Aristokraten, welche hier beschrieben werden, weniger Theilnahme erregen, als die in den andern Sagen so lebendig dargestellten Fehden Einzelner, wo sich mehr geistige und leibliche Stärke entwickelte. Was den Verfasser der Sturlunga-Saga betrifft, so ist gewiß, daß der spätere Theil von Sturle Thordsen, einem Brudersohn des berühmten Snorre Sturleson, herrührt. Er stand bei dem König Hagen Hagensen in Gunst und wurde zum Laugmand über Island ernannt. Der erste Theil der Sage bis zum Jahr 1201 wird nach dem Vorgang vorzüglicher Gelehrten, Torfäus, Finn Johnsen, Schönings u. a. dem Bischof Brand Sämundsen auf Holum zugeschrieben, allein P. E. Müller, der die Stelle, worauf sich die Vermuthung stützt, in der Sagenbibliothek 1. 245. 46. mittheilt, hat gegründete Einwendungen dagegen gemacht. Soviel ist gewiß, daß der Styl sich sehr verschieden zeigt und das Ganze im Verlauf der Jahrhunderte Veränderungen erlitten; namentlich sind spätere Zusätze eingerückt worden, welche von Sturle unmöglich herrühren können. Auch ist keine der Handschriften, welche dieser Ausgabe zu Grund liegen, älter als der Anfang des 17ten Jahrh. Die Vorrede zu dieser Ausgabe ist von B. Thorsteinson unterzeichnet.

Wir gedenken zuletzt noch einer Ankündigungs-Schrift: Proben von dänischen Volkssagen, gesammelt von J. M. Thiele. Mit einer Vorrede vom Prof. Nyerup, Kopenh. 1817. Der Verfasser, den Nyerup bereitwillig einführt, hat blos in Seeland aus mündlichen Ueberlieferungen und gedruckten oder handschriftlichen Werken, doch aus diesen die geringere Anzahl, an zweihundert Sagen gesammelt. Er theilt hier achtzehn mit und gedenkt die übrigen in ähnlichen einzelnen Heften bekannt zu machen; zugleich lädt er andere zur Theilnahme ein, indem was er gesammelt, kaum ein Drittel von dem ausmacht, was noch zurück ist. Das Unternehmen sowohl als die Ausführung verdient Beifall; es ist nichts verändert noch zugesetzt, sondern die Sage schlicht erzählt, so daß ihr oft poetischer oft bedeutender Inhalt ungetrübt überliefert wird. Wenn die Sache, wie zu wünschen ist, guten Fortgang hat, so wird überhaupt das Verständniß der Sagen, besonders aber der deutschen, gar sehr zunehmen; außerdem erhält man ein angenehmes Buch, wodurch sich erkennen läßt, was das Volk noch jetzt poetisch erfreut und bewegt, während Aufklärungen über alte Sitten und Gebräuche nicht ausbleiben werden, namentlich die verwandten Kämpe-Viser können daher mancherlei gewinnen. Der erste Band (Danske Folkesage. Kiöbh. 1818. 200 S. in 8.) liegt bereits vor uns, auch ein zweiter soll erschienen seyn.

---

Man kann von einer Literatur nur dann sagen: sie ist wirklich da, sie lebt, wenn sie aus der Mitte eines innerlich gefühlten Bedürfnisses

Digitized by Google

hervorgewachsen ist. Zwar kommen durch künstliche Mittel Werke zu Stand, welche bei der darauf verwendeten Arbeit und Gelehrsamkeit Achtung verdienen; sie gewähren auch wohl den Schein einer vorhandenen Literatur, selbst, unter glücklichen Verhältnissen, mit einigem Schimmer, aber das Scheinleben sinkt, sobald die Triebfedern nachlassen, gleich wieder zusammen. Etwas von dieser Natur hat die vorhergehende Periode in den siebenziger und achtziger Jahren gehabt; es war mehr die Regierung, welche die Sache beförderte, als eine wirklich vorhandene natürliche Neigung dafür. Es ist erlaubt, diese Bemerkung auch in der Ferne zu machen, da sie sich selbst bei einem einheimischen Schriftsteller findet. (Vgl. P. E. Müller über die Wichtigkeit der isländ. Sprache S. 129.) Dann geschieht es wohl, daß große Werke angefangen werden, aber unvollendet liegen bleiben, wie es mit der Edda, Heimskringla, Njála-Saga der Fall war: über die Kraft des Anstoßes hinaus zeigt sich keine Bewegung und freiwillig bildet sich nichts mehr, wie bei zurückgezogener Wärme die Stubenpflanze abtrauert. Der jetzigen Periode dagegen wird niemand wirkliches Leben und Daseyn absprechen wollen. Wie in Deutschland, so hat auch bei den Dänen die Erfahrung der jüngst verflossenen Zeit den Blick auf das Alterthum gelenkt, nicht als auf etwas veraltetes, oder öd abliegendes, sondern als auf die rechte Quelle der Gegenwart, die in der Erkenntniß des einheimischen und vaterländischen sich selbst wiederfinden und stärken soll. Ein Zeichen dieses rechten Lebens ist der Zusammenhang, der sich in den verschiedenartigen Bestrebungen äußert: einer arbeitet dem andern ohne Abrede in die Hände und fühlt die Nothwendigkeit, daß aus dem Einzelnen ein gegenseitig sich stützendes und festhaltendes Ganzes zusammenwachsen müsse. Ob die Gelehrsamkeit damals größer war, oder nicht, kann unentschieden bleiben, fruchtbarer ist sie jetzt gewiß; so ausgezeichnete und gründliche Sprachkenntnisse Skule Thorlacius in allen seinen Arbeiten an den Tag gelegt hat, so ist doch das, was Rask schon geleistet, während er zu so manchem noch Hoffnung macht, von größerm Erfolg, eindringlicher und umfassender. Jetzt ist die Sprache durch eine Grammatik und ein Wörterbuch zugänglich geworden, ihr Ursprung und eigenthümlicher Werth, ihre Wichtigkeit nach verschiedenen Richtungen erläutert, die Wahrheit der alten Sagen, die Originalität der Poesie dargethan, eine Uebersicht der Masse geliefert. Dabei werden die wichtigsten Quellen zu Tag gefördert und es ist erfreulich zu sehen, wie durch die sorgfältige Ausgabe der Volkslieder, und die Sammlung der noch vorhandenen Volkssagen der Kreis erweitert und der lebendige Zusammenhang des Alterthums mit der Gegenwart anerkannt wird. Gelangen die bereits angefangenen Arbeiten, woran gar nicht zu zweifeln steht, zur Vollendung, und werden noch einige besonders wünschenswerthe unternommen, wie etwa die Ausgabe der prosaischen Edda nach den Vorarbeiten des John Olaffen von Grundvik, ein Wörterbuch der poetischen Sprache, die Ausgabe der Landála-Saga, ein umfassendes Werk über die Runen *); so wird für das Hauptfächlichste gesorgt seyn und das Studium der Quellen ungestört fortschreiten können. Tritt dann noch eine genaue Erforschung der heutigen Sprache, der noch gültigen Rechtsgebräuche, kurz dessen

*) Thorlacius d. V. hatte ein solches vor, wenigstens eine größere Arbeit über diesen Gegenstand (S. Nyerup histor. statist. Schilderung S. 52.). Es ist aber wohl nichts davon erschienen?

Digitized by Google

hinzu, was sich aus dem Leben frei und natürlich herausgebildet, so wird die Bedeutung des Alterthums erst recht klar werden. Daher ist auch die Vollendung des großen dänischen Wörterbuchs*) zu wünschen und eine Untersuchung der merkwürdigen verschiedenen Mundarten des Nordens. Ueber die färöische hat Rask am Schlusse seiner isländischen Grammatik einen Abschnitt geliefert; Laurentius Hallager ein norwegisches Wörterbuch mit einem Anhang von Liedern in der Bauernsprache (Kopenh. 1802. 8.). Jung hat den Charakter, die Sitten und die Sprache des nordseeländischen Volks beschrieben (Kopnh. 1798. 8.).

Die unerzwungene Neigung für das Alterthum offenbart sich auch darin, daß man sich nicht blos auf das Altnordische beschränkt, sondern die Betrachtung auch auf das damit in Beziehung stehende hinwendet. Es ist jenes natürliche Gefühl, daß ein volles Verständniß nicht möglich ist, wenn man nicht weiß, wie weit die Wurzeln des eigenen Stammes gedrungen sind, wie sie sich mit andern verflochten haben und welche Nahrung von dorther zugeflossen ist. Der Rücksicht auf altdeutsche Literatur brauchen wir kaum zu gedenken, sie versteht sich von selbst; so wie wir unser Alterthum ohne Hülfe des nordischen nicht verstehen und erklären könnten, so wird man auch des deutschen dort nicht entbehren wollen. Nyerup hat schon früherhin symbolae ad literaturam teutonicam geliefert, und fast der ganze zweite Band der Edda-Lieder handelt ja von einer beiden Völkern gemeinen und nur gemeinschaftlich zu erläuternden Stammsage.

Auch die Rücksicht auf die angelsächsische Sprache und Literatur ist eine Folge der neuerweckten Liebe für das Alterthum. Der Zusammenhang derselben als eines Zweigs des großen Sprachstammes mit dem Norden, so wie mit dem Deutschen fällt in die Augen. Aber ohne gründliche Einsicht konnte das Anlaß gerade zu den verkehrtesten Behauptungen geben. Rask ist auch hier zuerst zu nennen, er hat zu Stockholm, aber dänisch, eine angelsächsische Sprachlehre verbunden mit einem Lesebuche 1817 herausgegeben. Er hat in der Einleitung die Gränzen der Verwandtschaft, die Unabhängigkeit des Angelsächsischen vom Nordischen wie das Umgekehrte hinlänglich dargethan. Früher schon hatte er den schon oft abgedruckten Bericht Ottar's und Wulfstan's an den König Alfred über ihre Reise bearbeitet (Kopenh. 1816.)**). Der Text ist vielfach berichtigt und außer einer dänischen Uebersetzung sind kritische Anmerkungen und sonstige Erläuterungen zugefügt. Voran geht, wie schon in andern Ausgaben, König Alfreds eigener kurzer Bericht. Im Jahr 1815 gab Grim Johnsen Thorkelin heraus: de Danorum rebus gestis sec. III. et IV. poema danicum dialecto anglosaxonica. Ex bibliotheca Cottoniania Musei brittanici. Das auf dem Titel angegebene Zeitalter ist blos nach der Meinung des Herausgebers bestimmt; die Handschrift rührt aus dem 10ten Jahrhundert. Der Text bedarf noch einer kritischen Bearbeitung; N. F. S. Grundtvig soll Anmerkungen dazu geliefert haben.

Auch in der altfranzösischen Literatur hat man nach Aufklärungen gesucht und der Philolog Brönsted hat, als Ertrag seiner Nebenstunden, Beiträge zu der dänischen Geschichte aus ausländi-

*) Erster Band A—E. Kopenh. 1793. Zweiter Band F—H. Daselbst 1802. Buchstab J. Das. 1808.

**) Steht auch in den Schriften der skand. Lit. Gesellsch. von 1815.

Digitized by Google

schen Handschriftensammlungen (bis jetzt zwei Hefte, Kopenh. 1817. 1818.) geliefert, worin man zum erstenmal größere und zusammenhängendere Stücke von der Reimchronik des Robert Vace (Romanz de Ron), welche von Hasting, Rollo und anderer Normänner Thaten in Frankreich und der Bretagne handlen, aus pariser Handschriften im Original mit dänischer Uebersetzung findet.

Gleichfalls ist des Vorhabens zu gedenken, die durch innern Werth ausgezeichneten Werke der altnordischen Literatur vermittelst ansprechender Uebersetzungen ins Dänische jedermann zugänglich zu machen, und sie auf diesen Wegen schneller auf die Bildung der Gegenwart einwirken zu lassen. Nik. Friedr. Sev. Grundtvig zeigt sich hier besonders thätig, schon früher (in der Neujahrsgabe Heimdal von 1816) hatte er die Norna Gests-Saga übersetzt, jetzt aber hat er angefangen, die Heimskringla und den Saxo Grammatikus in dieser Hinsicht vorzunehmen, und von beiden Werken ist der erste Band (Kopenh. 1818 in 4to splendid gedruckt) erschienen. Die Zueignung ist auch noch von Pram und Tretschov unterschrieben als Mitgliedern der Gesellschaft für altnordische Werke („for Nordens Oldskrifter").

Erfreulich ist die Theilnahme der Regierung an dem Gedeihen dieser Literatur. Ihre Einwirkung steht gegenwärtig in einer schönen Mitte, wie sie überall wünschenswerth wäre und ohne Zweifel am fruchtbarsten ist. Glaubt man blos von oben her durch reichliche Gewährung der äußern Mittel im Voraus eine wirkliche Blüthe hervor zu locken, so hat die Geschichte mehr als einer gelehrten Academie das Gegentheil gelehrt. Man fängt die Sache verkehrt an und baut Häuser, bevor Menschen da sind, die sie bewohnen können. Auf der andern Seite ist es auch gewiß, daß ohne Ermunterung und Unterstützung manches Talent mühsam sich durchringen muß und nicht selten verkümmert. Große Werke können nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, wo diejenigen, welche die Wissenschaft achten und lieben, verarmt sind, bei denen aber, welche den Reichthum in Händen haben, jene wohlthätige Sitte, aus fortgepflanzter Achtung sie zu befördern, fast ausgestorben ist, ohne Hülfe von oben nicht mehr erscheinen. Die Aufgabe besteht also darin, den rechten Mittelweg zu treffen, und sie ist gewiß am besten und natürlichsten in der beständigen Bereitwilligkeit der Regierung gelöst, jeder einzelnen Arbeit, die aus wirklicher Neigung unternommen wird, fortzuhelfen, oder den Stein des äußern Bedürfnisses, der oft den edelsten Keim drückt, wegzuwälzen. Das Gelingen ist dann eben so wahrscheinlich als das Mißlingen bei anbefohlenen Werken. In Dänemark scheint der König ein natürliches Wohlwollen für die Wissenschaften zu hegen, wie es aus dem Gefühl entspringt, daß sie gerade das dauernde und bleibende suchen, wodurch ein Volk am ersten zu einem gesunden und kräftigen Daseyn geführt wird. Die Unterstützung der Alterthumskunde ist in so fern großartiger und edler, als sich der Gewinn nicht sogleich oben abnehmen und praktisch verbrauchen läßt, worauf z. B. die Herrscher aus Napoleons Schule sahen, welche die Wissenschaft nur im Dienste ihres eigenen Vortheils erblicken wollten. Der König hat eine Anzahl von Werken, deren Erscheinung sonst sehr im Zweifel oder in der Zukunft lag, auf seine Kosten drucken lassen, er hat die Reise von Rask, der die Quellen der altnordischen Sprache in dem asiatischen Mutterlande erforschen will, möglich gemacht. Und das alles hat er in einer äußerlich gewiß nicht glänzenden Zeit gethan, wo die Kräfte des Staats für so manches dringende Bedürfniß der Gegenwart in Anspruch genommen wurden. Auch Privaten, deren Namen

Digitized by Google

in der Ferne nicht bekannt geworden, haben wohlthätig gewirkt. So hat ein Ungenannter 1000 Thaler zu dem zweiten Bande der Edda-Lieder beigetragen. Der Geheime Conferenz-Rath Johann von Bülow zu Sanderumgard, (der auch die Herausgabe der angelsächsischen Grammatik und des Knud Hennebergischen Werks unterstützte,) hat für die beste Abhandlung über den Zusammenhang der Religion der alten Nordbewohner und der indisch-persischen Nationen einen Preis ausgesetzt *). Hier sind auch die schon oben genannten Norweger J. Aall und C. Anker zu rühmen, die zu ähnlichen Unterstützungen ihren Reichthum würdig angewendet. — Musterhaft ist die Errichtung der Commission für Bewahrung der Alterthümer. Eine Gesellschaft, die sich freiwillig vereinigt, hat einen sichern Erfolg, wenn sie sich noch der Forthülfe der Regierung erfreut; sehr glücklich sind die Landes-Behörden damit in Verbindung gesetzt und diejenigen zur Mitarbeit angeregt, deren Amt und Beruf schon dazu einladet. Auf diesem Wege allein kann etwas durchgreifendes geschehen, neues entdeckt, das bekannte erhalten und eine Uebersicht des vorhandenen gewonnen werden.

Wenn bisher immer nur von Dänemark die Rede gewesen, so ist dies aus keinem andern Grunde geschehen, als weil in Schweden solch ein lebendiger Mittelpunkt für die Alterthumswissenschaft sich nicht zeigt. Was dort geschieht, erscheint noch als etwas vereinzeltes, wovon man sich eine rechte Wirkung nicht versprechen darf. Vielleicht kennen wir auch nur einen Theil der dortigen Arbeiten, da die literarische Verbindung mit diesem Reiche (woran auch der dortige schlecht eingerichtete Buchhandel Schuld haben mag) erschwert ist, während mit Dänemark eine regelmäßige statt findet **). Sollte es sich wirklich so verhalten, so würde wahrscheinlich das Urtheil nur etwas milder lauten, aber eine wirkliche Thätigkeit, wie in Dänemark, nicht verborgen geblieben seyn. Gegen den wissenschaftlichen Geist und Sinn der Schweden, eines so ausgezeichneten Volkes, soll damit nichts gesagt seyn; wenn er nicht auf das Alterthum gerichtet war, so muß der Grund in den eigenthümlichen Schicksalen dieses Landes gesucht werden. Ohne Zweifel wird die Theilnahme dafür wieder einmal auftauchen und es ist wohl natürlich dasjenige, was bisher geschehen, als Vorzeichen zu betrachten. Oeffentlichen Nachrichten zufolge hat schon im Jahr 1816 der Freiherr von Stiernold eine Subscription eröffnet, um allmählig die wichtigsten Urkunden über die nordische Geschichte bekannt zu machen, welche guten Fortgang gehabt; bereits das erste Stück dieses Werks soll durch D.

---

*) Oeffentlichen Nachrichten zufolge (Hall. Lit. Zeitg. 1819. No. 69.) hat die königl. Gesellschaft der Wissenschaft die Arbeit des Prof. Finn Magnussen gekrönt, als ausgezeichnet durch Scharfsinn, Gründlichkeit und neue Ideen. — Hoffentlich wird sie bald im Druck erscheinen, so wie eine in der Vorrede zur Edda (II. p. XXIII) versprochene Abhandlung über ein gothisches Lied, das sich in dem Buch des Constantin Porphyrogenneta de Cerimoniis aulae byzant. erhalten.

**) Bei allem dem würde der Zugang zu der dänischen Literatur immer einige Schwierigkeit haben, es ist aber Schuldigkeit hier die ausgezeichnete Güte und Bereitwilligkeit dänischer Gelehrten in der Erfüllung literarischer Bitten dankbar zu rühmen.

Digitized by Google

Faxtt in Upsala ausgearbeitet seyn *). — Pehr Tham, reicher Gutsbesitzer auf Dagnäs in Westgothland, schon aus Arndts Reise durch Schweden (I. 241. ff.) bekannt, ist Eigenthümer einer schönen Sammlung alter Denkmäler, worüber noch neuerdings Molbech in seinen Briefen aus Schweden (deutsche Uebersetzung. I. 371 — 75.) Nachricht mitgetheilt hat **). Tham hat Westgothland und Bohus-Län durch G. G. Hilfeling, einen kundigen Mann, genau untersuchen lassen und angefangen die Alterthümer dieser Landschaften bekannt zu machen. Das erste Heft, das einen Theil von Bohus-Län begreift, ist mit einer Vorrede vom Bibliothekar C. Chr. Gjörwell schon 1794 zu Stockholm erschienen, aber ungeachtet der Klage, die darin über den Verfall der Alterthumswissenschaft geführt wird, ist das verdienstliche Unternehmen doch gleich in Stocken gerathen (Göthiska Monumenter samlade och beskrifne af Pehr Tham in 4to mit 19 Kupfertafeln) ***). — Vorzügliche Kenntnisse und Thätigkeit zeigt N. H. Sjöborg. Schon seine Disputationen (de praedio Ingestad und Topographia paroeciae Raslunda et monumentorum quae circa sunt) lieferten Beschreibungen von Alterthümern ****). In seinen Sammlungen zur Geschichte von Schonen (Samlingar till Skånes Historia och Beskrifning. Lund 1801.) und Blekingen wird sich manche hierher gehörige Aufklärung und Nachweisung finden; einiges ist daraus in Arndts Reise (IV, 145. 191.) mitgetheilt. Auch das altnordische sehr merkwürdige Lied Rigsmål (carmen gothicum antiquissimum Scaniae historiam illustrans) gab er (Lund 1801) heraus. Im Jahr 1802 erschien von ihm zu Lund eine Abhandlung über Runen und die Ragnar Lodbroks Saga mit einer schwedischen Uebersetzung. Auch ein Stück von K. Magnus Lagabäters Gesetzbuch; im Jahr 1807 Monumenta lapidaria, quae in Scania exstant. Seine Einleitung zur Kenntniß der vaterländischen Alterthümer mit Kupfern ist gleichfalls noch nicht herüber gekommen, dagegen kenne ich aus eigenem Gebrauch die spätere, wahrscheinlich ausführlichere Schrift: Versuch einer Nomenklatur der nordischen Alterthümer

*) Nach den neuesten Berichten ist der erste Band der SS. RR. Suecicarum (158 Bogen in folio) von einer königlichen Commission ausgegeben worden. Es fragt sich, ob von jener Unternehmung die Rede ist. Von Warmholz bibliotheca historica Sveogothica sind die drei letzten Bände (XII — XIV.) durch die Unterstützung des Kronprinzen zu Upsal 1817 erschienen. Ob von Ahlerspare's verdienstlichen historischen Sammlungen mehr als der 4te Band, (im Jahr 1811) herausgekommen, weiß ich nicht.

**) Der 2te Band soll über die gegenwärtige schwedische Literatur berichten, er ist mir aber, ob er gleich sammt dem 3ten schon 1817 erschien, noch nicht zugekommen.

***) Der von einem gebornen Schweden J. Graberg von Hemsö im Ausland geschriebene Saggio istorico su gli Scaldi, Pisa 1811 verdient weiter keine Rücksicht.

****) Wahrscheinlich sind zu Lund, der alten Sitte gemäß, noch mehrere Dissertationen erschienen, die sich ihren Gegenstand aus dem einheimischen Alterthum gewählt. Ich kann als Beispiel anführen: A. O. Lindforss diss. hist. de civitate Jomensi. 1811. 4to.

Digitized by Google

(Försök till en Nomenklatur för nordiska Fornlemningar. Stockh. 1815. in 8. mit Kpfrn) als eine sehr schätzbare, fleißige Uebersicht. Es ist darin der gewiß schwierige Versuch gemacht, die in mannichfacher Gestalt vorkommenden Hügel, Grabstätten, Steinkreise u. s. w. zu unterscheiden, und die aus dem Alterthum oder durch Ueberlieferung erhaltenen Namen darauf richtig anzuwenden; Kupfer liefern von jeder Gattung ein Abbild. Lobenswürdig ist auch, daß der Verf. sich nicht blos auf sein nächstes Vaterland beschränkt, sondern den ganzen Norden berücksichtigt hat; es ist sehr zu wünschen, daß der hier geäußerte Plan, welcher auf eine vollständige Zusammenstellung aller solcher Ueberreste des Alterthums in Schweden und Norwegen geht, zur Ausführung gelange. Ueberhaupt würde eine größere Vereinigung und Annäherung der dänischen und schwedischen Gelehrten, die so natürlich ist, sich sehr fruchtbar erweisen; Rask hat in der Vorrede zu der angelsächs. Sprachlehre darüber manches Wahre gesagt. Doch zeigen sich auch hiervon Vorboten, denn die neue Ausgabe der dänischen Kämpeviser scheint auf ein ähnliches Unternehmen in Schweden wohlthätig gewirkt zu haben, wo sie nicht der eigentliche Anlaß war: Schwedische Volkslieder aus der Vorzeit. Gesammelt und herausgegeben von Er. Guft. Geijer und Arv. Aug. Afzelius. Erster Theil, Stockholm 1814. Die Sammlung selbst hat der letztgenannte Herausgeber gemacht, der auch durch eine Uebersetzung der Hervarar-Saga (nach dem Text des Verelius) im Jahr 1811 seine Theilnahme an dem Alterthum gezeigt hat. *) Dieser erste Theil (der zweite und dritte von 1816, womit das Werk geschlossen ist, sind noch nicht angelangt) enthält dreißig Stücke, großentheils von ausgezeichnetem poetischen Werth. Von der dänischen unterscheidet sich diese Sammlung dadurch, daß sie fast lediglich mündliche Ueberlieferungen enthält und diese Quelle als die reichste und vorzüglichste anerkennt, während sie dort am spärlichsten floß. Zum Theil liegt dies in der Natur der Sache, da hier zum erstenmal die seit 50 — 60 Jahren zurückgedrängten Volkslieder gesammelt wurden und die Arbeit eines Peter Syv nicht konnte zu Grund gelegt werden. Doch auch handschriftliche Liederbücher, deren es einige auf den Bibliotheken zu Stockholm und Upsala giebt, und Sammlungen von fliegenden Blättern, welche den Herausgebern sind mitgetheilt worden, haben wenig geliefert, sie wollten sich, zumal da ein jedes Lied von seiner Melodie sollte begleitet seyn, lieber an jene Quelle halten. Wie es bei den Verhältnissen Einzelner nicht wohl anders möglich ist, sammelten sie nur in einigen Gegenden, das meiste ist aus Westgothland, dem Geburtsorte von Afzelius, einiges aus Upplandz um den Volksgesang in ganz Schweden aufzunehmen, wäre eine Vereinigung mehrerer nöthig, wornach denn auch in der Vorrede der Wunsch ausgedrückt ist. Kommt sie auch nicht zu Stand, so ist doch zu hoffen, daß in den verschiedenen Provinzen Einzelne angeregt werden, und die Herausgeber gedenken auch schon eines andern Sammlers, Hrn. Rääf, der ihre Arbeit hoffentlich ergänzen wird. Indessen was hier dargeboten wird, ist alles frisch und gut, und die zweihundert Jahre früher aufgefaßten dänischen Lieder sind im Ganzen weder reicher dem Inhalt nach, noch besser und reiner im Ausdruck, so daß man wieder ein schönes Beispiel von der Erhaltungskraft der Ueberlieferung vor sich hat. Sie zerstört leicht und schnell,

*) Von ihm rühren noch: specimina III. poeseos gentium septentrionalium antiquissimae, Upsal 1799, die ich nur dem Titel nach kenne.

Digitized by Google

was in sich nicht vollkommen und gesund ist, aber für das Begründete hat sie ein treues und reines Gedächtniß. Wenigstens zwei Drittel ihrer Lieder besitzen beide Völker gemeinschaftlich, die Vergleichung der schwedischen mit den entsprechenden dänischen hat mancherlei Reiz; man sieht, wie bei aller Uebereinstimmung jedes sich frei und unabhängig gebildet. Nyerup hat in dieser Hinsicht ein paar Bogen passender Anmerkungen geliefert: Kurze Uebersicht der von Afzelius und Geijer herausgegebenen schwedischen Lieder des Mittelalters mit Hinweisung auf die entsprechenden dänischen, Kopenh. 1815. Eins der merkwürdigsten unter denen, welche im Dänischen nicht vorkommen, ist „die wunderbare Harfe" (No. 17.), jene rührende Sage, wornach die aus den Knochen einer heimlich Gemordeten zusammengesetzte, mit ihren Haaren bezogene Harfe von selbst anfängt zu tönen und die Unthat verräth. Zugleich ist dasselbe Lied mit schönen Abweichungen, wie es auf den Farörn gesungen wird, von Rask mitgetheilt. Die Herausgeber hätten wissen sollen, daß es sich auch altschottisch (in Scotts Sammlung), selbst als Kindermärchen mit mancherlei Veränderung deutsch vorfindet. — Eine andere Abweichung von dem dänischen Werk, die weniger Beifall finden wird, ist die Aufnahme moderner Volkslieder. Diese können ganz gewiß großen poetischen Werth haben, aber man wird doch immer besser thun, gesetzt man will nicht bloß für das Volk ein Buch liefern, sie wegen ihrer verschiedenen Entstehung und Natur einer besondern Sammlung aufzuheben, und das scheint ja auch der Zusatz auf dem Titel: „aus der Vorzeit" zu wollen. Für jedes Lied ist nun die Volks-Melodie mitgetheilt *), dies wäre also ein Vorzug vor der dänischen, obgleich auch diese eine gute Anzahl Volksweisen liefert; dagegen ist bei dieser in Hinsicht der Anmerkungen, der zugefügten Wörterbücher und Abhandlungen mehr Sorgfalt und ein viel größerer Fleiß anzuerkennen. Die Vorrede rührt von dem andern Herausgeber, dem Dichter Geijer, es ist darin eine freie Ansicht über die Volkspoesie mit Lebendigkeit entwickelt und man trifft auf manches richtige, gut und schön gesagte; nur sind darin zu viel Gegensätze aufgestellt und angewendet, welche den Gegenstand ganz zu fassen scheinen, uns aber doch eigentlich beengen. Was das Alter der Lieder betrifft, so stimmt der Verf. mit den dänischen Herausgebern in dem Resultat so ziemlich zusammen und setzt ihre Entstehung in das Mittelalter, aber er entwickelt eigene Gründe. Ihm liegt der Hauptbeweis darin, daß die Sitten jener Zeit sich in den Liedern abspiegelten, wo noch kein feindliches Entgegensetzen der Stände sich zeigt und die Verhältnisse der Vornehmen und des Adels, deren Leben doch hier fast immer dargestellt wird, noch unverdorben und natürlich waren, d. h. sie den Glanz und die Blüthe des Volks ausmachten. Erst im 14ten Jahrh. in der Zeit Magnus Eriksons habe sich der Gegensatz gebildet. Ferner auch: da sich in den Liedern noch keine Spur von Nationalhaß zwischen den drei Völkern zeige, müßten sie aus der Zeit seyn, wo sie, wenn auch durch verschiedene Regierungen getrennt, sich noch durch gleiche Sprache, Sitte und Herkunft als Ein Geschlecht betrachtet hätten. Erst die unglückliche Calmarische Union am Ende des 14ten Jahrh. habe den Nationalhaß geweckt, in welcher Zeit die Volkspoesie eine ganz verschiedene Natur angenommen. Es liegt unläugbar Wahrheit in diesen Bemerkungen, indessen betreffen sie doch nur die Gestaltung der

*) Sie sind für das Pianoforte harmonisch bearbeitet von P. Grönland so eben aufs neue ausgegeben.

Digitized by Google

Lieder, gleichsam das Leibliche; ihr Kern, die Sage selbst und ihre poetische Anschauung kann dabei in viel früherer Zeit dagewesen seyn. Lieder aus dem Fabelkreis der Nibelungen kommen nicht vor, nur in einem (Ritter Tynne No. 7.) werden die Berner Helden genannt; übrigens fehlen sie nicht ganz in Schweden und eine Anmerkung S. 50. gedenkt einer handschriftlichen Sammlung, worin das Lied von Dietrich (l. Widrich) Werlandssohn und seinem Kampf mit dem Riesen Högeben, verschiedentlich von dem Dänischen abweichend, sich befinde. Auch redet die Sage in Schonen noch von ihm und seinem Vater Werland. Uebrigens sieht der Vf. diese Lieder nicht mit so günstigen Augen an, als die andern, weil er glaubt, daß sie einer heidnischen Vorzeit angehörten, deren Beschreibung jetzt einer Travestirung gleiche; doch hat Nyerup schon richtig dagegen bemerkt, daß dies nur höchstens von einem Liede könne gesagt werden. — Ein zwei Jahre später herausgekommenes Buch: Nordmanns Harfe von Atterborn (Stockholm 1816) soll gleichfalls schwedische Volkslieder enthalten, ich kann aber nichts weiter als diese kurze Nachricht darüber mittheilen. — Eine im Jahr 1811 zu Stockholm „für Freunde des nordischen Alterthums" begonnene Zeitschrift Iduna war mehr darauf angelegt, durch Dichtungen und unterhaltende Aufsätze dem Alterthum bei dem gebildeten Publicum Eingang zu verschaffen, als gelehrte Untersuchungen zu liefern, doch enthält das erste Heft eine Recension von Nyerups Götterlehre und Uebersetzung der Vegtamsquida; das zweite eine Beschreibung von der Handschrift der prosaischen Edda, welche sich auf der königl. Bibliothek zu Stockholm befindet von Hammarsköld, und eine Uebersetzung der Völuspá von Afzelius, die darum Aufmerksamkeit verdient, weil Rask an der Herstellung des Textes Theil genommen. In dem vierten Heft ist das Sólarliod im Original und Uebersetzung abgedruckt, bei dem Text ist eine zufällig gerettete Handschrift gebraucht, die in der Kopenh. Ausgabe der ältern Edda zwar benutzt war, aber nicht vollständig, so daß hier noch Varianten geliefert werden. Diese Zeitschrift wird noch fortgesetzt, es sollen jetzt sieben Hefte ausgegeben seyn. — Jonas Hallenberg, schwedischer Historiograph, von welchem schon 1796 zu Stockholm eine disquisitio historica et philologica (ex occasione nummi cufici) de nominis Dei Gud in Sviogothica cognatisque linguis origine erschienen war, gab 1816 ein größeres Werk in zwei starken Bänden heraus: Disquisitio de nominibus in lingua Sviogothica lucis et visus cultusque solaris in eadem lingua vestigiis. Additae hinc inde sunt generaliores de linguarum origine observationes. Er geht nämlich von dem Satz aus, daß alle Wörter der Sprache durch Nachahmung des Klangs entstanden seyen, und will daher nichts von einer gemeinsamen, zu Grunde liegenden Sprache wissen, aus welcher sich andere entfaltet. Das Ganze ist mit viel Beleſenheit und Fleiß geschrieben und in den Beispielen manches dankenswerthe zusammengestellt. — Im Jahr 1815 erschien zu Stockholm in Quart: Jomsvikinga-Saga oder Geschichte der Helden auf Jomsburg, isländisch und schwedisch, redigirt und übersetzt von Magnus Adlerſtam und herausgegeben von L. Hammarsköld. Diese Sage war bisher nur auszugsweise in der seltnen Skalholter Ausgabe der Olaf Tryggwasons Sage gedruckt. Die gegenwärtige Bearbeitung, schon im Jahr 1786 beendigt, kam in der Handschrift nach Adlerstams Tod (1803) auf die königliche Bibliothek. Der Herausgeber hat aus drei Codd. den Text hier und da berichtigt, auch die Uebersetzung verbeſſert, doch ist diese Ausgabe auf keine Weise mit den gründlichen und sorgfältig ausgestatte-

Digitized by Google

ten der däniſchen Gelehrten zu vergleichen. — Man hat auch angefangen, eine Handausgabe der Heimskringla zu liefern, blos ein Abdruck der Urſchrift nach der kopenhagner großen Ausgabe, zwei Bände ſind bereits (Stockholm 1816 und 1817) erſchienen; zugleich iſt eine Ueberſetzung ins ſchwediſche geliefert, doch als ein beſonderes Werk; ihr iſt die frühere, mancher Verbeſſerung fähige, von Peringſkiöld zu Grund gelegt. Das Hauptverdienſt dieſes Unternehmens beſteht alſo in der gröſſern Verbreitung des herrlichen Werks. Ungleich wichtiger iſt ein anderes Vorhaben, wozu der Plan im Jahr 1817 zu Stockholm ausgegeben wurde, nämlich eine vollſtändige Ausgabe der beiden Edden. Von der poetiſchen ſoll der Text mit den wichtigſten Varianten der Stockholmer Hſſ. und Kopenhagner Ausgabe geliefert werden, dabei eine wörtliche Ueberſetzung ins ſchwediſche von Afzelius. Die proſaiſche mit der vollſtändigen Skalda nach allen wichtigen Handſchriften mit kurzen Anmerkungen und einer Auflöſung der ſchwierigen Verſe von Raſk; eine ſchwediſche Ueberſetzung wollte Cnattingius liefern. In wie weit dies beſonders für die jüngere noch am meiſten vernachläſſigte Edda wichtige Unternehmen vorgerückt iſt, kann ich nicht ſagen; obgleich ſchon ein Probeblatt von Raſk's Arbeit vorliegt*). — Oeffentliche Blätter verkündigen auch die Herausgabe alter Sagen nach den Handſchriften der Stockholmer Bibliothek. Der erſte Band von J. G. Liljegren, Prof. in Lund, iſt demnach erſchienen und enthält die noch ungedruckte Gange Rolfs Saga mit Ueberſetzung und hiſtoriſchen Erläuterungen (einen Auszug findet man in der Sagenbibliothek II. 646 — 56.). — Brunnius ſoll in einem vorläufigen Programm Nachricht gegeben haben von einer bedeutenden Zahl in Felſen gehauener Inſchriften, die uralt und ihm eine Art Hieroglyphen ſcheinen.

Von den Bemühungen, die ſich in Deutſchland für die altnordiſche Literatur geäußert, braucht in dieſem für Deutſchland geſchriebenen Bericht nicht die Rede zu ſeyn **). — Das noch zu dem großen Stamme gehörige England zeigt wenigſtens keine beſondere Theilnahme dafür und hat es gröſtentheils bei einigen Ueberſetzungen bewenden laſſen. A. S. Cottle hat die ältere Edda übertragen (Briſtol 1797); W. Herbert eine Auswahl isländiſcher Dichtungen (London 1804); Beresford das Sonnenlied mit Anmerkungen (London 1805) engliſch geliefert. James Johnſtone, der ſchon früher (1780) einige Stücke aus dem Snorre Sturleſon im Original mit Ueberſetzung hatte drucken laſſen, zeigte auch in der Folge Thätigkeit. Er hat den berühmten Todesgeſang des Ragnar Lodbrok in der Urſchrift mit lateiniſcher und engliſcher Ueberſetzung herausgegeben (Kopenh. 2te Aufl. 1815.) und ſein neueſtes Werk iſt: Antiquitates Celto-Scandicae s. series rerum gestarum inter nationes britannicarum insularum et gen-

*) So eben wird als in Stockholm erſchienen angekündigt: Edda Saemundar hinns fróda. Collectio carminum veterum Scaldorum Saemundina dicta, quam ex recensione Erasmi Christ. Rask curavit Arv. Aug. Afzelius 1818. 8.

**) Im übrigen ſollte er ſo vollſtändig ſeyn, als mir möglich war; wenn mir dennoch eins und das andere entgangen iſt, ſo bitte ich um Nachſicht, ich darf wenigſtens hoffen, daß nichts Hauptſächliches fehlt. Auch die verſchiedenartige Behandlung der einzelnen Werke wird jemand, der ſich mit ähnlicher Arbeit befaßt, nachſehen.

Digitized by Google

tes septentrionales. Kopenh. 1815. 4to. Walter Scott's, des berühmten Dichters, Illustrations of the Northern Antiquities (Edinb. 1814. 4.) enthalten Zusammenstellungen, Uebersetzungen u. dergl., aber keine eigentlichen Studien. — Daß in Holland etwas hierhergehöriges erschienen wäre, wüßte ich nicht.

---

Man erlaube zu dem Ganzen einige Schlußbemerkungen.

Wenn man den Irrthum, der in einer unbedingten Lobpreisung des Alterthums und in der modernen Verachtung desselben liegt, gegen einander aufhebt, so bleibt doch auf jener Seite das wahre Gefühl für das naturgemäße und gesunde im Leben des Alterthums zurück. Wer nur unbefangen ist, dem muß es wohlthätig einleuchten, daß darin von keinen künstlich erdachten Anordnungen, schnell eilenden Erfindungen, oder wie man sonst die vielfachen Täuschungen, die von der Wahrheit wie Schwämme von der scheinenden Sonne verzehrt werden, nennen mag, die Rede ist. Jene Zeit äußerte sich, wie es die innere Natur verlangte, und zeigt sich nicht anders, als wie sie wirklich war; selbst das Böse hat sich durch keine mildernde Form zugleich versteckt und genähert. Dagegen die Geringschätzung der Vorzeit von dem Standpunkt unserer heutigen Bildung ruht auf jener ungeschichtlichen Ansicht, die mit einigen dünnen Principien und viel gesetzgeberischen Gelüsten der Welt forthelfen möchte. Weil das Harte und Rohe, das uns dort begegnet, in die Gegenwart gestellt, ohne Zweifel unverträglich damit, gar wohl furchtbar und zerstörend seyn würde, wo nicht eine eben so sicher gegenüberstehende Tugend es zähmen könnte, so gefällt einer solchen Gesinnung kein Vorschlag besser, als jene Zeit in Vergessenheit gerathen zu lassen und das Studium des Alterthums ganz zu verwerfen. Indessen läßt es sich nicht durchsetzen, da wir bei jeder gründlichen Betrachtung des Vorhandenen auf die Vergangenheit zurückgewiesen werden, dagegen aber zerfallen auf der andern Seite auch die Versuche, Lücken, die wir bei uns entdecken, damit auszufüllen, daß wir ganze Stücke von dort hereinsetzen.

Man hat dann den Vorschlag erneuert, auch wohl mit der Ausführung angefangen, die Mythologie der Edda wieder geltend zu machen. Es hat den Schein, als würde sie, die auf gemeinschaftlichem Boden entsprungen, am geschicktesten seyn, unsere Anschauungen des Geistigen sinnlich auszudrücken. Aber den einmal abgestorbenen Formen will sich kein Leben einhauchen lassen, sie sind uns, bis auf wenig Einzelnes, so fremd geworden, als etwa die Götterbilder asiatischer Völker und wir lassen uns die indische Maja so gut als Freia, oder den Hanuman wie den Loke gefallen. Die griechische Mythologie behält den Vortheil, bei dem fortgesetzten Umgang mit den Werken der Griechen und Römer uns als symbolischer Ausdruck des Geistigen geläufiger zu seyn. Mehr kann sie natürlicher Weise nicht bedeuten, ja von einer andern Wirkung irgend einer Mythologie darf überhaupt nicht die Rede seyn, in dieser Stelle aber wird sie sich auch fortwährend erhalten. Die nordische dafür einzusetzen, würde theils unausführbar seyn, weil eine so durchdringende Bekanntschaft derselben sich nicht wohl erzeugen kann, theils auch keinen Gewinn, vielmehr Verlust bringen, weil sie bei weitem nicht so reichliche Ausdrücke und so feine Unterscheidungen liefert. Sie indessen daneben, so viel passend und ungezwungen geschehen kann, auf gleiche Weise anzuwenden, kann immer vortheilhaft seyn, nur ist, wie

Digitized by Google

gesagt, die griechische Mythologie ungleich mehr zu sinnlichem und poetischem Gebrauch verarbeitet, und wird sich den Gedanken leichter darbieten. Dabei kann gar wohl bestehen, daß die nordische den ursprünglichern und tiefern Sinn nicht selten reiner erhalten, denn daß bei der Ausbildung der Form Geist und Bedeutung zurücktrete und verhüllt werde, ist wohl keine zweifelhafte Behauptung mehr. Am unglücklichsten ist aber der Gedanke, die nordische Mythe zum Gegenstand der bildenden Künste zu machen. Bei den Griechen und Römern hat die Kunst erst den Mythen die äußerliche Form, den Göttern die Schönheit der Gestalt gegeben, nicht umgekehrt sind sie der Kunst zu bloßer Nachbildung zugeliefert worden; es fand wohl eine Wechselwirkung Statt, zu welcher aber nothwendigerweise das fortdauernde Leben der Mythologie gehört. Die bildende Kunst ist aber niemals im Norden mit einigem Erfolg geübt worden, also nicht einmal an eine erträgliche Nachahmung wäre zu denken, und es könnte aus solchen Bemühungen nur ein unglückliches Mittelding hervorkommen, das weder jener noch der gegenwärtigen Zeit zugehörte. Gelänge es z. B. etwas von dem Bedeutenden einzutragen, so müßte es durch die moderne Eleganz der Ausführung schon lächerlich werden. Aehnlich beschreibt der Volksglaube die Gespenster als unglücklich schwebende Geister, die weder die Erde berühren noch auch in die Luft aufsteigen können.

Dies ist nicht schwer einzusehen, verschieden aber und schwieriger ist das Verhältniß der heutigen Poesie zu jener des Alterthums. Wir können durch eine genauere Bekanntschaft, zumal bei der in unserer Zeit ausgebildeten Fähigkeit sich fremde Zustände zu vergegenwärtigen, in die Mitte der poetischen Gesinnung des Alterthums uns wohl versetzen und ihre treffliche Eigenthümlichkeit lebhaft fühlen. Da die Poesie schon weniger als die Mythologie von den Formen abhängig ist und gerade das allgemeinere, menschliche ausspricht, auch die Phantasie dem Wort jedesmal eine Gestalt zu geben weiß, so glaubt man durch Nachbildung jener Vorzüge oder Einmischung derselben unserer Poesie aus der alten einen großen Gewinn zuzuwenden und sie zu ihrer eigentlichen Quelle zurück zu führen. Hierzu kommt nun das durch die alten Sagen dargebotene Material, dessen poetischer Inhalt unleugbar ist und der neuen Dichtung immer einen gewissen Werth im Voraus zusichert. Auf diese Weise hat sich in Deutschland sowohl als in Dänemark eine besondere, alterthümliche Poesie von nicht geringem Umfang gebildet. Sie hat ihren eigenen Styl, ihre Weise die Natur und Weltverhältnisse zu betrachten, eine eigen gefärbte Sprache; endlich bei aller Verschiedenheit im Einzelnen offenbart sich in ihren sämmtlichen Erzeugnissen eine gewisse Familienähnlichkeit.

Dieser Poesie fehlt es nicht an Werken, die sich sichtbar auszeichnen und mit mancherlei Vorzügen und Schönheiten ausgestattet sind. Denn wenn ein wirklich poetischer Geist etwas anrührt, so gewährt er ihm immer ein gewisses Leben und hat er eben jenes allen Zeiten gemeinsame gefaßt, so hat er aus Mimers Brunnen geschöpft, der noch heute wie damals, wenn gleich unter anderm Namen, fortquillt. Auch wirkt dann die Eigenthümlichkeit der Manier, das Naive der Ansicht und der Sprache angenehm und verführerisch. Im Ganzen jedoch läßt sich in diesen Werken der Gegensatz zwei verschiedener Elemente, die sich nur in einzelnen glücklichen Augenblicken durchdringen, wahrnehmen. Die Poesie des Alterthums (die, von welcher hier die Rede ist) besteht aus überlieferten Sagen, welche sie jedesmal so treu und wahr, als sie



Digitized by Google

vermag, nicht geringer aber auch nicht besser, auszusprechen trachtet, welche sie aber nach einer besondern Ansicht zu erklären und herumzubilden nicht wagt. Sie stellt sich nämlich nicht über, sondern unter die Ueberlieferung, und der Gedanke an eine willkürliche Veränderung derselben erscheint ihr eben so unnatürlich, als gedächte man Rosen aus einer Eichwurzel hervor zu treiben. Zwar verändert sich jedesmal die Sage und gewährt ein Bild der Zeit, in welcher sie ausgesprochen wird, aber es geschieht ohne Vorsatz dazu, unbewußt, und nur in diesem Sinne kann von einem Verändern und Fortbilden derselben die Rede seyn. Demnach herrscht darin das Epische oder die Fabel, und Sinn und Bedeutung liegt darin eben so offen und eben so verschlossen und unendlicher Betrachtung und Auslegung fähig, wie in allem was ein organisches Daseyn hat. Die neuere Poesie dagegen (in so fern wir sie im Gegensatz zu jener betrachten, denn die unmittelbar fließende Quelle kann ihr nicht fehlen) ist auf Bewußtseyn und innere Betrachtung gegründet und größtentheils der Ueberlieferung beraubt, oder wenn man lieber sich so ausdrücken will, ohne Geschick sie zu erkennen. Die Fabel bedeutet ihr daher weniger, sie stellt sich darüber und behandelt sie als Mittel, das erkannte Geistige darzustellen, auch können wir in ihren meisten Erzeugnissen ein Hintansetzen derselben leicht bemerken. Ergreift nun jene alterthümliche Poesie unserer Zeit eine Sage in den Formen des Alterthums und will diese hingewelkte Gestalt neu beleben, so spürt man auf der einen Seite die natürliche Macht des Inhalts: sie wirkt auf den Dichter, selbst gegen seinen Willen, er giebt ihr nach und reicht uns ganze Stücke, in welchen er der Diener des überlieferten ist, das er nur mit den Blumen, wie sie sein poetischer Garten trägt, ausschmückt. Auf der andern Seite hat er wieder die Gewalt in Händen, ordnet die Fabel seinem eigenthümlichen Geist unter und gestaltet sie nach dessen Bedürfnissen neu. Vorzüglich ist er dann auf die Ausbildung der Charaktere oder die Darlegung der innern Geschichte bedacht, die in den Sagen des Alterthums nie mehr enthüllt werden, als es gerade der Gang der Geschichte mit sich bringt. Dort wird die Nothwendigkeit nicht empfunden, von dem vollen und ganzen Daseyn der Menschen Beweise zu liefern; und um einer Seite Wahrheit zu geben, ist nicht nöthig die ganze Gestalt von allen vorzuzeigen. Jene beiden Bestandtheile können zwar in mechanischer Hinsicht fein und geschickt verbunden seyn, auch die Zusammenfügungen mit mancherlei Zierrath überdeckt, wir empfinden dennoch, daß wir durch zwei verschiedene Regionen geführt werden, in der einen wandeln leibhafte Menschen, deren Geist wir ahnen, in der andern Geister, die nach einem festen Leib sich sehnen. Oefter ist auch die Mischung wenig künstlich, und es zeigen sich, wenn ein anderes Gleichniß erlaubt ist, Fettaugen, die auf dem Wasser hin und her schwimmen. Gleichfalls sind Beispiele vorhanden, besonders im Dramatischen, daß man die Sage in ihrem Inhalt wenig verändert oder ganz ungestört erhalten, aber mit dem, was die Zeit liefert, neu sie ausfüllen, gleichsam die Gesinnung hineinlegen wollen. Man denkt, wenn man die alten Gestalten sich wieder erheben, fortschreiten und reden sieht, an jene Geschichten von Abgestorbenen, in welche ein fremder Geist gefahren ist und sie scheinbar eine Zeit lang belebt hat. Sie geben sich für dieselben aus, das vergangene Leben ist ihnen bekannt, und sie wissen davon zu sagen, aber es ist etwas fremdes und unheimliches, auch ängstliches in ihren Reden, bis wir endlich erkennen, daß ein anderer Geist aus ihnen spricht, der weder in jener Vorzeit gelebt, noch auch zur Gegenwart gerad und aufrichtig sich

Digitized by Google

bekennt. Wie seltsam däucht es uns, wenn wir Chriemhilde, Sigurd, oder wer es sonst aus der vergangenen Heldenwelt ist, wieder vor uns erblicken! Sie sind es und sind es auch nicht, sie vollbringen jene Thaten und doch hat sie ihr Herz nicht dazu getrieben.

Folgt aber daraus, daß das Wiederauffassen alter Sagen an sich unstatthaft sey? Gewiß nicht, ein solcher Schluß würde sich auch leicht widerlegen lassen; denn besitzen wir nicht in Göthe's Faust ein Gedicht, das einen alten Grund hat und dennoch gänzlich unserer Zeit angehört, mit jeder Höhe und Tiefe derselben bekannt? Ist nicht ein großer Theil von Shakspeare's Werken auf die alte Fabelzeit gegründet? Und um etwas recht verschiedenartiges zu nennen: hat nicht Tieck die kleinen Sagen vom Blaubart, dem gestiefelten Kater, dem lieblichen Rothkäppchen auf das lebendigste für uns dargestellt? Es gehört dazu, daß der Dichter zu erkennen weiß, auf welche Art die Sage noch wirklich heute vorhanden ist und wie ihr eigentlicher Geist sich erhalten. Nicht das Alterthum soll sich wieder darin vorstellen, sondern unsere frische, lebensvolle Gegenwart. Alles aber, was abgestorben ist, besonders die vergängliche Form, kann man ruhig der blos geschichtlichen Betrachtung überlassen.

Was Uebersetzungen betrifft, so kann gegen jene, welche zur Erläuterung der Urschrift dienen und in vielen Fällen als ein vorzügliches Mittel zum Verständniß anzusehen sind, nichts eingewendet werden. Sie fallen der wissenschaftlichen Bearbeitung anheim und müssen nur dem Anspruch unabhängig und selbstständig etwas zu bedeuten entsagen, am wenigsten dürfen sie darauf ausgehen, die Urschrift entbehrlich zu machen. Dagegen bei den eigentlich poetischen Uebersetzungen, welche eine Dichtung herüberführen und als Eigenthum uns überliefern wollen, muß ein wirkliches Bedürfniß vorhanden seyn, sonst bleibt die Arbeit, wenn sie auch noch so geschickt wäre, unfruchtbar und geräth mit Recht in Vergessenheit. Die Ueberladung in diesem Fache hat eben in neuern Zeiten unserer schönen Literatur einen etwas langweiligen Charakter und einen gewissen unbequemen, selbst schädlichen Reichthum gegeben, denn es ist eine natürliche Folge, daß mit dem allzugroßen Zuwachs fremder Ideen die Beweglichkeit der eigenen sich vermindert. Ob ein Bedürfniß nach einer Uebersetzung da sey oder nicht, läßt sich freilich nicht nach Regeln bestimmen, es wird sich aber ein sicheres Gefühl davon bei denen, welche die Forderungen der Zeit zu beurtheilen verstehen, wohl einfinden. Das trefflichste Beispiel ist Shakspeare, denn man kann für gewiß annehmen, daß die Deutschen eine Uebersetzung desselben nie mehr entbehren wollen. Die Aufgabe ist dann nur nach dem Geist des Originals, nicht nach der Unmöglichkeit zu trachten, eine Uebersetzung zu liefern, die jenem gegenüber nichts verloren hätte. Auch jeden Einfluß der Zeit darauf abzuschneiden wird nicht gelingen, man wird dies ertragen müssen, wie den Gedanken, daß die veränderte Sprache eine neue Uebersetzung in der Zukunft nöthig macht. Was aus dem nordischen Alterthum poetisch zu übersetzen wäre, wird sich nicht schwer bestimmen lassen, dem Umfange nach ist es nicht viel. Es ist ein eigener Mißgriff, dem es nicht zur Entschuldigung gereicht, daß er wiederholt worden, wenn man die mythischen Lieder der Edda, deren Verständniß oft den mühsamsten Forschungen sich nicht öffnet, durch elegante und kunstmäßige Bearbeitungen bei uns hat einführen wollen.

In dem bisher gesagten ist wohl schon die Antwort angedeutet, wenn jemand fragt, wozu denn das Studium des Alterthums diene



Digitized by Google

und weshalb es empfohlen werde? Gewiß nicht um einer mechanischen Verbindung des Alten und Neuen den Weg zu bahnen und um von dort her Stücke zu holen, wenn es bei uns irgendwo nicht zum besten bestellt seyn oder ganz fehlen sollte. Auch nicht um alles, was wir besitzen, niederzureißen und nach jenem Muster, das uns besser däucht, neu aufzubauen. Der Werth des Alterthums besteht darin, daß es uns unsere eigene Gegenwart erkennen lehrt. Wir gewinnen die Ueberzeugung, daß diese nicht aus zufälligen Ursachen, sondern nothwendig auf jener Grundlage sich entwickelt hat, wodurch allem willkührlichen und ungeschichtlichen in der Behandlung derselben gewehrt wird. Ferner werden wir angewiesen, auf das geringe und unbedeutende zu achten, und unser Auge wird gestärkt, in dem unscheinbaren den Keim des wichtigen zu sehen. Wie vieles brauchbare ist als leer und unfruchtbar weggeworfen und zertreten worden. Dies gilt nicht blos von der Poesie, Sprache und Geschichte, sondern überhaupt von dem bürgerlichen Leben. Wie man bemerkt hat, daß nachdem Galls System bekannt geworden, die Bildhauer die Form des Schädels sorgfältiger betrachtet und richtiger verstanden, oder wie die Maler durch das Studium der Anatomie erst die leisen Uebergänge und wallenden Linien des lebenden Leibes erkennen, so dient auch das Alterthum dasjenige, was sich sonst dem Blick entzieht, zu sehen und der wahren Gestalt näher zu kommen. Hier ist auch der Punkt, wo ein Stärken und wirkliches Fortbilden dadurch möglich wird und der Nutzen sich praktisch zeigt, denn es kann das schwankende stützen, das verwirrte ordnen und nach einem alten Bilde, die verwilderten Runen unterscheiden und in ihre natürliche Folge legen.

Es ist daher auch klar, daß das vaterländische Alterthum die erste und größte Rücksicht verdient. Die Frage, ob es in allen Theilen trefflich und beifallswürdig sey, kommt dabei nicht in Betracht, da es ja zu einer rohen Nachahmung nicht soll hingestellt werden. Auch ist der Streit, in wiefern das Alterthum anderer edler Völker wegen höherer Ausbildung den Vorzug verdiene, nutzlos; denn eine höhere Trefflichkeit, selbst wenn sie erwiesen wäre, auch nicht durch Gegensätze bedingt, denen wir mit Recht uns entziehen, wird doch nur einer von dem allernächstliegenden abgelösten Gesinnung als der letzte Grund des Vorzugs erscheinen. Die unbedingten Verehrer der Griechen, welche diese überall als das einzige Muster voranstellen, haben hier durch Beförderung einer seelenlosen Nachahmung viel geschadet. Die Aufgabe nämlich unserer Bildung ist nicht, bei uns eine Sammlung aller aufzubringenden Vortrefflichkeiten anzulegen, sondern eine naturgemäße Entwickelung unserer Eigenthümlichkeit zu befördern. Das Unrecht gegen die Vorzüge des Fremden fängt erst da an, wo wir absichtlich die Augen davor verschließen und jede Einwirkung desselben abzuschneiden gedenken; dann nämlich entziehen wir uns die Freiheit und fangen an abzusterben.

Nächst dem einheimischen Alterthum ist aber das nordische das wichtigste, oder vielmehr es ist als ein Theil desselben zu betrachten. Wir dürfen uns hier eines glücklichen Verhältnisses freuen, indem das germanische Element unserer Bildung, mit dem schon früh, aber mit entschiedenem Gewicht seit der Zeit der Völkerwanderungen, das römische zusammenkam in dem abgetrennten Norden reiner und ungestörter sich erhielt und fortbildete. Dieser ward erst durch die Einführung der Christenthums, dessen Herrschaft nicht eher als im 11ten Jahrhundert

Digitized by Google

durchgedrungen war, ähnlichen Einflüssen geöffnet und trat mit Deutschland in eine gleiche Bahn. Das nordische Alterthum verhält sich daher zu dem deutschen, wie die Sprache der Bewohner abgeschlossener Thäler und Berge zu der, welche sich in den Städten der offenen Landschaft aus vielfach bewegtem Leben und durch die von allen Seiten zuströmenden Einwirkungen gebildet hat. Jene ist in sich vollkommener geblieben, diese reicher an Mitteln geworden. Die altnordische Poesie gewährt ein wahrscheinlich sehr nah verwandtes Bild der ältesten deutschen, bis auf wenige Spuren untergegangenen, und dieß Verhältniß wird sich einmal noch genauer darlegen lassen; nur daß der Mangel an entsprechenden Denkmälern bei uns nicht gestatten wird, es so gründlich und ausführlich nachzuweisen, wie es bereits bei der Sprache geschehen ist. In der Mythologie sind die Grundzüge des Gemeinschaftlichen ohne Zweifel noch vorhanden, obgleich die Meinung viel wahrscheinliches hat, daß die auf uns gekommenen mythischen Quellen eine dem Norden eigenthümlich zugehörige Fortbildung darstellen. Große Aufklärung ist endlich für Sitten, das ganze Privatleben nnd das überlieferte Volksrecht von dorther zu erwarten.

W. C. Grimm.

---

## II.

Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland. Mit Karten und Planen. 3 Theile. Wien bei A. Straus 1814. — Erster Theil. Grundsätze der Strategie und Anwendung derselben auf einen angenommenen Kriegsschauplatz. Mit einem Kupfer. VIII. u. 189. S. gr. 8.

Klassische Werke — von diesem Prädikate darf das vorliegende wohl nicht ausgeschlossen werden — behalten ihren Werth bis auf die spätesten Zeiten, eben weil sie klassisch sind. Die Militairliteratur hat sich deren ungleich weniger zu erfreuen als die schöne; um so wohlthuender ist die Erscheinung eines solchen wie des vorliegenden, dessen erlauchter Verfasser sich zu nennen zwar verschmäht hat, indessen dürfte sein Name wohl Niemanden unbekannt geblieben seyn, der irgend nur Verbindung hielt mit dem was im letzten Dezennio im Gebiete der kriegswissenschaftlichen Literatur vorging *).

Oeffentliche Blätter haben es bis jetzt vermieden, ihre Meinung über das Werk auszusprechen; vielleicht aus Rücksicht gegen den erhabenen Verfasser, mehr vielleicht noch aus einer gewissen scheuen Zurückhaltung, weil ihnen das Gewagte dabei nicht entgehen konnte. Ref. erlaubt sich daher, den Gesichtspunkt zu bevorworten, aus dem er das Nachfolgende betrachtet zu sehen wünscht.

*) Dem Fremdling und namentlich dem Ausländer diene zur Nachricht, daß der Verfasser des oben angezeigten Werkes der Erzherzog Karl K. K. H. ist.

Hat je ein Schriftsteller mit weniger Vorurtheil gegen sich selbst die Feder geführt, so ist es unstreitig der erlauchte Verf. der Grundsätze der Strategie, während das Werk auf der andern Seite nur unmerkliche Spuren eines Vorurtheils gegen die Materie trägt. Diese seltne Erscheinung verbürgt die Nachsicht gegen jeden etwanigen Zweifel, den Ref. hier und da zu hegen sich erdreisten dürfte, und macht eben deshalb ein Unternehmen weniger gewagt, das bei gewöhnlichen Charaktern nicht wohl ausführbar wäre. Ja selbst bescheidener Tadel — wenn er wirklich denkbar wäre — könnte den Schriftsteller nicht beleidigen, der von den eigenen Fehlern mit starker eigensuchtloser Hand den Schleier freiwillig wegzog, den die Geschichte bereits über sie geworfen hatte, um dem erhabensten Zweck der Schrift: Belehrung der Mit- und Nachwelt, nahe zu kommen. Diese Erscheinung ist selten, und eben deswegen so wohlthuend; — am wohlthuendsten aber, weil sie von einem gefeierten Fürsten ausgeht.

Beurtheilungen von Schriften sind zu oft nur der Widerschein von dem Eindrucke, den sie auf den Beurtheiler machten, und es steht um so übler um die Fortschritte in der Literatur, wenn dieser Widerschein sich einseitig reflektirt, ohne sich auf dem Wege der Vergleichung zu brechen, zu vervielfältigen, und dadurch um so mehr allgemein nützlich zu werden. Es ist das Bestreben des Ref. diese Klippe sorgfältig zu vermeiden. —

Ein andrer Umstand noch ist beim Niederschreiben der nachfolgenden Blätter sein Leiter gewesen. Das Werk trägt in jeder Beziehung den Stempel der Größe, wodurch es sich seinen Platz unter gleichnamigen von selbst anweiset. Aber eben dadurch kann es sich nur in den Händen von Einzelnen befinden; denn schon der hohe Preis desselben verhindert die allgemeine Verbreitung, und der Unbemittelte, oft zugleich der am meisten nach Belehrung Strebende, muß sich die Anschaffung des Werks versagen. Diesem — offenbar dem größern Theile des militairischen Publikums — zu Hülfe zu kommen, verlangt ein genaueres und tieferes Eingehen in die Materie, als Beurtheilungen gewöhnlicher Art zu thun pflegen. Wird dabei der oben angedeutete Weg der Vergleichung mit den besseren auf denselben Zweck gerichteten Schriften eingeschlagen, so scheint dies der allgemeinen Nützlichkeit zwar am meisten zu entsprechen, verändert aber von neuem den Standpunkt der Beurtheilung. Endlich ist das Werk mit vielen vortrefflichen Sentenzen durchflochten, — und gerade diese sind es, die ihm einen eigenthümlichen Werth geben, — welche durchaus wörtlich wiedergegeben werden müssen, wenn sie nicht verlieren sollen; denn man sollte sich eigensinnig daran binden, dasjenige, was ein großer Mann sprach, mit seinen und nicht mit fremden Worten nachzusprechen.

---

Die Vorerinnerung zum ersten Theile spricht sich über den Zweck des Werks dahin uns, einen Beitrag zu liefern, um Feldherren zum Schutze des Vaterlandes zu bilden, und fügt diese gehaltvolle Sentenz hinzu: „Ein kluger, erfahrner und zugleich entschlossener Feldherr ist der edelste Stein in der Krone seines Monarchen. In seiner Hand liegt die Rettung oder das Verderben des Vaterlandes. Ohne Muße, ohne Vorbereitung, im Drange des Augenblicks, wo alles in und um ihn tobt, wo hundert Gegenstände seine Sinne fesseln und auf seine Empfindungen wirken, — muß er oft Entschlüsse fassen, die über das Schicksal von Millionen entscheiden; und diesen Entschlüssen muß die Erkenntniß des Wahren vorangehen —

Digitized by Google

des Wahren, das in gewöhnlichen Verhältnissen nur durch reife, kalte Ueberlegung entdeckt und von dem Scheinbaren und Falschen unterschieden wird." — S. VI. werden die Eigenschaften des Feldherrn ausschließlich aus der Wissenschaft des Krieges und dem tiefen Nachdenken über die Natur desselben deduzirt, und der in unsern Tagen so laut gepredigte Satz, daß der große Feldherr geboren werde, und zu seiner Vollendung keines (?) Unterrichts bedürfe, einer der glänzenden Irrthümer des Zeitalters genannt. Der Verf. ordnet das Genie der Wissenschaft unter; es soll durch sie seine Richtung bekommen, geläutert, berichert, gebändigt werden. So viel Aufmunterndes in diesen Behauptungen für denjenigen liegt, dem die Natur diese wahrhaft göttliche Anlage versagte, und den sein Verhältniß dennoch zum Feldherrn gestempelt hat, so dürften sie dennoch als Axiom nicht allgemein anerkannt werden. Der rohe Edelstein hört nie auf Edelstein zu seyn, der mühsam geschliffene Kiesel bleibt nichts destoweniger Kiesel. Ein Staat, der seine Feldherrn einzig und allein aus der Schule der Wissenschaft erwartet, dürfte auf die Dauer dem Gegner von Genie, — ja wir wagen es zu behaupten, selbst wenn dieses sich ganz ohne Wissenschaft befinde, was ein kaum denkbarer Fall ist — nicht widerstehen; denn das Genie vermag Klüfte zu überspringen, während die Wissenschaft längst an der Möglichkeit sie zu überwinden verzweifelt hatte. Genie und Wissenschaft — Natur und Kunst — Schöpfer und Schöpfung, beide in Kontakt gebracht, lassen den Sieg nicht lange zweifelhaft; beide glücklich vereinigt, geben Resultate, die allen menschlichen Kalkül hinter sich lassen. Verachtet das Genie die Wissenschaft, so begeht es einen Mißgriff, so ist nichts zu bedauern als der verschwendete göttliche Funke. Verächter der Wissenschaft, die obenein keine Genies sind, stehen auf gar keiner Stufe.

Der erste Theil des Werks ist in zwei Hauptstücke getheilt, von denen das erste die Grundsätze der Strategie und das zweite die Anwendung derselben auf einen angenommenen Kriegsschauplatz enthält. Jedes derselben zerfällt in acht Abschnitte. Vom ersten Hauptstücke giebt der erste eine Erklärung der Strategie und zwar dahin, daß sie die Kriegswissenschaft genannt wird, während die Taktik die Kriegskunst seyn soll. Beide Erklärungen sind ein vielfältig besprochener Gegenstand, der besonders in der neuern Zeit manchen denkenden Kopf — mitunter mehr als es nöthig war — beschäftigt hat, ohne etwas Fruchtbares für die Sache selbst hervorbracht zu haben. Den Erklärungen von Strategie und Taktik geht es, wie denen von den Elementen: was sie sind weiß ein Jeder, es auszusprechen vermag Keiner. Wem daher das Gefühl davon, und selbst wenn es auch nur dunkel wäre, nicht inwohnt, dem helfen alle Erklärungen nichts. Die Definitoren haben einander vielfältig kommentirt, aber meistens mit geringem Erfolge; selbst gewiegte Polemiker sind daran gescheitert, und zwar meistens deshalb, weil sie das alte aber wahre Sprichwort vergaßen, daß allzuscharf schartig macht. In diese Kategorie müssen wir die im Handbuche für den Offizier von R. v. L. gegebenen Dissertationen — denn erklärt ist die Sache immer noch nicht — setzen, die alles erschöpfen und in Eins zusammenfassen, was über diesen Punkt bereits geschrieben ward. Allein in dem Maaße, wie ein Ding auf die Spitze gestellt wird, verkleinert sich die unterstützende Basis und mit ihr die Wahrscheinlichkeit der Haltbarkeit, oder richtiger der Stehbarkeit, wenn anders der Hermeneut diesen Ausdruck durchlassen will. — Ein Hauptfehler liegt wohl vornehmlich darin, daß Strategie und Taktik durchgängig als zwei ein-

Digitized by Google

ander entgegengesetzte Größen betrachtet werden, während sie doch kollateraler Natur, oder eigentlich einander ergänzende Stoffe sind. Am ansprechendsten scheint uns die in den Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit enthaltene Erklärung zu seyn, die wenigstens den Vortheil gewährt, der Sache bedeutend näher zu rücken, ohne sie durch Spitzfindigkeit noch mehr zu verwirren. Indessen auch jene Erklärung läßt sich unsers Erachtens noch vereinfachen. Der Verf. der Ansichten ꝛc. unterscheidet das strategische Element, und räumt dessen Daseyn auch im Taktischen ein, wodurch Plan, Anordnung der Strategie, wirkliche Ausführung der Taktik anheim fiele. Aber auch die Strategie hat ihren ausführenden (praktischen) Theil, wenn gleich derselbe vielleicht weniger technisch ist, als bei der Taktik. Worin wir dagegen ihm völlig beipflichten, und eben deshalb mit der im ersten Abschnitte des vorliegenden Werkes gegebenen Erklärung nicht übereinstimmen können, ist: daß die Wissenschaft der Kunst untergeordnet seyn, mithin diese höher stehen muß als jene. Der Taktiker aber muß in mehr als einer Hinsicht dem Strategen untergeordnet seyn, folglich kann die Taktik nicht die Kriegskunst genannt werden, während die Strategie die Wissenschaft des Kriegs ausmacht. Auch der Taktiker bedarf der Wissenschaft, wenn er mehr als Techniker seyn will. — Beides, Strategie und Taktik, lassen sich einmal nicht durch ein einzelnes Wort übersetzen, und ohne Umschreibung nicht erklären; es kommt nur darauf an, sich über das Wesen von beiden zu einigen und richtige, klare Begriffe von beiden zu gewinnen. Streichen wir daher für einen Augenblick die ersten acht Reihen des ersten Abschnitts weg und halten uns an die nachfolgende Erläuterung: „Die Strategie bestimmt die entscheidenden Punkte, deren Besitz zu einem vorhabenden Zweck nothwendig ist, und bezeichnet die Linien zu ihrer Verbindung," so läßt sich gegen die Gültigkeit derselben nichts einwenden. Man kann ferner sagen: das ganze Geschäft des Krieges besteht darin, gewisse Thatäußerungen unter gewissen gegebenen Verhältnissen auszuführen. Diese Verhältnisse giebt der Stratege, der Taktiker besorgt das Uebrige. Die Linien des Taktikers müssen daher denen des Strategen untergeordnet seyn. Da aber auch der Taktiker auf dem blos empirischen Wege nicht ausreicht, sondern seine Thatäußerungen gewissen Kombinationen unterwerfen und nach ihnen regeln muß, so nimmt er ein neues Element dabei in Anspruch, und dies ist offenbar strategischer Natur. Wir kommen daher auf jene Erklärung von Plan und Anordnung — Strategie; wirklicher Ausführung — Taktik, zurück; nur daß das dem Feldherrn inwohnende strategische Element eine höhere Potenz des vorigen ist. Die Wurzelgrößen sind aber bei beiden die nämlichen, nur die Exponenten sind verschieden. — Die wahre Kunst des Strategen besteht nun darin, solche strategische Entwürfe zu machen, welche taktisch ausführbar sind; und die des Taktikers, die gegebenen Aufgaben im strategischen Sinn zu lösen. Eine neue Verschmelzung beider Elemente. Der bloße Stratege kann, bei irgend nur reicher Phantasie, sehr leicht in das Gebiet des Chimärischen gerathen; der bloße Taktiker würde noch in der Form eines Automats denkbar seyn. Da aber auch der geschickteste und gebildetste Taktiker nimmermehr die Fehler des ungeschickten Strategen gut zu machen im Stande ist, so folgt abermals, daß der Exponent der Strategie höher seyn muß als der der Taktik. Der bloße Taktiker würde dem muthigen Rosse gleichen, das in regelloser Bahn seine Kräfte zwecklos opfert, bis es todt zu Boden stürzt. Der Stratege regelt seine Bahn zum heilbringenden Zweck. Der gebildete Taktiker würde dagegen dem erfahrnen

Digitized by Google

und geschickten Reiter zu vergleichen seyn; aber immer bleibt dem Strategen vorbehalten, ihm die Bahn vorzuzeichnen, in welcher er das wohlgewandte Roß führen soll. Dieser — der Stratege — bedarf des Reiters und des Rosses zugleich, jener nur des Rosses. Dieser darf seine Forderungen niemals über die Kräfte von beiden hinausspannen, jener muß sie zu handhaben verstehen im Geiste der Forderungen von diesem. Darum braucht der Stratege freilich in seinem Leben kein Peloton geführt zu haben, und der Taktiker nicht das Entwerfen eines Operationsplans zu verstehen, und beide können doch ihren Wirkungskreis ausfüllen; wehe aber dem Staate, dessen Strategen vergessen, daß ihre Entwürfe nur durch Menschen und Pferde auszuführen sind, und daß diese weder fliegen noch hungern können! und wehe ihm, wenn seine Taktiker ihre Handlungen nicht den Entwürfen seiner Strategen anzupassen und nöthigenfalls unterzuordnen wissen. Der Stratege darf nie das Unmögliche verlangen, streifen aber seine richtigen Anordnungen an der Grenze desselben, so soll der Taktiker Alles daran setzen, sie zu erfüllen. Dieses Alles spaltet sich bei ihm zwiefach: der eine Ast gehört zum Gebiete des Intellektuellen, der andre zu dem des Physischen, seine Endspitzen heißen Blut und Leben. Wenn die Taktiker das vergessen, so muß alle Weisheit des Strategen scheitern und wenn er ein Gott wäre. — Aber auch die Thatäußerungen des Strategen spalten sich zwiefach. Der eine Ast ist der Entwurf selbst, der andre die Frage, ob die Ausführung überhaupt möglich sey. Wenn die Strategen dies vergessen, so sind alle Anstrengungen des Taktikers und seines Werkzeuges (der Armee) fruchtlos, und Tausende werden einem unerreichbaren Zwecke vergeblich geopfert. — Die Grenzlinie beider Forderungen zeichnet beim Strategen das Genie, beim Taktiker der gute Wille und nebenbei der physische Zustand seines Werkzeuges (der Armee) vor. Jenes ließ Friedrich den Großen nach der Schlacht von Cunersdorf nicht untergehen, dieser — der gute Wille seiner Taktiker und ihrer Werkzeuge, — flocht ihm den Kranz des Sieges. Die bloße Wissenschaft hätte es nimmer vermocht, und darum steht das Genie, der fruchtbare göttliche Schöpfer, höher als diese.

Wenn gleich diese Betrachtungen uns nicht unmittelbar zu einer rationellen Erklärung der fraglichen Gegenstände führen, so glauben wir doch dem Begriffe näher gerückt zu seyn und dazu beigetragen zu haben, ihn immer mehr und mehr aufzuhellen. An der reinen wörtlichen Erklärung liegt in letzter Instanz nur wenig, die Klarheit des Begriffs muß entscheiden, nicht der üppige Tanz der Worte.

Der erlauchte Verf. sagt: „Jeder strategische Entwurf muß taktisch ausgeführt werden können. Die Taktik lehrt also (?), wie die Truppen auf den strategischen Punkten aufgestellt, wie sie verwendet oder dahin geleitet werden sollen u. s. w." — Allerdings sind dies Aufgaben für den Taktiker, nur scheint die Folgerung nicht gerade aus der vorhergehenden Prämisse zu entspringen, die als Axiom für sich allein da steht, das wir so eben näher zu beleuchten bemüht gewesen sind.

Die übrigen Erklärungen in diesem Abschnitte, nämlich der Defensions- und Operations-Linien, der Operationsbasis und Operationsobjekte, sind die allgemein üblichen, und deshalb übergehen wir sie hier.

Der zweite Abschnitt macht uns mit den Grundzügen der Strategie bekannt. Das Wesentliche der Strategie und einer ihrer vornehmlichsten Grundsätze soll darin bestehen, daß jeder ihrer Schritte

mit voller Rücksicht auf die Sicherheit des rückwärtigen Landes und der Operationsbasis gethan werde. Für den konstruktiven Theil der Strategie behält dieser Grundsatz uneingeschränkten Werth, für den dem Genie angehörenden leidet er Ermäßigungen. Der blos berechnende Strategе darf nichts auf ein ungewisses Spiel setzen, der geniale wird Opfer fordern dürfen, wenn gleich ihm die Ausgleichung nur noch als bloß ihm allein bewußte Idee dunkel vorschwebt. Ueberraschung und Konsternation des Gegners verbinden sich dabei freiwillig mit dem Genie, so wie das Glück sich gern an die Fersen der Kühnheit schmiegt. Napoleon hat oft die glänzendsten Resultate gerade da herbeigeführt, wo er die Regeln der Strategie scheinbar am auffallendsten verletzte. Wir müssen daher den genialen Theil der Strategie von dem konstruktiven sorgfältig trennen; dieser ist zu lehren und zu erlernen, jener nicht. Wollte man deshalb sagen, die Strategie ließe sich weder lehren noch lernen, so würde man Unrecht haben; allein ein noch viel größerer Irrthum würde es seyn, zu glauben, daß wer die Operationsentwürfe nach Linien und Winkeln schulrecht abzumessen versteht, darum ein vollendeter Strategе sey.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich mit dem konstruktiven Theil der Strategie; die Einleitung hat uns belehrt, daß die Wissenschaft dem Genie keine Eingriffe in ihre Rechte erlauben will. Dies als Hauptgesichtspunkt für alles Spätere.

Die Grundzüge der Strategie werden durch 8 mathematische Figuren erläutert; sie laufen mit dem Bülowschen System fast auf eins hinaus und begreifen den Satz in sich, dem Feind nach räumlichem Maaß nie mehr Nähe an unsre Basis zu gestatten, als wir von unserm Operationsobjekte entfernt sind. Der Verf. erlaubt zwar in Fig. 8 eine Abweichung, wenn örtliche Hindernisse oder Festungen das Andringen des Feindes erschweren, jedoch mehr beiläufig, und schließt mit der Sentenz: „Der größte Vortheil besteht folglich darin, daß man den Feind durch offene Gewalt oder Manöver zwinge, von dem Grundsatze der Strategie abweichen zu müssen, ohne gegenseitig selbst davon abzugehn.“

Der dritte Abschnitt handelt von den strategischen Punkten, nämlich von solchen, deren Besitz einen für Operationen entscheidenden Vortheil gewährt. Diese Punkte sollen die zu ihnen führenden Gemeinschaften sichern, sie werden daher jedesmal an und auf den Straßen, häufig auf sogenannten Straßenknoten, liegen. Aber die Straßen sind nicht die einzigen Verbindungen, sondern auch schiffbare Flüsse und — im Gebirge — zusammenlaufende Thäler gehören dazu; wo also diese sich vereinigen, deutet die Theorie auf einen solchen Punkt hin. Offene Gegenden leiden Mangel an strategischen Punkten aus Ueberfluß an Kommunikation; hohe Gebirge nicht minder, aus Mangel an solchen Gegenden des Mittelgebirges, und durchschnittene bieten die meisten dar. — Ein Punkt kann strategisch wichtig seyn, und gleichzeitig keine günstige taktische Aufstellung gewähren; es ist nunmehr Aufgabe der Taktik, die Behauptung eines solchen Punktes dennoch zu begründen; denn nur die Behauptung desselben ist es, was die Strategie vom Taktiker fordert. Die Behauptung eines Punktes ist aber nicht immer an seinen Besitz geknüpft, sondern kann auch durch vor-, seit- oder rückwärtige Stellungen begründet werden, sobald nur der Feind diese nicht ungestraft zur Seite lassen darf, wenn er sich des Besitzes des strategischen Punktes versichern will. Hier ist es nun, wo der Taktiker durch Ungeschicklichkeit dem Strategen das Leben sauer machen kann, und wo man sich geneigt fühlt, einen neuen Faktor einzuschieben, der zwischen

Digitized by Google

Taktik und Strategie mitten inne steht. Man pflegt ihn zuweilen höhere Taktik zu nennen. Dieser Name ist aber zu unbestimmt, denn oft bezeichnet man auch damit die Lehre von der glücklichen Verbindung aller drei Waffen im Großen. Allerdings macht diese Lehre eins der vorzüglichsten Elemente des angedeuteten Faktors aus, wenn gleich sie allein ihn noch nicht ganz darzustellen vermag. Ein allgemein bekanntes Urtheil über Heerführer spricht sich zuweilen dahin aus, daß sie zu Führung einer Division sehr geschickt, zu Führung eines Korps aber nicht geeignet sind. Dieses Urtheil bringt uns der Sache näher, und die Sicherung strategischer Punkte, deren Behauptung nicht durch unmittelbare Besetzung verwirklicht werden kann, sollte im Kriege nur solchen Heerführern anvertraut werden, auf welche das eben ausgesprochne Urtheil keine Anwendung findet; denn das ganze Gebäude der Strategie stürzt zusammen, sobald der Taktiker die Aufgabe des Strategen nur ungeschickt zu lösen vermag, d. h. mit andern Worten, wenn ihm das strategische Element ganz oder theilweise abgeht. — Strategische Punkte, welche durchaus nicht taktisch zu behaupten sind, können einzig noch durch Hülfe der Fortifikation gesichert werden.

Für die Offensive unterscheidet der Verf. dreierlei strategische Punkte, nämlich solche, welche die Basis der Operation bilden, solche, welche das Operationsobjekt ausmachen, und endlich solche, welche als Zwischenpunkte — intermediär — zwischen den beiden ersten liegen. Für die Defensive sollen diese Punkte im umgekehrten Verhältnisse erscheinen, nämlich die ersten zur Deckung der rückwärtigen Gegend, die zweiten, um den Feind an der Vorrückung gegen die ersten abzuhalten, die dritten wiederum als Zwischenpunkte. „Wenn eine Armee in den Fall kommt — wird hinzugefügt — während des Ganges ihrer Operationen einen Aufenthalt machen zu müssen, so soll es nur auf strategischen Punkten geschehen.“ — Für die Defensive sind diejenigen Punkte die wichtigsten, deren Behauptung den Besitz des eignen Landes entscheidet; mit je wenigern Mitteln dies geschehen kann, desto vortheilhafter für den Staat, denn desto mehr Kräfte darf er außerhalb verwenden. Es ist also die bloße Ausmittelung solcher Punkte nicht allein hinreichend, sie müssen auch in Vertheidigungsstand gesetzt werden und sich selbst zur Zeit des tiefsten Friedens darin befinden. Staaten, welche Mangel an solchen Punkten leiden, dürfen nicht von sich sagen, daß sie ein Kriegssystem haben, und können keiner wahren Ruhe genießen, weil sie in immerwährender Furcht leben, das Opfer jeder Invasion zu werden.

Endlich werden strategische Punkte nicht durch das bloße Zusammentreffen mehrerer Verbindungen allein, sondern auch noch dadurch bedingt, daß sie auf einer strategischen Linie liegen, und deshalb können beide nicht ohne einander bestehen und sind unzertrennlich.

Die in diesem Abschnitte entwickelten Grund- und Lehrsätze enthalten große und tiefdurchdachte Wahrheiten, aber wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß sie durch Beispiele auf wirklichem Terrain auf der Stelle erläutert und bestätigt worden wären. Auch die vortrefflichste Lehre trägt den Character einer gewissen Unfruchtbarkeit, sobald sie abstrakt da steht; nur erst durch Verschmelzung derselben mit dem Praktischen wird sie fruchtbar, und der sicherste Weg, durch den sie Eingang in das Gemüth des Empfangenden findet, ist allemal der des Beispiels. Der Lehrer der Strategie genießt vor vielen andern, namentlich vor dem der Mathematik, den großen Vorzug, seine Lehrsätze durch Aufzählung wirklicher Fälle anschaulich zu machen, und es ist ein Verlust,

Digitized by Google

wenn er dieses Vorzugs sich freiwillig begiebt. Das zweite Hauptstück ist zwar der Anwendung der hier entwickelten Sätze ausschließlich gewidmet, es liegt aber dem Leser zur Zeit noch zu entfernt, und wenn er mit dem Studium desselben beschäftigt ist, dürfte das sich dabei häufende Interessante leicht die früher empfangenen abstrakten Lehren, wenn auch nicht verdrängen, doch dem Gedächtnisse entfernen, was bei einer Lehre, die auf der Stelle durch ein Beispiel bekräftigt wurde, so leicht nicht der Fall seyn kann. Der Lehrer soll kein Mittel versäumen, das Geschäft des Empfangens dem Schüler nach Möglichkeit zu erleichtern.

Noch auffallender drängt sich dem Leser der so eben ausgesprochene Wunsch im vierten Abschnitte auf, der von den strategischen Linien handelt. Der Verf. nennt eine Linie nur dann strategisch, wenn sie zwei strategische Punkte dergestalt verbindet, daß diese Verbindung die meisten Vortheile gewährt. Beide, strategische Punkte und Linien, werden daher eins durch das andre erklärt, und nur ein angeführtes Beispiel könnte hier den Ausschlag geben. Deckung der eigenen Gemeinschaft und Zeitgewinn werden für die beiden Hauptvortheile erkannt, welche eine strategische Linie gewähren soll. Kein noch so großer tactischer Vortheil soll uns verleiten, den Besitz einer strategischen Linie dem Feinde preis zu geben.

Zu jedem strategischen Punkte sollen gewöhnlich mehrere strategische Linien führen, von denen diejenige die Operationslinie heißt, welche eine Armee ergreift, um das bestimmte Operationsobjekt zu erreichen. Dies scheint mit der vorigen Erklärung im Widerspruch zu stehen, nach welcher nur diejenige Linie eine strategische genannt wird, welche bei der Verbindung zweier strategischen Punkte die meisten Vortheile gewährt; mithin sollte man glauben, müßte es nur eine einzige solche Linie und keine zweite und dritte geben können. Ein Beispiel würde abermals den angeregten Zweifel sogleich aufhellen. Gleich hinterher heißt es auch: Im strengsten Sinne giebt es nur eine Operationslinie, weil nur eine ausschließlich die vortheilhafteste ist." — Was wird hier unter dem strengsten Sinne verstanden?

Einer einzigen Operationslinie wird der Vorzug vor allen übrigen, sowohl vor mehreren konzentrisch nach dem nämlichen Objekt führenden eingeräumt, als auch vor parallellaufenden oder gar exzentrisch divergenten. Vereinigung der Kraft, dort wo sie wirken soll, ist das höchste Gesetz der Strategie. — Kann aber die nach der heutigen Kriegführung so sehr vermehrte Kraft, die sich gewöhnlich in ungeheuren Massen ausspricht, beständig auf einer einzigen Linie geführt werden? Und darf nicht die Schwerfälligkeit einer solchen Bewegung oft als nachtheiliger veranschlagt werden, als das Vorgehen auf mehreren Linien, selbst wenn die einzelnen Kolonnen nicht evident dem entgegenwirkenden Feinde gewachsen sind? Die Beantwortung dieser Fragen macht die Ausnahme zur gegebnen Regel, und wir sehen den Aufschlüssen darüber in den folgenden Abschnitten entgegen.

Die Erklärung von der Operationsbasis (fünfter Abschnitt) geben wir ihres Gehalts wegen wörtlich wieder: „Die Operationsbasis besteht aus einer Reihe mehrerer nebeneinander liegender, unter sich in in Verbindung stehender Punkte, bei welchen alle Bedürfnisse aufgehäuft und von wo sie der operirenden Armee nachgeschafft werden." Ihr folgt der Beweis, warum sie aus mehreren Punkten bestehen muß, und der Satz, daß wenn das Terrain nur einen einzigen Punkt als Basis dar-

Digitized by Google

bietet, die Möglichkeit zu manövriren dadurch ausgeschlossen wird. Die Nothwendigkeit, daß die Punkte der Basis befestigt sind, leuchtet ein; sind sie es nicht und darf der Feldherr sie keinen Augenblick sich selbst überlassen, ohne nicht zugleich ihren Verlust zu fürchten, so sind die Hauptnerven seiner raschen Operationen durchschnitten. — Die vortheilhafteste Basis läuft parallel mit der des Feindes; die vortheilhafteste Operationslinie geht senkrecht von der Basis aus, was keines weitern Beweises bedarf, indem dadurch die Basis am meisten geschützt wird, was stets ein Hauptaugenmerk des Strategen ausmacht. Eine Operation, welche von den vom Feinde entferntesten Punkten ausgeht, wird die gefährlichste von allen genannt. Dieser Satz leidet jedoch vielfältige Ausnahmen; eine sehr gangbare Gemeinschaft, kühne Märsche, eine wohldisziplinirte Armee u. s. w. können die Gefahr ansehnlich vermindern.

Eine Veränderung der Operationslinie bleibt gewöhnlich nicht ohne Einfluß auf die Basis; einzelne Punkte werden wichtiger, die Wichtigkeit von andern tritt mehr zurück. Punkte, welche die Schlüssel des Landes beschützen, oder über welche — im Unglücksfalle — der Rückzug nothwendig geleitet werden muß, behalten eine permanente Wichtigkeit, die Operationslinie wende sich wohin sie wolle. Diese Punkte sind jedoch selten.

Die Länge der Basis ist nicht gleichgültig, sie muß der Länge der Operationslinie angemessen seyn. Ueber das Maaß von beiden spricht sich der Verf. nicht aus; er sagt blos, daß wenn die Operationslinie zu lang wird, die Nothwendigkeit, eine neue Basis zu bilden, sich dadurch erzeugt, welche jedoch die ältere Basis decken muß.

Dies sind die im fünften Abschnitte enthaltenen Sätze; sie können von dem Vorwurfe nicht freigesprochen werden, daß sie zu allgemein und ohne Einschränkungen hingestellt, und diese nicht durch Beispiele erläutert sind. Wo bietet sich wohl ein Kriegsschauplatz dar, auf welchem die Operationen streng mathematisch anzuordnen und zu leiten wären?

Der sechste Abschnitt (von den Operationen) sagt: „Eine Operation umfaßt entweder den Gang eines ganzen Krieges, oder nur eines Feldzuges, oder sie beabsichtiget blos die Besetzung eines strategischen Punktes und die Erlangung der damit verbundenen Vortheile.“ — Hiernach richtet sich die Bestimmung der Basis, die jener des Operationsobjekts untergeordnet ist, dessen Wahl jederzeit zu entscheidenden Resultaten führen muß. Hier ist es, wo der Stratege seine Fähigkeit als solcher in seiner Größe zeigen soll, weil die zu erreichenden Vortheile gewöhnlich relativer Natur sind und durch unendlich viele Nebenumstände bedingt werden. Diese richtig zu kombiniren ist Aufgabe des geschickten Strategen.

Zusammengesetzte Manöver erklärt der Verf. in der Strategie für noch schädlicher als in der Taktik, weil ihr Erfolg von Zufälligkeiten abhängt, denen derjenige weniger unterworfen ist, der mit gesammter Macht gegen den entscheidenden Punkt operirt. Dies geschieht — bei vorausgesetzter Ueberlegenheit — immer auf der kürzesten strategischen Linie, im Gegenfalle durch Manöver. Schnelligkeit der Bewegungen ist in der Strategie unentbehrlich; sie rückt den Erfolg oft weit über allen Kalkül hinaus, läßt folglich die Regel in dem Maaße hinter sich, wie sie selbst Regel wird.

Der siebente Abschnitt, welcher von defensiven Aufstellungen handelt, ist von großem Interesse. Es heißt darin: „Der End-

Digitized by Google

zweck der Defensive, seinen Gegner aufzuhalten und dadurch eine Gegend zu decken, wird nur erreicht, wenn man den Punkt gewinnt und behauptet, ohne dessen Besitz er nicht vordringen kann. Solche Punkte liegen meistens auf der Operationslinie des Feindes; diese wird also gewöhnlichermaßen diejenige seyn, welche zur Rückzugslinie angenommen wird." — Eine Defensive, die sich nicht auf eine Befestigung gründet, bleibt immer prekär, weil sie von dem Ausgange einer Schlacht abhängig ist. In dieser Lage befanden sich z. B. die verbündeten Heere in Belgien 1815.

Die Aufstellungspunkte in der Defensive setzt dieser Abschnitt näher auseinander. Nicht immer brauchen sie sich auf einer strategischen Linie zu befinden, sondern können auch auf der Flanke gewählt seyn, um die Gemeinschaft des Feindes zu bedrohen; aber immer nur unter der Voraussetzung, daß die Stellung taktisch gut ist und der Feind ihr nicht ungestraft vorbeigehen, noch weniger sie durch geringe Kräfte maskiren kann, ohne seiner Operationslinie eine veränderte Richtung zu geben, denn das ist es ja, was solche Aufstellungen vornehmlich bezwecken sollen. — Es ist nichts zu bedauern, als daß die vielen trefflichen Wahrheiten, welche dieser Abschnitt enthält, nicht durch Beispiele auf der Stelle belegt sind.

Die eigenen Vorzüge der Strategie, welche der achte Abschnitt auseinandersetzt, sind im Kriege überwiegend, weil die Strategie noch im Stande ist, taktische Mißgriffe wieder herzustellen, was der Taktik selten oder nie gelingt, wenn jene sie auf eine falsche Bahn geführt hatte. „Mit Hülfe der Taktik — sagt der Verf. — wird die Schlacht gewonnen, die die Strategie angeordnet hat. Wird sie ohne den Einfluß der letztern geliefert, nämlich ohne daß Punkt und Moment das Produkt strategischer Berechnung waren, so hat sie selten andere Resultate als jene des augenblicklichen Vortheils. Daher waren oft thatenreiche Feldzüge, in welchen die Heerführer mehr Taktiker als Strategen waren, im Allgemeinen weniger entscheidend, hatten keine so gewaltigen Folgen, führten nicht so schnell zum Endpunkte des Krieges, und endeten mehr aus gegenseitiger Erschöpfung, als solche, in welchen das strategische Genie (also doch das Genie und nicht die Wissenschaft allein?) des Feldherren den ganzen Schauplatz des Krieges umfaßte, auf die Operationslinien seines Gegners drang, die Schwächen seiner Basis oder seiner Stützpunkte entdeckte, ihm die Verbindung mit den Urquellen seiner Hülfsmittel entriß, seine Operationen lähmte, und oft durch eine einzige, nach strategischen Grundsätzen angeordnete und nach taktischen ausgeführte Schlacht das Wirkungsvermögen seines Feindes vernichtete." Wem drängt sich hierbei nicht das Bild des Feldzuges von 1806 in Sachsen auf!

Die Vorzüge der Strategie bestehen vornehmlich darin, daß sie ungleich dauerndere und folgenreichere Vortheile gewährt als die Taktik. „Das Uebergewicht, welches man durch Benutzung strategischer Linien über seinen Gegner gewinnt, der sie vernachlässigt oder falsch beurtheilt, dauert so lange, als man ungehindert auf einer solchen Linie vorgehen kann. — Ein Feldherr, der auch nur einen Marsch über seinen Feind gewonnen hat, bleibt im Besitz dieses Uebergewichts, bis ihn ein ansehnliches Hinderniß, ein großer Fluß, ein unwegsames Gebirge, eine Festung u. a. m. so lange aufhalten, als der Gegner Zeit benöthiget, den verlornen Marsch einzubringen." — In den neuern Kriegen haben sich die Vorzüge der Strategie mehr als jemals beurkundet, und die Taktik ihr mehr als zuvor untergeordnet; daher lieferten Feldzüge von

Digitized by Google

wenig Wochen Resultate, die man sonst nur nach langen Kriegen erwarten konnte.

Die veränderte Taktik der Neuern hat viel Einfluß auf die Strategie geäußert, weil sie ihr ein weit größeres Wirkungsfeld erlaubt. Wir vermissen die Berührung dieses Einflusses in dem gegenwärtigen oder einem eigenen Abschnitte. Je schwerfälliger die Taktik ist, desto mehr Zeit gönnt sie dem strategischen Kalkül, der Wissenschaft. Eine Taktik, welche Hindernisse spielend überwindet, die ehedem für kaum übersteiglich gehalten wurden, erleichtert zwar das Geschäft des Strategen auf der einen Seite, aber auf der andern nimmt sie das Genie desselben auf eine entscheidende Weise in Anspruch, — die Wissenschaft allein reicht nicht mehr aus. — In welches Verhältniß würde wohl Friedrich der Große zu Daun getreten seyn, wenn seine Truppen den Anforderungen unserer heutigen Taktik entsprochen hätten, wie die französischen Heere ihrem genievollen Führer?

Eine andere Bemerkung können wir beim Schlusse unserer Betrachtungen nicht zurückhalten. — Die Strategie steht nicht für sich allein da, sondern in Verbindung mit der Diplomatik und der Taktik. Es ist hier nicht der Ort die Frage auszumitteln, ob es dem Strategen erfreulich sey, wenn er bei seinen Entwürfen ängstlich zu sorgen hat, ob sie auch dem Diplomaten genehm und vom Taktiker im herrschenden Augenblicke ausführbar sind; es genügt uns zu wissen, daß dem leider so ist *). Ja die Erfahrung hat uns gelehrt, daß die herrlichsten Maaßregeln des Strategen und selbst die mit Blut bezeichneten glänzendsten Thaten des Taktikers oft nicht vermögend waren, die Fehler des Diplomaten ungeschehen zu machen, oder auch nur zu vermindern. Wir können also ein gewisses Verhältniß zwischen Diplomatik, Strategie und Taktik nicht abläugnen, und in dem Augenblick, wo wir ein solches einräumen, scheint uns die Wahrscheinlichkeit zu verschwinden, die strategischen Lehrsätze jederzeit mathematisch konstruiren zu können. Dieser hemmende Einfluß der Diplomatik auf die Strategie ist in den „Grundsätzen ꝛc." gar nicht, der, den die Taktik auf sie äußert, nur beiläufig erwähnt. Welche fruchtbare Erscheinung müßte es nun nicht gewesen seyn, die Ansichten eines Meisters in der Kriegskunst über diesen zwar kitzlichen aber so höchst interessanten Gegenstand, von einer Meisterhand niedergeschrieben, zu empfangen! Denn was helfen am Ende alle Grundsätze der Strategie, wenn die Diplomatik ihre Anwendung nicht sanktioniren will, und die Taktik sie durch die That zu verwirklichen zu ohnmächtig ist. Es handelt sich also um die Frage: Wie weit darf der Stratege, dem Diplomaten zu Liebe, oder aus billiger Rücksicht auf den Taktiker, bei seinen Entwürfen sich von den auf mathematischen Gesetzen beruhenden Grundsätzen entfernen, ohne daß alle Strategie selbst dabei verloren geht? Denn daß vielleicht nicht ein einziger Feldzug streng und ohne Abweichung nach jenen Grundsätzen geführt worden ist, noch jemals geführt werden wird, lehrt die Erfahrung aller Kriege. Es gilt also nicht, eine Lehre aufzustellen von dem was *geschehen* soll, sondern vielmehr von dem was *nicht unterlassen* werden

*) Als ein noch lebender Feldherr die Truppen seines Fürsten siegreich in die Hauptstadt des Feindes geführt hatte, schrieb er: „Ich melde Ew. ꝛc., daß Ihre Truppen in *** sind. Sorgen Ew. ꝛc. daß die Diplomaten nicht verderben, was die Truppen mit ihrem Blute gut gemacht haben." — —

Digitized by Google

darf. — Ueber diesen Punkt schweigen alle bisher niedergeschriebenen Strategien. Die Schriftsteller begnügen sich zu sagen, daß die Kriege dann am kraftvollsten geführt werden, wenn der Strategeugleich der Landesfürst ist, wozu auch die Geschichte die unläugbarsten Belege liefert. Sie unterlassen auch nicht, den Strategen zu bedauern, dessen Entwürfe erst durch die Hechel der Diplomatik laufen müssen; wie viel und in wie weit er aber nachgeben darf, und wo die Grenze dieser Nachgiebigkeit liegt, darüber schweigen sie. — Sind die Grundsätze der Strategie unumstößlich, so kann es nur eine wahre Strategie geben, und der Einfluß des Diplomaten, der nicht zugleich Strateg ist, wirkt ihr unter allen Umständen als feindliche Kraft entgegen. — Müssen Abweichungen von jenen Grundsätzen eingeräumt werden, so hören sie auf Grundsätze zu seyn, oder jeder Krieg, der nicht streng nach ihnen geführt wird, müßte ohne Ausnahme unglücklich ausfallen, was jedoch ebenfalls mit der Geschichte im Widerspruch steht. — Drängt sich uns durch diese Betrachtungen die früher aufgestellte Behauptung nicht recht lebhaft auf, daß alle Strategie, welche blos als Wissenschaft da steht, chimärisch ist, und nur dann erst fruchtbar wird, wenn sie unter die Leitung des Genies tritt? Der genievolle Strategie, als Künstler, wird in seinem Genie die Mittel auffinden, den feindseligen Einfluß schlechter diplomatischer Dispositionen zu beherrschen und unschädlich zu machen; — der blos wissenschaftliche Strategie wird das nimmermehr vermögen. Streicht der Diplomat eine einzige seiner mathematischen Linien durch, so stürzt sein mühsam gezimmertes Gebäude zusammen; versagt ihm eine einzige taktische Feder den Dienst, so stockt sein dynamisch gearbeitetes Getriebe. Darum, und eben darum ist Kriegswissenschaft nicht das Uebersetzungswort für Strategie.

---

Das zweite Hauptstück dieses Theils beschäftiget sich mit der Anwendung der im Vorigen entwickelten Grundsätze auf einen angenommenen Kriegsschauplatz. Wir glauben dem Ideengange des Verf. Schritt für Schritt folgen zu müssen.

Der erste Abschnitt giebt eine allgemeine Uebersicht des angenommenen Kriegsschauplatzes, der die Strecke, welche der Bodensee, der Rhein, der Main, die Eger, die Elbe, die Moldau, die Ems und die nördlichen Gebirge des Salzburger und Tiroler Gebiets einschließen, enthält. Dabei wird vorausgesetzt, daß die Schweiz und Tirol neutral sind, und daß außer Cassel bei Mainz, Kehl, Prag und Theresienstadt sich kein befestigter Punkt auf dem Kriegstheater befinde; ferner daß keine andre als die Armeen an dem Kriege Theil nehmen, von denen die eine den Rhein, die andre die Ems und die Moldau zur Operationsbasis hat.

Die allgemeine Uebersicht beschränkt sich meistens auf Angabe der auf dem Kriegstheater befindlichen Flüsse, Bezeichnung ihres Ursprungs, Laufs und der vornehmlichsten Uebergänge, wobei die Beschaffenheit der zwischen den Flüssen streichenden Gebirge in Hinsicht auf die Wegsamkeit ebenfalls berührt wird. — Die Uebersicht beweiset die tiefe Kenntniß des erlauchten Schriftstellers von jenen Gegenden, ist aber nur ganz allgemein und schließt alle Details aus.

Der Straßengemeinschaft — offenbar ein dem Strategen unendlich wichtiger Gegenstand — wird ein eigener Abschnitt, und zwar der zweite unter dem Titel: Betrachtungen über den Kriegsschauplatz,

Digitized by Google

gewidmet. Dieser macht ein längliches Viereck aus, dessen südliche Linie durch die Straße von Alt-Breisach über München, Braunau und Steier von 76 Meilen Länge; die nördliche durch die Straße von Mainz über Eger auf Theresienstadt, von 64½ Meilen Länge, begränzt wird; die beiden Operationsbasen geben die andern beiden Linien, von denen die östliche von Theresienstadt bis Steier 41½ Meile, und die von Mainz bis Breisach 31½ Meile beträgt. Die Länge der ersten beiden Linien wird in der Mittelzahl auf 24, und die der beiden Basen auf 12 Märsche angenommen. Bei Betrachtung der beiden Operationsbasen wird, wie billig, der westlichen der Vorzug eingeräumt. Auf der östlichen bietet nur allein Prag für den rechten Flügel Vortheile, Theresienstadt kann kaum mehr dahin gerechnet werden. Zwischen Prag und Moldau-Thein hat der Fluß keine Uebergänge, wodurch die Rückzugslinien der östlichen Armee vorgeschrieben werden, ein nachtheiliger Umstand, der bei der westlichen Basis mit ihren mehrfachen Uebergängen über den Rhein nicht eintritt. Auf dem linken Flügel durchschneidet die Donau mit ihren ansehnlichen Defileen die östliche Basis, und das Terrain von Budweis bis Enns ist beschwerlich. Ueber Enns hinaus bis Steier beherrscht das linke Ufer der Enns durchgehends das rechte, was der Vertheidigung ebenfalls hinderlich ist. Außerdem hat die östliche Basis in ihrer ganzen Länge nur eine einzige Verbindungsstraße von Prag über Budweis, Freistadt, Enns nach Steier. — Von den Donauübergängen können nur die beiden von Enns und Linz mit zum Bereich der Basis gerechnet werden, und auch diese sind beschwerlich. Die Basis ist aus allen diesen Ursachen gleich unvortheilhaft für die Defensive wie für die Offensive.

Vor dem Centrum liegt der Böhmerwald und zwischen der Straße von Klattau nach Regensburg führt keine Verbindung mehr an die Donau. Keiner von beiden Punkten kann daher mit Sicherheit beschützt werden, ohne nicht den andern preis zu geben; oder man müßte auf beiden zugleich operiren wollen, was eine große Uebermacht von Seiten der östlichen Armee voraussetzt. Indessen scheint doch dieser örtliche Umstand die Gegenwart eines Seitenkorps auf der Straße von Klattau nicht auszuschließen, während die Hauptarmee an der Donau operirt; und da diese Maßregel strategisch motivirt wird, mithin nicht aus den taktischen Anordnungen allein entspringen kann, so bedauern wir, uns durch die Ansicht des H. Verf. nicht darüber belehren zu können, indem er solches mit Stillschweigen übergeht.

Der Donaustrom selbst wird für die Operationen beider kriegführenden Theile ein großes Hinderniß, woraus die Wichtigkeit seines Besitzes von selbst einleuchtet; Belege dazu werden in den Schlußbetrachtungen des ersten Theils durch Anziehung kriegsgeschichtlicher Beispiele gegeben, namentlich aus den Feldzügen von 1796, 1800, 1805 und 1809, und das Defilee der Donau der Schlüssel zu diesem Lande genennt. Die auf beiden Ufern vorhandenen Gemkinschaften von der Donau zu den beiderseitigen Basen erleichtern die Vertheidigung der Uebergänge für beide Theile. — Ueber den Fall, daß die Donau die Grenzlinie zwischen den Armeen und der durch sie besetzten Strecke des Kriegstheaters ausmache, wird ein Raisonnement geführt, das zugleich den zweiten Abschnitt beschließt.

Dem dritten Abschnitte: Bestimmung der Operationsobjekte, geht als Grundsatz voran: „Jede offensive Operation hat zum Objekt, (vielleicht richtiger: zum Zweck) dem Feinde den größtmöglichen Schaden zuzufügen. Je weiter man gegen ihn vordringen kann, desto



Digitized by Google

beträchtlicher wird der Schaden seyn. Allein Wahrscheinlichkeit des Erfolges ist die erste Bedingniß, und die Berechnung ihrer Resultate führt zum Entschluß. Diese Wahrscheinlichkeit kann bei keiner Operation eintreten, die nicht auf sichre Kommunikationen gegründet ist, und für Rücken und Flanken volle Beruhigung verschafft." — Auf diesen Grundsatz stützt sich ein Raisonnement, aus dem hervorgeht, daß der Feind, um gegen die Flanken einer vorrückenden Armee zu operiren, sich, aus Mangel an Transversalgemeinschaften, nicht des Raumes zwischen Linz und Regensburg, noch weniger der Gebirge der rauhen Alb, oder jener, die das Rheinthal bilden, wohl aber der Strecke, die die Donau zwischen Regensburg und Ulm durchzieht, bedienen kann. Diese Strecke wird daher für beide Theile gleich wichtig, und um so wichtiger, da die Donau als das einzige große Hinderniß zu betrachten ist, das bei der Berechnung nicht aus der Acht gelassen werden darf. Es gilt daher, die Donau früher zu erreichen als der Feind, oder denselben von ihr zu vertreiben. Letzteres würde harte Opfer kosten; es ist daher Pflicht des Strategen das erste durch richtige Anordnungen zu erreichen. Dieses mit überzeugender Klarheit geführte Raisonnement führt den Verf. auf den Satz: „Für beide kriegführende Armeen ist also die Erreichung des Defilees an der Donau das erste Operationsobjekt." — Aus dem vorigen leuchtet ein, daß für die westliche Armee Ulm, für die östliche Regensburg der zuerst zu erreichende Punkt dieses Defilees seyn wird. Von Lauterburg (dem Mittelpunkte der westlichen Basis) liegt Ulm 8 Märsche; Regensburg aber von Budweis (dem Mittelpunkte der östlichen) 10 Märsche entfernt.

Hierauf erfolgt die Berechnung des zweiten Operationsobjekts, wobei die transversalen Verbindungen, die einzigen wodurch sich die Basis durch Manöver decken läßt, influiren. Das Resultat des Kalküls bestimmt Stuttgard oder Ludwigsburg zum zweiten Operationsobjekt für die östliche Armee. Ein tief durchdachtes, ganz überzeugendes Raisonnement bestätigt diese Bestimmung. Für die westliche Armee ist ein solches günstiges zweites Objekt schwieriger aufzufinden; sie muß entweder bei Regensburg stehen bleiben, oder bis in die östliche Basis selbst eindringen; oder sich zu einer isolirten Operation auf einer Seite der Donau entschließen müssen. Nach Abwägung der Vor- und Nachtheile wird Budweis als zweites Operationsobjekt für die westliche Armee bestimmt.

Vierter Abschnitt: Wahl der Operationslinien. — Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, diesen Abschnitt mit dem achten: Vertheidigungssystem des Kriegsschauplatzes, in Verbindung gesetzt zu sehen; weil nach Bestimmung der Punkte, wo Festungen angelegt werden müssen, die Zeichnung der Operationslinien offenbar erleichtert wird. Diese Punkte sind zugleich strategische, und nur über solche dürfen jene Linien gehen. Wir glauben daher keinen Fehlgriff zu thun, wenn wir dem Leser zuerst die Ansichten des erlauchten Verf. über das Festungssystem des Kriegstheaters vorlegen und dann erst zur nähern Betrachtung der Operationslinien übergehen.

Ueber die Wichtigkeit der Festungen überhaupt kein Wort. Der H. Verf. unterscheidet folgende.

1. Solche, die auf den Besitz eines Landes, auf den günstigen Fortgang eines Feldzuges, auf die Behauptung des Schlüssels zu den Operationsobjekten wirken sollen. Sie dürfen nie unter 12,000 Mann Besatzung, wohl aber auch mehr, fassen.

Digitized by Google

2) Solche, welche die Vertheidigung eines Landes erleichtern und zur Verwahrung seiner Grenzen beitragen u. s. w., mit 12000 bis 6000 Mann.

3) Solche, welche einer defensiven Aufstellung zur Verstärkung dienen und die Zugänge zu einem Operationsobjekt sperren u. s. w.; mit 6000 bis 3000 Mann. — Endlich

4) Solche, welche einzelne Punkte, Straßen, Defileen, Uebergänge u. s. w. sperren und nur wirksam sind, so weit ihr Feuer reicht, mit so viel Truppen, als zu Abschlagung eines Sturms erforderlich sind. Die unter 3. und 4. begriffenen hätten füglich zusammengezogen werden können. Dadurch würde eine vollkommene Uebereinstimmung mit dem in den Ansichten über die Kriegführung entwickelten Festungssystem statt finden, das den Beifall aller Kenner erhalten hat.

Nach dieser Eintheilung werden folgende Festungen für den ganzen Kriegsschauplatz, von Osten aus betrachtet, verlangt.

1) An der Basis selbst. Enns als Festung ersten; Budweis zweiten Ranges. — Eine Festung dritten Ranges oder ein Fort auf dem linken Donauufer, Linz gegenüber.

2) Am ersten Operationsobjekt. Regensburg vom ersten Range; Ulm vom zweiten; Ingolstadt, als intermediair zwischen beiden, vom dritten Range.

3) Am zweiten Operationsobjekt. Heilbronn vom ersten Range. Zwischen Canstadt und Eßlingen, zur Deckung des Uebergangs über den Neckar und Versicherung der Straßen, eine Festung dritten Ranges.

4) Zur Versicherung der Verbindung zwischen der Basis und dem ersten Operationsobjekte: Klattau als Festung dritten Ranges; Passau — zweiten Ranges. — Theoretisch betrachtet würde man Passau für einen äußerst wichtigen Punkt erklären müssen, da hier zwei bedeutende Gewässer, der Inn und die Donau, zusammenfließen; gänzliche Abwesenheit aller Verbindung dieses Punktes mit Budweis über den Böhmerwald schwächt jedoch dessen Wichtigkeit. Würde diese Verbindung dereinst mittelst einer brauchbaren Straße eröffnet, so würde Passau eine Festung ersten Ranges seyn müssen. — Ferner ein Fort oder Brückenkopf bei Ebersberg an der Traun. — Die Nähe von Linz scheint das letztere weniger unerläßlich zu machen, um sich des dortigen Uebergangs auf der Straße von Braunau über Wels nach Enns zu versichern. Wir ordnen diese Ansicht jedoch der Einsicht des H. Verf. unter.

5) Im Fall der Feind die Festungen am Neckar und der obern Donau unbeachtet ließ und gerade auf Regensburg operirte: Würzburg als Festung zweiten Ranges.

6) Zur Verstärkung der wichtigeren Aufstellungen: Ein Fort und Brückenkopf bei Moldau-Thein und eine Festung dritten Ranges bei Stadt Steier; beide an der Basis. — Eine Festung zweiten Ranges bei Amberg und eine dritten Ranges bei Landshut zur Verstärkung beider Flügel mit Bezug auf das erste Operationsobjekt. — Eine Festung dritten Ranges bei Miltenberg und eine vom zweiten bei Möskirch, zu demselben Zwecke mit Bezug auf das zweite Operationsobjekt.

Wir kehren nunmehr zu dem vierten Abschnitt zurück. — Derselbe giebt in tabellarischer Ordnung eine Uebersicht aller Linien, deren Kenntniß wichtig ist, um die Operationen selbst bestimmen zu können. Der kurze



Digitized by Google

wegen geben wir solche im Auszuge wieder, da sie zur Verständniß des Ganzen nicht wohl übergangen werden können.

I. u. II. Die beiden Operationsbasen. I. Die westliche: von Breisach bis Mainz: 10 Märsche. II. Die östliche, von Steier bis Theresienstadt: 14 Märsche.

III. u. IV. Die nördliche und südliche Seite des Kriegsschauplatzes. III. Von Breisach bis Steier: 25, IV. von Mainz bis Theresienstadt; 22 Märsche.

V. Das erste Operationsobjekt, das Defilee an der Donau. Von Ulm bis Regensburg: 8 Märsche.

VI. u. VII. Die Kommunikationslinie von den beiden Basen zu diesem ersten Objekte, und zwar die vom Rhein ausgehenden Operationslinien:

a) Zwischen der Wiese und Murg. 1) Von Breisach durch das Höllthal auf Ulm: 10 Märsche. 2) Von Strasburg durch das Kinzingthal auf Ulm: 9 Märsche. 3) Desgleichen durch das Renchthal: 8 Märsche.

b) Zwischen der Murg und dem Necker. 1) Von Lauterburg nach Ulm: 8 Märsche; 2) nach Dillingen: 9 Märsche; 3) nach Donauwerth: 9 Märsche; 4) nach Ingolstadt: 12 Märsche; 5) nach Regensburg: 14 Märsche.

c) An dem Main. 1) Von Mainz nach Dillingen: 12 Märsche; 2) nach Donauwerth: 12 Märsche; 3) nach Ingolstadt: 14 Märsche; 4) nach Regensburg: 15 Märsche.

VII. Von der östlichen Basis an die Donau.

a) Auf dem rechten Ufer. 1) Von Enns nach Regensburg: 10 Märsche; 2) nach Ingolstadt: 13 Märsche; 3) nach Donauwerth: 15 Märsche; 4) nach Dillingen: 16 Märsche; 5) nach Ulm: 17 Märsche.

b) Auf dem linken Ufer. 1 bis 5) Von Budweis nach Regensburg, Ingolstadt, Donauwerth, Dillingen oder Ulm: 10, 13, 15, 16 oder 18 Märsche. 6 bis 10) Von Prag nach jenen 5 Orten: 10, 14, 16, 17, oder 19 Märsche.

VIII. Kürzeste und direkte Kommunikationslinien von beiden Basen nach dem zweiten Objekte mit Beseitigung des ersten.

a) Von der westlichen Basis. 1) Von Speier nach Budweis: 23 Märsche; 2) von Mainz nach Budweis 24 Märsche.

b) Von der östlichen Basis. Von Budweis nach Stuttgard: 21 Märsche.

IX. Transversallinien, welche die nördliche und südliche Seite des Kriegsschauplatzes verbinden. 1) Zwischen Freiburg und Frankfurt 12 Märsche. 2) Zwischen Möskirch und Aschaffenburg 11 Märsche. 3) Zwischen Memmingen und Würzburg: 10 Märsche. 4) Zwischen Landsberg und Bamberg: 10 Märsche. 5) Zwischen München und Eger: 12 Märsche. 6) Zwischen Alt-Oetting und Klentsch: 7 Märsche. 7) Zwischen Steier und Eger: 14 Märsche.

Wenn man diese verschiedenen Linien auf der äußerst gelungenen zum ersten Theile gehörenden Uebersichtskarte verfolgt, so bilden sie für die östliche Armee die Verbindungen mit den im achten Abschnitte geforderten und von uns bereits angegebenen strategischen Punkten, welche der Befestigung unterworfen sind. — Für die westliche Basis fordert der achte Abschnitt zwar die Festungen nicht, sie gehen aber aus einer

Digitized by Google

Vergleichung mit den gegenseitigen Operationslinien zum Theil hervor, und wir finden hier die Punkte: Ulm, Regensburg, Cannstadt, Heilbronn, Miltenberg, Würzburg, Amberg, Klattau, Landshut, wieder.

Der fünfte Abschnitt handelt von den defensiven Aufstellungen. Wenn einer von den beiden kriegführenden Theilen aus Mangel an Kräften zur absoluten Defensive gezwungen ist, so steht die westliche Armee, vermöge ihrer durch Festungen hinreichend gesicherten Basis, gegen die östliche im Vortheil; der letztern bleibt, außer der Aufstellung bei Regensburg (nach dem Verf. zwischen Landshut und Wernberg), kein intermediairer Punkt und keine andere Aufstellung als die Basis selbst. Hierzu wird die Gegend zwischen Budweis und Kaplitz in Vorschlag gebracht, um sich die Möglichkeit vorzubehalten, dem Feinde entgegen zu wirken, er richte seine Operation von Regensburg aus durch den Böhmerwald auf Budweis, oder an die Donau auf Linz und Enns. Sollten aber die Mittel der östlichen Armee so beschränkt seyn, daß sie nicht mit Sicherheit darauf rechnen könnte, sich bei Budweis zu halten, so bliebe ihr nur übrig, sich in die Befestigungen von Prag zu werfen. — Die Verfolgung seines Raisonnements führt den Verf. auf die vorzügliche Eigenschaft defensiver Aufstellungen, nämlich die Freiheit der Bewegungen nach den Flanken und im Rücken, während der Feind auf bestimmte Angriffslinien beschränkt ist, und seinen Angriff durch natürliche oder künstliche Hindernisse erschwert sieht. Hieraus geht die Wichtigkeit dieser Stellungen nicht sowohl im Vertheidigungs- als auch selbst im Angriffskriege hervor, weil Unglücksfälle auch eine offensiv verfahrende Armee nur allzuleicht auf die Defensive werfen können. — Er beleuchtet sodann mit scharfem Kalkül die für beide Armeen gleich wichtig erscheinende Aufstellung hinter dem Defilee der Donau zwischen Ulm und Regensburg, deren Wahl nur dann zulässig seyn soll, wenn beide genannten Stützpunkte sich in unserm Besitz befinden; außerdem verlangt die Stellung hinlängliche Kräfte, und kann von den Nachtheilen, denen jede Flankenstellung unterliegt, nämlich daß die Rückzugslinie in die Verlängerung der Fronte fällt, nicht freigesprochen werden. Diese Nachtheile sind auf dem linken Donauufer noch ansehnlicher als auf dem rechten. — Hierauf folgen nicht minder scharfe und überzeugende Betrachtungen über die defensive Linie zwischen dem Main und Mösskirch, für beide Armeen gleich anwendbar, doch vorzugsweise für die östliche. Es geht ferner hervor, daß die Aufstellungslinien dann am längsten seyn werden, wenn die Armeen sich am nächsten an der feindlichen Basis befinden, und in dem Maaße sich verkürzen, wie sich die Armeen der eigenen Basis nähern. Für die östliche Armee beträgt ihre längste und zugleich nächste Aufstellungslinie gegen die westliche Basis von Ochsenfurth bis Memmingen 9 Märsche; für die westliche Armee die Linie von Amberg bis Landshut 6, oder bis München 9 Märsche. — Alle in der bezeichneten Strecke befindlichen Defensionslinien werden fast durchgängig in ihrer Mitte durch die Donau getheilt; dieser Strom bildet daher auch in dieser Hinsicht den Schlüssel des Kriegstheaters, und jede Aufstellung verfehlt ihren Zweck wenn sie nicht unmittelbar das Defilee der Donau in dem Bezirk ihrer Defensionslinie beherrscht, weil dann der Feind sie niemals ungestraft zur Seite liegen lassen; noch weniger blos maskiren darf.

Nachdem auf diese Art die Wichtigkeit der Behauptung an der Donau gründlich und vollständig erwiesen ist, werden folgende defensive Aufstellungslinien auf beiden Ufern des Stroms, mit der Front gegen die feindliche Basis, als die vorzüglichern empfohlen.

Digitized by Google

1) Von Memmingen an auf dem rechten Ufer der Iller bis Ulm; von da über Albeck an die Brenz, nach Aalen an den Kocher, an die Jaxt bei Ellwangen, bei Rothenburg an die Tauber, und an den Main bei Marktbreit oder Ochsenfurth.

2) Von Mindelheim hinter der Mindel bis Lauingen, dann von der Brenz über Nordlingen, Dünkelspül, Feuchtwangen an die Aisch, auf Windsheim und Neustadt.

3) Die Linie des Lechs oder der Wertach von Augsburg bis Dünkelspül. Die von Friedberg über Rain, Donauwerth, Wending, Gunzenhausen, Wassermungenau, Heilbronn und Burgfarnbach.

4) Von Aicha nach Neuburg, Eichstädt, Pleinfeldt, und von da längs der Regnitz auf Nürnberg.

5) Die Linie von Pfaffenhofen über Ingolstadt nach Neumarkt.

6) Von Landshut auf Wernberg. Diese wichtige Linie ist mit vieler Sorgfalt beleuchtet worden.

Regensburg, mit seiner steinernen Brücke und dem auf dem linken Ufer gelegenen Theile Stadtamhof ist der stärkste Punkt auf dem ganzen Kriegstheater, seine Behauptung unabhängig von allen andern und doch entscheidend für das Ganze.

Außer den hier zergliederten Aufstellungslinien, welche die Natur bestimmt hat, und einigen Defileen, die jedoch mehr taktisch als strategisch wichtig sind, werden noch andere gegen isolirte Operationen anwendbar empfohlen, deren Wichtigkeit großentheils auf der Beschaffenheit der Flüsse und ihrer Ufer beruht, an denen sie gewählt werden. Dahin gehören auf dem rechten Donau-Ufer die Stellungen an der Ostrach, für beide Theile günstig; auf dem linken Iller-Ufer für die westliche Armee; an der Iser für die nämliche; an der Roth; am Inn; und an der Traun. Im nördlichen Theile des Kriegstheaters gehören dahin die Stellungen an der Regnitz von Roth bis Bamberg, für beide Theile günstig; an der Regen gegen einen von Regensburg über Kirn oder von Straubing auf Cham vordringenden Feind; zwischen Klattau und Haid am Fuße der Gebirge; eine Flankenstellung hinter der Beraun zwischen Pilsen und Prag; an der Wottawa bis zu ihrem Einfluß in die Moldau. — Das Detail aller dieser Aufstellungen hängt von taktischen Anordnungen ab.

Aus dieser gedrängten Darstellung wird die Wichtigkeit und das große Interesse des gegenwärtigen Abschnitts klar werden. Die darin geführten Raisonnements sind so überaus lehrreich, und vermöge der Klarheit, mit der sie geführt werden, so eingänglich, daß das gründliche Studium dieses Abschnitts nicht genugsam empfohlen werden kann. Welch eine reiche Kenntniß des Kriegsschauplatzes muß nicht dem erhabenen Verf. zu Gebote stehen, um sich so umfassend über diesen wichtigen Gegenstand auszusprechen, und so tief in das Detail einzudringen! —

Wer diesen Abschnitt gründlich studirt, und den früheren vierten sich zu eigen gemacht hat, wird den sechsten, der die Operationsentwürfe selbst enthält, um so leichter aufzufassen vermögen. Wir geben hier die Resultate desselben so gedrängt als möglich.

In der Stärke und den Mitteln beider Armeen, so wie in den Fähigkeiten ihrer Feldherren wird eine vollkommene Gleichheit angenommen; beide brechen zur nämlichen Zeit von ihrer Operationsbasis auf und werden in ihren Bewegungen durch zufällig einwirkende Umstände nicht gehindert. Nur allein die Natur des Terrains wird berücksichtiget.

Digitized by Google

Die westliche Armee geht von Lauterburg, die östliche von Budweis aus; jene, 6 Meilen näher an Ulm als diese an Regensburg, benutzt diesen Umstand und operirt direkt auf Donauwerth. Sie gewinnt den Vortheil, sich nach Gefallen von Monheim auf Ingolstadt ausdehnen, oder von Gemünd über Heidenheim auf Dillingen oder gar auf Ulm selbst einzuschwenken, je nachdem die Ereignisse dringend sind.

Wenn die westliche Armee Donauwerth erreicht hat, ist die östliche bei Regensburg angekommen. Beide Theile setzen sich durch Brückenköpfe ꝛc. an der Donau fest; beide können durch Manöver nicht wieder von dem Strome verdrängt werden, eine Schlacht muß also entscheiden. Beide Theile werden sie auf dem linken Ufer zu liefern wünschen und in der Gegend von Kösching auf einander stoßen. Die Anordnungen der Schlacht selbst können nur taktische Ansichten bestimmen.

War die Schlacht nicht entscheidend, so muß ohne Verzug eine zweite herbeigeführt werden, um den Gegner um jeden Preis von der Donau zu vertreiben. War sie aber entscheidend, so wird der Sieg mit Eifer benutzt und auf das zweite Operationsobjekt gewirkt. — Wird ein Rückzug nöthig, so wählt die westliche Armee ihn am vortheilhaftesten gegen den Necker, wenn ihr anders eine Wahl übrig blieb. Die östliche Armee hat nur zwei Rückzugslinien, und wählt unbedingt die auf Regensburg; in Böhmen angekommen, wendet sie sich auf Budweis, wenn sie Hoffnung hat, sich dort halten zu können; im Gegenfalle aber auf Prag. Von hier aus sucht sie den Gegner auf Linz an die Donau zu drücken und seine Gemeinschaft über Regensburg zu gewinnen. War sie aber früher bei diesem Orte noch schlagfertig, so wechselt sie die Ufer und gewinnt dadurch Zeit, Verstärkungen an sich zu ziehen.

Hierauf läßt der Verf. ein Raisonnement über das Verhalten beider Theile folgen, im Falle es dem Gegner gelungen wäre, sich gleich am Anfange des Feldzuges in den Besitz des ersten oder zweiten Operationsobjekts zu setzen. „Nur dann — heißt es — ist man berechtiget, gerade von der Basis zu dem zweiten Operationsobjekte zu operiren, ohne zuvor das erste besetzt zu haben, wenn man versichert ist, daß der Feind gar nicht, oder so lange nicht das erste Objekt zu gewinnen vermag, als bis man eine gewisse Höhe erreicht hat, aus welcher er es nicht mehr wagen darf, seinen Gegner zu präveniren. Allein auch eine solche Linie muß gleich verlassen, und dem ersten Operationsobjekte zugeeilt werden, wenn der Feind sich demselben nähert und Miene macht, sich darauf festzusetzen, oder gar über dasselbe vorzurücken."

Der Schwächere soll die Schlacht vermeiden und Zeit gewinnen; nur wenn das letzte für die Existenz des Staats entscheidende Objekt im Begriff ist, in die Hände des Feindes zu fallen, und kein anderes Rettungsmittel übrig bleibt, darf der Feldherr die Schlacht auch mit geringeren Kräften wagen. „Es ist der Kampf der Verzweiflung, dessen Mißlingen man nicht überlebt. Es ist dann gleichgültig, wie man endet — gleichgültig, wie man siegt; alles ist durch den Sieg gewonnen, wenn er auch schon keine andern Folgen hat, als die Erhaltung des Gegenstandes, um den man streitet — alles verloren, wenn man unterliegt." — Mit dieser gehaltvollen Sentenz schließt der sechste Abschnitt.

Der siebente spricht von der Anlegung der Magazine. — Der Verf. würdiget das Requisitionssystem, mißt ihm aber nicht den

Digitized by Google

ausschließenden Werth bei, wie es mitunter in der neuern Zeit von manchem geschehen ist, der durch das Ueberraschende dieser Erscheinung in seinem Urtheile darüber befangen wurde. Wir pflichten ihm aus voller Ueberzeugung bei. Das Requisitionssystem darf die Anlegung von Magazinen nicht ausschließen und die Nothwendigkeit der letztern dürfte um so mehr in späteren Kriegen einleuchten, wenn diese mehr Manöver- und Schlachten-, als bloße Schlacht-Kriege seyn werden.

Nur strategische Punkte begünstigen die Anhäufung ansehnlicher Magazine; außerhalb der Operationslinie dürfen sie nur da angelegt werden, wo sie mit jener auf mehreren Wegen und in verschiedenen Richtungen in Verbindung stehn.

Als Beispiel wird die Vorrückung einer Armee von der Moldau an die Wernitz auf der Operationslinie von Budweis über Neumarkt und Regensburg bis Donauwerth angenommen.

Erste Epoche: Die Armee rückt von Budweis gegen Klattau. Die Magazine liegen in Prag, Budweis und Ufar-Linz.

Zweite Epoche: Die Armee hat Klattau erreicht. Magazine in Pilsen und Horazdiowitz.

Dritte Epoche: Die Armee bei Regensburg; Magazine in Waldmünchen, Cham und Straubing.

Vierte Epoche. Die Armee bei Ingolstadt; Magazine in Regensburg und Stadtamhof.

Fünfte Epoche. Die Armee an der Wernitz; Magazine in Kupfenberg, Kösching und Vohburg.

Für den Fall eines Rückzuges wickeln sich die Magazine in den verschiedenen Epochen auf entgegengesetzte Art wieder ab, so daß sie zuletzt wieder in Prag, Budweis und Ufar-Linz zu liegen kommen.

Des achten Abschnitts ist bereits Erwähnung geschehen.

Unter dem Titel: Beschluß des ersten Theils, findet der Leser einige zerstreute Betrachtungen, aus denen hervorgeht, daß alle Elemente der Operationen veränderlicher Natur sind, und nur das Terrain unveränderlich ist, mithin nur dessen Bildung die entscheidenden Punkte eines Kriegstheaters bestimmen kann. Ferner, daß die Kriegsgeschichte durch Versuche lehrt, wie die Maximen der Strategie auch unter verschiedenen Umständen befolgt werden können und durch Resultate die Erkenntniß der entscheidenden Objekte bestätiget. — Für den vorliegenden Fall lehrt sie, — was bereits früher von uns aufgefaßt wurde — daß das Defilee der Donau der Schlüssel des angenommenen Kriegsschauplatzes sey.

---

Der Aufwand und die Eleganz, mit der das Werk in Hinsicht auf Papier, Druck, Pläne ꝛc. zur Oeffentlichkeit befördert wurde, ist ungewöhnlich, und verdient den Dank des Lesers. Außerordentliche Mittel allein können dabei eingewirkt haben, und auf dem gewöhnlichen in Deutschland üblichen Wege, den Autor und Verleger bei der Publikation kriegswissenschaftlicher Werke einzuschlagen pflegen, dürfte eine so hervorstechende Erscheinung schwerlich zu Tage gefördert worden seyn.

Einfachheit, Bestimmtheit, Kürze des Styls, Korrektheit der Sprache mit Beseitigung einiger in Oestreich gangbaren Eigenthümlichkeiten — machen das Studium des Werks aufs höchste genußreich, das mit unbezweifeltem Rechte dem militairischen Publiko als höchst schätzenswerth empfohlen werden muß.

---

Digitized by Google

## III.

Histoire littéraire d'Italie, par P. L. Ginguené, de l'Institut royal de France, etc. — Tom. VII, VIII, IX. *)

Den Freunden der Wissenschaften ist es gewiß schmerzhaft, beim Empfang dieser drei neuen Bände der Literargeschichte Italiens von dem verstorbenen Ginguené zu erfahren, daß sie die letzte Frucht des Talents und Fleißes ihres Verfassers sind, und daß sie das wichtige Werk, dessen Fortsetzung sie sind, nicht vollständig machen. Ginguené hatte den Vorsatz, seine

*) Die ersten sechs Bände der Histoire littéraire d'Italie von Ginguené gehören, da sie schon 1811—13 erschienen, nicht in den Bereich des Hermes. Der Verf. hatte seine Arbeit 1802 für das Athenäum von Paris unternommen, wo er die einzelnen Kapitel in wöchentlichen Sitzungen vorlas. Seine Absicht war, drei Abtheilungen, von denen die erste bis zum 15ten Jahrhundert reichen, die zweite das wichtige sechzehnte, die dritte das siebzehnte Jahrhundert umfassen sollte, zu liefern. Der Tod hinderte die Ausführung dieses schönen Plans, den, wie allgemein gewünscht und gehofft wird, Herr Salfi aufnehmen und auch über das achtzehnte Jahrhundert ausdehnen möchte. Die jetzt vorhandenen 9 Bände reichen bis 1600. — Wir setzen noch folgende aus der allgemeinen deutschen Real-Encyclopädie entlehnte biographische Notiz über Ginguené her.

Pierre Louis Ginguené war zu Rennes in der Bretagne 1748 geboren, und stammte aus einer alten, aber verarmten Familie. Frühzeitig eignete er sich ältere und lebende Sprachen mit großer Leichtigkeit an, auch zeigte er lebhaften Sinn für Malerei, vorzüglich aber entschied er sich, fast noch Kind, für Dichtkunst und Musik. Zu Paris, wohin er sich im zweiten Drittel des vergangenen Jahrhunderts begab, mußte er zwar, durch seine Vermögensumstände gedrungen, seine Zeit zwischen Arbeiten in einem der Bureaux des Contrôle général und seinen Studien theilen, allein er wußte beiden Anfoderungen genügend zu entsprechen. Pünktlichkeit und Gewandtheit in der Geschäftsführung und eine eben so geläufige als zierliche Handschrift empfahlen ihn denen, welche von Amts wegen nur diesen Theil seiner Verdienste zu beachten hatten, eben so sehr, als ein von ihm im Almanach des Muses anonym eingerücktes Gedicht: Confession de Zulmé, Aufsehen erregte. Dessen ungeachtet warf er sich gegen alle Erwartung in ganz heterogene Studien. Die Tiefen der französischen Sprache waren es, die er in ihren allgemeinen und besondern Grammatikern und ältern Dichtern, vorzüglich in Rabelais und Malherbe, ergründete. Beide Schriftsteller — vorzüglich der letztere, den er sowohl in metrischer Hinsicht als auch als Sänger großer Männer und Thaten noch über Jean Baptiste Rousseau erhob — wurden seine Lieblinge, und es war ihm ein vorzüglich angenehmes Geschäft, die verblichenen oder doch vergessenen Schönheiten beider Dichter in allem Reiz ihrer Jugend dem Publicum wieder vorzuführen. Bald darauf be-

Digitized by Google

gelehrten Forschungen über die Geschichte der italienischen Literatur bis nahe auf die gegenwärtige Zeit zu verfolgen, und

gannen die Kämpfe zwischen Gluck's und Piccini's Anhängern, denen Ginguené bei seiner Liebe für Musik nicht unthätig zuzuschauen vermochte. Er entschied sich bald für Piccini und die ganze italienische Musik, und trat mit desto größerer Festigkeit in den Kampf, da er Piccini's persönlicher Freund geworden war. Auf ihm allein beruhten die ganzen Hoffnungen seiner Partei, während an der Spitze der andern zwei nicht nur durch musikalische Bildung, sondern auch als Denker und Schriftsteller ausgezeichnete Männer, Arnaud und Suard, standen. Muthig begegnete er in einer kleinen Schrift (Mélophile à l'homme de lettres, chargé de la rédaction des articles de l'Opéra dans le Mercure de France, Par. 1783, 8.) dem Angriffe der Gegner, und noch lange nachher schrieb er eine feine, nicht unbedeutende Schrift über Piccini (Notice sur la vie et les ouvrages de Nic. Piccini, Par. 1800, 8.), in welcher er bei aller Vorliebe für diesen Componisten doch auch Gluck als ein Mann von Geschmack und Einsicht beurtheilte, wenn er ihm auch nicht immer volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Indessen wollte das Publicum nicht Partei nehmen, sondern theilte seinen Beifall zwischen Gluck und der italienischen Musik gleichmäßig, und so legte sich der Streit von selbst. Ein Gedicht auf den Tod des Prinzen Leopold von Braunschweig (Léopold, poeme, Par. 1787, 8.) und eine Denkschrift auf Ludwig XII. (Eloge de Louis XII, père du peuple, Par. 1788, 8.), beide durch Preisaufgaben der französischen Akademie veranlaßt, entsprachen den Bestrebungen ihres Verfassers nicht, und fanden bloß ehrenvolle Erwähnung. Größere Aufmerksamkeit erregte seine Beurtheilung der Confessionen Rousseau's (Lettres sur les conf. de J. J. Rousseau, Par. 1791, 8. engl. übers. Lond. 1792, 12.), in welcher er durch die strenge Unpartheilichkeit, mit welcher er dessen Leben durchmusterte, mehr zu seiner Vertheidigung beitrug, als es der entschiedenste Lobredner würde gethan haben. Aber jetzt führte ihn die Revolution, an welcher er als warmer Freund der Freiheit thätigen Antheil nahm, in größere Kreise des literarischen und amtlichen Wirkens. Ohne seinen frühern Studien untreu zu werden, deren ununterbrochene Pflege seine literarischen Beiträge zum Moniteur und Mercure de France (in d. J. 1790 — 1792), die Bearbeitung des zur Encyclopédie méthodique gehörigen Dictionnaire de Musique (in Gesellschaft mit Framery P. I. II. Par. 1791 u. 1815, 4.) und sein Antheil an der Nouvelle Grammaire raisonnée (Par. an 3. 1795, 8.) beurkundeten, gesellte er sich durch seine Theilnahme an der Feuille villageoise (1791 und 1792 in Gesellschaft mit Grouvelle, 1793 — 95 allein), und durch die Herausgabe der von ihm gestifteten Décade philosophique, littéraire et politique (1794 bis Sept. 1807, 54 Bände, seit 1805 unter dem Titel Revue) zu den verständigern und ruhigern Sprechern über die Ereignisse des Tags. Die Decade, welche früher eben so wenig für Robespierre als später für Bonaparte in die Posaune stieß, war das einzige französische Journal, welches sich durch die ganze Revolution hindurch erhielt, ohne je ihren Charakter und Werth zu verläugnen. Nicht minder thä-

Digitized by Google

die drei jüngst erschienenen Bände vollenden bloß das große Gemälde des sechzehnten Jahrhunderts dieser Literatur. Auch hat er nicht einmal Zeit gehabt, die letzte Hand an alle Theile dieser Arbeit zu legen, die in dem Zustande, worin er sie gelassen, mehrere Lücken zeigte, deren mindestens theilweise Ausfüllung unerlaßlich war, wenn nicht das Gemälde des gepriesensten Jahrhunderts der italienischen Literatur in dem Ganzen,

---

tig zeigte er sich in seinen amtlichen Verhältnissen als Directeur général de l'instruction publique, und (nach Niederlegung dieser Stelle im Februar 1798) als Gesandter der Republik am Hofe zu Turin. Bei seiner Rückkehr von diesem Posten wurde er zum Mitglied des Tribunats ernannt. Da er es aber für seine Pflicht hielt, sich einigen Maßregeln der Regierung zu widersetzen, so war er einer von den Tribunen, die der Senat im J. 1802 ausschloß. Ganz seinen Privatstudien wiedergegeben, unternahm er jetzt das verdienstvolle Werk, welchem er den größten Theil seines Ruhmes verdankt, die Histoire littéraire d'Italie. Wenn Tiraboschi bei seinen Forschungen mehr das Einzelne, als das Allgemeine im Auge hatte, so suchte Ginguené im Gegentheil darzustellen, welchen Gang die Literatur überhaupt von dem Zeitalter Constantins an bis auf das 18te Jahrhundert herab in Italien genommen habe. Er erzählt aus den Quellen, und urtheilt meist mit Unbefangenheit. Weder die Gedanken noch der Styl haben etwas Blendendes, aber man folgt dem Verfasser mit Vergnügen, und wird angezogen durch den anspruchlosen gesunden Verstand, der in dem ganzen Werke herrscht, durch die treffende Charakteristik des Einzelnen und durch eine edle Sprache, welche ungeachtet einer gewissen Monotonie der Wendungen sich den Gegenständen gehörig anpaßt. Der Umfang dieses Werkes, wie groß er auch war, vermochte ihn indessen nicht an anderweitigen Beschäftigungen zu verhindern. Außer seinen Arbeiten als Mitglied des Instituts, dessen Sitzungen er unausgesetzt besuchte, schrieb er seine meist italienischen Mustern nachgebildeten Fabeln (Par. 1810 und 1814, 18.), übersetzte Catulls Hochzeit der Thetis und des Peleus in franz. Verse (Paris 1812, 16.), und nahm an der Biographie universelle und am 13. u. 14. Theil der Histoire littéraire de la France thätigen Antheil. Eine glückliche Unabhängigkeit, angenehme häusliche Verhältnisse und die volle Achtung der Besten seiner Nation erheiterten den Abend seines Lebens. Er starb zu Paris am 16ten November 1816. Er war auch Mitglied der celtischen und turiner Akademien, und der Athenäen zu Niort und Vaucluse, und hat außer den bereits erwähnten Schriften und einigen kleineren Brochuren noch Chamforts (Par. an 3. 1795, IV. 8.) und Lebruns (Par. 1811, IV. 8.) Werke herausgegeben, und den Text zur 14. — 25. Lieferung der Tableaux de la Révolution franç. verfertigt. Der Catalog seiner hinterlassenen Bibliothek hat wegen der überreichen Sammlungen für die italienische Literatur einen bleibenden Werth. Diese Bibliothek, welche zu Anfang 1818 öffentlich versteigert werden sollte, ist von dem brittischen Museum im Ganzen erkauft worden. D. Red.

Digitized by Google

wozu es gehört, den am wenigsten vollständigen Theil ausmachen sollte.

Das Geschäft, diese Lücken auszufüllen, ohne die in den vollendeten Theilen angenommene oder bezeichnete Ordnung und Stellung des Einzelnen irgend zu ändern, mußte also einer zweiten Hand anvertraut werden; aber vor allem mußte eine Hand gefunden werden, die einem Werke der Art einen solchen Dienst zu erweisen fähig war; einem Werke, dem seine Wichtigkeit und seine gelungene Ausführung einen Fortsetzer leichter wünschen als finden ließ. Salfi *) übernahm es, zu den letzten Bänden der Literargeschichte Italiens die erfoderlichen Zusätze zu machen; und gewiß war niemand geschickter als er, seinen Namen und seine Arbeit mit Ginguené's Namen und Arbeit zu vereinigen, ohne die Erwartung des Publikums zu täuschen. Vortheilhaft bekannt in Italien durch verschiedene Werke über Literatur und Philosophie, vornehmlich durch ausgezeichnete Erfolge in mehrern höhern Zweigen des öffentlichen Unterrichts, scheint Salfi nunmehr Frankreich zu seiner Heimath gemacht zu haben; und schon hat er sich hier einen rühmlichen Anspruch auf Achtung und Hochschätzung durch seine Verdienste um ein Werk, worauf dasselbe stolz ist, erworben.

Um den drei letzten Bänden der Literargeschichte Italiens ihr verdientes Lob zu ertheilen, bedarf es nur des einzigen Worts, daß sie den vorhergehenden, welche von dem Augenblick ihrer Erscheinung an in Frankreich und Italien classisch geworden, nicht nachstehen. Wenn sie nicht dieselbe Art von

*) Francesco Salfi, im J. 1759 zu Cosenza in Calabrien geboren, war früh in seinem Vaterlande als dramatischer Dichter und politischer Schriftsteller aufgetreten. Da er aber der Regierung verdächtig geworden, verließ er dasselbe, ging nach Genua, dann nach Mailand, und nahm hier an der Redaction einiger Journale Theil. Bald ernannte ihn das Gouvernement von Brescia zum Secretär der Gesetzgebungscomittée, dann die cisalpinische Regierung zum Secretär des öffentlichen Unterrichts und die Regierung von Neapel im J. 1799 zu ihrem Mitgliede und General-Secretär. Im J. 1800 kam Salfi bei der Rückkehr der Franzosen wieder nach Mailand, wo er 1801 Inspector der großen Theater und Professor der Ideologie und Geschichte ward. 1807 erhielt er den Lehrstuhl der Diplomatie und 1809 den des Staatsrechts. Die Auflösung des Königreichs Italien im J. 1814 nöthigte ihn zur Rückkehr in sein Vaterland, wo er einen Gehalt und eine Anstellung bei der Universität erhielt. Aus Furcht vor neuen Beunruhigungen aber entsagte er diesen Vortheilen und ging nach Paris, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigt und unter andern 1817 einen Discorso sulla Storia dei Greci herausgab, dem noch drei andre über die Römer und Italiener u. s. w. folgen sollen. D. Red.

Digitized by Google

Intereſſe, noch vielleicht ein ſo allgemeines Intereſſe erwecken, als die ſechs erſten, deren Fortſetzung ſie ſind, ſo läßt ſich doch nicht ſagen, daß ſie weniger intereſſant ſind. Der Unterſchied, der ſich in dieſer Hinſicht zwiſchen dieſen und jenen bemerken läßt, rührt einzig von der Verſchiedenheit des Stoffs her; in dem Talent, womit dieſer Stoff behandelt worden, iſt keine Verſchiedenheit, und alles gleicht ſich in dem Reſultat aus. Wenn jene ſechs Bände eine größere Anzahl für die Phantaſie anziehender Partien enthalten, ſo bieten dieſe drei in ihrer Geſammtheit eine ununterbrochene und mannichfaltige Maſſe tiefer und ernſter Belehrung dar.

Ginguené hat ſeinen Leſern die Geſchichte der früheren Jahrhunderte der italieniſchen Literatur, zurückgeführt auf die Geſchichte einer kleinen Anzahl von Perſonen und Werken, welche allein die zwei oder drei Perioden, denen ſie angehören, ausfüllen, vorgelegt, und der Plan dieſer Geſchichte erfoderte weder viel Kunſt und ſehr verwickelte Combinationen. Mit dem ſechzehnten Jahrhundert iſt es nicht mehr derſelbe Fall: hier beſchränkt ſich die geiſtige Cultur nicht mehr auf die Ausbildung der Phantaſie oder des Geſchmacks; alle Kräfte des Geiſtes ſind endlich erwacht und jede ſtrebt kräftig ihrem beſondern Ziele entgegen. Die Wiſſenſchaften ſind ſchon genug vorgerückt, um deutlich von einander geſonderte Zweige zu bilden; und alles, was den Menſchen oder die Geſellſchaft intereſſiren kann, iſt ein beſtimmter Gegenſtand für Speculation und Studium geworden. Daher nahm ſich Ginguené vor, in dem Gemälde dieſes berühmten Jahrhunderts nicht allein mit den Erzeugniſſen der eigentlich ſo genannten Literatur bekannt zu machen, ſondern einen Begriff zu geben von allen Arbeiten, von allen Beſtrebungen, wodurch es ſich in allen daſelbſt angebauten Zweigen des menſchlichen Wiſſens verherrlicht hat; und vielleicht hätte ein ſo weit umfaſſender Plan durch einen minder beſchränkten, minder ſpeciellen Titel, als Literargeſchichte, müſſen bezeichnet werden.

Wie dem aber auch ſey, ſo war es eben ſo unerlaßlich als ſchwierig, die ungeheure Maſſe verſchiedner Gegenſtände, die dieſer Plan umfaßte, methodiſch zu vertheilen und neben einander zu ſtellen. Erſt im ſiebenten Bande ſeines Werks, mithin etwas ſpät, zeigt ſich Ginguené von dieſer Nothwendigkeit und Schwierigkeit gehörig ergriffen.

In dem 4ten, 5ten und 6ten Bande, die alle drei der erſten Hälfte der Geſchichte des ſechzehnten Jahrhundert beſtimmt ſind, hat er die epiſche und dramatiſche Poeſie abgehandelt. Zu der erſten dieſer beiden Gattungen gehören die

Digitized by Google

glänzendsten Erzeugnisse des Jahrhunderts, und fast die einzigen, die, statt durch die Revolutionen des Geschmacks, die Wirkung der Zeit und gewonnene Einsichten etwas zu verlieren, im Gegentheil mit ihrem steigenden Alter einen ausgebreiteten Ruhm, ein höheres Ansehn als Muster gewonnen haben. In der dramatischen Poesie bietet dies Jahrhundert unter einer Menge widerwärtiger Dichtungen, welche den Meisterwerken des Alterthums in dieser Gattung pädantisch und selavisch nachgebildet sind, nur sehr wenige geistvolle Werke oder Versuche dar. Indeß konnte das Gemälde der ersten schwankenden Schritte, der ersten Bestrebungen der Kunst in der wichtigsten und gewissermaßen socialsten von allen Dichtungsgattungen, entworfen von einer geschickten Hand, nicht anders als anziehend und lehrreich seyn. Auch bildet es einen der interessantesten Theile des großen Werkes, zu dem es gehört, wenigstens für die, welche, gewohnt den menschlichen Geist in seinen Entfaltungen zu beobachten, ohne seine Natur aus dem Auge zu verlieren, leicht dieselbe Anstrengung desselben in jenem rohen Entwurfe des einen Zeitraums und in diesem Meisterwerke des andern erkennen können.

Als Ginguené bis zu diesem Punkte der Geschichte der italienischen Poesie im sechzehnten Jahrhundert gekommen war und nun diesen reichen Theil seines Gegenstandes verglich mit dem, dessen Bearbeitung ihm noch übrig war, besorgte er, zu leicht seiner eignen Neigung und der Wißbegierde seiner Leser nachgegeben zu haben, indem er die Schilderung dieses Jahrhunderts mit einer Zergliederung jener lieblichsten und berühmtesten Erzeugnisse begonnen. Es schien ihm, daß die Aufmerksamkeit des Lesers um so mehr Mühe haben werde, zu den trockneren und ernsteren Gegenständen, welche die Fortsetzung seiner Untersuchungen umfassen sollte, hinabzusteigen und sich ihnen zuzuwenden, je ununterbrochner sie durch die lockenden Eindrücke der Poesie unterhalten und gleichsam eingewiegt worden. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, hat er es für angemessen gehalten, statt in einem einzigen Zuge die Geschichte der italienischen Poesie im sechzehnten Jahrhundert fortzuführen, sie in zwei nicht nur besondern, sondern ganz von einander getrennten Massen zu liefern. Daher hat er zwischen die Abtheilung seines Werks, worin er, wie eben angeführt worden, das Epos und die dramatischen Gattungen abhandelt, und dessen neunten Band, worin er die Geschichte der andern im sechzehnten Jahrhundert bearbeiteten Dichtungsarten liefert, zwei ganze Bände (den 7ten und 8ten) für die verschiednen, nicht zur Poesie gehörigen Zweige seines Gegenstandes eingeschaltet. Wer

möge dieser Art von Unterbrechung und Versetzung können die Leser das Studium des hier abgehandelten Jahrhunderts mit Eindrücken und mit einem Interesse von ähnlicher Natur, als womit sie es angefangen, beendigen. Indeß bliebe noch zu erforschen, ob die Besorgniß Ginguené's, die ihn zu dieser mindestens scheinbaren Versetzung in seinem Plane bewog, wichtig genug war, um sie zu motiviren, und ob sie sie hinlänglich rechtfertigt. Vielleicht bliebe selbst zu untersuchen, ob in seiner Gesammtheit der Plan, nach welchem er die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts der italienischen Literatur entworfen, einen hinreichend allgemeinen Ueberblick des Ganzen und der sehr wesentlichen Beziehungen, welche die verschiednen Theile verbinden, zuläßt. Wir denken aber, daß es für eine summarische Anzeige, wie diese, angemeßner und überdies für die Leser interessanter seyn wird, wenn wir eine Uebersicht von dem Inhalt dieser drei angekündigten Bände geben, als wenn wir mit zu viel Bedenklichkeit bei der Anordnung verweilen.

Der erste dieser drei Bände oder der siebente des ganzen Werks besteht aus fünf großen Capiteln, in welchen Ginguené nach einander die Geschichte sehr verschiedner Zweige des menschlichen Wissens in dem gegebenen Zeitraume und Lande entworfen hat. Von diesen Zweigen knüpfen sich einige leicht an die Literatur im engern Sinne; aber die meisten erfodern, um schicklicher Weise unter dem allgemeinen Titel Histoire littéraire mitbegriffen zu werden, daß man diesen Titel in einer Ausdehnung versteht, die, wie uns scheint, nicht in dem gewöhnlichen Gebrauch liegt. Ginguené nimmt hier auch die mathematischen Wissenschaften mit, ohne selbst diejenigen auszuschließen, durch welche sie auf die Kriegskunst angewendet werden, wir meinen die Wissenschaft, deren Gegenstand die Vertheidigung und der Angriff der Kriegsplätze ist. Er zieht die Physik und die Naturwissenschaften, ohne Ausnahme der Medicin, hinein, und hat auf gleiche Weise der Philosophie, der Jurisprudenz und der Theologie ihren Platz gegeben.

Das Capitel, welches der Geschichte dieser letztern Wissenschaft gewidmet ist und sich an der Spitze des Bandes findet, ist von mehr Interesse und Wichtigkeit, als es durch seinen Titel anzukündigen scheint. Ginguené hat besonders im Auge gehabt, den Einfluß anschaulich zu machen, den die Reformation Luthers auf die theologischen Studien in Italien hatte; und er läßt uns deutlich erkennen, daß dieser Einfluß größer war, als man gewöhnlich annimmt und als man ihn erwarten sollte in dem Lande, von dem, wie von ihrem Brennpunkte, alle die Reformation bekämpfenden Kräfte ausgingen.

Digitized by Google

Vielleicht hätte der Verfasser selbst außerhalb des Kreises der Theologie die Spuren eines so weit greifenden und tiefen Einflusses verfolgen, und einige derselben in den moralischen und philosophischen Studien und in den erhabensten Zweigen der Literatur entdecken können. Es würde seines Scharfsinnes noch würdiger gewesen seyn, zu untersuchen, ob eins der Resultate dieses heftigen Widerstandes, den die päpstliche Gewalt genöthigt war, den drohenden Strebungen der Reformation allenthalben entgegenzusetzen, nicht darin bestand, daß die schon gewonnene Aufklärung in Italien Rückschritte machte, indem die Freiheit, darin fortzuschreiten, unterdrückt wurde.

In Betreff dessen, was Ginguené von der Bearbeitung der mathematischen, physischen und Naturwissenschaften bei den Italienern des sechzehnten Jahrhunderts sagt, so vermuthet man wohl, daß er diesen weitläuftigen Gegenstand nur habe berühren können, indem er ihn, wie dies nothwendig war, der detaillirten Geschichte der eigentlich s. g. literarischen Erzeugnisse unterordnete. Er beschränkt sich auf biographische Notizen von den vorzüglichsten Gelehrten und ein Verzeichniß ihrer berühmtesten Werke. Aber dies reicht hin, um diese Notizen, die überdies sämmtlich das Verdienst haben, mit vieler Klarheit, Eleganz und Gedrängtheit geschrieben zu seyn, interessant und belehrend zu machen. Nur muß man nicht darin suchen, worauf der Verfasser keinen Anspruch gemacht hat, eine wissenschaftliche Würdigung, noch selbst die ausdrückliche Angabe der Dienste, die jeder Gelehrte den von ihm bearbeiteten Zweigen des Wissens geleistet hat. Da die Arbeiten jedes Gelehrten in nothwendiger Beziehung auf die frühern Arbeiten, an welche sie sich anknüpfen, und auf die nachfolgenden stehen, denen sie zum Anfangs- oder Stützpunkt dienen, so ist einleuchtend, daß sie nicht getrennt, sondern nur in einer allgemeinen und vollständigen Geschichte der Wissenschaft, die sie zum Gegenstand haben, gehörig abgehandelt noch gewürdigt werden können.

Das der Geschichte der italienischen Philosophie des sechzehnten Jahrhunderts gewidmete Capitel scheint uns noch mehr Interesse darzubieten, als die eben berührten. Außerdem daß dieses Capitel leichter und durch mehr Punkte der Analogie der eigentlichen Sphäre der Literargeschichte genähert werden konnte, enthält es mehrere interessante Notizen, die wohl verdienten, von der Unbestimmtheit und dem Dunkel, worin sie bis jetzt geblieben, befreit zu werden.

Endlich sind in dem siebenten Bande noch einige Partien, die unmittelbar und mit vollem Recht in das specielle Gebiet

Digitized by Google

der Literargeschichte gehören: diejenigen nämlich, in welchen Ginguené den Gang der Entwickelung zeigt, den im sechzehnten Jahrhundert die verschiednen Zweige der Gelehrsamkeit und der Studien, welche die Kenntniß des classischen Alterthums zum Zweck haben, genommen; ferner diejenigen, in welchen er uns die verschiedenen zur Verbreitung des Geschmacks und der Kenntnisse allenthalben gestifteten Anstalten kennen lehrt. Unter diesen Anstalten nehmen die Schulen, Universitäten und Akademien eine Hauptstelle ein. In dem, was Ginguené davon sagt, ist er, wie allenthalben, genau, lehrreich und angenehm. Indeß glauben wir doch seinem Talent und seinem philosophischen Geist die Gerechtigkeit schuldig zu seyn, anzunehmen, daß er, hätte er diesen Theil seiner Arbeit revidiren können, manches hinzugesetzt haben würde, in der Absicht, einen möglichst positiven und im Detail vollständigen Begriff von den auf den Schulen und Universitäten Italiens im sechzehnten Jahrhundert befolgten Unterrichtsmethoden, von der herrschenden Tendenz dieser Institute, und von den hervorspringendsten Ausnahmen von dieser Haupttendenz zu geben. Vielleicht wäre er noch in einige Einzelnheiten eingegangen, um die moralischen und gesellschaftlichen Ursachen, die in jenem Zeitraume zur Gründung so vieler italienischen Universitäten zusammenwirkten, besser aufzufinden, und den allgemeinen Einfluß, den das Daseyn dieser Anstalten auf die Cultur der Wissenschaften hatte, in ein helleres Licht zu setzen.

Der achte Band der Literargeschichte Italiens beginnt mit einem besondern Capitel über die Politik der Italiener im sechzehnten Jahrhundert; und jeder erräth, noch ehe wir es sagen, daß eine Untersuchung der berühmtesten Werke Machiavells den Hauptgegenstand und gleichsam die Grundlage des ganzen Capitels ausmacht. Es ist in drei Unterabtheilungen getheilt, deren erste eine biographische Notiz von dem berühmten florentinischen Staatssecretär, die zweite eine kritische Zergliederung der in seinen Werken zerstreuten politischen Meinungen und Lehren enthält, die dritte endlich den Schriftstellern nach Machiavell, die wie er Gegenstände der Staatskunst behandelt haben, gewidmet ist.

Wie dieser Abschnitt über Machiavelli den vollständigsten und entwickeltsten Theil der drei letzten Bände der Literargeschichte Italiens bildet, ist er auch unstreitig der ausgezeichnetste. Alles trägt hier das glückliche Gepräge der besondern Sorgfalt des Verfassers und seiner ernsten Absicht, die seit so langer Zeit schwankende Meinung über den wahren Antrieb und die eigentliche Tendenz der politischen Lehren Machiavells in eine

festbegründete zu verwandeln. Ginguené's stets elegante, leichte und beseelte Schreibart gewinnt hier eine eigenthümliche Beimischung von Kraft und ernster Würde. Die Details sind hier noch sorgfältiger in einander verschmolzen, als in den andern Theilen der drei Bände. Die Kritik der Facta ist hier noch strenger und liefert hier mehr neue Resultate. Kurz dieser ganze Abschnitt ist einer von denen, die man verunstalten würde, wenn man durch Auszüge einen Begriff davon geben wollte, und denen man nur dadurch gerecht werden kann, daß man sie ganz und so, wie sie sind, lies't.

Wir wollen uns mit der Angabe begnügen, daß Ginguené, so sehr er den seltenen Talenten Machiavells den Tribut einer wohlerwogenen Bewunderung zollt, das unsittliche Prinzip und die der Gesellschaft verderbliche Tendenz seiner politischen Theorien freimüthig untersucht, vergleicht und bestreitet. Betrachtet man das Resultat der Forschungen unsers gelehrten Geschichtschreibers über Machiavell nur auf eine abstracte Weise und aus dem Gesichtspunkt der Philosophie, so glauben wir, daß es keinem Widerspruch unterliegen kann. Aber wir wissen nicht, ob er die Begriffe und Einsichten der gegenwärtigen Zeit nicht auf eine zu directe und unbedingte Weise bei der Würdigung der Meinungen des florentinischen Staatssecretärs angewendet hat. Diese Meinungen lassen sich gewiß als das unmittelbare und natürliche Erzeugniß des allgemeinen Geistes und Zustandes der Gesellschaft zu der Zeit, wo sie geäußert wurden, darstellen; und bei dieser Voraussetzung würden sie nicht sowohl das persönliche und freiwillige Unrecht eines Genies seyn, das sich herabwürdigt, seinen eignen bessern Einsichten Hohn zu sprechen. Dieses letztere in aller Hinsicht wichtigere Factum als das erste würde zu Betrachtungen von ganz anderer Art Anlaß geben.

Nach den italienischen Politikern des sechzehnten Jahrhunderts kommen natürlich die Geschichtschreiber, die sich sogar in gewissen Beziehungen mit jenen vermengen. Da aber das ihnen gewidmete Capitel eins von denen ist, wo Ginguené am meisten zu thun übrig gelassen hatte, so finden wir es am angemessensten, darüber wegzugehn.

Man muß zum neunten Bande übergehn, um den Faden der letzten Arbeiten unseres Geschichtschreibers ohne Unterbrechung zu verfolgen. Hier nimmt er die, wie schon bemerkt, am Schlusse des sechsten Bandes verlassene Geschichte der italienischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, die von ihrer Beendigung noch weit entfernt war, wieder auf. Drei große Dichtungsgattungen waren ihm noch abzuhandeln geblieben:

Digitized by Google

das Lehrgedicht, die Satire und das lyrische Gedicht; und in jeder dieser Gattungen hatte er ausgezeichnete Dichter zu charakterisiren.

Er beginnt mit den didaktischen Dichtern, die er um so sorgfältiger uns bekannt zu machen sich bemüht, je weniger man sie, ungeachtet des Interesses und der Mannichfaltigkeit der von ihnen behandelten Gegenstände studirt. Von allen diesen Dichtern ist Luigi Alamanni, der Verfasser des Gedichts della Coltivazione, derjenige, von dem Ginguené mit der meisten Ausführlichkeit und Auszeichnung spricht; von dem er am meisten bedauert, ihn nicht so gekannt zu sehen, als sein großer Ruf sollte erwarten lassen. Alles, was er von diesem Gedichte sagt, ist eben so interessant als richtig; er empfiehlt die Lectüre besonders den Franzosen, die darauf bestehen, die italienische Literatur zu lieben und zu kennen; und eine so einsichtige Empfehlung sollte nicht ohne Wirkung bleiben. In Italien bestreitet niemand die Schönheiten des Gedichts della Coltivazione; die regelmäßige Einfachheit des Ganzen, der Reichthum der Details, die durchgängige Eleganz und Reinheit der Schreibart sind eben so viele Vollkommenheiten, welche die Geschmacksrichter einstimmig darin anerkennen. Wenn die Italiener dies schöne Werk weniger lesen als bewundern, so liegt der Grund wahrscheinlich in der Eintönigkeit der Versification. Die Verse haben in der That einen zu gleichen Zuschnitt und Gang in zu gleichförmig ausgeführten und wohlklingenden Perioden. Aber dieser dem italienischen Ohre, das gegenwärtig an die mannichfaltigen und mühsamen Künsteleien einer sinnreichen Versification gewöhnt ist, nur zu fühlbare Fehler kann den Franzosen nur leicht auffallen; und Ginguené's Empfehlung besteht für sie in ihrer ganzen Kraft.

Wir würden in zu viel Details eingehen müssen, um irgend eine Uebersicht von der Arbeit unseres Geschichtschreibers über die italienische Satire des sechzehnten Jahrhunderts, und besonders über jenen Zweig der gewöhnlich sogenannten Berneskischen Gattung zu geben, eine Benennung, die wir nur durch Burlesk wiedergeben können. Dieser Theil der Geschichte der Dichtkunst des sechzehnten Jahrhunderts war für Ginguené von allen derjenigen, von dem es ihm am schwersten werden mußte, einen klaren und bestimmten, und selbst einen günstigen Begriff zu geben. In allen andern Gattungen haben sich die italienischen Dichter mehr oder weniger nach früheren Mustern, nach mehr oder weniger allgemeinen oder der Verallgemeinerung fähigen Geschmacksregeln gerichtet. In dieser sind sie ohne Regel und Zwang den seltsamsten Ein-



Digitized by Google

gebungen ihres individuellen Geschmacks oder eines rein örtlichen oder italienischen Geschmacks gefolgt. Hier herrscht ein anderer Ton, auf den man durch nichts außerdem Bekanntes vorbereitet ist; gewissermaßen eine andere Sprache findet man hier gebraucht, und dies ist der eigenthümlichste, naivste und vielleicht der kräftigste und reichste Theil der italienischen Sprache. Der erste Eindruck, den die Dichtungen dieser Gattung auf uns machen, ist Ueberraschung, die mit einigem Widerwillen gemischt seyn kann; aber eine überlegtere Aufmerksamkeit und etwas mehr Gewohnheit lassen uns darin gar bald, wenigstens in den besseren, eine der charakteristischsten und anmuthigsten Seiten der italienischen Einbildungskraft in einer der merkwürdigsten Perioden ihrer Cultur erkennen. Wir wären daher wohl versucht, die Besorgniß des Verfassers der italienischen Poesie dadurch, daß er einen Versuch gemacht, die nach Berni genannte Gattung mit einigem Detail kennen zu lehren, einen schlechten Dienst erwiesen zu haben, etwas zu weit getrieben zu finden. Diese Gattung hat ihre natürliche und wahre, mithin ihre interessante und ernsthafte Seite in Beziehung auf die Kunst: es kommt nur darauf an, den Gesichtspunkt aufzufinden, von dem aus man sie bemerken und erkennen kann.

Das Capitel von den lyrischen Dichtern würde ohne Vergleich das längste von allen in der Literargeschichte Italiens im sechzehnten Jahrhundert seyn, wenn es alles enthielte, was möglicher Weise darein aufgenommen werden konnte. Die Zahl der Italiener in diesem Zeitraum, die nur oder doch vorzugsweise diese Gattung bearbeitet haben, ist in der That sehr groß; man muß fast ohne Ausnahme alle diejenigen hinzufügen, die sich in andern Gattungen hauptsächlich ausgezeichnet und die alle dem Geschmack dieses Jahrhunderts an der lyrischen Poesie einigen Tribut gezollt haben. Bemerkenswerth ist es, daß man bei dieser unendlichen Menge lyrischer Dichter weniger aus Gerechtigkeit als aus Nothwendigkeit eine Wahl unter ihnen zu treffen genöthigt ist. Einige allerdings zeichnen sich aus; aber alle haben Talent; alle gebrauchen mit Geschick die Sprache; alle wissen ihren Dichtungen eine zierliche und glückliche Wendung zu geben. Hier bestanden also die Schwierigkeiten, die der Geschichtschreiber der italienischen Literatur zu überwinden hatte, einer Seits in der Ueberfülle der Materialien, anderer Seits in der zu großen Aehnlichkeit und Gleichheit unter den zu würdigenden Talenten.

Ginguené hatte an diesen weitläuftigen und reichen Theil seines Stoffs kaum gerührt; von ihm ist in dem Capitel,

Digitized by Google

worin derselbe abgehandelt wird, nur der Anfang, der eine zierliche Notiz über das Leben und die lyrischen Poesien des Bembo enthält. Der ganze übrige Theil des Capitels und Bandes gehört Herrn Salfi; ihm ist das Geschäft zu Theil geworden, die vornehmsten Lyriker, welche mit und nach Bembo auftraten, in allem, was theils auf Versbau und Schreibart, theils auf Materie und Form ihrer Dichtungen Bezug hat, zu charakterisiren. Dieses schwere Geschäft hat Salfi mit eben so viel Geschmack als Geschicklichkeit zu Stande gebracht. Wir wüßten nicht, seiner Arbeit besser Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als wenn wir sie Allen empfehlen, denen es am Herzen liegt, die charakteristischen Feinheiten der poetischen Sprache der Italiener lebendig und entschieden zu erkennen. Es läßt sich in dieser Hinsicht kein besseres Studium machen, als das einer Auswahl von Dichtern, die nicht nur in einerlei Gattung, sondern nach einerlei Muster gearbeitet, die aus einerlei Grundmasse von Empfindungen und Ideen geschöpft, die, von ähnlichen Ansprüchen beseelt, nach einerlei Art des Ruhms gestrebt haben, so daß sie sich von einander nur durch zarte Schattirungen von Kunst und Talent, deren Würdigung schwer und doch unerlaßlich ist, unterscheiden.

Salfi hat von allen den Hülfsmitteln, durch welche er die Details dieses Theils der Geschichte, in dem mehr Fülle als wahrer Reichthum herrscht, beleben und vermannichfachen konnte, keins vernachlässigt. Er hat einen Abschnitt den Italienerinnen gewidmet, die sich im sechzehnten Jahrhundert unter den Nachahmern Petrarca's auszeichneten. Sie sind sehr zahlreich, und die Namen Einiger, wie einer Vittoria Colonna, Veronica Gambara, Tullia d'Aragona geben an Berühmtheit kaum den Namen eines Casa, Caro und Guidicione etwas nach. Da diese erlauchten Frauen zu ihrer Zeit eine große Rolle in der Gesellschaft spielten, da sie wahres Talent haben, und da sie vor mehrern der besten Dichter derselben Schule den Vortheil voraushatten, das, was sie ausdrückten, besser zu fühlen, so bringt die Schilderung ihres Lebens und ihrer Werke Interesse und Mannichfaltigkeit in das Gemälde des Jahrhunderts, in welchem sie glänzten.

Hätte Salfi zu Ginguené's Werk auch nichts als diese Geschichte der lyrischen Poesie der Italiener im sechzehnten Jahrhundert gefügt, so würde er demselben schon einen sehr wesentlichen Dienst geleistet haben: aber dies ist bei weitem nicht das einzige. In das Capitel des siebenten Bandes, worin die Geschichte der Philosophie abgehandelt wird, hat er mehrere Stücke eingeschaltet, um mehr oder minder wichtige Lücken

Digitized by Google

auszufüllen. Alle sind interessant; wir begnügen uns das interessanteste von allen, welches sich auf Telesio bezieht, anzuführen. Dieser Philosoph ist bei weitem nicht der bekannteste seiner Zeit und Salfi hat, indem er zeigt, daß er es am meisten verdient, einige neue Beiträge zur allgemeinen Geschichte der Philosophie geliefert.

Im achten Bande sind die Zusätze Salfi's noch zahlreicher. Der dritte Abschnitt des Capitels über die Staatskunst gehört ihm ganz zu; und in diesem Abschnitt bemerkt man mit Vergnügen die Artikel von Gianotti, Paruta, und besonders von Bottero. Sie sind alle von großem Interesse, selbst nach Machiavell, und vielleicht selbst wegen der Art von Gegensatz, den man zwischen den Gesinnungen und Grundsätzen dieser drei Schriftsteller und des florentinischen Staatssecretär's wahrnimmt. Gianotti und Paruta waren schon bekannt, wiewohl nicht so, wie sie es verdienten; aber Bottero, obgleich durch die Erhabenheit und den Umfang seines Geistes von allen dreien der ausgezeichnetste, war es kaum. Selbst der unermüdliche Tiraboschi hat Salfi das Verdienst gelassen, einen Namen, der berühmt zu seyn verdient, dem nahen Dunkel der Vergessenheit entrissen zu haben.

Abgesehen von dem, was Salfi zu dem Capitel hinzusetzt, das von der bürgerlichen Geschichte handelt, fügt er einen ganzen Abschnitt über die Literärgeschichte bei, und dieser Abschnitt ist fast in allen Punkten neu. Endlich hatte Ginguené noch den Abschnitt über die italienischen Novellisten des sechzehnten Jahrhunderts ganz unausgearbeitet gelassen, welcher zu denen gehört, die das Werk am wenigsten entbehren konnte.

In allen diesen einzelnen Stücken, die vereinigt einen starken Band ausmachen würden, zeigt sich Salfi als einen unterrichteten Geschichtschreiber, sorgfältigen Forscher, scharfsinnigen Kritiker, geübten Schriftsteller. Er gebraucht die französische Sprache mit Leichtigkeit und Correctheit zur Prüfung von Schriften, die in der italienischen abgefaßt sind. Die nahmhaften Verdienste, die er sich um Ginguené's Werk erworben hat, haben bei einsichtsvollen Beurtheilern den Wunsch erweckt, die Geschichte der italienischen Literatur von ihm bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortgeführt zu sehen. *)

*) Dieser Beurtheilung liegen zum Grunde die Rec. von Fauriel (Revue encyclopédique, 5. liv. 1819) und Daunou (Journal des Savans, Mai et Juin, 1819).

Digitized by Google

## IV.

Auserlesene altdeutsche Gedichte. Neu deutsch bearbeitet von Joh. Grafen Mailáth. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1819. 90 S. 8. (Preis 1. Thlr. 9 Gr.)

Außer der Herausgabe altdeutscher Gedichte in der Ursprache hat man auch, seit dem Wiederaufblühen der Forschungen über altdeutsche Vorzeit, angefangen, diese Gedichte durch eine Uebertragung in das neuere Deutsch zu vervielfältigen und jedem zugänglich zu machen gesucht. So begierig einige diese Art zu ergreifen bemüht waren, eben so eifrig waren wieder andere, über diese Verdeutlichungen heftig herzufallen und ihre gänzliche Vernichtung zu versuchen, wenigstens den Unternehmern so viel Böses anzusinnen und nachzusagen, so schroffe und herbe Urtheile auszusprechen, daß Leser und Verfasser der Uebersetzungen meist alle Lust daran verlieren mochten. Diese übelwollende, oft feindselige Art und Weise, die auch immer von der entsetzlichen Verunstaltung und Unbill schwatzt, welche das altdeutsche Schriftenthum in neuerer Zeit hätte leiden müssen, kommt besonders von einer Seite und bemüht sich, durch immerwährende Wiederholung derselben Redensarten, meist derselben Worte, ja zum größten Theil auch an denselben Orten, was aus leichterklärlichen Ursachen entspringt, diesen ihren Lieblingsgesang immer zu wiederholen, um den Bemühungen anderer Männer zu schaden und nur mehr Gelegenheit zu haben, sich und andere Genossen zu rühmen, wogegen sie schlau wissen, bei Fehlern ihrer Gesellen, sie mögen so groß seyn, wie sie wollen, die Augen zuzudrücken, da sie nur für die Mißverständnisse ihrer selbstgeschaffenen Gegner Augen zu haben scheinen. Gebrauchten die Tonangeber dieser Art und Weise ein solches Verfahren noch, um sich und ihren Schriften mehr Ansehen zu geben, so müßte man es achselzuckend der menschlichen Schwäche zu gute halten; dies ist aber nicht von nöthen, ihre eigenen Arbeiten haben sich schon Bahn zu machen gewußt und verdienten Beifall erhalten; daraus ist aber nun für manchen neu zu diesen Forschungen Tretenden ein bequemes Mittel der Verunglimpfung ihrer Vorgänger entstanden und ein jeder, der mit einer halbwachsenen Ansicht in magerem Büchlein vortritt, scheint sich weise genug, um auf diese Art im Chore zu schreien. Daß das wohl der eigentliche Wurm ist, der noch am altdeutschen Schriftthum nagt, der thörichte, höchst verwerfliche Verläumdungseifer, welcher einige beseelt, möchte jedem Unpartheiischen klar seyn, so wie auch,

Digitized by Google

daß Raum genug auf dem weiten Felde der altdeutschen Vorwelt vorhanden ist, auf dem ein jeder ungestört wirken kann. Die Nachwelt wird eines jeden Verdienste dann wohl gehörig sichten und richten.

Die altdeutsche Vorwelt ist uns ganz entfremdet worden; der weite Raum, welcher uns von dem schwäbischen Zeitalter, den Minnesingern, trennt, hat eine solche wechselnde Flut der Meinungen gesehen, daß die alte Eigenthümlichkeit uns immer mehr aus den Augen verschwand. Die alte Zeit unter uns wieder neu zu schaffen, ist wohl so leicht niemandem eingefallen, was einmal in der Zeit verschwunden, erweckt man nicht wieder, aber man kann der lebenden Welt Gedanken, Gesinnungen, Erzählung vergangener Großthaten und der Meinungen der Voreltern vorführen, und die Kenntniß dieser Vergangenheit kann ein neueres Seyn und Streben entwickeln, aus jener Zeit und aus dieser kann eine dritte erwachsen, und dies soll sie auch, dies sind die Bestrebungen derjenigen, welche das Alterthum, die griechische und römische Vorzeit, uns in Beschreibung ihrer Werke und Herausgabe, so wie Uebersetzung ihrer Bücher vorführen; dies sollen denn nun auch die Bemühungen derjenigen erzielen, welche die altdeutsche Zeit uns wieder zu erneuen suchen.

Daß diese Erneuung aber hauptsächlich durch Herausgabe der Urschriften der Vorzeit geschehen muß, darüber sind wohl alle einig und wir wissen auch nicht, wie darüber ein Zweifel obwalten könnte. Aber das ist auch eben so gewiß, daß zu einer solchen Lesung, die doch immer viel Schwierigkeiten noch hat, nur ein geringer Theil derjenigen treten kann und wird, welche sich mit dem Lesen beschäftigen. Wie also für das Alterthum Uebersetzungen in diesem Falle eintreten, so auch hier; sie geben denjenigen, welche sich davon belehren wollen, einen Begriff von dem, was ihnen hier angeboten wird, und mancher wird sicherlich gereizt, nun auch zu den Urstücken zu schreiten. Es ist gewiß, wir müssen mit jeder Zeit vertraut werden, ehe wir sie lieben können, wir müssen sie verstehen, sie uns, und so zu sagen, ein Theil von uns selbst werden, dann erst werden wir Anhänglichkeit für sie gewinnen. Viel ist schon erreicht, wenn eine allgemeine Anerkenntniß der Vorzeit sich feststellt, wenn der Glaube daran sich bei uns allermänniglich begründet hat; so ist es mit der des griechischen und römischen Alterthums. Mit dem altdeutschen Schriftthum, dem nordischen und, um noch etwas weiteres zu umfassen, mit dem morgenländischen, ist es so weit noch nicht gediehen, hier liegt Forschung, Liebe und Empfehlung erst in den Händen weniger, der

Digitized by Google

größere Theil achtet nicht darauf, ja einige verlachen sogar diese Bemühungen, theils aus Trägheit, theils daher, weil sie nun einmal gegen alles sind, was nicht von ihnen ausgegangen.

Zu diesem bekannter und am Ende vertrauter werden mit der deutschen Vorzeit tragen nun Uebersetzungen gewiß überaus viel bei, sie führen einen Jeden in die Zeit des altdeutschen Minnesanges ein, und wenn sie oft auch nicht ein ganz treues Bild geben, so gewähren sie doch meist eine ziemlich richtige Ansicht. Wir haben nun bis jetzt dreierlei Arten von Uebersetzung aus dem Altdeutschen gehabt. Die eine Weise ist sehr strenge, sie verändert nur überaus wenig, meist bleiben die alten Wörter und finden nur ihre Erklärung in einem Wörterbuche oder unten auf den einzelnen Seiten: so ist besonders die Uebersetzung der Nibelungen, welche v. d. Hagen zuerst herausgab. Ihm ist, so viel wie uns bekannt, noch weiter niemand in dieser Art gefolgt. Die zweite Uebersetzungsweise sucht die Urschrift der neuern Sprache so nahe wie möglich zu bringen, läßt nur die Worte stehen, welche schon allgemein verständlich sind und bewahrt die Sprachwendungen, welche bei einigem Nachdenken sich dem Leser leicht auflösen. Man macht dieser Art zum Vorwurf, daß sie zu leicht eine Mischung von Alt- Neu gäbe, welche einigen besonders unangenehm erscheint. Es ist wohl am besten, hier das Gefühl eines jeden Unbefangenen entscheiden zu lassen, allgemeine Regeln reichen dabei sicher nicht aus. Wem ein solches Buch nicht zusagt, der wird es schon von selbst beseitigen. Die Uebersetzer in dieser Art theilen sich zwiefach; die einen behalten die Gestalt der gebundenen Rede bei und suchen so viel wie möglich die alten Reime zu behalten und überhaupt so wenig als möglich zu ändern. Hierzu gehören nun, außer dem Verf. des vorliegenden Buches, dem Grafen Mailáth, Tieck (in seiner Uebertragung der Minnelieder, worin er eigentlich den Ton angab), und Büsching (in mehren Gedichten; dem armen Heinrich, Flos und Blankflos, einem Bruchstück des Titurel, den Nibelungen, dem ersten Theile des Hans Sachs, der zweite ist eine bloße Ausgabe der Urschrift). Die andern heben die gebundene Rede auf und liefern das Ganze in ungebundener. Hierin ist Tieck durch seinen Frauendienst des Ulrich von Lichtenstein ausgezeichnet, worin nur die sogenannten Büchlein, welche Ulrich schrieb, von ihm in gebundener Rede behalten wurden, nach Art der Ebengenannten (wogegen, was auffallend ist, wir noch keine Stimme gehört haben). Zeune bearbeitete auch so die Nibelungen, nur ließ er dem Reime noch zu viel Gewalt und dem Tonfall der Verse, so daß allenthalben noch die alte gebundene

Digitized by Google

Gestalt hervorschaut, eine Art und Weise, die von Grimm einmal empfohlen ward, doch wohl ohne gehörige Ueberlegung. Grimm's selbst gaben eine Auflösung des armen Heinrich.

Die dritte Uebersetzer-Abtheilung endlich übersetzt ganz frei; sie lassen aus, was ihnen nicht gefällt, setzen hinzu, was ihnen gutdünkt, horchen bisweilen nur den Sinn heraus, oder ziehen einen Gedanken hervor, woraus denn ein ganz eigenthümliches Gedicht wird. Auf diese Weise sind besonders viele Minnelieder übertragen worden, vorzüglich in früherer Zeit. So entstanden mehrere Minnelieder von Gleim, Gräter (der indessen doch noch treuer), v. Hinsberg, und in neuester Zeit die Minnelieder von Wilhelm Müller. Man kann auch wohl v. Hinsberg's Uebersetzung der Nibelungen dazu rechnen, die, außer Wieland, wohl keinen Lobpreiser gefunden hat, oder sie ist vielmehr ganz unbeachtet geblieben.

Wenn wir auch jede Uebersetzung und jede Uebersetzungsart gerne in ihrer Geltung und ihrem Werthe lassen, so glauben wir doch unsere Meinung hier entwickeln zu können, nach welcher wir die zweite Uebersetzungsart, welche Tieck, Büsching, Graf Mailath, mit der Art, wie sie Grimm's beim armen Heinrich angewendet haben, für die beste erklären müssen. Die Bearbeitung in ungebundener Rede kann dabei am glattesten und saubersten werden; denn bei gebundener Rede sind die Reime oft sehr widerspenstig und wollen sich nicht fügen und bequemen. Bei einer Auflösung in ungebundene Rede beseitigt man so spröde Gesellen. Es versteht sich nun von selbst, daß der Uebersetzer nichts Neuerliches einmischt, sondern alles in alter Würde und Geltung läßt, daß er den Geist der alten Zeit so weit kennt, daß ihm nichts entwischt, was jener Zeit widerspricht; dies kann und muß man von einem Uebersetzer überhaupt verlangen. Der Uebersetzer muß sich eine eigenthümliche Schreibart bilden, aus alt und neu wird sie zusammengesetzt seyn, das ist wahr, aber wen dies stöhrt, oder wer dagegen anstreiten will, der darf auch wohl die Luther'sche Bibelübersetzung nicht lesen, wo neben so manchem Alten und zum Theil Unverständlichem so Vieles steht, was in dieser Zeit noch durchaus herrschend ist, daß es dem Unkundigen nimmer als ein Sprachmischling erscheinen würde. Das ist aber so leicht keinem eingefallen. Schwerer ist es, die gehörige Mittelstraße zu treffen, nicht zu viel auszumärzen, nicht zu viel stehen zu lassen; das ist aber nun lediglich dem Ermessen des Verfassers anheim zu stellen und ist darüber nicht zu rechten.

Statt der wegwerfenden und hochmüthigen Beurtheilungen, die nun manche dieser Uebersetzungen haben erfahren müssen,

Digitized by Google

die aber meist nur von bösem Willen zeugen, glauben wir, daß nur offenbare Mißverständnisse des Uebersetzers nachzuweisen sind und diejenigen, wo etwa der Beurtheiler eine bessere Uebersetzung an die Stelle setzen kann, die sich leichter an die Urschrift anschließt. Dies ist auch die Art und Weise, wie man gewöhnlich Uebersetzungen aus fremden Sprachen beurtheilt, der Leidenschaft muß man leider aber seinen Gang lassen, doch kann eine unbefangene Weisung vielleicht auf bessere Wege führen.

Uebersetzungen sind nun die einzige Art und Weise, wie auch für die älteren deutschen Gedichte eine größere Masse von Lesern gewonnen werden kann und die Freunde der deutschen Vorzeit zu vermehren, das muß doch wohl ein bedeutendes Streben seyn. So ist denn auch die vorliegende Uebersetzung anzunehmen und es ist sehr zu wünschen, daß sie nur freundliche und unbefangene Beurtheiler finde.

Graf Mailáth gab bereits vor zwei Jahren den ersten Band der Koloczaer Handschrift heraus, die eine weitläuftige Anzeige auch in diesen Blättern gefunden hat, woraus hervorgeht, daß die ihr angedichtete bedeutende Falschheit des Drucks und die nachlässige Behandlung (eine Behauptung mit der man leicht fertig ist) gänzlich ungegründet sind. Lese- und Druckfehler sind, wie aus dieser Beurtheilung hervorgeht, vorgefallen, aber ein jeder Kundiger kann sie überaus leicht herausfinden und der Druck ist nicht um ein Viertel so nachlässig, als der des Lohengrien von Glöckle und Görres, der wirklich in der neusten Zeit das schwächste Buch ist, was herausgekommen ist und das doch sehr nachsichtige Beurtheiler gefunden hat, weil — auch die Menschlichkeit im altdeutschen Schriftthum nur zu sehr vorwaltet; es ist an dieser Ausgabe nichts gutes, als die Vorrede von Görres. Nach dieser Abschweifung, die wir den wackern Herausgebern der Koloczaer Handschrift schuldig zu seyn glaubten, um sie gegen einen ungebührlichen Angriff zu vertheidigen, den sie in andern Blättern haben erdulden müssen, kommen wir nun zu dem vorliegenden Buche selbst.

Der Bearbeiter erklärt sich über sein Buch im Vorworte nun so: „Ich übergebe (dies Buch) der Lesewelt, weil es der altdeutschen Sprache unkundigen Lesern vielleicht nicht unwillkommen seyn wird. Sämmtliche Gedichte sind aus der Koloczaer Handschrift genommen. Bei der Umarbeitung war es mir mehr um den Geist als um das Wort zu thun. Daher oft mehrere Verse des Originals hier geändert, oder auch gar nicht erscheinen; obgleich ich mich bemühete, sie, wo es möglich schien, wörtlich zu übertragen. Den altdeutschen Geist glaube

ich in keinem der Gedichte verletzt zu haben. Uebrigens bekenne ich offen, daß die hier neu gestalteten Gedichte ihren Originalen weit nachstehen, und daß meine Arbeit belohnt ist, wenn die Leser dieses Büchleins sich durch selbes den alten Werken näher gerückt fühlen, und vielleicht einige aufgeregt werden, sich altdeutschen Gedichten in der Urform zu befreunden."

Sollte gegen so billige Bedingungen sich wohl eine unbillige Beurtheilung aufbäumen können? Wir wenigstens wollen dies andern überlassen, die sich aus Härte, Schärfe und Unbilligkeit ihr Gewerbe bereiten. Um also alles zu vermeiden, haben wir nicht einmal die Urschriften, so weit sie uns zu Gebote standen, mit der Uebersetzung verglichen, da ein splitterrichterliches Urtheil dadurch nur zu leicht begründet werden konnte, sondern wir haben uns allein auf die Bearbeitung beschränkt, um dieselbe ungestört auf uns einwirken zu lassen.

Der Bearbeiter theilt sein Buch in folgende fünf allgemeine Abtheilungen: moralische Gedichte, worin drei, Legenden, worin achte, Mähren mit drei, Schwänke, worin drei, und Fabeln, worin achte sich finden.

Der Tugendkranz, in welchem der Dichter die Tugenden in Gestalt von Blumen aufzählt, die am Himmelswege blühen, ist ein freundlicher Kranz frommer sinniger Gedanken. Die Blumen sind: Demuth, Gehorsam, Einfalt und Geduld, Barmherzigkeit, Milde, Kasteiung, Mäßigkeit, süßes Gebet und reine Andacht, Gottes Wort, Schweigsamkeit, Sanftmuth, standhafter Muth; dann:

Gerne weine,
Sie ist der besten eine,
Denn Gott durch ihren Willen thut
Alles, was ihr nur dünket gut.

Zuletzt nun noch:

Treue, Glaube, Hoffnung und vorzüglich die allerbeste,
Das ist die wahre Minne.
Und keine Blume ist ihr gleich,
Sie reicht weit in das Himmelreich;
Wie es den andern Blumen auch ergeh',
Diese erfalbet nimmermehr.
Die Blume rief von seines Vaters Land
Herab zur Erde Gott,
Wo er sich allen Martern unterwand,
Und litt für uns den bittern Tod.
Nur wer an seinen Schattenhut
Die himmelschöne Blume thut
Zu all' der andern Blumenschaar,
Der hat den Kranz bereitet gar.
Doch wer so glücklich ringet,
Daß er den Kranz vollbringet;

Digitized by Google

Der ist selig-geboren,
Er hat den besten Theil erkoren.

Wir gaben diese Stelle, um mit einem bedeutenden Theil dieses lieblichen Gedichts zugleich einen Beweis der Art und Weise zu liefern, wie der Verfasser seine Bearbeitung eingerichtet hat. Das Ueberschlagen einzelner Reime ist auffallend. Stehen sie so in der Urschrift?

Das folgende: wie ein Mann aus seines Herren Hulden kam, ist ebenfalls ein sehr schönes Gedicht; die Stelle: „Daß ich dir lieb gewesen bin," ist wohl mehr so zu verstehen, daß ich dir liebevoll gesinnt gewesen bin. Das letzte dieser ersten Abtheilung: der Weltmensch, ist jenes herrliche Gleichniß, welches aus dem Indischen in so viele Sprachen übergegangen ist und vielfachst bearbeitet bereits erschien.

Ueber die Legenden erklärt sich der Verf. so: „Der kindlich fromme Sinn des Mittelalters mit seinem bergebewegenden Glauben, und seiner tiefen Liebe leuchtet in diesen Legenden. Zur Andacht, zur Frömmigkeit, zu reinem Lebenswandel, zum Vertrauen auf Gottes Güte und Milde sollten diese Legenden erwecken, und stärken zum Ringen mit der Welt, mit den eignen Begierden, und den Versuchen. Wer also diese Legenden liest, lege seine eigene Ansichten ab, und lese sie mit den Gefühlen des einfältigen, demüthigen, zartfühlenden Dichters, der sie geschrieben." So sind diese Legenden denn auch, aus einer langen Reihe ausgewählt, alle sind dadurch in eins verbunden, daß sie sich mit den Worten schließen: Deß sey gelobt die Königin (nehmlich Maria). Mönch Felix stimmt mit vielen ähnlichen Legenden überein, nach denen es Sterblichen erlaubt ward, die himmlischen Freuden zu genießen, sie glaubten, nur eine Stunde sey ihnen dies Glück zu theil geworden und hunderte von Jahren waren vergangen, oder wenigstens ein Zeitraum vieler Jahre. So: die Braut Christi zu Großwardein (Büsching's Volkssagen I.), der welsche Herzog im Paradiese (Curiositäten) und andere.

Vom lobenswerthen Ritter ist eine Heiligensage, die sich auch öfter wiederholt. Vom edlen Mann ist eigenthümlicher und schließt sich an die sinnigen Erzählungen gewissermaßen an, in denen uns berichtet wird, wie aus dem Munde verstorbener Liebender Blumen und Reben entsprießen (Tristan und Isalde, Sigune). Der Maler ist, wenn wir nicht irren, eigentlich eine Schweizerlegende; die Stelle: „und wollt' ihn werfen hindan" ist durch: er wollte ihn tödten, nicht wörtlich übersetzt; es soll vielmehr so viel heißen: der Teufel wollte (von dem Gerüste worauf der Maler arbeitete) ihn hinab-

Digitized by Google

schleudern und so freilich tödten. Der hübsche Ritter ist eine schöne Legende, an dem Ritter selbst aber können wir keine Hübschheit entdecken und die alte Zeit hat daher einmal die Ueberschrift seltsam gewählt. Die Stelle V. 125: „der Teufel sah', kam Flucht ihm in den Sinn" kommt uns gar nicht altdeutsch vor, wir haben aber doch, unserm Versprechen gemäß, uns bezähmt, diese Stelle nicht in der Urschrift nachzusehen.

Der fromme Schüler ist eine freudige Geschichte von der Liebe zur Jungfrau Maria. Eben so der Schüler und die Rosen, in welcher erzählt wird, wie ein Schüler ein Marienbild so liebt,

Daß er, wo er nur Rosen fand,
Für dieses Bild ein Kränzlein wand.
Dies thät er denn auch Jahr für Jahr,
So oft die Rosenzeit erschienen war.

Diese Legende ist überaus freundlich und erfreulich und ein lieblicheres Bild kann es wohl kaum geben, als wie die Himmelskönigin neben dem Mönche herschreitet,

Und wie der Mönch ein Ave spricht,
Hebt sie die Hand zu seinem Angesicht,
Nimmt eine Rose roth ihm aus dem Mund.
So nahm sie so zu Stund
Funfzig Rosen in ihre Hand,
Aus denen sie ein Kränzlein wand,
Das setzte sie aufs Haupt sich und verschwand.

Vom übermüthigen König, die letzte Legende ist vielfältig schon abgedruckt, doch, so viel uns bekannt, noch in keiner Uebersetzung, sondern immer nur in der Urschrift. V. 126 u. 127 sind falsch unterschieden. Hinter „geblieben" muß ein Komma stehen und die folgenden müssen gezeichnet werden:

In einer schönen Watt
Er vor den Schenken trat;

Watt ist nicht bloß Hemde, sonder überhaupt Gewand. V. 142: eingestreut für das wahrscheinlich in der Urschrift stehende gesait (gesagt), kömmt uns doch etwas geziert und der alten Zeit nicht entsprechend vor; es ist indessen ein Wort, das schwer zu übertragen ist.

Die Mähren sind sehr schön; Crescenzia ist ein treffliches Gedicht, das wir bis jetzt nur aus dem ersten Bande der Koloczaer Handschrift kannten. V. 70. muß es Lieb für Leib heißen. V. 169. Kemenate ist oftmals ein einzelnes, frei stehendes und meist sehr festes Gebäude, stark verwahrt und wohl geeignet, einen nicht zu starken Sturm abzuhalten. Dann ist es aber auch, wie S. 193., ein Zimmer. V. 465. muß gewiß „ertranken" für „entrannen" stehen. Zwischen V. 752

Digitized by Google

und 753 fehlt unstreitig vieles. V. 798. Traut heißt nicht bloß Angetrauter, sondern überhaupt Lieber, Geliebter, und auch Liebe, Geliebte, z. B. min's herzens trut (meines Herzens Trauter, Geliebter). V. 862 ist „verspricht" sprachlich ganz unrichtig, hier würde stehen „versprâch', welches auch V. 864. leicht auf brâch' zu reimen war.

Der arme Heinrich ist zu bekannt schon in neuerer Zeit geworden, als daß wir auf die Trefflichkeit des Gedichts aufmerksam zu machen brauchten. S. 154 ist „allzehand" unrichtig durch „so bei ihm waren" übersetzt, es heißt: allzuhand, sogleich. S. 156 muß es „mildem" für „wildem" heißen. S. 173. „Stete" ist „Stätte," die Stelle, wo wir stehen, nicht aber, wie es der Verf. erklärt. Dies Gedicht endet in der Koloczaer Handschrift anders als in der Strasburger und man sieht deutlich, daß der Schluß von einem Andern, wahrscheinlich einem Mönche, überarbeitet worden ist. Wir würden diesen Schluß der Koloczaer Handschrift recht fromm und schön finden, da, im Geiste jener Zeit, nur ein frommes, geistliches Leben als Gott gefällig und dankbar für so hohe Gnade erscheinen mußte, aber der Ueberarbeiter hat diesen Schluß gar zu roh und plump eingefügt, indem die meisten Verse, die das eheliche Verlöbniß enthalten, beibehalten sind und der Entschluß gar zu unwillkührlich nach allen diesen Vorbereitungen kommt. Wäre ein solcher Schluß in dem Plane des ersten sinnigen Dichters gewesen, so würde er ihn auch gewiß auf eine sehr liebliche Art, durch den Mund des Mägdleins selbst, eingeführt haben.

Die Herzmähre von Gottfried von Straßburg. Dies Gedicht ist in der Koloczaer Handschrift ausgeschnitten und hier aus einer Handschrift eingefügt, die sich auf der kaiserlichen Büchersammlung zu Wien befindet und auch Gedichte des Konrad von Würzburg enthält. Diese Mähre ist noch bis jetzt gänzlich unbekannt und gehört mit zu den lieblichsten der Vorzeit, wie man nur von Gottfried, dem zartesten Minnesinger, erwarten kann.

Nicht minder ergötzlich sind die drei Schwänke. Die Wiener Meerfahrt ward zuerst durch eine Auflösung in ungebundener Rede in Büsching's Fastnachtspielen und Schwänken Bd. I. bekannt, dann die Urschrift in der Koloczaer Handschrift Bd. I. Es ist einer der ergötzlichsten Schwänke altdeutscher Zeit und unstreitig aus einer wahren Begebenheit entstanden. Den Fehler der Koloczaer Handschrift V. 5. „Von Theben Burggraf Herrmann" hat bereits der Beurtheiler der Koloczaer Handschrift Stück II. des Hermes nachgewiesen.

Digitized by Google

V. 53. „Er klagte seine Sünde" heißt nichts weiter, als: er zieh sich selbst seiner Sünden (wozu auch die nachfolgende angebliche Bußfahrt sehr gut paßt), nicht aber ist hier der beschränkte Sinn zu suchen, der dieser Stelle die erklärende Anmerkung giebt. V. 85. In „Alger" könnte man leicht Algier vermuthen, wie es hier steht, es ist aber Acre gemeint. V. 209. „feig" mußte geändert oder erklärt werden.

Von zween Hasen ist ein sehr ergötzlicher und so viel uns bekannt, noch nie gedruckter Scherz. V. 37. muß erklärt werden: Frauen-Scherz übertrifft noch oft die Männer. Eben so belustigend und gleichfalls noch unbekannt, ist der letzte Schwank; der Bauer in der Martinsnacht.

Die Fabeln hält der Verf. alle für ein Werk des Strikker, uns sind sie fast alle unbekannt. Sie sind: die Rebhühner. Der Bauer und sein Hund. Von der Aeffin. Der Mann und der Hort. Der Ochs und die Maus. V. 33. freislich ist schrecklich, furchtbar. Vom Muß. Der Wolf und der Esel. V. 105. freislich erklärten wir so eben, preiswürdig heißt es niemals, hier möchte es am besten durch gewaltig erklärt werden. Die Fabel ist gar lehrreich. Der Waldschretel. Dies Wort ist als eine sehr gute Uebersetzung von Satyr anzunehmen und wieder neu einzubürgern. Diese Fabel ist bekannt, auch hat sie Boner; es ist die von dem Manne, der kalt und warm bläs't. — Druck und Papier sind gut und das Ganze ziemlich druckfehlerfrei.

G—b.

---

## V.

I. The Resources of the United States of America, or a View of the Agricultural, Commercial, Financial, Political, Literary, Moral and Religious Character of the American People. By John Bristed, Counsellor at Law, Author of the „Resources of the British Empire." New York, March 1818. 8vo.

(Die Hülfsquellen der vereinigten Staaten von America, oder Charakteristik des americanischen Volks in Hinsicht auf Ackerbau, Handel, Finanzen, Politik, Literatur, Sitten und Religion.)

II. Sketches of America. A Narrative of a Journey of Five Thousand Miles through the Eastern and Western States of America; contained in eight reports, addressed to the thirty nine Families, by whom the Author was deputed in June 1817 to ascertain, whether any, and what part of the Uni-

Digitized by Google

ted States would be suitable for their residence; with remarks on Mr. Birkbecks „Notes and Lettres." By Henry Bradshaw Fearon. London 1818.

(Skizzen von America. Beschreibung einer Reise von fünftausend Meilen durch die östlichen und westlichen Staaten von America, befaßt in acht Berichten an die neun und dreißig Familien, von welchen der Verfasser im Junius 1817 abgesandt war, die Rathsamkeit und etwanige Oertlichkeit einer Niederlassung in den V. St. für sie auszumitteln ꝛc.)

Zu den gelesensten unter den neuesten ethnographischen Schriftstellern über die vereinigten Staaten gehören Melish, Palmer, Birkbek, Bristed und Fearon. Alle werden von der Mehrheit brittischer Critiker mit unverkennbarer Leidenschaftlichkeit mehr oder minder der Partheilichkeit für den nordamericanischen Freistaat beschuldigt. Allein mag auch dieser Vorwurf die beiden erstgenannten Schriftsteller — den in America eingebürgerten Melish und den dort neu angesiedelten brittischen Auswanderer Birkbek, — in gewissem Grade treffen, so scheint er doch grundlos in Hinsicht des sichtlich unbefangenen Engländers Palmer, der fast gleichzeitig mit Fearon reisete und schrieb, und dessen Ansichten im Wesentlichen theilt. Bristed, ein geborner Engländer, wenn gleich schon seit einer Reihe von Jahren in Neu-York naturalisirt und beamtet, mahlt sein neues Vaterland in großen Zügen, wogegen Fearon mehr als irgend einer seiner Vorgänger in anziehende oder practisch nützliche Einzelnheiten eingeht. Ersterem gestehen selbst brittische Critiker eine häufig durchblickende Vorliebe für sein Geburtsland, letzterem Wahrheitsliebe und Forschungsgeist zu. Wir wählen daher vorzugsweise die Werke der beiden letzteren Schriftsteller zu Gegenständen der nachstehenden Analysen.

1. Bristed bekennt sich zu der Parthei der Föderalisten, die sich zwar seit der Beendigung des jüngsten Krieges gegen England die hohen Begriffe der democratischen Parthei über die großen Bestimmungen ihres Vaterlandes immer mehr aneignet, in Hinsicht der Mittel zu deren Erreichung aber von ihren politischen Gegnern abweicht. Die unterscheidenden Hauptgrundsätze der Föderalisten ergeben sich aus folgenden wesentlichen, vom Verfasser in Hinsicht auf sein adoptives Vaterland geltend gemachten Desideraten: 1) Vermehrung der Macht der Bundesregierung; 2) engeres gegenseitiges Anschließen der Bundesstaaten und Festigung des Föderalvereins; 3) Organisirung eines neuen National-Finanzsystems; 4) Bessere Beförderung der Religiosität und Einschreiten der Behör-

den in die Verbesserung der gottesdienstlichen Einrichtungen; 5) Vervollkommnung des Erziehungssystems; 6) Erweiterung des Feldes und Erhöhung des Maaßstabes der Literatur, Künste und Wissenschaften.

Hier sind einige Züge der näheren Ansichten des Verfassers.

Die Regierungsverfassung des werdenden americanischen Freistaats ward in dem Zeitraume von der Erklärung bis zur Gründung seiner Unabhängigkeit, nämlich von 1776 bis 1783, dergestalt mit früheren Einrichtungen untermischt, daß die alten und neuen Bestandtheile schwerlich ohne irgend eine große innere Erschütterung hätten gesondert werden können. — Die Geschwornen-Gerichte, die unentgeltliche Rechts- und Polizei-Verwaltung durch Friedensrichter, Sherifs, Coroners und Constables; dieß Alles ist vom Mutterlande entlehnt. Das Haus der Repräsentanten besteht aus einigen Mitgliedern, (vorzüglich aus Virginien und Maryland), deren erbliche Grundbesitzungen und Familienverbindungen ihnen Einfluß verschaffen, ferner aus einigen andern, gewählt wegen der ihnen beigemessenen Talente oder Verdienste und endlich nur aus gar zu vielen Mitgliedern, die den Leidenschaften der untern Volksclassen schmeichelten und sich durch ränkevolle Umtriebe mit den wandelbaren Führern desselben zur Erwählung den Weg bahnten. Die Grundeigenthümer sind die zahlreichsten, die Rechtsgelehrten die hervorstechendsten Mitglieder; allein es giebt noch eine hinreichende Anzahl Anderer, um das Ganze zu einer ziemlich getreuen Darstellung des Geistes und zum Maasstabe der Ausbildung des Gemeinwesens zu machen. Der Senat oder das Oberhaus ist die Concentrirung der Aristokratie der Staatenregierungen, welche er repräsentirt. Diese Regierungen halten dem überwiegenden Einflusse der Executivgewalt das Gegengewicht, und der Senat hat zu Zeiten auf eine äußerst heilsame Weise den Willen des Volks, wenn es zu seinem eignen Verderben ungestüm ward, beruhigt und gehemmt. Auf beide Häuser, obwohl manchmal hingerissen durch abstracte Vernunftschlüsse der Theoretiker und durch Heftigkeit des Partheigeistes, haben dennoch im Laufe ihrer gewöhnlichen Verhandlungen und in denjenigen innern Anordnungen, welche für die Eigenthumsrechte am wichtigsten sind, Gewohnheit und früheres Herkommen einen großen Einfluß. —

Die Föderalverfassung der vereinigten Staaten ward gebildet, bevor die Gründer derselben die unbedingte Nothwendigkeit eingesehen hatten, die Executivgewalt mit ausgedehnter Macht zu bewaffnen. Washington und einige Andere fühlten diese

Nothwendigkeit und suchten dem Präsidenten diejenige Macht beizulegen, deren der Regierer eines großen Landes bedarf; aber die Staatenregierungen und die Volkspartei, angetrieben durch Eifersucht, legten der Executivmacht Fesseln an, die ihre Kraft und ihr Ansehen schwächten. Noch während der letzten Periode des kurzen Krieges mit England gerieth sie mit einigen der beträchtlichsten Staatenregierungen in ernste Zwistigkeiten, welche die Auflösung der Union drohten und besorgen ließen, daß jeder Staat seiner eignen Vertheidigung werde überlassen bleiben. —

Da die Wahl eines Präsidenten eine Kraftäußerung der verschiedenen Parteien ist, und da diejenige Partei, welche seit sechzehn bis siebzehn Jahren das Uebergewicht erlangte, ihrer Macht Dauer zu verschaffen wünscht, so hat man es nothwendig gefunden, die Executivregierung fast allein auf die Anhänger dieser Parthei zu beschränken. Durch die genaue Befolgung dieses Systems werden die künftigen Präsidentenwahlen ferner bleiben, was sie seit einiger Zeit waren, nämlich das Werk weniger Congreßglieder, die in einer Zusammenkunft, — in ihrer Sprache Caucus genannt, — unter dem Anschein einer Empfehlung vorschreiben, wer zu diesem Amte erwählt werden soll. So wird der Präsident abhängig von dieser Partei, und wenn die Bewerber um Staatsämter von ihr unterstützt werden, sind ihre Moralität, Talente und Kenntnisse nur untergeordnete Rücksichten. Practische Erläuterungen der aus dieser Abhängigkeit entstehenden Uebel geben viele der wichtigsten Regierungsämter der vereinigten Staaten. — Der Verfasser stellt von der americanischen Rechtsverfassung und Verwaltung ein düsteres Gemälde auf und geht so weit, zu behaupten, „daß die vereinigten Staaten jetzt revolutionär sind und in sich den Saamen jener plötzlichen Umwälzungen enthalten, welche auf den Flügeln des Verderbens die Ergebnisse vergangener Erfahrungen zerstreuen und die Hoffnungen aller menschlichen Erwartungen zu Schanden machen."

Nachdem der Verfasser der verschiedenartigen Anstellungsweise der Richter in den verschiednen Staaten erwähnt hat, bemerkt er, daß die Mitglieder der niedern Gerichtshöfe sämmtlich nach Gefallen ihrer Stellen entlassen werden können, oder daß sie nach dem herkömmlichen Ausdruck during pleasure (auf beliebige Zeit) angestellt sind und ihre Einkünfte aus den Gerichtssportuln ziehen, daher denn die Proceßsucht unter den geringern Volksclassen auf eine verderbliche Weise aufgemuntert werde und das ganze Gemeinwesen an einer furchtbaren Bestechlichkeit der Justiz leide. „Die Landesgesetze,"



Digitized by Google

sagt Hr. B. „begünstigen durchgängig den Schuldner auf Kosten des Gläubigers und befördern dadurch die Unredlichkeit. Die Anzahl der Falliten ist in allen Staaten unglaublich groß und in stetem Zunehmen. Selten bezahlen sie auch nur einen Theil ihrer Schulden, sondern entledigen sich derselben mit Hülfe der Fallitengesetze mit großer Leichtigkeit und bringen von ihrem Vermögen so viel als sie wollen zu ihrem eignen Gebrauch auf die Seite, ohne daß die Gläubiger im Stande sind, auch nur das Mindeste davon zu erlangen. *) — Blos in dem Staate New-York erklärten sich im Laufe eines Jahres mehr als sechstausend Einwohner für insolvent. — „America," erwähnt der Verfasser im Verfolg dieser Materie, „hat von brittischen Capitalien auf mehr als eine Weise Vortheil gezogen; es ist nämlich nicht nur durch den Belauf und die Länge des ihm von brittischen Kaufleuten gegebenen Credits, sondern auch dadurch reich geworden, daß seine eignen zahllosen Falliten keinem brittischen Gläubiger je einen Pfennig bezahlt haben. Seit dem Frieden von 1783 bis zum J. 1789 erhielten die brittischen Fabrikanten kein Drittel des Werths aller ihren americanischen Kunden verkauften Waaren und seit dem Frieden von 1815 bis zum gegenwärtigen Augenblick erhielten sie nicht einmal ein Viertheil desselben. Diese schreckliche, am brittischen Eigenthum begangene Räuberei findet ihren Ursprung und ihre Stütze in dem System der Fallitengesetze in den Bundesstaaten."

Ueberdieß klagt der Verfasser über einen Mangel an würdevollem Betragen von Seiten der Richter. So sah man z. B. einen derselben, bedeckt mit Beulen von einer Boxpartie, auf dem Richterstuhl erscheinen; ein andrer ward in einem mit Dolch und Pistolen unternommenen Angriff gegen seinen Nachbar erschossen; noch andere duellirten sich, secundirten bei Zweikämpfen oder wurden wegen Ablehnung derselben als feige Memmen öffentlich beschimpft. In der Leitung der Wahlen, in den Betrügereien bei den Ballotirungen zeigen die Richter die meiste Gewandtheit und Thätigkeit. — Verbrechen, begangen in einem Bundesstaate, sind straflos in einem andern. Wer z. B. in New-York seinen Nachbar umbringt oder ein Pferd stiehlt, braucht sich nur über die Fähre in den Staat New-Jersey zu begeben, um aller Strafe zu entgehen; denn die Gesetze in New-Jersey nehmen keine Kenntniß von den in New-York begangenen Verbrechen und umgekehrt. Die

*) Seit Erscheinung des vorliegenden Werkes ist dieser Gegenstand im Congreß zur Sprache gekommen. D. Red.

Digitized by Google

Bundesverfassung hat zwar in Betreff dieses Punktes eine Verfügung, allein sie hat so geringe Wirksamkeit in Hinsicht der Verhinderung der Verbrechen, daß es allgemein üblich ist, sich von einem Staat in den andern zu begeben, wenn man sich duelliren will; eine Sitte, die hier weit gewöhnlicher ist, als in irgend einem Lande der Welt, und um so mörderischer wird, da die Americaner eine außerordentliche Fertigkeit im Schießen besitzen und die Kämpfenden sich mit der größten Kaltblütigkeit nach dem Leben trachten.

Da aus den angeführten Ursachen die Richter ohne Ansehen und Würde sind, üben die Anwälde, Attorneys, Procuratoren und Geschäftsführer ihren Witz gegen sie. Die Rechtskunde ist die Schule americanischer Talente, allein die Talente finden selten ihren Weg zum Richteramte, sondern werden auf Ränke zur Erlangung der Staatsbedienungen verwandt. Daher sind die hiesigen Staatsmänner in allen Advocatenränken geübt, welche zwar den Scharfsinn, aber nicht die Unbestechlichkeit befördern. Seit Washington waren alle Präsidenten außer Adams Rechtsgelehrte, die Staatssecretaire und die diplomatischen Agenten waren bis jetzt fast immer Juristen. Der Grundsatz, daß die executive Gewalt nicht mit der gesetzgebenden vermischt werden darf, hat die Folge gehabt, daß die talentvollsten Rechtsgelehrten von der Mitgliedschaft des Congresses ausgeschlossen sind. Diejenigen Juristen, welche Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung sind, haben gewöhnlich eine so geringe Praxis, daß die den Abgeordneten zugebilligten Diäten von täglich sechs Dollars für sie ein hinreichender Antrieb sind, ihre Heimath zu verlassen, ein Dampfboot zu besteigen, in Washington in einem wohlfeilen Kosthause zu leben und sich ihren glücklicheren Mitjuristen, welche Aemter von der Regierung erlangt haben, dadurch zu empfehlen, daß sie ihre Absichten unterstützen.

Von dem Religionszustande America's macht der Verfasser eine klägliche Beschreibung. „Im J. 1812 gab es in den vereinigten Staaten drei Millionen Menschen, welche keine Art gottesdienstlicher Vorschriften anerkannten. Auch wird von guter Hand versichert, daß in den südlichen und westlichen Staaten Gesellschaften bestehen, welche nach dem Muster der atheistischen Versammlungen in Italien, Frankreich und Deutschland (?) geformt sind, und unaufhörlich daran arbeiten, jede Spur des Christenthums auszurotten (!), so daß wir Gefahr laufen, in wenig Jahren mit ungetauften Ungläubigen, — den furchtbarsten gewissenlosesten Banditen, welche die Menschheit heimsuchen können, — überströmt zu werden. Wirklich bezwei-

Digitized by Google

feln manche ernste Personen die Dauer der Föderalverfassung, weil in derselben der Vorsehung Gottes auf keine Weise erwähnt wird und der Ausdruck: Wir, das Volk verfassungsmäßig statt des Namens Jehova gebraucht wird." — Nur in wenigen Regierungen der Bundesstaaten, wohin insbesondre die von Neu-England und seit Kurzem Neu-York zu zählen sind, erkennen Gott förmlich als den Regierer der Nationen an und empfehlen zu Zeiten, (denn befehlen dürfen sie in diesem Punkte nichts,) die Ansetzung eines allgemeinen Bet- und Fasttages; allein die meisten Staaten erklären es für verfassungswidrig, sich in ihren öffentlichen Acten auf die Vorsehung Gottes zu beziehen; Virginien treibt diesen Grundsatz so weit, daß dort bei der gesetzgebenden Versammlung kein Caplan angestellt ist, indem die große Mehrheit der Mitglieder im December 1817 den Beschluß faßte: daß die Constitution nicht verstatte, irgend einer Religionssecte vor einer andern den Vorzug zu geben und es daher, da ein Caplan doch irgend einer Secte angehören müsse, verfassungswidrig seyn würde, einen solchen bei der virginischen Legislatur anzustellen. — Die gesetzgebende Versammlung von Louisiana verwarf im Jahr 1815 durch eine sehr große Stimmenmehrheit eine in Vorschlag gebrachte Bill zur bessern Beobachtung der Sonntagsfeier, zur Bestrafung des Verbrechens der Sodomie, zur Vorbeugung der äußern Entstellung kirchlicher Gebäude und zur Schließung der Läden und Schauspielhäuser an Sonntagen. Der Wortführer der Gegner dieser Bill erklärte: eine solche verfolgungssüchtige Intoleranz möge wohl den neuengländischen Puritanern geziemen, — diesen Abkömmlingen der fanatischen Frömmler Alt-Englands, den großen Bibellesern und folglich unwissenden, vorurtheilsvollen, kaltherzigen, falschen und grausamen Menschen, nie aber könne sie bei den aufgeklärten, freisinnigen, philosophisch denkenden Bewohnern von Louisiana, den Abkömmlingen der Franzosen, Eingang finden."

Die Erziehungsanstalten findet der Verfasser in allen Theilen der v. St. sehr unvollkommen; auch hofft er auf keine erhebliche Fortschritte in der Literatur dieses Landes, bis gelehrte Männer ein hinreichendes Feld finden, durch ihre Talente, unabhängig von den dadurch zu erwerbenden Geldvortheilen, Ruf und Ansehen zu erlangen. Immittelst, meint Hr. B., müsse sich die Nation mit dem Gedanken trösten, daß der gegenwärtige unvollkommene Zustand der Erziehung mit allen ihn begleitenden Mängeln die natürliche Folge jenes republicanischen Geistes sey, worauf sie hauptsächlich stolz ist.

Digitized by Google

Den hierdurch erzeugten frühen Unabhängigkeitssinn hält der Verf. für höchst verderblich. „Genau genommen," sagt er, „giebt es in den v. St. durchaus keine gesellschaftliche Unterordnung. Aeltern finden bei ihren Kindern, Lehrer bei ihren Schülern, Landwirthe bei ihren Arbeitern, Kaufleute bei ihren Comptoirbedienten und Brodherren bei ihren Dienstbothen keinen Gehorsam. Alle sind einander gleich, alle thun was ihnen gut dünkt und haben die Freiheit, nicht zu arbeiten, ausgenommen der Herr, der selbst ein Sclave seyn muß, wenn er will, daß sein Geschäft vorwärts gehen soll. Selten lehrt man americanische Kinder diejenige tiefe Ehrfurcht und den strengen Gehorsam gegen ihre Aeltern, die sowohl die Grundlage des häuslichen Glücks sind als zur Wohlfahrt der Kinder selbst, gereichen. Wo kein älterliches Ansehen gilt, kann natürlich keine Schulzucht statt finden. Läßt ein Lehrer sich einfallen, einen Knaben zu schlagen oder sonst wirksam zu bestrafen, so verliert er höchst wahrscheinlich wenigstens einen, vielleicht mehrere Schüler, und da mit der Verweisung eines Knaben aus der Schule keine weiteren Unzuträglichkeiten verbunden sind, haben die Lehrer kein Ansehen und es finden sich zu diesen Stellen keine Männer von Gelehrsamkeit und Ehrgefühl."

In Hinsicht der Armenverordnungen haben einige Bundesstaaten, namentlich der von New-York, das von Grund aus schlechte englische System angenommen. Zwar leiden sie bei der Fülle von Arbeit und Unterhaltsmitteln darunter nicht so sehr, als England; doch bringen diese Armengesetze auch hier viel Uebles und nichts Gutes hervor. Von den hunderttausend Einwohnern New-Yorks erhielten im Winter 1817 funfzehntausend oder ein Siebentheil der ganzen Bevölkerung öffentliche oder Privatalmosen, und die Anzahl der Armen nahm verhältnißmäßig weit stärker zu als die der gesammten Volksmenge. Die untern Volksclassen sind in einem hohen Grade verderbt. Es giebt in der Stadt dreitausend privilegirte Brantweinläden, die große Anzahl der unprivilegirten ungerechtet. London enthält deren bei einer mehr als zehnfachen Bevölkerung nur etwa viertausend. „Es ist unnöthig," fährt der Verfasser fort, „den durch geschichtliche Erfahrung begründeten Satz auszuführen, daß, wenn die Moralität der niedern Classen eines Gemeinwesens durchgängig verderbt ist, das Todesurtheil seiner bürgerlichen und Religionsfreiheiten als unterzeichnet betrachtet werden kann, und wenn ein solches Ereigniß jederzeit in den Verfassungen der alten Welt eintritt, wo man dem Volke keinen erheblichen Antheil an politischer Macht verstattet, um wie viel gewisser und schneller muß das

Digitized by Google

Verderben die vereinigten Staaten treffen, deren sämmtliche Verfassungen und öffentliche Einrichtungen gänzlich auf Volkssouverainität und öffentliche Meinung gegründet sind? Es bedarf keiner prophetischen Eingebung, die baldige Auflösung einer auf allgemeine Stimmengebung gegründeten Verfassung vorauszusagen, sobald die Wähler durch lang gewohnte Unredlichkeit taub gegen die Stimme der Pflicht geworden sind, und wenn der bloße Verkauf ihrer Stimmen an den Höchstbietenden als eine der geringsten ihrer gewohnten Vergehungen betrachtet werden kann."

Die Bevölkerung von America ist in den seit der Unabhängigkeitserklärung verflossenen fünf und dreißig Jahren von drittehalb bis beinahe auf acht Millionen gestiegen; doch ist der Anwachs der Neger und Mulatten verhältnißmäßig weit stärker gewesen, als der der weißen Bevölkerung, und wahrscheinlich wird in wenigen Generationen in allen Staaten, die östlichen ausgenommen, das Negergeschlecht zahlreicher seyn, als die Weißen. Es giebt jetzt mehr als zwei Millionen Sclaven in den v. St. und mit Einschluß der freien Neger beträgt die schwarze Bevölkerung mehr als ein Viertheil des Ganzen. — Der Congreßdeputirte Randolph erklärte in der gesetzgebenden Versammlung: Bei jedem nächtlichen Feuerlärm in den Städten oder Flecken Virginiens drücke schon jetzt jede Mutter ihr Kind ängstlich an den Busen, in bebender Erwartung eines allgemeinen Negeraufstands und des ihn begleitenden Gefolges von Plünderung, Raub, Mord und Brand. — „Die freien Schwarzen," fügt der Verfasser hinzu, „von denen es in unsern nördlichen und mittlern Staaten wimmelt, sind durchgängig müssige, lasterhafte und verderbte Menschen ohne Gefühl für moralische Pflichten. Vor einigen Jahren pflegte sich in New-York ein Trupp freier Schwarzen mit Anzündung ganzer Häuserreihen zu belustigen, um die Schrecken der Feuersbrunst zu Diebereien zu benutzen. Erst seitdem im Winter von 1816 und 1817 ein Neger dieses Verbrechens wegen gehangen ward, ist es seltner geworden."

Bei alle dem behauptet Hr. B., daß das americanische Volk mehr als irgend ein anderes den Stoff zu moralischer Größe besitze und mit einem, mit den vorherigen düstern Gemälden und traurigen Vorausſagungen schwer zu vereinigenden Wohlgefallen sieht er den Zeitpunkt voraus, „wo die große Republik der vereinigten Staaten die Schicksale des Erdballs lenken wird." Er verkündigt einen Seekrieg mit England um die Oberherrschaft der Meere; „denn," sagt er, „zwei Sonnen

können nicht in einer Sphäre ihre Laufbahn verfolgen. — Und es wird America gelingen, England den Scepter der Meere zu entreißen." So denkt der Verfasser, obwohl er geständig zu der Partei der Föderalisten gehört. Wie sehr diese mit der entgegengesetzten Partei der Democraten in Hinsicht des Grundsatzes der Vergrößerung übereinstimmt, zeigt folgende Stelle: „Wie seltsam und wunderbar contrastirt die mit Festigkeit fortschreitende Politik der vereinigten Staaten mit der sorglosen Gleichgültigkeit der brittischen Regierung! Großbritannien hat das Blut von hunderttausend seiner tapfersten Krieger und zahllose Millionen verschwendet, um Spanien vom Joche Frankreichs zu erlösen, und dennoch kann oder will es keinen Zoll breit Landes in irgend einem Theile des Erdbodens von der spanischen Regierung erwerben, während die vereinigten Staaten, ohne auch nur das Leben eines einzigen Staatsbürgers aufzuopfern, blos mit dem Aufwande von zwanzig Millionen Dollars im Laufe weniger Jahre von Frankreich und Spanien die ausschließliche Souverainität über ein schönes, fruchtbares, den Flächeninhalt sämmtlicher brittischen Inseln um das zwanzigfache übersteigendes Land erworben haben. Warum bringt nicht England als einen Theil der ihm von Spanien gebührenden Schadloshaltung die Insel Cuba unter seinen Scepter, da es sieht, daß die Havannah die Fahrt durch den Meerbusen von Mexico beherrscht? Warum nimmt es nicht Besitz von Panama im Süden, von Darien im Norden, und vereinigt die Gewässer des atlantischen und des stillen Oceans? Oder will es fortschlummern, bis es mit Schrecken aus seinen Träumen erwacht, wenn endlich das spanische America und seine eignen nordamericanischen Provinzen der immer steigenden Macht der vereinigten Staaten in die Hände fallen? — Die territorialen, intellectuellen und moralischen Hülfsquellen dieses Landes sind unermeßlich und mannigfaltig, und erweitern sich nach allen Seiten auf eine kaum glaubliche Weise mit reißender Schnelligkeit; es herrscht bei den Americanern die feste, aus den Ereignissen des letzten Krieges entspringende Ueberzeugung, daß sie den Britten entschieden überlegen sind und sie allemal Mann gegen Mann, Schiff gegen Schiff, Canone gegen Canone, Bayonnet gegen Bayonnet, zu Wasser und zu Lande schlagen können; und zahllose americanische Herzen klopfen sehnsuchtsvoll einem neuen Kampfe mit Großbritannien entgegen; — ein Geist, welchen die Regierung sorgsam hegt durch leidenschaftliche Zeitungsartikel, öffentliche Toasts und durch Reden im Congreß und den Legislaturen der Staaten; denn die großen Zwecke der Ehrsucht der Ame-

Digitized by Google

ricaner gehen dahin, die nordamericanischen Colonieen Großbritanniens auf dem Continent, die westindischen Inseln und die an die südlichen Staaten gränzenden spanischen Colonien mit ihrem schon zu gigantischen Gebiete zu vereinigen."

Zwar gesteht Hr. B., daß während des letzten Krieges die Bundesregierung in sich zerfallen war, daß sie bei Bladensburg floh, die Bundesstadt Washington einem siegreichen, erbitterten Feinde überließ und außer Stande war, auch nur einen einzigen Recruten zu ihren äußerst schwachen Armeeen stoßen oder auch nur einen Pfennig in ihre erschöpfte Schatzkammer fließen zu lassen; „aber jetzt bereitet sie," fährt er fort, „im Schooße des Friedens die Mittel zum künftigen Kampfe, dadurch daß sie die Finanzen des Landes neu begründet, allenthalben die Keime zu einem Heere legt, welches bald in Haufen bewaffneter Krieger emporwachsen wird, — daß sie ihre Seemacht rasch vermehrt und vor allen Dingen dadurch, daß sie die Leidenschaftlichkeiten des Parteigeistes besänftigt und den Sinn und die Neigungen der gesammten Nation zur Vergrößerung sowohl zu Lande als auf dem Ocean durch Eroberung der Continentalbesitzungen Spaniens und Englands und der britischen Insularbesitzungen von Westindien hinzulenken strebt."

„Jetzt ist die große zwischen America und Europa obschwebende Frage: welcher von beiden Welttheilen die Form und das System seiner Regierungsverfassungen ändern, — ob Europa democratischer, oder der americanische Bundesstaat aristocratischer werden soll? England darf nicht hoffen, sich je America zum Freunde zu machen; denn so wie die Welt nicht zwei Sonnen oder Persien nicht zwei Könige erträgt, so naht auch mit schnellen Schritten der Tag, wo der Erdball nicht im Stande seyn wird, das Daseyn dieser beiden gewaltigen Seemächte zu ertragen. Die Maxime: delenda est Carthago, fand nie im römischen Senat eifrigere Vertheidiger, als sie, angewandt auf Großbritannien, jetzt im Innern jedes americanischen Herzens findet." — „Aber," meint der Verfasser, — und dieß scheint ein unterscheidender Grundsatz der Föderalisten zu seyn, — „es geziemt den vereinigten Staaten, wenigstens für jetzt ihre Riesenschritte zur Territorialvergrößerung zu hemmen; denn dem Vernehmen nach bestimmt der Wiener Tractat, die jetzige Grundlage des conventionellen Völkerrechts in Europa: daß, wenn eine europäische Nation entweder mit ihren Colonien, oder innerhalb ihres heimischen Gebiets Streitigkeiten hat, die paciscirenden Theile sich nicht einmischen, daß aber, wenn irgend eine Macht die Gesammtheit

Digitized by Google

eines souverainen europäischen Reichs angreift, die Contrahenten des Wiener Tractats sich zum Schutz desselben anheischig gemacht haben. Sind dies wirklich die Bestimmungen des Wiener Tractats, so müssen die vereinigten Staaten in der Ausführung ihrer Pläne gegen die Florida's und die brittischen Besitzungen vorsichtig seyn, wenn sie sich nicht dem Angriffe der zahlreichen, wohl disciplinirten Armeen von ganz Europa aussetzen wollen."

Bevor wir die gegenwärtige Analyse mit der Schlußprophezeihung des Verfassers enden, wird es nicht am unrechten Orte seyn, sein Urtheil über die Nationaleitelkeit der Americaner voranzuschicken.

„Sie übertreffen," versichert er, „hierin alle Völker, selbst die Franzosen nicht ausgenommen. Allenthalben, und bei allen Gelegenheiten, — in ihren Gesprächen, Tageblättern, Flugschriften, Reden und größeren Werken, bricht die Nationaleitelkeit hervor. Sie nehmen es als eine erwiesene Thatsache an, daß die Americaner alle andere Nationen an Tugend, Weisheit, Tapferkeit, Freiheit, so wie an Trefflichkeit der Staatsverfassung und jeder andern ausgezeichneten Eigenschaft übertreffen, hingegen verachten sie laut alle Europäer als unwissende, armselige, feige Sclaven. Selbst während der Präsidentschaft Washingtons debattirte der Congreß drei Tage lang den wichtigen Satz, daß America die aufgeklärteste Nation auf Erden sey und entschied endlich durch eine geringe Mehrheit für die bejahende Meinung. Als man beim Ausbruch des letzten Krieges mit England den damals in New-York lebenden General Moreau fragte, ob nicht die amerikanischen Officiere sich seine militärischen Kenntnisse und Erfahrung zu Nutze zu machen suchten, erwiederte er: „es giebt keinen Fähndrich im americanischen Heere, der sich nicht für einen größern Taktiker hält als der General Moreau." Selbst der jetzige Präsident Monroe erklärte auf seiner neulichen Reise durch die Bundesstaaten gegen die Einwohner von Kennebec im District Maine: „das Volk der vereinigten Staaten sey unbezweifelt die aufgeklärteste Nation in der Welt."

Vielleicht wird der Leser diesen Beispielen der Nationaleitelkeit, von welcher der Verfasser, obwohl ein geborner in America naturalisirter Britte nicht unangesteckt geblieben zu seyn scheint, folgende Prophezeihung beizählen: „America wird während der nächsten funfzig Jahre sich mit der nämlichen Schnelligkeit und Kraft emporheben, mit welcher es das letzt-

Digitized by Google

verflossne Halbjahrhundert stufenweise durchschritt; seine Handelsschiffe werden alle Meere bedecken, es wird die Donner seiner Seemacht triumphirend bis in die fernsten Gegenden des Erdballs tragen, auf die Herrschaft anderer Nationen herabschauen und die alte Welt zwingen, ihr ehrwürdiges, im Laufe so vieler Jahrhunderte gebleichtes Haupt unter die überwiegende Kraft und die Einwirkung dieser jüngeren Tochter der civilisirten Halbkugel zu beugen."

---

II. Die Veranlassung zu Fearons „Skizzen von America" ergiebt der ausführliche Titel des Werks. Neun und dreißig englische Familien, welche sich dem ihnen unerträglichen Druck der Abgaben entziehen und ihr erworbenes Eigenthum vor den herannahenden, über ihr Vaterland hereinbrechenden Uebeln in Sicherheit bringen wollten, schickten eines ihrer Mitglieder, — den Verfasser, einen eifrigen Democraten und Reformisten, — in die vereinigten Staaten, um das Land in besondrer Hinsicht auf die Ansiedelung seiner Committenten zu erforschen und ihnen möglichst umständliche Berichte über das Resultat seiner Beobachtungen abzustatten. Sie sind der Inhalt des vorliegenden Werks, und in einer ungekünstelten Sprache und mit unverkennbarem Streben nach unbefangner Darstellung der Wahrheit abgefaßt. Die allenthalben hervorstechenden politischen Grundsätze des Verfassers und seine unverhaltene Vorliebe für America machen ihn um desto glaubhafter, wo er tadelt, und sein Lob motivirt er durch umständliche, nie durch zu große Ausführlichkeit ermüdende Thatsachen, welche den Leser in den Stand setzen, nach eignen Ansichten selbst zu urtheilen. Insbesondere ist die vorliegende Schrift, mit Ausnahme mancher blos auf England berechneten Einzelnheiten für jeden Auswanderer von unschätzbarem Werthe, und können den vielleicht oft zu anlockenden Schriften Birkbecks zur Controlle dienen.

Hr. F. begann seine Reise am 4ten Junius 1817 auf einem americanischen Schiffe und landete in New-York, wo ihm eine gewisse Sorglosigkeit und ungesellige Kälte und Gleichgültigkeit in dem Wesen der Einwohner auffiel. Auch im Staate New-York, obwohl hier verfassungsmäßig das Sclavenhalten verboten ist, wimmelt es von Negern, die, wenn

Digitized by Google

gleich frei, dennoch mit auffallender Verachtung und Herabwürdigung behandelt werden.

In dem Religionssinne der Amerikaner vermißt der Verfasser Forschungsgeist und Bibelstudium und glaubte zu bemerken, daß die gottesdienstlichen Uebungen zu sehr auf Beobachtung der äußern Formen beschränkt würden. — Rechtsgelehrte und Aerzte fand der Verf. in America eben so zahlreich als in England die Armen. Die große Menge der ersteren hat ihren Grund theils in der Prozeßsucht der Americaner und theils darin, daß die Rechtskunde den leichtesten Weg zu öffentlichen Aemtern bahnt. — Jeder Gewerbfleißige kann in New-York Arbeit finden. — Die Hausmiethen sind übertrieben hoch und höher als in London. Die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, außer Wohnung und Kleidung, sind wohlfeiler, Gegenstände des Luxus aber weit theurer als in England. Ueber die Aussichten für europäische Einwanderer erklärt sich der Verfasser in seinen beiden ersten Berichten folgendermaaßen: „Rechtsgelehrte und Aerzte würden hier kein Unterkommen mehr finden, wohl aber orthodoxe Geistliche; Männer, kundig der schönen Künste, würden wenig Aufmunterung finden und wer hier durch Literatur sein Fortkommen suchen wollte, müßte Hungers sterben. Die Stellen der Erzieher sind besetzt. Krämer würden, wenn sie nicht überwiegende Talente und große Capitalien besitzen, nicht besser fortkommen, als in London. Der Landwirth muß sich große Anstrengungen gefallen lassen, wofür er nur spärlich belohnt wird; Comptoirbediente nnd Ladendiener verdienen nur um ein Weniges mehr als Kost und Wohnung; Handwerker, deren Gewerbe sich mit den ersten Lebensbedürfnissen beschäftigt, können ihr Fortkommen finden; nicht so diejenigen, welche weiter nichts verstehen als Manufakturarbeiten in Baumwolle, Leinen, Wolle, Seide, Glas, und Töpferwaaren. Der Tagelöhner, vorzüglich wenn er eine Frau und Kinder hat, welche nicht blos verzehren, sondern auch arbeiten helfen, kann dagegen gut fortkommen." — Die Nachricht, daß die Anzahl der Americaner, welche aus den westlichen Staaten nach Canada auswandern, wo die brittische Regierung ihnen unentgeltlich Ländereien anweiset und sie auch auf andre Weise sehr unterstützt, beträchtlich sey, war dem Verfasser eben so auffallend, als sie es vielen seiner Leser seyn wird.

Von Newburgh kehrte Hr. F. nach New-York zurück, von wo aus er nach einem kurzen Aufenthalte nach Boston abreisete.

Digitized by Google

Der dritte Bericht enthält Bemerkungen auf dieser Reise. Auf dem Wege von New-York bis Providence fand Hr. F. den Boden und den Anbau desselben unter seiner Erwartung. Ein alter Mann, gegen welchen er einige Klagen über die schlechten Landstraßen äußerte, erwiederte: „Landstraßen sind in diesem Staate unpopulär; wir halten sie für Eingriffe in unsere Freiheiten; als sie zuerst angelegt wurden, fanden wir uns so sehr dadurch bedrückt, daß wir sie allemal bei Nacht wieder zerstörten." — Die Stadt Providence verräth allgemeinen Wohlstand und zu Pawtuket, vier (englische) Meilen von dort, befinden sich dreizehn Baumwollen-Manufacturen, welche jedoch zusammengenommen nicht so viel Menschen beschäftigen als eine einzige Manufactur dieser Gattung in Lankashire. Auf dem Wege von Providence bis Boston sind die Landstraßen besser und das Land verräth mehr Wohlstand. Boston gefiel Hrn. F. sehr; doch mit Recht befremdete es ihn, daß ein junger Mann gebildeten Standes, der ihn auf sein Ersuchen nach Bunkers-Hill, diesem für den Patriotismus und die Freiheit der Americaner so wichtigen Erdfleck begleitete, den Weg dahin nicht kannte und daß das dort errichtete Denkmal des Sieges über die Engländer nur von Holz und Ziegelsteinen und ohne Inschrift ist. Anziehend ist die Beschreibung eines Besuchs beim Expräsidenten Adams, der, ein zweiter Cincinnatus, auf seinem Landhause in würdevoller Muße prunklos, aber anständig lebt und in seinen Gesprächen den practischen Weltweisen und Staatsmann verräth. Der gesellschaftliche Zustand von Boston hat Vorzüge vor dem von New-York, obwohl „der Sauerteig der Aristocratie dort das Uebergewicht zu haben scheint," und eine Art von Rangordnung, höchst lächerlich unter einer freien populären Regierung, unter den Einwohnern eingeführt ist. In Boston darf sich niemand, dem an seinem guten Rufe gelegen ist, in den zum Gottesdienste bestimmten Stunden außer der Kirche sehen lassen und Leute von allen Religionssecten würden dies dem nämlichen Individuum zu einem verhaßten Vergehen anrechnen, welchem sie unbedenklich verzeihen, wenn er seinen Gläubiger betrügt. — Der Verfasser bestätigt die Bemerkung mehrerer Reisenden, daß die Americaner sehr lästige und neugierige Frager sind, und liefert zum anschaulichen Beweise zwei komische Gespräche mit einem reisenden Americaner.

Der vierte Bericht handelt von Philadelphia. Diese Stadt machte anfangs auf den Verfasser einen sehr günstigen Eindruck und erweckte bei ihm hohe Begriffe von der Solidität ihres Wohlstandes, ob wohl hier weniger Geschäftig-

Digitized by Google

keit, Munterkeit und Leben ist als in New-York. Allein bald bemerkte er bei den Einwohnern einen Hang zur Schaustellung äußeren Glanzes in Dingen, welche der öffentlichen Ansicht des Publicums bestimmt sind und dagegen in andern Dingen, namentlich im Innern der Haushaltungen, Ordnungslosigkeit und sogar einen Mangel an Reinlichkeit. Der starke Wechsel eines hohen Grades von Kälte und Hitze bezeichnet das Clima von Philadelphia und seine Einwirkungen, wahrscheinlich verstärkt durch andere Ursachen, namentlich bei dem weiblichen Geschlechte durch starke Ofenhitze und bei den Männern durch übermäßigen Gebrauch geistiger Getränke, zeigen sich deutlich im äußeren Ansehen der Einwohner. „Die Frauen sehen hier im 27sten Jahre eben so alt aus, als in London im 40sten. Sie suchen daher ihren Reizen durch Schminke nachzuhelfen, ein Hülfsmittel, welches selbst die Quäkerinnen nicht verschmähen." — Hr. F. wohnte in Philadelphia der Wahl eines Gouverneurs des Staats Pensylvanien bei und bemerkte, daß die Führer der Parteien beider Mitbewerber sich unverholen bei den Stimmgebern der Bestechung bedienten.

Von der Lage armer Einwanderer aus Europa, die sich zur Vergütung der Ueberfahrtskosten dem Schiffscapitain auf eine Anzahl Jahre zu arbeiten verbindlich machen, liefert der Verfasser aus eigner Ansicht ein trauriges Gemälde. Während seiner Anwesenheit in Philadelphia traf dort die Brigg Bubona mit einer Ladung dieser sogenannten Redemptioners aus dem Texel ein. Hr. F. begleitete einen Einwohner, der einen Schuhmacher suchte, an Bord dieses Schiffes. „Eine empörende Scene des Mangels und Elends," sagt der Verf. „bot sich unsern Augen dar. Als mein Begleiter sich erkundigte, ob ein Schuhmacher am Bord sey, trat der Schiffscapitain hervor. Sein Aeußeres verrieth sein Geschäft; er ist ein Americaner von entschloßner Miene und sein Auge funkelt von algierischer Grausamkeit. In holländischer Sprache rief er die Schuhmacher herbei und nie werde ich die jetzt folgende Scene vergessen. Die Unglücklichen eilten, ohne Zweifel im Vorgefühl der nahen Erlösung aus ihrem qualvollen Kerker, voll Freude herbei. Ihre Kleidungsstücke, wenn Lumpen diesen Namen verdienen, verbreiteten einen verpestenden Geruch. Einige waren ohne Hemden; andere trugen Hemden, gröber als die schlechteste Packleinwand. Das Verdeck war schmutzig. Die Plätze zum Kochen, zum Waschen und zu gewissen andern Bedürfnissen waren unmittelbar neben einander, und so groß ist die Barbarei der dies Geschäft treibenden Americaner, daß jüngst in einem dieser Schiffe 500 Retemptioners zu-

Digitized by Google

sammengedrängt waren, wovon 80 unterwegs starben." Diese Angabe ist nach öffentlichen Blättern noch weit unter der Wahrheit. Es ist nämlich im Congreß behauptet, daß vor einiger Zeit ein Schiff 1287 Passagiere an Bord genommen habe, wovon 700 unterwegs und überdieß eine bedeutende Anzahl kurz nach der Ankunft zu Philadelphia an Krankheiten und Schwäche gestorben seyen, und daß von 5000 im Laufe des Jahres 1817 zu Antwerpen eingeschifften Personen ein Fünftheil unterwegs den Tod gefunden habe. Bekanntlich ist seit der Erscheinung vorliegender Schrift diesen schrecklichen Mißbräuchen durch eine eben so strenge als wohlthätige Verordnung des Congresses vorgebeugt.

Selbst in gottesdienstlichen Versammlungen finden strenge Scheidungen zwischen Schwarzen und Weißen statt. Der Verf. besuchte den Gottesdienst in den beiden Kirchen der Secte der Convulsionäre, einer äußerst fanatischen Abart der Quäker; in der „Africanischen Kirche" erschienen nur schwarze, und in der Ebenezer Kirche nur weiße Mitglieder dieser Sekte. Die ausführliche Beschreibung des in beiden Versammlungen getriebenen fanatischen Unsinns übersteigt Alles, was man in dieser Art bis jetzt von christlichen Sekten gehört hat. „Wären die Bewohner von Bedlam losgelassen," sagt der Verfasser, „sie hätten sich nicht unsinniger benehmen können."

In Philadelphia sind nicht nur die Bequemlichkeiten, sondern auch manche nothwendige Bedürfnisse des Lebens übertrieben theuer; Kleidungsartikel und fast alle zu einer Haushaltung erforderlichen Gegenstände sind brittische Fabricate und 25 bis 100 Procent theurer als in London. Von den Preisen der Bedürfnisse und des Arbeitslohns liefert der Verfasser ausführliche Verzeichnisse.

Der fünfte Bericht ist aus Shawnee-town in Illinois datirt und enthält Bemerkungen auf der Reise von Philadelphia. Reisende zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen füllten die Landstraße auf ihrem Wege in das westliche Land. Sie reiseten meistens in Gesellschaften, um sich einander bei der Fahrt über die rauhen und steilen Gebirge zu helfen, und ihre Fortschritte waren äußerst langsam und beschwerlich. „Ach, wollte Gott, wir hätten nie unsre Heimath verlassen!" so klagte die Frau eines Auswanderers. Auf der Höhe der Allehang-Gebirge giebt es keine andere Wohnung als Hütten von Baumstämmen und der Charakter dieser Berg-bewohner ist kalt, unfreundlich, gefühllos und selbstsüchtig. Alle Emigranten klagen über die ungeheuern Preise in den

dortigen elenden Wirthshäusern, wo Hr. F. nichts haben konnte, als Rum und Kornbranntwein. — Pittsburg, am Zusammenflusse zweier Flüsse, deren vereinigte Gewässer einen dritten bilden, welcher eine unmittelbare Gemeinschaft mit dem atlantischen Meere, wiewohl in einer Entfernung von 2500 englischen Meilen, gewährt, ist vielleicht der anziehendste Ort in den vereinigten Staaten, und obwohl nicht, wie die Einwohner es nennen, ein zweites Birmingham, dennoch durch seine vortheilhafte Lage der Verbindungspunct zwischen Neu- und Alt-America, und wird vielleicht in Zukunft für die westlichen Staaten eben so wichtig werden, als Birmingham für England. — Schon findet man hier eine öffentliche Schaubühne, wo Hr. F. den Hamlet aufführen sah; doch kann man sich von der Beschaffenheit derselben daraus einen Begriff machen, daß der Schauspieler, welcher die Rolle des Horatio gab, völlig betrunken und äußerst schmutzig war. — Von Pittsburg gelangte der Reisende über eine ununterbrochene Ebene, bestehend aus dichten Hochwäldern und Wiesen von 8 bis 10 Quadratmeilen, in den Staat Ohio. Jene Wiesen sind mit grobem, schilfähnlichen Grase bedeckt und mitunter überströmt. Auch herrschen in der Nähe derselben intermittirende Fieber. Zwar heißt es im ersten Artikel der Constitution des Staates Ohio: Alle Menschen werden in gleichem Grade frei und unabhängig geboren; allein dennoch wissen die Einwohner dieß Grundgesetz zu umgehen. Sie kaufen nämlich in den sogenannten Sclavenstaaten Negerkinder und nehmen sie als Lehrlinge in ihre Dienste. Einige sind grausam genug, sie bei der Annäherung des Ablaufs ihrer Lehrlingschaft nach Natchez, wo ein starker Sclavenhandel getrieben wird, zu bringen und dort zu verkaufen.

In den westlichen Staaten sieht man fast nichts als Papiergeld, und zwar durchgängig kleine Banknoten von 3¼ Pence bis 2 Schilling 6 Pence; das wenige circulirende baare Geld besteht in spanischen Piastern, zerschnitten in Hälften, Viertheile und Achttheile. Sogar Banknoten werden zerschnitten und bleiben so in Umlauf. Die Banknoten werden durchgängig mit einem, nach der örtlichen Lage der Städte von 5 bis 50 Procent verschiedenen, Disconto ausgegeben oder empfangen, und der Verfasser meint, wenn er diesen Handel verstanden hätte, würde es ihm ein Leichtes gewesen seyn, seine sämmtlichen Reisekosten zu gewinnen, wenn er an dem einen Orte die in der Stadt, wohin er reis'te, ausgestellten Banknoten eingekauft hätte.



Digitized by Google

Beim Eintritte in den Staat Kentucky bemerkte Hr. F. einen großen Wechsel im Volkscharacter, namentlich einen weit größeren Hang zur Geselligkeit. Sehr auffallend war ihm jedoch mit Grund ein öffentlicher Anschlag in einem angesehenen Gasthofe, des Inhalts: „daß kein Gast das Sattelzeug und Pferdegeschirr eines andern ohne dessen Einwilligung mitnehmen solle." Noch mehr erregte die unverdiente Mißhandlung eines, nicht einmal in seines Peinigers Diensten stehenden, Negerknaben seinen Unwillen. Ueberdies sind die Einwohner von Kentucky starke Trinker, Flucher und Spieler. Unter diesen Umständen „wagt Hr. F. nicht, zu entscheiden, ob sie den Ruf des Edelmuths und des regen Gefühls, worauf sie Anspruch machen, wirklich verdienen."

Die Bewohner der sogenannten Hinterwälder (backwoods) von Illinois bestehen aus einem bunten Gemische von indianischen Jägern, Squatters *), Landwucherern, Rechtsgelehrten, Aerzten und Landwirthen, welche Ländereien auf Speculation bewirthschaften.

Der sechste Bericht beschreibt die Reise von Illinois über Natchez nach Neu-Orleans und von dort nach Washington, und beginnt mit der Erklärung des Verfassers, daß er auf der ganzen, seit seinem letzten Berichte zurückgelegten Strecke von 2000 Meilen keinen einzigen, zu einer Niederlassung für ihn oder irgend jemand von seinen Committenten geeigneten Fleck gefunden habe. Natchez, ein Landungsplatz am Mississippi, ist so ungesund, daß ein Viertheil der ganzen Bevölkerung im Laufe von fünf Wochen an einer grassirenden Krankheit starb. Neu-Orleans ist, seit es seiner Handelsfesseln enthoben ward, eine äußerst blühende Stadt; die Sitten sind jedoch sehr locker; Sonntags wird auf den Marktplätzen verkauft, Läden, Schaubühnen und Ballsäle sind geöffnet; die Stadt ist voll Spielhäusern und alle Kaffeehäuser sind nebst der Börse täglich vom Morgen bis in die Nacht von Spielern besetzt. Unter den zahlreichen öffentlichen Vergnügungen war zur Schande der Menschlichkeit und des Geschmacks der Einwohner auch ein Kampf zwischen Stieren, Hunden und einem Tieger. „Bei dem allen", sagt der Vf., „empfehle ich unbedenklich Neu-Orleans denen, die reich werden, und ein kurzes, aber lustiges Leben führen wollen."

*) Ein ohne Umschreibung nicht übersetzbares Wort, gebildet aus dem Zeitworte: to squat, niederhocken, niederkauern, deutend auf momentane, nicht häusliche Niederlassung.

Digitized by Google

„Von der neuen Hauptstadt der vereinigten Staaten kann Alexandria als der Hafen, Georgetown als der Krämersitz, und Washington selbst als die Niederlage der Staatsbeamten, derer, die nach öffentlichen Stellen haschen*), so wie der Gastwirthe, gelten. Niemand von diesen Allen scheint jedoch in sonderlichem Wohlstande zu seyn. Die Einwohner" — ohne Zweifel die Staatsbeamten ausgenommen — „stehen um ein Jahrhundert hinter Boston und ein halbes Jahrhundert hinter Neu-York zurück." Ueber die Congreßversammlung, den Einfluß der Rechtsgelehrten, über die Richter und den sogenannten Caucusverein zur Leitung der Präsidentenwahlen, läßt sich der Vf. weitläufig heraus, und zwar im Ganzen keineswegs zum Lobe der Individualitäten. Wir übergehen indeß diese Einzelnheiten, um so mehr, da in der vorstehenden Analyse von Bristed's Werk (No. I.) schon davon gehandelt ist.

Der beschreibende Inhalt des siebenten Berichts betrift bloß die Stadt Baltimore, wo mehr als irgendwo in den V. St. ein tödtlicher Haß gegen England herrscht.

Der achte und letzte Bericht ist hauptsächlich der Critik von Birkbek's Briefen über Illinois gewidmet und schließt mit des Vfs. Meinung über die Frage: welche Classen brittischer Unterthanen durch Auswanderung nach Amerika gewinnen könnten? Er rechnet hieher erstlich die ganz Armen, welche arbeitslos, aber arbeitsfähig sind, und sich der Nothwendigkeit öffentlicher Unterstützung entziehen wollen; zweitens Handwerker, die für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse arbeiten; drittens Pächter kleiner Besitzungen, wenn sie sich stark genug fühlen, viele Entbehrungen zu erdulden. „Leute von geringem Vermögen", fährt der Vf. fort, „die sich wenig um Politik kümmern, denen die Lebensbequemlichkeiten Englands vielleicht zum wesentlichen Bedürfnisse geworden sind, die aber ihre Ausgaben einzuschränken wünschen, würden sehr zweckwidrig handeln, wenn sie nach America auswanderten."

Schließlich faßt Hr. Fearon das Ergebniß seiner Wahrnehmungen folgendermaßen zusammen: „Der Auswanderer nach America darf zu finden erwarten: — nicht etwa ein ge-

*) Im Englischen mit einem neugeschaffnen Substantive: placehunter, wofür in Deutschland, wo die Sache nichts weniger als unbekannt ist, ein treffendes Wort zu wünschen wäre. Stellenjäger oder Stellenhascher möchte schwerlich befriedigend scheinen.



Digitized by Google

selliges, edelmüthiges Volk, — nicht ein Volk von umfassenden Ideen und freisinnigen Meinungen, gegen welches man seine Gedanken frei wie Luft äußern kann, und das gegen die Vertheidiger der Freiheit in Europa freundschaftlich gesinnt ist, — nicht ein Volk, bei dem die Erkenntniß der Freiheit auf Forschung und Grundsätzen beruht und welches den Sinn der Worte Ehre und Edelmuth faßt; wohl aber findet er ein Land, im Besitze der größten bürgerlichen und politischen Vortheile, welche die Aufklärung nur immer gewähren kann, — ein Volk, welches den vollen Lohn seiner eignen Arbeiten erndtet, keine Zehnten bezahlt und keinen drückenden Abgaben ohne Repräsentation unterworfen ist, — ein Volk mit einer geringen Nationalschuld, — ein Volk ohne Spione und Angeber, — ohne ungeheure stehende Heere, — und endlich eine milde, wohlfeile und vernünftige Regierung.

## VI.

Edda Saemundar hinns Froda. — Edda rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta. Pars II. Odas mythico-historicas continens. Ex codice bibliothecae regiae haviensis pergameno, nec non diversis legati arna-magnaeani et aliorum membranois chartaceisque melioris notae manuscriptis. Cum interpretatione latina, lectionibus variis, notis, glossario vocum, indice nominum propriorum et rerum, conspectu argumenti carminum et IV appendicibus. Hav. 1818. in 4to. XXXIV et 1010 pag. *)

Auf die mythischen Lieder, welche der erste Band, dessen Beurtheilung nicht hierher gehört, enthält, folgen in natürlicher Ordnung die epischen oder, wie sie nach der Ansicht der Herausgeber genannt sind, die mythisch-historischen. Sie sind auf folgende Weise eingetheilt: 1) Das Lied von Wölund. 2) Lied von Helge dem Haddingen-Held (dem Sohne Hiorvard's) oder das erste Lied von Helge. 3) Lied von Helge dem Hundingstödter, oder das zweite Lied von Helge. 4) Das andere Lied von Hel-

*) Aus Unachtsamkeit des Setzers erscheint diese Beurtheilung an dieser Stelle. Sie sollte unmittelbar dem ersten Aufsatze in diesem Stücke über die altnordische Literatur folgen, da sie mit diesem gewissermaßen ein Ganzes ausmacht. D. Red.

Digitized by Google

ge dem Hundingstödter oder das dritte Lied von Helge. 5) Von dem Tode Sinfiötle's. 6) Griper's Weissagung oder das erste Lied von Sigurd dem Schlangentödter. 7) Zweites Lied von Sigurd, erste Abtheilung. Zweites Lied von Sigurd, andere Abtheilung. 9) Das erste Lied von Brynhild oder Sigurdrifa's Lied. 10) Drittes Lied von Sigurd. 11) Bruchstück aus dem zweiten Liede von Brynhild. 12) Todesfahrt von Brynhild. 13) Das erste Lied von Gudrun. 14) Mord der Niflungen. 15) Das zweite Lied von Gudrun. 16) Das dritte Lied von Gudrun. 17) Klage der Oddrun. 18) Das grönländische Lied von Atli. 19) Die grönländischen Lieder von Atli. 20) Das Lied von Hamdir. 21) Der Gudrun Aufreizung. Hierbei ist zu bemerken, daß Nr. 5 und 14 nur kurze prosaische Stücke enthalten und nicht mehr die Lieder selbst, so daß deren in der That nur 19 sind. Dagegen ist noch zugefügt, 22) Gróu Galdr, Zauberruf der Gróa, der aber nicht hierher gehört, sondern als eine Zugabe zu den mythischen Liedern des ersten Bandes zu betrachten ist. Als Anhang ist Gunnars-Slagr (fidicinium Gunnaris) eine neuere, aber geschickte Nachahmung, mitgetheilt. — Das erste Lied von Wölund steht hier nur in einer entfernteren Beziehung auf den Fabelkreis, hätte aber, zumal da sich die nähere Verflechtung damit aus der Wilkina-Saga ergibt, nicht fehlen dürfen. Die drei Helgenlieder und das Bruchstück von Sinfiötle's Tod sind gleichsam die Vorgeschichte der Fabel, deren engern Ring die sechszehn oder, nach obiger Bemerkung Nr. 14 nicht mitgezählt, die funfzehn Rhapsodien Nr. 6 bis 21 bilden. Bei den Ueberschriften scheint uns das Zusammenfassen und die daher entstandenen Unterabtheilungen in Ziffern nicht günstig; so verwirrt man leicht Nr. 6, 7, 8 und 10 und es ist viel natürlicher Nr. 6 blos Gripisspá und N. 8 Fafnismál zu nennen.

Was zuerst den Text betrifft, so liegt die beste Handschrift von Pergamen auf der königl. Bibliothek zu Grund, eine noch vorzüglichere auf der Universitäts-Bibliothek besteht leider nur aus sieben Blättern; unter den papiernen, welche benutzt sind, ist die Suhmische anzumerken, weil sie eine andere Recension als die königliche enthält, wenigstens nach der Meinung des Gudmund Magnäus; man vergleiche deshalb S. 326 N. d. — Die Feststellung und Vergleichung des Textes und Ausarbeitung der Noten war zwei Stipendiaten des Arnamagnäanischen Instituts, Gudmund Magnäus, der schon

am ersten Bande gearbeitet hatte, und John Johnson, dessen schon oben bei der Niäla-Saga rühmlich gedacht ist und der gleichfalls beim ersten Bande thätig gewesen, aufgetragen; beide waren Isländer, um des großen Vortheils, welche diesen die Muttersprache bei Erklärung der alten Gedichte gewährt, nicht zu entbehren. Jetzt zeigte sich jenes Schicksal, das die Herausgabe der altnordischen Denkmäler auf eine so eigene Weise begleitet. Die langsam vorrückende Arbeit war im Anfange des Jahres 1793, also vor 25 Jahren, beendigt, doch bei genauer Prüfung sahen sich die Ephoren des Instituts damit nicht völlig zufrieden gestellt: Gudmund war hin und wieder zu weitläuftig, in der Critik aber und dem Commentar zu eilfertig gewesen. John Olaffen (von Svefnöe, Hypnonesiensis, von dem es in der Vorrede heißt: in poesi septentrionali facile princeps), einer der Ephoren, übernahm eine Durchsicht und Ueberarbeitung, so wie beim ersten Bande durch Gunnar Paulson's Commentar die Uebersetzung des Gudmund Magnäus berichtigt war. Mancherlei Hindernisse, endlich Altersschwäche, waren Schuld, daß er die Arbeit nur bis etwas über die Hälfte vollenden konnte. Das Unternehmen stockte jetzt lange Zeit. Als man endlich, nachdem John Olaffen und Gudm. Magnäus gestorben waren, John Johnson aber nach Island zur Verwaltung eines Amts zurückgekehrt, mit dem Drucke des einmal Vorhandenen beginnen wollte, zeigte sich eine neue Widerwärtigkeit: von den zwölf durch Olaffen zum Drucke ausgearbeiteten Liedern waren zwei, die beiden Lieder von Helge dem Hundingstödter, abhanden gekommen. Diesen Verlust zu ersetzen, die Indices und ein noch ganz fehlendes Glossarium abzufassen, wurde der durch gelehrte Arbeiten schon bekannte und im Herbst 1812 aus Island nach einem elfjährigen Aufenthalte zurück gekommene Finn Magnussen ausgewählt. Eine andere, aufs neue von Hallgrim Scheving auf Island unternommene Bearbeitung der beiden Helgenlieder kam zu spät und konnte nur im Glossar und bei den Indicibus benutzt werden. Fünf Jahre waren zu dem Drucke nöthig.

Von einem Texte, an welchem vier und zumal darunter ausgezeichnete Kenner der altnordischen Sprache und Dichtung gearbeitet, läßt sich schon etwas Vorzügliches erwarten. Die Vortheile einer solchen Gemeinschaft sind so überwiegend, daß der Nachtheil derselben, wohin man die immer etwas verschiedene, zu Grunde gelegte Ansicht von critischer Behandlung rechnen kann, nicht in Betracht kommt. G. Magnäus scheint am geneigtesten zu Conjecturen gewesen zu seyn. Im Ganzen also

Digitized by Google

betrachtet, haben wir einen sorgfältigen und lobenswürdigen Text und eine fleißige und genaue Uebersetzung erhalten, gleichfalls ist in den Anmerkungen viel schätzbares, zum Verständnisse des Einzelnen führendes, enthalten. Eine auf diese Vorarbeiten sich stützende, aus einem Gusse gearbeitete, reinere Recension, (welcher dann auch manches geringerer Art, z. B. eine folgerechte Orthographie, von selbst zufällt,) wird nicht ausbleiben. Manches für die höhere Critik wird sich, wenn man Zeit und Styl der verschiedenartigen Lieder genauer zu unterscheiden gelernt hat, auch die Weise ihrer Auffassung näher kennt, ergeben; ferner muß die beständige Rücksicht aufs Metrum noch Verbesserungen herbeiführen. So hätten wir bei dem Wölundslied, nach erster Durchsicht, etwa folgende Anmerkungen zu machen, die, zumal da sie in dem manches Vortheils beraubten Auslande entstanden sind, auf Nachsicht Anspruch machen. Str. 1 und 3, orlog drygia, ut fata constituerent, orlog hat aber hier gewiß die nähere Bedeutung von Krieg, wie auch im contextus p. 964 vermuthet wird; die Wahlküren wollten in den Krieg ziehen, das Schicksal der Schlacht zu bestimmen. Str. 2. svanfiadrar dró, hier scheint, wie wir schon bemerkt, eine Zeile zu fehlen, etwa: er Slagfinni hendur um sleyngdi. Str. 3. thrádo, desiderio tenebantur (Note 9 ist der zwar richtige Infinit. threya angegeben, aber thrá kommt nur im Glossar vor). Dieses Wort scheint eigenthümlich das Treibende, die Unruhe der Wahlküren zu bezeichnen, daher heißt es auch in Hrafnagaldr (Edda I, p. 206): thrá walkyrior. — naudr um skildi, necessitas rem mutavit; Finn Magnussen erklärt necessitas hernach noch durch fatum, da aber die Wahlküren selbst das Schicksal bestimmen und von sonst einer Nothwendigkeit nicht die Rede seyn kann, so empfiehlt sich eine andere Erklärung von naudr durch necessitudo, Verwandtschaft, (wie in Atlamál, naudmadr, homo necessarius vorkommt,) Band, Ehe; skildi wäre dann passive zu nehmen; auch ist in der Niála von skil und skilit bemerkt, daß dieser Ausdruck bei Ehescheidungen gebraucht wird. Der Sinn der Stelle also wäre: ihre Ehe ward aufgelöst. Str. 5. ist der Alliteration wegen statt liósar quanar zu lesen: biártar. Str. 6. vegreigr und Str. 8. vedreygr, da jedesmal der Zustand des von der Jagd zurückkehrenden Schützen beschrieben wird, auch der vorangehende Halbvers derselbe ist, so müssen beide Worte wohl in Uebereinstimmung gebracht werden, was auch dem epischen Style nach nothwendig ist. Periculis strenuus scheint aber hier pas-

Digitized by Google

sender als eundo alacer. Str. 6. negldar bryniar, dazu ist eine Stelle aus dem Nibelungenlied anzuführen „von genagelten richen pfellen vil der schilde breit. (Hohenems. Hs. zu Wien 5189.) Vergl. auch Wigalois von Benecke v. genagelt. — Str. 14. die letzte Zeile: era sá nu hyrr, er or holti ferr bezieht G. Magn. auf Wölund, der in die Gefangenschaft abgeführt werde, das geht nun wohl den Worten nach (ob es gleich natürlicher hieße: der aus dem Hause weggeführt wird), aber dann stehen die vorangehenden Zeilen ganz abgerissen. Finn Magnussen bezieht es daher auf Nidud und legt dem Wölund die Worte in den Mund, allein Nidud fährt ja nicht eben aus dem Holze, den Wölund zu besuchen, er ist längst da, war versteckt und Wölund weiß nicht, wo er herkommt. Der Sinn der ganzen Strophe bleibt also dunkel, wahrscheinlich ist sie verderbt, und sie nach der dritten zu setzen scheint doch noch das beste Auskunftsmittel. Wie sollte Wölund, der sich beklagen will, anfangen dem Nidud von seiner Familie vorzuerzählen. Ueberhaupt läßt das Lied hin und wieder verderbte oder zerstückelte Stellen vermuthen, z. B. bei der Wiederholung Str. 4. und 8.: kom thar ꝛc. Man sieht wenigstens nicht, warum Str. 4 nicht auch Wölund bei den von der Jagd Zurückkehrenden genannt wird, da er doch mußte mit den beiden andern ausgezogen seyn. Str. 20. yeer lát für láte. Str. 22. seldi ist wohl, wie Str. 23. und 33., in sendi abzuändern, der epischen Einförmigkeit wegen. In Str. 24. fehlt wahrscheinlich eine Zeile, worin es heißt, daß Baudvild den Ring zerbrach. Str. 26. das schwere Wort ividgiarn ist hier durch ividgrannr, welche Leseart auch vorkommt, neutiquam tenuis erklärt (im Glossar fehlt es ganz. Olaffen schlägt in der Note vor i vid giór, im Walde vollbracht und bezieht es auf jenen dem Wölund im Walde geraubten Ring; das ist scharfsinnig, allein die Uebereinstimmung mit dem invidies-gern, fraudulentus, in der altsächsischen Evangelienharmonie ist zu wichtig, um das Wort nicht zu erhalten; ivid ist altdeutsch; fraus, dolus malus angelsächsisch inwit. Str. 27. wünscht Wölund, daß ihm seine Sehnen nicht zerschnitten wären und er noch auf seinen Füßen stehe, dann heißt es unmittelbar: lachend hob er sich in die Höhe. Dabei steht die unpassende Anmerkung: poeta Volundum mira quadam et supernaturali ratione voti compotem factum esse praedicat. Wir wissen aber aus der Wilkina-Saga Cap. 20 bestimmt, daß er durch Hülfe eines kunstreich verfertigten Federkleides entfliegt; die Strophe, die dies erzählt, ist wiederum untergegangen. Str. 35. Nidud

Digitized by Google

sagt, niemand sei so groß, daß er den Wölund vom Pferde ziehen könne, d. h. dieser schwebt in der Luft, sein Pferd ist die Luft. Str. 39. bei augurstund, hora molesta, wäre doch wohl die andere Lesart angurstund, Angststunde, vorzuziehen, wie angrliod vorkommt. Str. 39 steht Nidadr wie sonst auch, dagegen Str. 29. Nidudur, diese Form aber, welche auch die bessere scheint, ist nur in den Index der Eigennamen aufgenommen.

Auf diese Weise fortzufahren, würde hier zu weit führen, wir heben daher aus den andern Liedern nur einiges aus. S. 43. Str. 28. mund heißt Hand und thrennar mundir meyia heißt: dreierlei Jungfrauen. S. 51. Str. 40. hug skalltu deila, weder die Erklärung von G. Magnäus, animi affectum moderare, paßt zu den Worten, noch die von Olassen: animi affectum dividas (inter me et fratrem) in den Zusammenhang. Theile meine Gedanken heißt hier: höre mich an, habe Acht auf meine Worte; was in der folgenden Strophe heißt: ef thu vill mino mali hlyda. S. 90. Str. 4. hvar her megir heyia eigudi, es ist ohne Zweifel wegen der in der folgenden Strophe entsprechenden Antwort zu lesen: heima eigudi. — S. 108. at lithi lofdúngs, super populum regis; es scheint aber dem Zusammenhang angemessener zu verstehen: at hlithi, an dem Grabhügel, wo der Verstorbene leuchtend erscheint. — S. 172. Anm. 13. soll api, Affe, als ein neueres Wort in den Text nicht passen, dennoch kommt es ganz auf diese Art und mit demselben Beiworte osvidr in Hávamál und Grimnismál vor. — S. 234. soltnar thyar, hat nach dem Zusammenhange die alte Bedeutung: todte Mägde. Sie sagen: genug sind todt (werden mitverbrannt), wir wollen leben; vergl. Str. 65. — S. 243. miötudr ist hier bedeutender (wie es auch S. 347. Str. 14. vorkommt) der Weltschöpfer, das Schicksal, obgleich auch Schwert einen natürlichen Sinn gibt. — S. 300. Str. 13. heißt es, sie stickte: sali suthrána ok svani danska, deutsche Häuser und dänische Schwäne; hier scheint aber svanr für Frau zu stehen, was einen natürlichen Gegensatz zu den Häusern und einen bessern Sinn an sich gewährt. In Hrafnag kommt svanni für femina vor. — S. 334. Str. 10. ist sva übersetzt durch ita und angenommen, daß bót fehlt. sva bót Gudrún sinna harma, so rächte Gudrun ihre Leiden; es scheint aber sva hier von einem Verbum herzuleiten, das wie svása (unser altdeutsches entschweben) besänftigen, sopire, bedeutet. So stillte sie ihren Kummer, freilich: indem sie sich rächte. — S. 358. Str. 30. ist eine merkwürdige Stelle;

Digitized by Google

es wird darin erzählt, daß Gunnar in der Höhle alle Schlangen durch sein Spiel eingeschläfert, nur eine sei nicht zu besänftigen gewesen. Sie drang zu Gunnar's Herz, dies war die Mutter Atli's, móthir Atla. In der Note heißt es: nimirum in anguem transformata. Diese Mutter Atli's wird weder in den Liedern noch in andern hierhergehörigen Sagen ein einzigesmal genannt oder nur auf ihr Daseyn angespielt; eben so ist es auffallend, daß sie, ohne daß dieser Umwandlung gedacht wäre, gleich als eine Schlange erscheint. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie blos durch ein Mißverständniß oder einen Schreibfehler entstanden und modir nadra, Mutter der Nattern, zu lesen ist, d. h. die größte, mächtigste Schlange. Beweisend ist, daß die Wolsunga-Saga, die doch eine andere Recension vor sich hatte, ganz in Wort und Sinn damit übereinkommend, lies't: ein nadra mikil ok illeleg (Cap. 46). Daß alle Handschriften Atla lesen, ist nicht zu verwundern, da wir durch die gemeinschaftliche große Lücke wissen, daß sie alle zu einer Familie gehören. Noch sonst ist diese Stelle wichtig, weil sie dann die Neuheit von Gunnarsslagr, wo diese Mutter Atli's eingeführt ist, unwidersprechlich darthäte. — S. 377. Str. 14. Bicca greppar, feroces viri, sind ohne Zweifel treulose Männer in Beziehung auf den treulosen Bicci. Der Ausdruck ist vorausgenommen, da der Verrath Bicci's erst später in der Sage vorkommt, aber sehr passend, denn auch Atli hatte Verrath im Sinne. S. 382. ist der Alliteration wegen statt folginn zu lesen getinn. — S. 386. Str. 25. Die allein richtige Erklärung von Kumblasmidr ist im Glossar nachgetragen: tumulorum auctor. — S. 399. Str. 35. ut geck-at reifa giold raugnir, exiit exhibitum officia regi debita; giald ist aber hier natürlicher in der Bedeutung von poena zu nehmen. Gudrun gnig, um den Fürsten d. h. Gunnar zu rächen. Statt bratha barnáfku brádor inn kapp-svinna ist zu lesen: brá tha barn-áfku brudur in kepp-svinna: da richtete die Kinder zu Grunde das listige Weib.

Das Glossar ist von Finn Magnussen mit Sorgfalt und Gelehrsamkeit ausgearbeitet und zeichnet sich durch größere Vollständigkeit vor dem des ersten Bandes aus. Auch ist hier im Etymologisiren weiter gegangen, namentlich sind die orientalischen Sprachen mehr herzu gezogen. Die Vergleichung damit wird ihren Vortheil erst bei genauerer Kenntniß der Grammatik und Formen bewähren, bis jetzt kann man noch immer mißtrauisch seyn, da ein bloßes Suchen nach der Wurzel leicht täuscht. Wir können bei nahe liegenden Sprachen die Beispiele

Digitized by Google

dafür nehmen: ohne Zweifel ist der Vf. mit der deutschen recht gut bekannt, dennoch bleibt es uns unverständlich, wie er bei kära, klagen, unser kehren hat anführen können, bei sar, vulnus, unser Geschwür, und die Partikel zer (wir haben altdeutsch diu sere und noch heute versehrt); bei sättr, reconciliatus, unser sanft, was gar nichts damit zu schaffen hat; sich setzen brauchen wir dagegen noch von dem Beilegen eines Streits oder bei Anordnung eines verwikkelten Verhältnisses. Dagegen war unser sänftigen bei sefa, sefia anzuführen. Bei vath lag unser altdeutsches wat viel näher als das heutige Gewand, welches sollte angeführt werden, es steht aber, wahrscheinlich durch einen Schreibfehler, Wand da, was nur paries bezeichnet. Bei vöxtr ist Wuchs nicht angegeben, sondern Wachsthum, was etwas anders aussagt, und Wachsung, welches eine bei uns nicht übliche, sichtbar von einem Fremden gebildete Form ist. Bei thy, serva, lag Dieb völlig ab, Diener konnte zur Vergleichung daneben gestellt werden, wenn wir nicht dasselbe Wort im Altdeutschen auch hätten: diu. Ebendaher war zu slod, via trita, unser sla zu bemerken, zu sim, simi aber Sime, was die Vogelsteller noch heute von ihren Seilen gebrauchen. Zu gagl, pullus avis, gehört unser Küchlein. Fehlende Wörter sind uns bisher nicht viel aufgestoßen, es gehört dahin: acka ek AM. 13, angurliod H. II. 44, angurlauß H. II. 45; haufdi halda O. 20; halfo fremr HM. 2; koma in der Bedeutung von berühren; hefir hiorr komit hiarta H. I. 40; rúnar o-spiltar und o-villtar B. I. 19; sprutto HM. I.; thrimr Gh. 10. Das Zeitwort bregda verdient eine genauere Erläuterung seiner verschiedenen Bedeutungen. Bei dem schwierigen Worte hypia ist die ganz entsprechende Stelle tottrug hypia in Rigsmál Str. 16 übersehen, auch wäre heppa ein Bettlerweib in der Wilk. S. anzuführen. Bei as-kunnr fehlt Aq. 28 bei heyia H. II. 4. bei Kalkar S. III. 37., bei Jarkna-steinn Vq. 23. 33. Wahrscheinlich ist unter Jarkna-steinn ein schwarzer Achat zu verstehen, und zwar, da er Augen, welche Wölund daraus macht, ähnlich seyn muß, eiförmig, da Gudrun gleichfalls einen solchen Stein aus dem Kessel holt, hat er schon deshalb diese Gestalt haben müssen, denn nach dem Schwabenspiegel Cap. 37 mußte der Stein beim Kesselgriffe die Form eines Hühnereis haben. Er ist also wohl der Rabenstein, von dem in der Hervararsage ein Räthsel steht. Auch darf man an die in altheidnischen Grabhügeln bei uns

Digitized by Google

nicht selten gefundenen ganz eiförmigen glatten Steine erinnern.

Nach dem Glossar kommt ein Index nominum propriorum, zuweilen mit etymologischen Erklärungen, die hier besonders schwierig sind und zu sehr gewagten Vermuthungen führen. (Heinrich z. B. stammt gewiß nicht von Heidrekr, wir haben noch denselben Namen: Heidenreich.) Es scheint gleichfalls vollständig (nur Sporvitnir aus H. I. 47 haben wir nicht darin gefunden). Der Anfang zu diesem Index liefert eine Uebersicht der Sprachen, welche zur Vergleichung in dem Glossar gedient haben. Darauf folgt ein Contextus carminum, ein Index rerum memorabilium, endlich noch eine Aufzählung der einzelnen schwierigen Stellen. Sämmtlich Arbeiten von Finn Magnussen, welche zeigen, daß dieser Band reichlicher als der erste ausgestattet worden, wo von allen diesen Stücken nur das vorletzte sich befindet. Von besonderm Nutzen, zumal bei dem epischen Charakter dieser Lieder, ist die genaue Uebersicht des Inhalts, deren Werth noch dadurch erhöht wird, daß in den Anmerkungen zur Vergleichung manches Entsprechende aus den Sitten des Orients beigebracht ist. Die rechte Bedeutung davon wird sich gleichfalls erst offenbaren, wenn das ganze Verhältniß zu jenen Ländern, wo die Quellen liegen, die auch in unserer Poesie strömen, genau erörtert und bestimmt ist; eine größere Arbeit, an welcher seinen Theil zu liefern der Vf. ohne Zweifel Beruf hat. Uebrigens hat er in diesen Beilagen bei schicklicher Gelegenheit einzelne Stellen des Textes nach seiner Ansicht verbessert und anders ausgelegt; gewöhnlich ist dies angezeigt, doch nicht immer, namentlich bei kleinern Dingen, so daß man wohl im Contextus eine andere Erklärung als in der Uebersetzung finden kann. Z. B. Aq. 28 heißt der Hort der den Göttern bekannte, dagegen im Contextus und Glossar wird der Fluß Rhein der göttliche genannt, je nachdem man nämlich as-kunnr auf arfi oder Rin bezieht; diese letztere Auslegung scheint den Worten nach vorzuziehen, macht aber das Beiwort ohne Zweifel wichtig. Es gehört also schon genauere Bekanntschaft mit dem Buche dazu, um es nach seinem eigentlichen Werthe benutzen zu können.

Die wohl abgefaßte Vorrede rührt wahrscheinlich von Birger Thorlacius. Sie gibt außer den Nachrichten über die Entstehung und Einrichtung des Buchs auch einige Winke über die Natur dieser Lieder, wobei die aus P. E. Müller's Untersuchungen gewonnenen Resultate, deren wir bei dem zweiten Bande der Sagenbibliothek gedacht haben, zu Grunde lie-

Digitized by Google

gen. Es leidet keinen Zweifel, daß wir diese Lieder nicht sämmtlich besitzen, so auch konnten sie bei der Verschiedenheit ihres Geistes, den Wiederholungen, den Abweichungen im Einzelnen, selbst Widersprüchen, unmöglich einen und denselben Verfasser haben. Die Atli-Lieder, nach einer norwegischen Provinz die grönländischen genannt, zeigen innerlich und äußerlich eine andere Gestaltung der Saga und, wie schon oben bei den dänischen Heldenliedern bemerkt ist, in verschiedenen Zügen eine Annäherung zu der deutschen; dennoch sind beide Gedichte in ihrer Grundlage wieder verschieden (vergl. auch das Glossar v. rynendr). — S. 489. Anm. 5 ist eine sehr wunderliche und ganz gewiß unbegründete Vermuthung (denn sie stützt sich auf eine falsche Erklärung von halfo fremr) vorgetragen: daß Eyvind Skaldaspiller Verfasser von Hamdismál und anderen eddischen Liedern sey. Der Text ist nicht selten verwirrt und verderbt und manches Unvollständige, Abgebrochene, selbst das Einrücken prosaischer Zwischensätze, wo die Erinnerung nur noch dürftig den Zusammenhang behalten hatte, läßt sich durch die Auffassung aus mündlichen Ueberlieferungen erklären. Als später, wenn auch nicht verdächtig, wird das dritte Gudrunenlied und die Atlaquida bezeichnet. Zu der Wolsunga-Saga und der jüngern Edda ergibt sich das merkwürdige Verhältniß, daß diese beides mehr und weniger von diesen eddischen Liedern vor sich hatten, nämlich jetzt ganz verlorene gleich alte oder noch ältere; dagegen ist die Wolsunga-Saga an andern Stellen kürzer oder hat den rechten Sinn nicht verstanden. Genau also dieselbe Natur und Eigenthümlichkeit, welche alle epischen Dichtungen zeigen. Die Mythologie ist (wie beim Homer) zurückgedrängt, blickt aber doch verschiedentlich durch; S. III. der Vorrede ist einiges darüber zusammengestellt.

Eine eigentliche Erklärung der alten Saga ist nicht gegeben, konnte auch nicht wohl, als eine zu weit führende Untersuchung, in dem Plane liegen. Insofern hat der erste Band der Edda einen bestimmten Vorzug, wo Skule Thorlacius die Hauptpuncte der nordischen Mythologie berührt und erörtert hat; diese Abhandlung, wenn gleich nicht erschöpfend, gehört doch mit zu dem Besten, was über diesen Gegenstand bis jetzt geschrieben ist, und man fühlt überall, selbst in der gar nicht leichten Schreibart, den scharfsinnigen und gedankenreichen Geist. Hier ist blos die vorhin besprochene Müller'sche Hypothese angeführt, daß die gemeinschaftliche, aus den asiatischen Stammsitzen mitgebrachte, Grundlage in dem Norden sowohl als in Deutschland unabhängig sich ausgebildet; dort habe man die Sage von Helge, bei uns die von Dieterich hinzugemischt.

Digitized by Google

Man müßte also weiter schließen: während im Norden der Rhein und Atli für nichts anders als die mitgebrachten asiatischen Namen (Rha und Atel) der Wolga gelten könnten, wären dieselben bei uns in Deutschland auf einen bestimmten einzelnen Fluß und auf den historischen Hunnenkönig Attila angewendet worden.

Es ist schon oben bemerkt, was aus innern Gründen gegen jene Hypothese streitet und warum sie uns an sich unzulässig erscheint. Wäre bei einem so vorurtheilsfreien Gelehrten, als P. E. Müller ist, so etwas erlaubt, so könnte man vermuthen, bei ihrer Erfindung habe der Wunsch Einfluß gehabt, die Originalität dieser Lieder recht sicher zu stellen, namentlich den Gedanken abzuwehren, sie hätten Einwirkungen deutscher Dichtungen erfahren. Dennoch ist bei unbefangener Betrachtung der Zusammenhang mit Deutschland nicht zu verkennen, (übrigens nicht zu verschweigen, daß in der Vorrede bei der Atlaquida auf die Möglichkeit einer Uebersetzung, hingedeutet wird). Wir wollen nur einiges berühren. Vorerst ist ganz gewiß, daß unter dem Rhein in den Liedern (merkwürdigerweise ist Rin ein Femininum, vielleicht in Rücksicht auf die Meergöttin Ran?) nichts anders als unser deutscher, goldführender Strom verstanden wird, unter Atli aber Etzel unserer Lieder mit derselben Beziehung auf den historischen Hunnenkönig Attila. Das letztere kann gar nicht abgeleugnet werden und ist auch hier Vorr. S. VIII anerkannt, selbst in Rücksicht auf Atli's Ehe und Tod stimmt die nordische Sage noch näher mit der Geschichte als die deutsche. Zwar ist ein Ausweg angegeben, nämlich die Vermuthung, daß durch die Gothen diese Sagen von Attila zu den Deutschen sowohl als den Nordländern gekommen seyen, allein anzunehmen, daß beide Völker unabhängig darauf verfallen seyen, Athel, den Flußnamen, auf eine so analoge Weise in ein und derselben Sage zu einer historischen Gestalt umzuschaffen, das ist unter allen möglichen Fällen der unwahrscheinlichste. Aber auch manches andere in diesen eddischen Liedern weist auf Deutschland hin. Während ein Theil der Fabel auf dem nordischen Boden Wurzel gefaßt hat, werden Atli und die Giubungen, wie ein altes Zeugniß in der Heimskringla beweist, außerhalb Skandinavien in südliche Länder d. h. nach Deutschland versetzt; überhaupt wo der Ausdruck südlich vorkommt, scheint er nichts anders als deutsch zu bedeuten. Frankenland, die Berge des Rheins, Weinberg, Burgunden sind deutsche Namen. Die Rechtsgebräuche der hier in die Fabel selbst tief eingreifenden Mord-

Digitized by Google

sühne und des Kesselgriffs sind deutsch, d. h. kommen in dem von Deutschland getrennten Norden nicht vor. Der merkwürdige Umstand, daß in Gudrunarsvaut (S. 526) Haugni allein der Mörder Sigurd's genannt wird, kann nur auf eine der deutschen ähnliche Gestaltung der Sage sich beziehen. Selbst die Einmischung des Dieterich von Bern, weshalb das dritte Gudrunenlied angefochten wird, ist, wenn gleich später, doch nicht durch einen Zufall erfolgt; wer irgend einige Kenntniß der deutschen Sage gehabt hätte, würde den alten Hildebrand nicht neben jenem vergessen haben. Selbst einzelne Ausdrücke sind hier merkwürdig: berfiall, Bärinfell, ist in Hinsicht beider Wurzeln in den nordischen Sprachen nicht vorhanden (man hat zwar biörn, aber berr oder beri findet sich nicht), wohl aber bei uns. und zeugt nicht blos, wie das Glossar. anmerkt, von der frühen Verwandtschaft der Sprache, sondern hier auch wohl der Sage; eben so ist habeinn, hochbein, eine ganz deutsche Zusammensetzung, während bein in dieser Bedeutung von pes wohl in der nordischen Sprache nicht vorkommt. Auch das vorhin schon berührte ividgiarn scheint hierher zu gehören. Eine genauere Ausführung dieses Verhältnisses erfordert eine eigene Arbeit, die man am natürlichsten von einem Deutschen erwartet. Wir würden dabei keineswegs dahin streben, diese eddischen Lieder etwa als freie Uebertragungen aus dem Deutschen oder irgend abhängig davon darzustellen, sondern nach einer noch größern Bestätigung der Ansicht, welche sie als ein Gemeingut beider Völker betrachtet, und zwar nicht blos aus dem asiatischen Mutterlande her, sondern auch noch aus der Zeit, welche wir die germanische nennen. Dann steht das Hildebrandslied nicht mehr allein und es wird begreiflich, daß man noch im 11ten Jahrhundert in Deutschland die Sage von Hamdir Saurli und Erpur (s. die Stelle aus dem chronicon quedlinburgense in den Altd. Wäldern III. 261) kannte.

Ueber die Wichtigkeit der eddischen Lieder für das Studium des Alterthums kann kein Zweifel seyn, sie sind die reinste Quelle, um die Sage, Sprache, die Sitten und Anschauungen, überhaupt die Lebensweise der Vorzeit kennen zu lernen, man kann behaupten, sie sind in dieser Hinsicht so gut unerschöpflich als es der Homer für das griechische Alterthum ist. Ihr unabhängiger, geistiger Werth wird denen einleuchten, welche fähig sind das Ursprüngliche darin, die Reinheit des Ausdrucks, das Gewaltige und Großartige der Gesinnung, auf dessen Höhe

Digitized by Google

auch das Zarte, wie eine Blüthe, ausbricht, zu erkennen. Es wird wohl niemand eine Zeit, die so etwas hervorgebracht, roh und barbarisch nennen wollen. Durch das Ganze geht die Trauer über den Untergang eines Heldengeschlechts und jene Schwermuth, von der das Heidenthum, das überall im Hintergrunde ein eisernes unabwendbares Schicksal erblickt, mußte niedergedrückt werden. Ton und Farbe dieser Lieder, obgleich im Ganzen übereinstimmend und ein gewisses Zeitalter bezeichnend, unterscheidet sich doch wieder in verschiedenen Abstufungen. Die Helgenlieder sind von einem eigenen Geiste durchdrungen. Mächtiger wie in den Gedanken so im Ausdrucke, scheint eine höhere Bedeutung mehr als bei den übrigen durchzublicken, und sichtbar neigen sie sich zu dem übernatürlichen und Mährchenhaften. Sie verweilen auch mehr bei der innern Gesinnung und lassen die Handlung zurücktreten, die Gleichnisse sind ausgeführter, so daß eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Ossian sich zeigt. In den Gesprächen der Swawa mit Helge, den Verwünschungen der Sigrun, ihrer Unterredung mit dem Todten herrscht ein gesteigerter, veredelter Ausdruck, wozu der Zank zwischen Atla und dem Riesenweib Sinfiötle und Gudmund den Gegensatz bildet. Bei der innern Verwandtschaft der beiden Helge mit Sigurd, die, gleichsam dessen Vorbilder, ihre ursprünglich innewohnende Göttlichkeit noch heller durchleuchten lassen, erhalten diese Lieder noch eine besondere Wichtigkeit: es ist möglich, daß wir darin den Grund einer noch ältern Bildung der Sage besitzen. Die Lieder von Sigurd, von Brynhild, von Hamder, Gudrunen's Aufreizung, auch das Wölundslied haben völlig den epischen Character; sie erzählen schlicht, manchmal abgerissen, ohne besondern Schmuck, aber mit eindringlicher Wahrheit. Nicht selten fällt die Rede der Handelnden ein, aber ein einzelner Moment wird nicht weiter hervorgehoben. Hier darf man am ersten Lücken und Verderbniß des Textes muthmaßen, so wie auf der andern Seite Wiederholungen und Abschweifungen. Deutlich unterscheiden sich davon die beiden grönländischen Lieder von Atle, sie sind schwerer und gewichtiger im Ausdrucke, feiner und gesuchter in den Gedanken und Wendungen und die ganze Darstellung fließt nicht so schlicht und ruhig. Es gehörte schon größere Sorgfalt dazu, sie im Gedächtnisse aufzubewahren, und es ist darum merkenswerth, daß das größte von allen diesen eddischen Gedichten, die Atlamál, von 103 Strophen am vollständigsten sich erhalten, ohne aushelfende prosaische Zwischensätze. Dagegen die zwei ersten Lieder von Gudrun (denn das dritte ist unbedeutender) zeigen

Digitized by Google

wieder den rein epischen Geist in vorzüglicher Ausbildung und sind durch den rührenden und zarten Ausdruck des Menschlichen vor allen ansprechend. Auch die Klage der Oddrun kann hierher gezählt werden. Die Erzählung geht gleichfalls einen einfachen, ruhigen Gang, hebt aber einzelne Puncte mehr hervor und entfaltet sie in besonderer Schönheit. — Griper's Weissagung unterscheidet sich durch die regelmäßig durchgeführte dialogische Form, das Lied ist gleichfalls ohne prosaische Zwischensätze und eins der vollständigsten. Das epische weicht darin zurück und die Betrachtung und Lehre tritt hervor; die Sage wird nur angedeutet, um das daraus entspringende Unheil und Verderben zu verkündigen. Auch kommt Griper selbst weiter nicht vor. Sollte man deshalb geneigt seyn, das Lied für später zu halten, so ist zu bedenken, daß gerade diese Form, die Fragen eines Schülers und Antworten eines Sehers, für Darstellung von Geheimlehren eine der ältesten und natürlichsten ist, wie sie sich auch z. B. in Vafthrudnismál und Vegtamsquida findet. In ähnlichem Geiste ist auch das Lied von Fafner und Sigurdrifa gedichtet, in welchen geheime und prophetische Aussprüche, Deutung der Runen und Sittenlehren vorkommen. Man könnte daher die Lieder überhaupt so eintheilen, daß in ihnen entweder das mythische, das epische oder das ethische Colorit vorherrsche. —

Der dritte Band der Edda, welcher in 3 — 4 Jahren erscheinen soll, wird die von Resen bereits bekannt gemachten Lieder Völuspá und Hávamál enthalten, aber, wie sich von selbst versteht, in einer neuen kritischen Bearbeitung, wozu verschiedene schon vorhandene Commentare benutzt werden sollen. Hoffentlich wird auch Rigsmál dazu genommen und der Grotta-Saungr, nach der Bearbeitung von Sk. Thorlacius, wieder abgedruckt. Versprochen ist ein Nachtrag zu dem Gloassr des ersten Bandes und, was ohne Zweifel ein sehr schätzbares Hilfsmittel seyn wird, ein Lexicon integrum veteris Eddae mythologicum.

W. C. Grimm.

---



Digitized by Google

## VII.

Catalogue de la bibliothèque d'un amateur (Antoine Augustin Renouard), avec notes bibliographiques, critiques et littéraires. Paris, Renouard, (de l'imprimerie de Crapelet) 1819. 8. 4 Bände (papier superfin satiné, 33 francs).

Die Bibliographie hat in der That Ursache, ihr gutes Glück zu preisen. Kaum hat uns Dibdin in seinem Decameron alle Herrlichkeiten der englischen Bibliomanie zur Schau vorgelegt, so tritt der schon längst als Bibliograph rühmlichst bekannte Renouard mit einem beschreibenden Verzeichniß seiner Privatsammlung auf, welche durch Kostbarkeit, äußern Glanz, innern Gehalt, Umfang und Bändezahl sich gleichmäßig auszeichnend mit desto größerm Rechte als Repräsentantin aller jetzigen französischen Sammlungen gelten kann, da der Besitzer nicht blos als Gelehrter, sondern auch als „amateur" (ein schöner nationaler Gegensatz zu den Bibliomanen jenseits des Canals) gesammelt und dabei alle Neigungen, Ansichten und Liebhabereien seiner Zeit und seiner Nation berücksichtigt hat, welche er als Buchhändler auf das genaueste kennt. Beide Nationen, von jeher im Sammeln literarischer Schätze die eifrigsten und durch Wohlhabenheit und weitverbreitete Verbindungen die begünstigtsten, lassen uns jetzt zu Einer Zeit in ihr Heiligthum treten, und zeigen uns Kostbarkeiten, die wir Andern bisher noch gar nicht, oder doch nicht in dieser Zusammenstellung und Verbindung kannten. War die materielle Bibliographie bisher nicht viel mehr, als die Kunde einzelner Seltenheiten und Merkwürdigkeiten als solcher, so kann es bei einem Zusammentreffen dieser Art kaum fehlen, daß wir nicht allmählich auch einen innern bald localen, bald temporalen, immer aber nationalen Zusammenhang des bibliographischen und bibliomanischen Lebens und Treibens ahnden, der uns durch fortgesetzte Zusammenstellungen und Vergleichungen immer sichtbarer wird, und, bei mehrern Nationen erforscht, endlich wohl zu Resultaten führen könnte, welche etwas mehr sind, als müßige Mikrologie. Ist dieß der wahre Standpunkt, aus welchem Werke, wie das vorliegende, betrachtet und benutzt werden müssen, so wird es nicht unangemessen scheinen, durch eine Einleitung über die Schicksale der französischen Bibliophilie (die Bibliomanie mag immerhin Eigenthum der Insulaner bleiben!) auf die Darstellung des jetzigen Charakters derselben, wie er in der Renouard'schen Sammlung erscheint, und auf die Ausmittelung ihres Verhältnisses zur englischen Bibliomanie vor-

Digitized by Google

zubereiten. Wer es, ohne die Grenzen seines Vaterlandes je überschritten zu haben, zuerst wagt, einen Gegenstand zu berühren, dessen Quellen nur im Auslande am reichlichsten fließen (und beides ist hier der Fall), der darf wohl für die Schwäche seines Versuchs Verzeihung hoffen. *)

Erst vom Anfange des 16. Jahrhunderts an läßt sich die französische Bibliophilie mit einiger Sicherheit und Interesse nachweisen. Allerdings war schon früherhin für die Anlegung und Vermehrung einer königlichen Bibliothek manches Dankenswerthe gethan worden; die Thätigkeit der Pressen eines Gering, Crantz, Friburger, Cesaris und Stol, Verard, Dupré und anderer Drucker vor dieser Zeit zeugt von dem Interesse, welches das Publikum an ihren Produkten nahm, und die zum Theil mit schönen Miniaturen geschmückten Pergamentdrucke eines Verard, Pigouchet und Hardouyn bürgen dafür, daß diese Drucker auch zu ausgezeichneteren Leistungen in ihrer Kunst thätige Aufmunterung gefunden haben müssen; allein die Thätigkeit für die königl. Bibliothek ließ oft wieder nach, und über die Privatsammlungen, welche sich jene Prachtdrucke aneigneten, finden sich keine bestimmten Nachrichten. Erst mit Franz I. (seit 1515) beginnt die beglaubigte und ununterbrochne Geschichte der französischen Bibliophilie. Dieser gebildete, für Wissenschaft und Kunst gleich thätige Herrscher gieng ungeachtet der Stürme, welche seine Regierung beunruhigten, mit eignem Beispiele voran. Er vermehrte die damals zu Fontainebleau befindliche königliche Bibliothek durch die Vereinigung mit der zu Blois (1544), ließ für dieselbe im Auslande griechische Manuscripte aufkaufen (seit 1529), stellte den gelehrten Wilhelm Budé als Bibliothekar an (1522), ernannte 1538 Conrad Neobar und 1546 Robert Etienne zu königl. Buchdruckern, und errichtete eine königl. Buchdruckerei, für welche er durch Garamond drei Arten schöner griechischer Typen gießen ließ (notices et extraits T. I. p. LXXXV 55). Dieses königliche Beispiel erregte allgemeine Nacheiferung. In kurzem zeichnete sich Paris durch eine Menge der geschicktesten Buchdrucker, einen Simon des Colines (1519—46), Christian und Andreas Wechel (seit 1520), Michael Vascosan (1582—76), Wilh. Morel (1545—1564),

*) Rec. bittet zugleich, diesen Versuch als eine einzelne Partie aus dem Lehrbuche der Bibliographie zu betrachten, wie er es im Hermes II, 287 angegeben hat, und er wünscht, daß sich bald ein Bearbeiter dieses Gegenstandes finden möge. Ihm selbst gehen dazu die am obigen Orte angegebenen Erfordernisse ab.



Digitized by Google

Heinr. Etienne (seit 1554) u. a. aus, deren Drucke sich nicht nur durch Correctheit, sondern auch durch ein sauberes und gefälliges Aeußere empfehlen. Auch Lyon trat in die Schranken. Jacob Giunta, Frellon, de Tournes und Rouillé lieferten schöne Drucke, und wußten ihnen durch die meisterhaft in Holz geschnittenen Figuren, Arabesken und Initialen des petit Bernard eine eigenthümliche Verzierung zu geben. Ebendaselbst erfand Robert Granjon eine neue Current- oder Schreibschrift. (Ph. Galtheri Alexandreis. 1558, 4. Bonav. des Periers nouvelles recréations. 1558. 4. Beide zu Dresden. Vgl. Allg. lit. Anzeiger, 1799, S. 1859 ff.) Für anderweite Verzierung der Bücher sorgte man durch Exemplare auf groß Papier (der Ursprung derselben, als Gegensatz von klein Papier, schreibt sich wohl erst von Aldus her; denn von ältern, z. B. Jenson'schen, Drucken auf groß Papier war die ganze Auflage auf demselben), auf farbigem Papier (höchstselten, doch finden sich Ciceronis Tusc. quaest. Par., Rob. Stephanus, 1542, 8. auf violet Papier mit Randlinien von verschiednen Farben bei Mac Carthy num. 2287), auf Pergament (auch diese waren ungeachtet Heinrich's II. Befehl von 1556, von jedem privilegirten Buche ein Exemplar auf Pergament zur kön. Bibl. zu liefern, damals in Frankreich weniger üblich, als in andern Ländern, und namentlich kennt man von den Etienne's wenige, vgl. Renouard I, 28), und durch régler oder Einfassen der Seiten mit (gewöhnlich rothen) Linien, welches eine eigenthümliche Erfindung der Franzosen zu seyn scheint (denn die mir wenigstens vorgekommenen frühern Aldinen mit Randlinien scheinen sämmtlich erst später und im Auslande linirt und gebunden). Auch bestanden schon lange vor 1550 thätige commerciale Verbindungen, wenigstens mit Italien, welche nach und nach durch die Frankfurter Messen eine größere Ausdehnung erhielten. So konnte es nicht fehlen, daß nicht in kurzem verhältnißmäßig zahlreiche Sammlungen entstanden, die jedoch hier nicht erwähnt werden können, weil sie keinen besondern Charakter an sich trugen. Als Dilettanten oder amateurs sammelten wohl wenige; man hatte ein ernsteres Bedürfniß im Auge. Besonders schätzte und suchte man Manuscripte; nach ihnen ohne weitere besondere Auswahl alles, was interessirte, und bei der damaligen vielseitigen Bildung interessirte jene Menschen Viel, wo nicht Alles. Für besondre bibliographische Rücksichten war die Zeit noch zu jung. Der erste sich besonders auszeichnende Sammler war Johann Grolier aus Lyon (geboren 1479), der als général des finances du roi am 22. Oct. 1565 zu Paris starb. Ihm dedicirte Budé die erste

Digitized by Google

Ausgabe seines Werkes de asse (Ven., Ald. 1522. 4.), wovon Lord Spencer das Dedicationsexemplar auf Pergament aus Mac Carthy's Auction besitzt. Ueber die Rücksichten, welche er bei seinem Sammeln nahm, ist nichts bekannt; nur soviel weiß man, daß er Bücher, welche häufig gebraucht wurden, in mehrern Exemplaren anschaffte, um sie seinen Freunden stets leihen zu können (Renouard IV, 292). Seine aus ungefähr 3000 Bänden bestehende Bibliothek, welche erst 1675 verkauft wurde, zeichnete sich eben so sehr durch vorzüglich schöne und mit großer Sparsamkeit und Vorsicht beschnittne Exemplare, als durch sehr geschmackvoll gearbeitete und reich verzierte Einbände aus. Letztere sind meist in olivenfarbigem oder braunem Maroquin, welche Art des Einbandes er in Frankreich zuerst aufgebracht und üblich gemacht zu haben scheint. Man kennt seine Exemplare, welche in Frankreich und noch mehr in England eifrig gesucht werden, an der aufgedruckten Inschrift: Jo. Grolierii et amicorum. (Abbildung der gewöhnlichen Verzierung derselben in Dibdin. decam. II, 473.) Als Zeitgenosse und Nebenbuhler von ihm mag hier der nach seinen übrigen Lebensumständen ganz unbekannte Thomas Majoli, ob er gleich ein Italiener gewesen zu seyn scheint, Erwähnung finden. Seine Bücher sind im Einbande und in der Verzierung (Abbildung bei Dibdin II, 474) den Grolier'schen ungemein ähnlich, kommen ihnen aber doch in Schönheit der Exemplare nicht ganz gleich. Sie tragen die Aufschrift: Tho. Majolii et amicorum, und werden ebenfalls sehr gesucht. Das jüngste aus seiner Bibliothek bekannte und in Dresden aufbewahrte Buch ist Giov. Bt. Susio della ingiustitia del duello. Ven., Giolito, 1558. 4. Auch Marcus Lauryn zu Brügge um 1560 war Nachahmer Grolier's und ließ seine Bücher auf gleiche Art binden (Renouard III, 238). Eine andre reiche französische Sammlung dieser Periode war die der Diana von Poitiers, Geliebten Heinrichs II. († 1566), ebenfalls durch schön vergoldete (Abbildung bei Dibdin II, 491) und mit den in einander verschlungenen Buchstaben HD bezeichnete braune Kalblederbände kenntlich. Auch wird die kostbar in Maroquin gebundene Bibliothek des Cardinals Carl von Bourbon gerühmt, welche ihr Besitzer um das Jahr 1580 dem Profeßhause der Jesuiten zu Paris schenkte (Jacob traité des plus belles bibl. Par., 1655, 8. p. 520). Aber genauer kennen wir die schöne Sammlung des Präsidenten Jacob August de Thou, zu welcher er während seiner Reise im Jahr 1573 den Grund legte und die er bis an sein Ende täglich vermehrte. Sie zählte in ihrer letzten Periode über 8000 Bände (Jacob traité p.

Digitized by Google

567), und verbreitete sich, mit Ausnahme der etwas mehr begünstigten Geschichte, gleichmäßig über alle Fächer. Die Literatur des In- und Auslands war in ihr mit gleicher Unbefangenheit gesammelt, und man findet in derselben selbst die abweichendsten Schriften andrer Religionsparteien in einer für jene Zeit und jenen Ort überraschenden Vollständigkeit. Bemerkenswerth ist, daß öfter gedruckte Werke, selbst die alten Classiker, nur in den neuesten, schönsten oder gangbarsten Ausgaben vorhanden, und Incunabeln von der Bibliothek beinahe gänzlich ausgeschlossen waren. Dafür aber war, der Sitte der Zeit gemäß, ein an Zahl und Gehalt desto reicherer Manuscriptenvorrath da. Mit gleicher Sorgfalt berücksichtigte de Thou das Aeußere seiner Sammlung. Auf schöne Exemplare und Großpapiere richtete er ein vorzügliches Augenmerk (bemerkenswerth ist auch hier wieder, daß sein Katalog keine Pergamentdrucke enthält), ja nach Vigneul-Marville mélanges d'hist. et de litt. I, 27 hatte schon er die jetzt in Frankreich übliche Vorsicht, aus mehrern Exemplaren ein ganz fehlerfreies und ausgewähltes zusammensetzen zu lassen. Der Rand seiner Exemplare ist indessen, obwohl sehr mäßig beschnitten, nach Dibdin's Urtheil (decam. II, 482) nicht ganz so breit, als in den Grolier'schen Exemplaren. Die Pracht seiner Einbände rühmen schon seine Zeitgenossen (Heinr. Etienne's Vorrede zum Gellius von 1585), und der Vorredner seines Katalogs, Joseph Quesnel, versichert, daß sie allein ihm 20,000 scutati gekostet hätten. Sein gewöhnlicher Band ist rother Maroquin oder vergoldetes Kalbleder, und unterscheidet sich von dem Grolier'schen dadurch, daß er auf den Deckeln nicht eben so reich vergoldet, sondern nur der Rand derselben mit schmalen goldnen Linien eingefaßt ist. Doch fanden sich auch reicher vergoldete und gemalte Einbände in seiner Bibliothek (Renouard I, 7 und 10). Man erkennt seine Exemplare an den auf dem Rücken aufgedruckten und in einander verschränkten Anfangsbuchstaben seines Namens JADT (Abbild. b. Dibdin II, 481), und an seinem Wapen und Namen auf beiden Einbanddeckeln. Wenigstens ist sein Exemplar von Adf. Occonis impp, Romanor. numismatibus (Antw. 1579, 4.), welches die Dresdner Bibl. besitzt, auf diese Art verziert. Eine etwas abweichende Abbildung des Wapens ohne seinen Namen giebt Dibdin II, 485*). Die-

*) Nach seines mit gleichem Eifer fortsammelnden Sohnes Tode wurde die Bibliothek 1679 zum Kauf ausgeboten, und die Manuscripte von Colbert, die gedruckten Bücher aber vom Präsident Menard

selbe Eleganz der Einbände führte de Thou auch auf der seit 1595 von Fontainebleau nach Paris versetzten königlichen Bibliothek ein, deren würdiger Vorsteher er war, und die von Catharina von Medicis aus Florenz mitgebrachten Handschriften, welche 1599 jener Bibliothek einverleibt wurden, erhielten, so wie alle fernern Acquisitionen, sämmtlich neue Einbände in rothem Maroquin.

So endete das 16. Jahrhundert mit erfreulichen Resultaten. Es waren Sammlungen da, welche mit Eifer, mit echter Kenntniß und Gelehrsamkeit, aber zugleich auch mit Geschmack und Sorgfalt für das Aeußere angelegt waren. Die Buchdruckerkunst hatte eine ehrenvolle Bahn durchlaufen und rühmliche Denkmale aufzuweisen. Auch die Buchbinderkunst hatte sich gehoben, weil ihr Anlaß gegeben worden war, sich in mannichfachen Kunstarbeiten zu üben und zu zeigen. Schon in diesem Jahrhundert brachte man Malereien auf dem Schnitte an und übergoldete sie; eine Erfindung, welche die Engländer erst seit 30 Jahren wieder in Anregung gebracht und nachgeahmt haben (Peignot du choix des livres p. 285. Renouard III, 48). Man freut sich gern dieser guten alten Zeit, wenn man in altfundirten Bibliotheken Reste aus ihr findet, und entschädigt sich durch sie für die geringe Zierlichkeit des folgenden Jahrhunderts. Denn was dieses an Mannichfaltigkeit und Ausdehnung gewann, verlor es an Geschmack und Eleganz. Die Druckerofficinen, welche aus dem alten Jahrhunderte in das neue übergiengen, waren von ihrer ehemaligen Höhe tief herabgesunken. Was waren die Etienne's und Morel's in Paris, was die de Tournes und Gryphe in Lyon ehemals gewesen, und was waren sie jetzt? Mit weit bedeutenderer königlicher Unterstützung, als seine Vorgänger je erfahren hatten, arbeitete Cramoisy in der königlichen Buchdruckerei, ohne den frühern Meistern gleich zu kommen. In größter Form, auf schönem Papier und mit neuen Typen lieferte er in die Augen fallende Ausgaben älterer und neuerer Schriftsteller, welche sich zum Theil so leicht zu einer Collection geeignet hätten (z. B. eine Collection von Dichtern: Horatius, Terentius, Juvenalis, Cardinalis Barberini poemata, alle von 1642, Virgilius von 1643, Tasso von 1644, Philomathi musae juveniles von 1656, Ferdinandi Für-

---

im Ganzen acquirirt. Von des Letztern Erben brachte sie 1706 der Cardinal Rohan, und nach dessen im Jahr 1757 erfolgtem Tode der Fürst Soubise an sich. Als auch dieser gestorben war, wurde sie endlich zu Paris 1787 versteigert.

Digitized by Google

stenberg. poemata von 1684), und es doch nach dem sehr richtigen Gefühl des Publicums nie geworden sind. Nur in Sedan zeichnete sich seit 1625 eine Zeitlang Jannon durch niedliche und noch jetzt gesuchte Ausgaben in 32mo mit sehr kleinen und scharfen Typen, Sedanoise genannt, aus (Virgilius 1625, Horatius 1627, N. Testam. 1628 ꝛc.), und doch kommen auch sie immer noch nicht einem schönen Elzevir'schen Drucke völlig gleich. Eine sehr geschmackvolle Current- oder Schreibschrift erfand Pierre Moreau zu Paris um 1640 (ich kenne davon: La belle esclave, tragicomédie de Mr. de l'Estoille. Par. 1643, 4. Lettres missives du Sr. de Rangouze. Par. 1648, 8. und L'Enéide trad. en vers franç. par P. Perrin. T. I. [Par. 1658,] 4. das erste und dritte in Dresden), aber der Neid andrer Buchdrucker drückte ihn nieder (Peignot dictionn. de bibliologie II, 397). Von den frühern Producten der zierlichern Buchdruckerkunst (decorative printing) waren fast nur noch die Großpapiere übrig. Pergamentdrucke wurden selten und standen tief unter den frühern; Drucke auf farbiges Papier und exemplaires réglés hatten fast ganz aufgehört. Neu ist ein Versuch, auf weiße Seide zu drucken (de epidemia in Galliam Narbonensem et Nemausum deque praefectura Henrici Montmorentii panegyris ab Isaaco Cheirono. Nemausii, 1606, 4. im catal. du Marq. de St. Philippe. Haye, 1726, 8. T. I. num. 3289), und auch ganz in Kupfer gestochne Bücher hatte man in Frankreich vor dieser Zeit noch nicht gesehen (Peignot répertoire des bibliographies spéciales p. 183 ff.). Aber was waren diese unwesentlichen Künsteleien gegen den erlittnen Verlust? Die holländische Buchdruckerkunst war unterdessen auf eine Höhe gestiegen (ihr Steigen trifft mit dem Sinken der französischen ziemlich zusammen — man denke an Henrici Stephani artis typographicae quaerimonia, 1569. und an Plantin), an welche die französische nicht hinanreichte, und in Kurzem war es dahin gekommen, daß die Franzosen ihre eignen Classiker am liebsten — in holländischen Nachdrücken kauften! Indessen hatte wenigstens der Buchhandel große Fortschritte gemacht. Er war nicht mehr bloßes Nebengeschäft der Buchdrucker, sondern es widmeten sich ihm auch Andere ausschließlich: nach allen Seiten hin waren Verbindungen angeknüpft, die Frankfurter Messen waren in ihrem besten Flor, und schon vor der Hälfte des Jahrhunderts fiengen die Pariser Buchhändler an, ganze Bibliotheken zu kaufen und Sortiments älterer Bücher zu halten (das erste Beispiel scheinen Camuset und Douceur gegeben zu haben, s. Jacob traité p. 588, 596

Digitized by Google

und 601). Auctionen kamen erst später auf, obgleich die holländischen Buchhändler schon seit Anfang des Jahrhunderts (Commelins Auction durch J. Orlers zu Leiden 1606, seit 1614 halten die Elzeviers Auctionen) diese Art des Verkaufs eingeführt hatten. Der erste mir bekannte französische Auctionskatalog ist der von Bluet 1667 (Peignot dict. de bibliologie, T. I. p. 152 u. 376 ist wohl nicht ganz richtig). Diesen Begünstigungen und jenen Mängeln entsprachen denn nun auch die Sammlungen selbst. Ein merkwürdiges Actenstück könnte des von seinen Zeitgenossen als erfahrner Bücherkenner und Bibliothekar hochgepriesenen Gabriel Naudé's advis pour dresser une bibliothèque (Par. 1627 und vermehrt 1644, 8.) seyn, wenn er nicht bei leeren Gemeinplätzen und ganz oberflächlichen Vorschriften stehen geblieben wäre. Indessen läßt sich das wenige, was sich aus dieser Schrift in Verbindung mit einigen einzelnen anderweitigen Notizen über den Charakter der Bibliophilie in jener Periode ergiebt, desto sicherer benutzen, da ihres Verfassers Einfluß auf seine bücherliebenden Landsleute groß war. Die damaligen Bibliotheken hatten alle einen encyclopädischen Charakter (bibl. Cordesiana. Par. 1643, 4. Corbiniana, ib. 1654, 4. und die von Peiresc), und erstreckten sich ohne Rücksicht auf den nächsten Studienkreis ihrer Besitzer gleichmäßig über alle Fächer; doch trat allmählig der Nationalcharakter in besonderer Begünstigung historischer Werke und Streitschriften hervor (Naudé S. 65). Ja Naudé macht es den Sammlern ordentlich zum (nachher nur zu sehr befolgten) Gesetz, auf Bücher von einem temporalen und localen Interesse vorzügliche Rücksicht zu nehmen (S. 63 ff.), und namentlich empfiehlt er das Sammeln heterodoxer Schriftsteller mit besonderm Nachdruck (S. 52—56). Er hatte bei dieser Vorschrift einen literarischen Zweck im Auge; freilich aber trug zur Befolgung derselben späterhin weniger dieser als vielmehr bloße Curiosität bei, welche sich im Sammeln schwer zu erlangender oder durch Widerspruch und Satire anziehender und belustigender Bücher gefiel. Manuscripte wurden noch immer sehr geschätzt und für den wesentlichsten Theil einer guten Bibliothek gehalten, auch zeigte man besondre Vorliebe für große und bändereiche Werke und Sammlungen. Dagegen vernachlässigte man fortwährend die alten Drucke. So waren die Sachen eine Zeitlang ruhig fortgegangen, bis auf einmal die Unruhen der Fronde der Bibliophilie einen neuen Zweig aufpfropften. Der allgemeine Haß gegen Mazarin brach in eine unzählbare Menge der heftigsten und bittersten Schriften aus, und der allmächtige Minister setzte ihnen vergebens die strengsten Verbote

Digitized by Google

und Confiscationen entgegen. Ist die Nachricht einer erlauchten Zeitgenossin gegründet (Anekdoten vom franz. Hofe aus Briefen der Madame d'Orleans Charlotte Elisabeth. Strasb. 1789, 8. S. 1), so ließ Mazarin selbst die weggenommenen Exemplare für seine Rechnung heimlich wieder verkaufen, und wäre also einer der ersten Ahnherren unsrer jetzigen bibliographischen Speculanten. Wie dem auch seyn möge, so ist so viel gewiß, daß das feindliche Interesse, welches man an dem Minister nahm, verbunden mit jenen Verboten, nach dem Besitz dieser Schriften nun erst recht lüstern machte, und daß man sie mit großer Begierde aufkaufte und sammelte. Von diesen Mazarinaden an datirt sich der Ursprung der in der Bibliophilie nachher so bedeutend gewordnen Collectionen, frühérhin recueils (Gallois traité des plus belles bibl. p. 159.) genannt. Zunächst an sie reihten sich Sammlungen kleiner Schriften zu der frühern Geschichte Frankreichs, namentlich aus den Zeiten der Ligue; eine Sammlung von livres de devises et de carrousels besaß um 1655 der Staatsrath Clement zu Paris (Mémoires de Mich. de Marolles, T. I. p. 265. und Gallois p. 160), und die Ausgaben cum notis variorum und in usum Delphini, so wie die Elzevirschen Drucke (daher die frühzeitigen contrefactions der letztern) fangen gegen Ende des Jahrhunderts an, beliebt und gesucht zu werden, ob sie gleich erst etwas später zu förmlichen Collectionen ausgebildet worden zu seyn scheinen. Doch bildeten die Elzevirschen Republiken schon in diesem Jahrhundert eine besondre Collection. Vorzüglich spanische Bücher sammelte Camille de Neufville um 1655 (Jacob traité in den additions), und auch die jansenistischen Streitigkeiten scheinen manchen Sammler beschäftigt zu haben. Das Sammeln von Kupferstichen in den Bibliotheken empfahl und übte um 1644 Marolles (mémoires I, 158). Merkwürdig ist es, daß das Entstehen gelehrter Zeitschriften keinen sichtbaren Einfluß hatte. Unterdessen hatte sich ungefähr seit der Mitte des Jahrhunderts in Holland die Bibliophilie kunstmäßiger auszubilden angefangen, und eine vollständige Geschichte derselben würde sich nun dorthin zu wenden haben. Wir behalten hier nur die französischen Sammlungen im Auge, und bemerken noch einiges über das Aeußere derselben. Dieses wurde zu Anfange dieser Periode weit weniger beachtet, als im vorigen Jahrhundert. Naudé (S. 112 f.) warnt ausdrücklich vor Büchern und Handschriften, welche sich blos durch ihr Alter, ihre Gemälde oder Einbände empfehlen, so wie vor dem Ankaufe von Exemplaren auf Pergament, farbigem oder großem Papier, und berechnet, wie viel andre nützliche Bücher

Digitized by Google

man für dieſes Geld kaufen könne. Mit derſelben Strenge eifert er (S. 103 u. 145) gegen den Luxus in Einbänden, und nur aus Rückſicht auf die Erhaltung der Bücher verſtattet er, die Schränke mit Leinwand und Cattun und mit vergoldeten oder verſilberten Nägeln auszuſchlagen (S. 148). Bei der Mehrzahl der Sammler fanden, wie die noch jetzt vorhandnen Bücher aus jener Zeit zeigen, ſeine Vorſchriften Eingang. Die Buchbinderkunſt war unleugbar geſunken *), und die damals üblichen Einbände waren (S. 145) en basane, en veau (ſchwarz- oder braungeſprengter und auf dem Rücken mit grünlichem oder ſogenanntem Malergold bedruckter Kalblederband — veau fauve — wurde erſt zu Ende des Jahrhunderts üblich) und en maroquin. Pergamentbände, die eben damals in Holland zu ihrer größten Vollkommenheit gelangt waren, wurden ſeit der Mitte des Jahrhunderts in Frankreich faſt gar nicht mehr gearbeitet. Indeſſen zeichneten ſich doch einige wenige Sammler durch größere Sorgfalt für das Aeußere ihrer Bibliotheken aus. Die Bibliothek des receveur général des finances Kerver zu Paris um 1644 empfahl ſich durch Großpapiere (Jacob traité S. 527), und die eifrigen Sammler Richelieu und Mazarin — letzterer trotz ſeines Bibliothekars Naudé — ſahen auf ſchöne Einbände (ebendaſ. S. 95 u. 488). Durch vorzügliche Pracht zeichnete ſich die Bibliothek Johann Baptiſta Gaſton's, Herzogs von Orleans und Onkels von Ludwig XIII. um 1630 aus. Die Bücherbreter waren mit grünem Sammet überzogen und mit goldnen Spitzen und Franzen beſetzt; die übrige Tiſchlerarbeit war mit Vergoldung und Malereien geziert. Die Bücher, welche in den beſten Ausgaben vorhanden waren, hatten ſämmtlich einerlei Einband, welcher mit der Namenschiffre des Beſitzers verſehen war (Jacob S. 476 ff.). Um 1644 war die Bibliothek des Parlamentspräſidents René de Longueil eine der ſchönſten zu Paris. Die Einbände waren in Kalbleder mit goldnen Lilien und goldnem Schnitte, und die Manuſcripte waren in Sammet gebunden (ib. p. 529). Maroquin incarnat de Lévant findet ſich zuerſt in der Bibliothek des ſchon erwähnten Camille de Neufville um 1655 (ib. in den additions), und im J. 1667 erhielt Monceaux Auftrag, auf ſeiner Reiſe in den Orient da-

*) Neben dieſer Behauptung kann jedoch Dibdin's (decam. II, 492) Bemerkung recht gut beſtehen, daß im 17. Jahrhundert die franzöſiſchen Buchbinder die geſchickteſten in Europa geweſen wären. Uebrigens vergl. man eine ſehr merkwürdige Notiz in Mich. de Marolles mémoires. Par. 1656, f. T. I. p. 156.

Digitized by Google

selbst schönen Maroquin zum Behuf der Einbände der königl. Bibliothek aufzukaufen (Essai historique sur la bibl. du roi p. 55). Durch diese Einkäufe, welche in der Folge beständig fortgesetzt wurden, ward diese Art des Einbandes aufs neue üblich, und sie hat sich seitdem bis auf unsre Zeit herab erhalten.

Unterdessen hatte die holländische Bibliophilie sich immer mehr ausgebildet, und führte eine neue Periode der französischen herbei. In Holland hatte man nämlich nach und nach angefangen, gewisse einzelne Bücher (vorzüglich das humanistische, so wie curiosa, heterodoxe und verbotne Bücher) besonders zu berücksichtigen, seltne Bücher zu unterscheiden, alte Drucke zu schätzen (hierzu hatte wohl das Hervortreten der Wortkritik bei den holländischen Philologen seit Heinsius den ersten Anlaß gegeben), und auch das Material und die Verzierung der Bücher zu beachten. Die von holländischen Buchhändlern gehaltenen Auctionen wurden immer bedeutender, und man brachte endlich selbst ausländische, namentlich auch französische, Bibliotheken dort auf den Markt. In Amsterdam und Leyden waren die größten literarischen Schätze in unermeßlichen Lagern aufgespeichert, und beide Städte waren in dieser Rücksicht, was jetzt Paris und London sind. Diese Thätigkeit mußte nothwendig Nacheiferung erregen, und im letzten Decennium des 17. Jahrhunderts findet man davon die ersten Spuren in den Bibliotheken von Colbert und Tellier, in welchen Incunabeln, Pergamentdrucke und Exemplare mit Miniaturen in größerer Menge vorkommen, als man sie bisher in französischen Bibliotheken gefunden hatte. Aber nicht minder großen Einfluß hatte die Zeit und der veränderte Gang der Studien. Wie die französische Bibliophilie sich in dieser dritten und letzten Periode den verschiednen äußern Einwirkungen gemäß ausgebildet habe, kann hier blos unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammengestellt werden, weil die allerdings angemessenere chronologische Entwicklung eine ausführlichere Darstellung nothwendig machen würde. — Beinahe schon vom Anfang dieser Periode an fiel ein bisheriger wesentlicher Bestandtheil der Bibliotheken weg. Die Manuscripte waren allmählig in die großen öffentlichen Bibliotheken geflüchtet, und spielten jetzt in Privatbibliotheken (die Baluziana war eine Ausnahme und gehörte überhaupt mehr der ältern Zeit an) eine sehr untergeordnete Rolle. Aber auch die Sammlungen gedruckter Bücher, auf welche man nun fast allein beschränkt war, nahmen nach und nach eine andere Gestalt an. Die tiefere und speciellere Bearbeitung einzelner Fächer des menschlichen Wissens führte immer mehr von der

Digitized by Google

Polyhistorie der frühern Zeiten zurück, und die Büchermasse wuchs bei der immer allgemeiner werdenden literarischen Thätigkeit in ungeheurer Progression: daher fiengen die Bibliotheken an, ihren frühern encyklopädischen Charakter zu verlieren (doch behielten ihn die französischen Sammlungen bis auf unsre Zeit herab immer noch mehr bei, als die auslandischen), und die Sammler schränkten sich mehr auf einzelne Fächer ein. Vallière's universelle Bibliothek kann blos als Ausnahme angeführt werden. Eine große Anzahl ehemals sehr gesuchter Werke aus den Facultätswissenschaften verlor durch die schnell sich mehrenden neuen Entdeckungen und Veränderungen, vorzüglich seit der Revolution, ihren ganzen Werth; auch der Geschmack an bändereichen Werken nahm immer mehr ab. Die früher mit großem Eifer gesammelten heterodoxen theologischen und philosophischen Bücher fielen seit ungefähr 1740 im Werthe und verloren ihn späterhin ganz, weil die allgemeinere Verbreitung eines freiern Untersuchungsgeistes die bisherige Opposition aufhob, der Fall mehrerer bisher oft angegriffnen Institute, Gesellschaften und Personen dem Hasse Schranken setzte, und weil endlich der Umsturz alter Bibliotheken gegen Ende des Jahrhunderts viele jener bisherigen Seltenheiten in Menge zum Vorschein brachte. Dagegen gelangten die alten Drucke zu einem Ansehen, welches sie seitdem ununterbrochen behauptet haben. Von den Holländern zuerst gesucht (s. oben) und schon in Colbert's (seit 1660) und Tellier's (1693) Bibliotheken berücksichtigt, wurden sie doch erst seit Maittaire's unsterblichem Werke (1719) mit einem Eifer gesammelt, der an die Stelle der frühern Vorliebe für Manuscripte trat (beträchtlichste Sammlung von Loménie de Brienne, worüber Laire's Katalog 1791). Die besondre Berücksichtigung der ersten Anfänge der Buchdruckerkunst, der xylographischen Denkmale, weckte des Sachsen Heinecken idée générale d'une collection complète d'estampes (1771). Frühzeitig (etwa um 1720) unterschied man unter diesen Alterthümern die ältesten Producte der französischen Literatur mit vorzüglicher Liebe; in Graf Hoym's Bibliothek (1738) findet sich schon eine beträchtliche Sammlung derselben, Goujet's bibliothèque française (1740) scheint das Interesse für sie erhöht zu haben, und des Herzogs von Vallière Bibliothek enthielt sie in solcher Menge und Vollständigkeit, wie sie seitdem nicht wieder erreicht worden ist. Auch curiosa und die sogenannten facéties wurden (zuerst in Holland) vorzüglich ausgezeichnet und gern gekauft. Eine der neuesten und reichsten Sammlungen derselben besaß Méon (1803). Die Collectionen bildeten sich jetzt erst förmlich aus. (Ein nicht ganz be-

Digitized by Google

friedigendes Verzeichniß derselben in Peignot dict. de bibliologie. Supplém. p. 262 ff.) Die Mazarinaden verloren an Interesse und Werth (die stärksten neuen Sammlungen derselben sind die von Vallière und Renouard, und im Auslande die in Dresden). Dafür aber wurden die Elzevirschen Drucke in kleinem Format desto mehr Gegenstand des Sammlereifers, je mehr sie, da die Elzevir's viele französische Classiker und in Paris verbotne Bücher nachdruckten, eben für den Franzosen Interesse haben müssen. In andern Ländern wird die Elzevirsche Collection sich immer blos auf die alten Classiker beschränken. Man hat sie in neuester Zeit beträchtlich vermehrt, indem man eine bedeutende Anzahl undatirter Bücher den Elzevir'schen Pressen vindicirt hat (Renouard III, 63). „Man kann nicht leugnen," sagt Renouard (I, 11) selbst, „daß der Eifer, mit „welchem seit längerer Zeit diese schönen Ausgaben gesucht wer„den, ein wenig an Manie grenzt. Ihr Preis ist, wenigstens „bei den vorzüglichsten Drucken, auf das Zehnfache gestiegen. „Indessen ist dieser Eifer durch die Schönheit dieser Ausgaben „gerechtfertigt, von denen einige selbst durch neuere Drucke noch „nicht übertroffen worden sind." Zuerst besonders als Collection herausgehoben finde ich diese Drucke in Bigot's Katalog (Par. 1706, 8. Part. IV, p. 17 f.), von den neuesten Sammlungen sind die von Chardin (1812 verkauft) und Renouard, so wie in Italien die des Großherzogs von Florenz, die beträchtlichsten. Die Collection cum notis variorum, welche sich eigentlich blos auf die in Holland während des 17. Jahrhunderts (zuerst bei Hack) erschienenen Ausgaben beschränken sollte, ist späterhin auf alle mit Anmerkungen verschiedener Gelehrten versehenen (sie mögen erschienen seyn, wo sie wollen, wenn sie nur in Octav sind) ausgedehnt und dadurch zu einer übertriebenen und dem ursprünglichen Charakter dieser Ausgaben widersprechenden Vollständigkeit gebracht worden. Zuerst besonders zusammengestellt finde ich sie in Thibert's Katalog (Par. 1726, 8.); die neusten vollständigsten Sammlungen sind ebenfalls die von Chardin (1811) und Renouard. In gleichem Ansehen steht die vollständige Suite in usum Delphini (zuerst [?] herausgehoben im Hoym'schen Katalog 1738). Noch mehr gesucht sind die Aldinischen Drucke, welche in neuster Zeit durch die Beachtung der in der academia Veneta gedruckten Bücher vermehrt worden sind. Wenn sie als Collection zuerst heraustreten, finde ich nicht; die vollständigsten Sammlungen derselben aber, welche je existirt haben, sind ohne Widerspruch die von Renouard und in Italien die des Großherzogs von Florenz (seit dem Ankauf der Sammlung von Elci.) Andre Collectio-

Digitized by Google

nen bilden die bei Couſtelier und Barbou, Brindley, Basker-ville, Foulis, Bodoni und Didot gedruckten ältern und neuern Claſſiker. Erſt ſeit neuerer Zeit werden auch die Juntinen und die von Simon des Colines gedruckten Claſſiker berückſichtigt; merkwürdig aber iſt, daß trotz Maittaire's Monographie die Etienne's noch nie zur Ehre einer Collection gekommen ſind, wiewohl ſie ſeit einigen Jahren ziemlich geſucht werden (Renouard I, 10). Nur eine kurze Zeit hindurch ſammelte man auch die Ana. Blos auf individueller Neigung beruhende Sammlungen waren die über das franzöſiſche Theater von Vallière; über die italieniſche Literatur von Floncel (1774) und Ginguené (jetzt im brittiſchen Muſeum); von Schriften, welche zu und in der Revolution thätig mitgewirkt haben, die von Iſoard Delisle de Sales (1818, vgl. auch Peignot dictionn. de bibliologie, suppl. p. 264); von Reiſebeſchreibungen die von Courtanvaux (1782) u. ſ. w. So mehrte ſich täglich die Zahl der intereſſanteſten, reichſten und (was beſonders zu rühmen) geſchmackvollſten Sammlungen; die franzöſiſche Sammlerehre (die Verſündigungen der neueſten Zeiten ſind größtentheils vergütet und verziehen) war gegen die Holländer gerettet; es kam nur noch darauf an, letztern die commercialen Vortheile zu entreißen, welche ſie aus dem Verkaufe franzöſiſcher Bibliotheken zogen. Der ehrenwerthe Mann, der dieß unternahm und mit wohlverdientem Glück ausführte, war der Pariſer Buchhändler Gabriel Martin. Seit dem Jahre 1705 beſchäftigte er ſich mit dem Conſigniren und dem öffentlichen Verkaufe von Bibliotheken, anfangs nur auf die bisher in Frankreich übliche Art in Katalogen, die nach den Formaten eingerichtet, bis zur Unverſtändlichkeit kurz und nur höchſt nothdürftig geordnet waren (ſo iſt noch ſein Katalog der Bigot'ſchen Bibliothek von 1706). Auf einmal aber lieferte er in dem catalogus bibliothecae Bultellianae von 1711 ein Meiſterſtück eines Auctionskatalogs, welches er durch die Kataloge der Bibliotheken von Dufay, Hoym, de Boze, Rothelin u. a. immer mehr übertraf. In allen dieſen Verzeichniſſen ſind die Bücher mit Vermiſchung der Formate nach einem neuen nicht unverdienſtlichen Syſteme (Peignot dict. de bibliologie, II, 236) ſtreng geordnet, die Titel ausführlich und diplomatiſch treu copirt, ſorgfältige Namenregiſter hinzugefügt, und keine trügeriſche Noten (wie ſie ſich wohl oft die Holländer erlaubt hatten) oder marktſchreieriſche Anpreiſungen entſtellten ſeine treffliche Arbeit. Er ſtarb im Jahre 1761 als 83jähriger Greis, nachdem er 148 Kataloge (worunter 22 mit Namenregiſtern) geliefert hatte. Seinen Arbeitsplan vervollkommneten mit nicht geringerm Glücke

die beiden Vettern Debure, von denen sich der Eine, Guillaume, durch die gelungene Bearbeitung der ersten Abtheilung des Vallière'schen Katalogs berühmt gemacht hat, der Andre aber sogleich nicht minder rühmlich erwähnt werden wird. Einige Sammler (Couvay 1728, de Boze 1745) gaben zu ihrem Vergnügen und für ihre Freunde noch bei ihrem Leben Verzeichnisse ihrer Sammlungen heraus. War bisher derjenige Theil der Bibliographie, dessen der Sammler bedarf, in seiner Kindheit gewesen (historisch-merkwürdig ist eine der ersten Theorien rarer Bücher, welche ein holländischer Buchhändler 1715 in der Vorrede zum catal. bibl. Sarrazianae aufstellte), so wurde sie durch diese Kataloge jetzt in Jahren weiter gebracht, als es ehemals in halben Jahrhunderten geschehen war. Die Neigungen der Sammler hatten sich bisher im Stillen entwickelt und oft sehr zufällig und bewußtlos gebildet: jetzt wurden sie durch wohlgeordnete Kataloge kund gethan, die Lust zum Sammeln wurde durch sie erregt, man wurde, fast ohne es zu wissen, über gewisse Grundsätze des Sammelns einig — da stellte (zu günstigerer Zeit hätte es nicht kommen können!) im Jahr 1763 Guillaume François Debure in seiner bibliographie instructive kühn aber mit reicher Erfahrung als System auf, was bisher blos Werk eines gewissen Taktes gewesen war. Es gehört in der That eine höchst beschränkte und eigenliebige Verblendung dazu, das Verdienst dieses ehrenwerthen Mannes durch Zusammenstellungen mit den bibliographischen Fortschritten unsrer Zeit, wie leider oft geschehen, herabwürdigen zu wollen. Was würde die Bibliographie seyn, wenn Debure nicht war! Sein würdiger Nachfolger ist Brunet, dessen manuel du libraire et de l'amateur de livres eben so sehr ein Meisterwerk in seiner Art ist, als es das von Debure zu seiner Zeit war, und welches auf den Bücherverkehr nicht blos in Frankreich, sondern auch im Auslande entschiedenen Einfluß geübt hat und noch übt. — Noch haben wir einen Blick auf das Aeußere der Sammlungen in dieser Periode zu werfen. Man lasse sich nicht irren, daß ein gleichzeitiger Recensent des Dufay'schen Katalogs von 1725 ausrufte: Croiroit-on que le luxe pût s'étendre jusque sur les livres mêmes! (Renouard IV, 246.) Das war nicht Stimme der Zeit, sondern eines mit seiner Zeit unbekannten Mannes. Im Gegentheil ist in dieser Periode der französischen Bibliophilie fast alles erschöpft worden, was der raffinirteste Luxus nur erfinden kann. In der Buchdruckergeschichte dieses Zeitraumes glänzt vor allen andern Didot's Name, in den theuersten Prachtausgaben wie in den wohlfeilsten Stereotypendrucken gleich ehrenvoll sich aus-

Digitized by Google

zeichnend; Golddrucke von erster Schönheit kommen unter der Presse hervor (Fasti Neapolionei. Par. 1804, 4. ein Exemplar auf blauem Velinpapier mit goldnen Buchstaben), Pergamentdrucke werden immer häufiger, die Papierarten werden durch Einführung des holländischen und Velinpapiers vermehrt und durch Glätten verschönert, man versucht sich in Drucken auf Atlas und Seide, die ganze Kunst des Grabstichels wird zur Verzierung der Bücher aufgeboten (St. Aubin und Moreau der jüngere zeichneten sich in dieser Hinsicht vorzüglich aus), nur gute und vorzügliche Exemplare werden in die Sammlungen aufgenommen (nennenswerth sind die Sammlungen von Dufay 1725, Hoym 1738, Gouttard 1780, Soubise 1788, Mirabeau 1791, Anisson Duperron 1795, Caillard 1808, Maigeon 1810 u. s. w.), und le Monier, Padeloux, Deseuille (nicht Duseuil), Derome, Bradel und Bozerian vervollkommnen die Buchbinderkunst immer mehr (über mehrere dieser Künstler s. Hermes II, 277, über die jetzt üblichen Einbände in Frankreich Peignot du choix de livres 286). Die Aufmerksamkeit auf Pergamentdrucke erregten vom Ende des 17ten Jahrhunderts an die Holländer (wiewohl man nur einen einzigen von ihnen selbst gelieferten Pergamentdruck kennt, Dan. Heinsii carmen de contemtu mortis. LB., Elzevir, 1621, 12. Jetzt in Singer's Bibliothek in London), und der erste Katalog, in welchem sie besonders zusammengestellt erscheinen, ist die bibliotheca exquisitissima (Hag. Com. 1732, 8.). Colbert's und Tellier's Kataloge zeugen zuerst von dem Interesse, welches auch die Franzosen an ihnen fanden; jedoch kann man das eigentliche Sammeln derselben erst von Gaignat (1769) oder vielmehr erst von Vallière an datiren. Die vollständigste Sammlung von Drucken dieser Art war die von Mac Carthy (1815, 602 Werke), in neuern Werken bildet Renouard's Sammlung (177 Werke) ein schönes Seitenstück zu ihr. Ein Versuch auf weißem Taffent ist relation de l'isle de Bornéo par Fontenelle. En Europe (Par., Didot) 1807, 12. Farbige Papiere wurden in neuerer Zeit sehr üblich, doch blos gelbes und rosenfarbnes; das in Italien von jeher übliche blaue Papier machte in Frankreich kein Glück (Renouard II, 291, III, 210. Beiläufig: der einzige holländische Druck auf farbigem Papiere, der mir je vorgekommen, ist Bellegarde's l'art de plaire dans la conversation. Haye, 1742. 12. auf blauem Papier in der bibl. Riccardi num. 2831). Großpapiere werden so sehr Sitte, daß man beinahe von jedem Buche eine beträchtliche Anzahl Exemplare auf demselben abzieht, und die ältern Großpapiere werden mit einem immer mehr zunehmenden



Digitized by Google

Eifer gesucht (bedeutendste Sammlungen von Reigeon 1810, Mac Carthy 1815 und Renouard). Im letzten Decennium des 18. Jahrh. kamen Prachtausgaben älterer und neuerer Classiker im größten Formate auf, fanden aber wegen ihrer Unbequemlichkeit wenig Beifall, und haben, obgleich die einmal vorhandenen geschätzt werden, wieder aufgehört. Das Régler ist wieder sehr üblich geworden. Von den Kupfern sucht man erste Abdrücke und avant la lettre, seit neuerer Zeit auch sur papier de Chine. Erst nach 1770 fing man an, auch die eaux-forts zu sammeln und den ausgeführten Kupfern beizulegen. In Büchern, welche während des Drucks bedeutsame Veränderungen erlitten haben, sammelt man sorgfältig die ausgeschoßnen Blätter und legt sie den Cartons bei. Auch fieng man in dieser Periode an, die alten Einbände von Grolier, Majoli und de Thou eifrig zu suchen und sie in den Auctionskatalogen besonders zu bezeichnen (zuerst im cat. de la bibl. du Marquis de St. Philippe, 1726. T. 3. p. 306). Die neue Erfindung der éditions compactes, in denen alles auf einen möglichst geringen Raum, doch oft mit Aufopferung alles Aeußern, zusammengedrängt ist, kann wenigstens in der Art, wie sie ausgeführt wird, nicht als Fortschritt gelten, und ist nur als fromme Berücksichtigung der geldarmen Zeit zu rühmen. Einfluß englischer Bibliomanie zeigt sich seit dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts in der Vorliebe zu unbeschnittenen Exemplaren und im sogenannten Illustriren mit Kupfern (illustrated copies). Zwar hatten schon die italienischen Buchbinder von jeher die lobenswerthe Sitte gehabt, dem Rande der Bücher seine ursprüngliche Gestalt zu erhalten; aber erst seitdem die Engländer diese rough leaves suchten und mit Gold aufwogen, fanden auch die Franzosen, welche früherhin die Schnitte auf ganz entgegengesetzte Art behandelt hatten (Hermes II, 277), Geschmack daran, und gaben diesen Exemplaren die kostbarsten Einbände (Renouard I, 61. IV, 246). Jetzt freute man sich der Gelegenheit, frühern Collectionen einen neuen Werth geben zu können. Der ernstere Deutsche vermag sich kaum des Lächelns über den Eifer zu enthalten, mit welchem man sich in England und Frankreich nach unbeschnittnen Aldinen (Renouard hat ihrer 66, darunter den Aristoteles von 1495), Elzevir's (bei demselben 62), Baskerville's (bei demselben vollständig) und variorum (blos an dem unbeschnittnen Cicero cum notis variorum in der französ. Ausdehnung des Worts hat Renouard 32 Jahr gesammelt) abmüht. Das Illustriren, d. h. das Hinzufügen von Kupfern, welche zwar den Text eines Buchs erläutern, aber nicht eigentlich zu demselben gehören, scheint

Digitized by Google

ebenfalls bereits vor den Engländern betrieben worden zu seyn (wenigstens hat die königliche Bibliothek zu Dresden ein um 1740 in 8 Bände gebundnes illustrirtes Exemplar des Allgemeinen historischen Lexikons von 1730), wurde aber durch sie zuerst förmlich eingeführt, und ging von ihnen (wohl vorzüglich durch Renouard selbst) zu den Franzosen über. Der Unterschied zwischen dem französischen und englischen Illustriren wird weiter unten angegeben werden.

So hat uns denn unsre Wanderung durch drei Jahrhunderte auf den Standpunkt geführt, von welchem aus wir die Renouard'sche Sammlung zu beurtheilen haben. — Wie aber? Haben wir sie nicht, indem wir diesen Standpunkt erreichen, mehr um und neben als vor uns? Ist nicht ihr Charakter schon in der Schilderung der Periode enthalten, von der wir eben gesprochen haben? Nannten wir sie nicht schon im Eingange dieses Aufsatzes eben deshalb eine Repräsentantin aller jetzigen französischen Sammlungen, weil sie fast alles in sich vereinigt, was wir in der bisherigen Darstellung einzeln aufzählten? Und so ist's. Sie ist beurtheilt und charakterisirt, ehe wir sie fast noch mit einem Worte erwähnt haben. Darum wollen wir nur noch mit Wenigem einen allgemeinen Ueberblick derselben geben.

Der dreizehnjährige Renouard begann, wie er in Dibdin's Decameron III, 220 selbst erzählt, seine Sammlung im Jahre 1778 mit dem ersten Sechsfrankenstücke, welches er von seinem Vater erhielt, und wurde bald, trotz der Gazefabrik, die er anfangs führte, ein eifriger Sammler. Gleich Lackington ging er nachher zum Buchhandel über, und nun wurden sein sehr ausgebreiteter Handel mit Büchern, seine Correspondenz und seine Reisen in mehrere Länder die Hauptquellen seiner täglich sich vermehrenden Bibliothek. Den bedeutendsten Theil der Brunck'schen Bibliothek und die Aldinensammlung des Cardinals Loménie de Brienne kaufte er im Ganzen. Er betheuert, kein Buch anders, als auf den gewöhnlichen und öffentlichen Wegen des Handels erlangt, und keine der verschiednen revolutionären Crisen zu geheimen Acquisitionen aus öffentlichen oder Klosterbibliotheken oder aus Sammlungen von Emigranten benutzt zu haben. Die Bibliothek selbst ist und sollte keine vollständige, in allen Wissenschaften gleichmäßig besetzte Bibliothek seyn, und die Facultätswissenschaften bilden den schwächern Theil. Dafür aber ist sie eben so zahlreich als auserlesen in dem Fache der Literatur (nach der französischen Bedeutung des Worts) und der Geschichte. Was die ältere und neuere Literatur (mit Ausschluß der deutschen und nordischen) bestes und



Digitized by Google

schönes enthält, ist hier nach allen Ausgaben, die sich durch besondern innern Werth, äußern Glanz, Seltenheit oder andre Merkwürdigkeiten empfehlen, vorhanden, und namentlich findet man hier Ausgabensuiten von griechischen und lateinischen Classikern, wie sie wenig öffentliche Bibliotheken aufzuweisen haben. Von den meist neuern Manuscripten, welche Renouard besitzt, heben wir nur aus: Sammlungen eigenhändiger Briefe von Hadrian Beverland (I, 127; aber zwölf derselben sind bereits, was R. nicht weiß, zu Amsterdam oder vielmehr zu Berlin 1747, 8. gedruckt), Boileau, Florian, Mad. de Maintenon, Musurus, Calliergus und andern sehr berühmten Personen (III, 28, 309, 330, 339, 341), zwei Manuscripte von Cornazano mit silbernen, beinahe erhabenen, Buchstaben (II, 325 und III, 84), Leon. da Vinci tratta-to della pittura von N. Poussin's Hand mit des letztern Original-Zeichnungen (I, 320) und Gresset's Lustspiel les esprits follets, nur darum merkwürdig, weil es von seiner eignen Hand geschrieben ist (III, 70). Unter den mit Handschriften berühmter Männer versehenen Büchern ist vorzüglich merkwürdig ein Sophocles und ein Aristophanes mit zahlreichen und bedeutenden Anmerkungen von J. Racine (II, 201 und 213). Von Incunabeln, an der Zahl 235, sind nur solche aufgenommen worden, welche sich durch ein sehr hohes Alter oder vorzügliche Schönheit oder innern Werth oder ausgezeichnete Seltenheit empfehlen (zwei xilographische Producte, das speculum humanae salvationis und historia S. Johannis; die principes des Lactantius 1465, Apulejus 1469, Justinus 1470, Plautus 1472, Homerus 1488, Turrecremata super psalterio bei Ulrich Han 1470, Brunetto's Tesoro von 1474, ein Fragment eines noch unbekannten, mit beweglichen Typen gedruckten Donats, von welchem leider die Zeilenzahl nicht angegeben wird *) u. s. w.). Auch in der Sammlung von Pergamentdrucken, bei welchen er nur auf die schönsten Rücksicht genommen hat, finden sich Kostbarkeiten und Seltenheiten er-

*) Ein anderes, wie es scheint, ebenfalls noch unbekanntes Donatfragment von drei Blättern in Kleinfolio mit 28 Zeilen, mit großer gothischer Schrift und beweglichen Typen gedruckt, besitzt die königliche Bibliothek zu Dresden. Obgleich ziemlich alt, ist es doch entschieden kein Guttenberg. Diejenigen Initialen, welche durch ihre besondre Form sich vorzüglich auszeichnen, haben auffallende Aehnlichkeit mit den, obwohl viel kleinern, Anfangsbuchstaben im Contexte der Jenson'schen lateinischen Bibel von 1479.

Digitized by Google

sten Ranges (Bonifacii decretales bei Schöffer 1465, Ciceronis orationes bei Valdarfer 1471 und desselben epistolae familiares bei Aldus 1502). Nicht weniger reich ist er an Seltenheiten aller Art — „Juwelen, mit denen man sich nur an hohen Festen schmückt, die man theuer kauft, freudig bewahrt, mit einer kleinen Eitelkeit vorzeigt und — nicht liest" (Vorr. S. IX. Hierher gehören ein vollständiges Exemplar der großen und kleinen De Bry'schen Reisen IV, 14. und eine Ausgabe des Buchs de tribus impostoribus von 1598, I, 118). Wir übergehen seine Sammlungen der Gesetze und Constitutionen des Jesuitenordens (I, 151 ff.), von Aldinischen, Juntinischen, Elzevir'schen, Baskerville'schen, Bodonischen und andern Ausgaben, seine Menge von großen und farbigen Papieren, von exemplaires réglés, von Kupfern avant la lettre und avec les eaux-fortes, von unbeschnittnen Exemplaren, und bemerken nur noch eine eigenthümliche Sammlung von Handzeichnungen berühmter Künstler, welche mit besondrer Rücksicht auf ihre Anwendbarkeit zur Verzierung von Büchern angelegt ist. Die Beharrlichkeit, mit welcher der Besitzer jedem schlechten Exemplare den Zutritt zu seiner Sammlung versagte und die schon vorhandnen guten Exemplare immer mit noch schönern vertauschte, so wie die Sorgfalt und Kosten, welche er auf die Einbände verwendete, sichern dieser Bibliothek auch in Hinsicht ihres Aeußern einen ehrenvollen Rang zu.

Der sehr schön und ziemlich correct gedruckte Catalog ist nach dem gewöhnlichen Systeme der Franzosen, doch mit einigen wenigen Abweichungen, angeordnet (Th. I, S. 257 haben sich der fruchtbringenden Gesellschaft Namen, Vorhaben, Gemälde ꝛc., Frankfurt 1646, 4. in die Botanik verirrt), die Titel sind treu und ausführlich copirt, und Einbände, so wie anderweite Beschaffenheit der Exemplare genau, doch ohne besondre materielle Beschreibung, angegeben. Aber die beigefügten Noten sind es, welche diesem Verzeichnisse einen ausgezeichneten Werth verleihen, und sich eben so zur ernstern Belehrung als selbst zur unterhaltenden Lectüre eignen. Letzteres schon wegen der liebenswürdigen Individualität des Verfassers. Er ist ein Bibliophilos von der guten Art. Er macht alles mit, was die literarische Mode einmal will (doch immer mit Mäßigung und Geschmack), und er kann sich recht herzlich freuen, wenn er einmal dem Leser einen unbeschnittnen Elzevier oder eine Großpapier-Aldine vorführt; aber er ist so weit von dem schwerfälligen und supercilliösen Enthusiasmus des englischen Bibliomanen entfernt, daß er immer wieder der erste

Digitized by Google

ist, der über die Eitelkeit aller dieser Dinge scherzt, ja er entschuldigt sich gegen seine Leser recht höflich, wenn ihm einmal seine Aldinensammlung die Hinstellung von 17 Ausgaben des Tridentinischen Concilium oder von 18 Ausgaben des unnützen Calepins zur Pflicht macht (I, 50). Aber eben so reichlich ist auch für Belehrung gesorgt; denn dieselben Noten enthalten in erfreulicher Mannichfaltigkeit und in einer leichten, gefälligen Manier häufige Verbesserungen anderer bibliographischer Werke, aus langer Erfahrung geschöpfte Bemerkungen über Seltenheit der Bücher, Nachrichten über berühmte Buchdrukker (Meobar I, 45. Plantin IV, 241 *)), Künstler oder Sammler (Anisson I, 316. Naigeon I, 54), Belehrungen über das Technische des Drucks und der Ausgaben, welche für Editoren und Verleger sehr zu beherzigende Winke enthalten, interessante Notizen über die in des Verfassers eignem Verlage erschienenen Bücher, glaubwürdige Angabe der Anzahl der Exemplare auf großes oder besseres Papier oder Pergament bei neuern Büchern, kleine Anecdoten (II, 236. III, 45), kurze

*) Als Nachtrag zu unsern Nachrichten über Plantin im Hermes I, 241 möge sie hier stehen. „Während meines Aufenthalts zu Antwerpen im Jahre 1817 theilte mir eine zwar nicht in gerader Linie von Plantin abstammende, doch aber mit seiner Familie verwandte Person eine interessante Anecdote mit, welche erklärt, wie es kam, daß Plantin ein Buchdrucker wurde. Daß er aus der Gegend von Tours gebürtig war, ist bekannt. In ziemlich mißlichen Vermögensumständen kam er nach Antwerpen, und nährte sich hier in einem kleinen Laden von dem Handel mit Pappenkästchen und andern dergleichen Kleinigkeiten, die er mit vieler Geschicklichkeit selbst verfertigte. Während er eines Abends über den Platz am Meere geht, erhält er unerwartet einen gefährlichen Dolchstich in den Unterleib, erkennt in dem Meuchelmörder einen jungen sehr begüterten Mann aus Antwerpen und droht ihm mit gerichtlicher Anklage. Der Thäter eilt zu ihm in seine Wohnung und betheuert, daß er keineswegs die Absicht gehabt habe, ihm ein Leid zuzufügen, und daß der Dolchstich, der diesen unglücklichen Mißgriff veranlaßte, nicht ihm sondern einem Nebenbuhler gegolten hätte. Plantin war unerbittlich. Der Vater des jungen Mannes vereinigte seine Bitten mit denen seines Sohnes, und endlich brachte man den Verwundeten dahin, daß er von der gerichtlichen Verfolgung abstand und sich mit einer sehr bedeutenden Summe begnügte, mit welcher er nach seiner Heilung ein Haus kaufte und die Druckerei anlegte, welche ihn so berühmt gemacht hat. Einige Jahre darauf verließ er dieses Haus, welches für den Umfang seiner Geschäfte zu klein geworden war, und kaufte ein sehr schönes auf dem Freytagsmarkte, wo sich seine Druckerei unter der Leitung der Herren Moretus, seiner Anverwandten, noch befindet."

Digitized by Google

und bisweilen eben so artig als treffend ausgesprochne Urtheile über die Bücher selbst (unter diese sind nicht die über Kant I, 197 und Giordano Bruno III, 115 gefällten zu zählen, wohl aber das über Dibdin's Decameron IV, 217) und bisweilen längere Excursionen (über den Einfluß der Licenzen im Jahre 1812 auf den französischen Buchhandel I, 286 *), über Co-

*) Wir können es uns desto weniger versagen, diese, obgleich lange, Note hier ganz mitzutheilen, je interessantere und wichtigere Nachrichten über eine in Deutschland bisher ganz unbekannt gebliebne Episode des Continentalsystems sie enthält. Renouard ist nicht blos Literator, sondern auch ein sehr erfahrner und einsichtvoller Kaufmann, und nahm, wie aus mehreren Stellen seines Werkes hervorgeht, selbst Antheil an diesen Licenzen. Gründliche Kenntniß der Sache und gewandte Darstellung zeichnen die folgenden Nachrichten gleich vortheilhaft aus; indessen ist es eben die letztere, welche wegen mancher nationalen Wendungen und Beziehungen den Uebersetzer zu der vorläufigen Bemerkung bestimmt, daß er (eine einzige bezeichnete Anmerkung ausgenommen) nichts als wörtliche Uebersetzung geliefert hat.

„Wie man ein Verzeichniß der zum Feuer verdammten oder von den Regierungen verbotnen Bücher besitzt — ein Act, der gewöhnlich nur zum Scheine ausgeübt wird, und das Buch selbst oft nicht seltner macht —, so könnte man mit noch weit größerm Rechte ein Verzeichniß der durch die Licenzen versenkten und vernichteten Bücher anfertigen. Wie viele Auflagen sind ganz oder theilweise, wie viele langsam sich verkaufende, aber schätzbare und selbst unentbehrliche Werke sind in Hunderten, ja in Tausenden von Exemplaren durch diese sonderbaren Unternehmungen vernichtet und mit Einem Male unsichtbar geworden!"

„Weil hier die Rede von den in Folge der Licenzen oder besondern Erlaubnißscheine begonnenen Seeunternehmungen der Jahre 1812 und 1813 die Rede ist, welche sechs Monate hindurch so viel Personen und ein so verschiedenartiges Interesse in Bewegung setzten, so werden einige ausführlichere Nachrichten über diesen Handel von so außerordentlicher Art, über diese ungeheure Ausfuhr von Waaren, deren wahrscheinlichste Bestimmung der Grund des Meeres war, und über diese seltsamen, in der Geschichte des Handels unerhörten Unternehmungen, deren Andenken, als wesentlich zur Zeitgeschichte gehörend, aufbewahrt werden muß, hier wohl an ihrem Orte seyn."

„Als Napoleon seinem wahren oder vorgeblichen Entschlusse, die Engländer auf ihrer Insel anzugreifen, entsagt hatte, so wollte er sie wenigstens außerhalb derselben schlagen, indem er ihrem Handel den Krieg erklärte. Weil es ihm an einer Seemacht gebrach, mit welcher er ihnen hätte Schaden zufügen können, so ersann er eine Blokade oder das sogenannte Continentalsystem. Er hoffte ihnen auf dem Continente den Verkauf ihrer Waaren und

Digitized by Google

ster's angebliche Erfindung der Buchdruckerkunst II, 152; über die gravure à l'eau forte à pierre III, 19). Angehängt

---

vorzüglich der Colonialwaaren verwehren zu können, aus welchen letztern sie, fast allein, so ungeheuern Gewinn zogen. In der Theorie konnte dieser Einfall verführerisch seyn; auch lag er ganz in dem Charakter eines Mannes, der nie etwas von Hindernissen wissen wollte, und wirklich erregte die Ausführung dieses Entschlusses gleich anfangs Besorgnisse, wie ich [Renouard] es während meines fünfmonatlichen Aufenthalts in England in der Mitte des Jahres 1813, als eben die Erbitterung beider Regierungen auf das höchste gestiegen und der Verkehr zwischen beiden Ländern völlig abgebrochen war, deutlich zu bemerken Gelegenheit hatte. Napoleon glaubte, daß auf seinen Befehl ganz Europa willig Cichorienwurzel statt Caffee und Runkelrüben statt Zucker brauchen und daß man glauben werde, mit Waid könne man das Tuch eben so gut färben, als mit Indigo, der Gentiana weiche das Fieber eben so gut, als der China u. s. w. Wirklich sah er menschliche Industrie einige dieser Wunder hervorbringen; doch eine den entschiedensten Despoten an Macht übertreffende Gewalt, der oft stumme aber bei längerm Beharren unwiderstehliche Wille der Menge, bewies ihm, daß Befehle zwingen, aber nicht überzeugen können, und daß die durchaus unentbehrlichen Colonialwaaren sich trotz seiner Douanen und ihrer strengen Entscheidungen fortwährend in Europa, in Frankreich, ja selbst in seinen eignen Pallästen einschleichen würden. Er ließ daher von der Strenge seiner Continentalblokade etwas nach, oder er hob sie vielmehr durch eine Ausnahme, welche er nach seinem Gefallen verlängern oder wieder zurücknehmen zu können glaubte, wirklich auf, indem er besondre Erlaubnißscheine oder Licenzen zur Einfuhr dieser Waaren ertheilte. Da er gezwungen war, einzusehen, daß Europa nicht gesonnen sey, derselben länger zu entbehren, so wollte er sich wenigstens, nicht blos in Frankreich, sondern überall, wo er seine furchtbare Herrschaft ausübte, der Vortheile bemächtigen, welche der Handel mit denselben darbietet. Italien, Deutschland und selbst die nördlichsten Länder sollten nach seiner Berechnung entweder dieser Erzeugnisse der neuen Welt entbehren, oder sich nur einiger bedienen, deren Einfuhr er genehmigt hatte. Vielleicht war dieß eine der Hauptursachen seiner Unfälle. Die entferntern Völker, welche noch den Rang als Mächte hatten, konnten diese neue Unterjochung nicht ertragen; und mancher, der ihn ruhig hatte Länder rauben lassen, stand nun gegen diesen bisher unerhörten Alleinhandel auf. Napoleon ertheilte Erlaubnißbriefe zur Einfuhr; Rußland that nun dasselbe, aber nach einer andern Berechnung. Die Folge war Aufhebung der Blokade, Einlaß der Engländer und ihrer Waaren, Empfindlichkeit des Herrschers, Kriege, welche die Beibehaltung einer Blokade erzwingen sollten, die er selbst aufgehoben hatte — und Elend, Elend ohne Maaß, dessen traurige Geschichte uns nur zu wohl bekannt ist." [Bedarf es einer Erinnerung, daß hier der Franzose spricht? Aus eben denselben Gründen wird der Deutsche jene Licenzen segnen.]

Digitized by Google

sind besondre Verzeichnisse der Drucke des 15ten Jahrhunderts in dieser Bibliothek (leider wissenschaftlich geordnet), der Aldi-

---

„Anfangs waren die Licenzen nicht zahlreich. Man suchte sie als sehr einträgliche Begünstigungen, ungeachtet der hohen Einfuhrzölle, welche auf das Pfund Zucker oder Caffee ungefähr zwei Franken, auf das Pfund China 10 Franken, und eben so nach Verhältniß für die andern einführbaren Waaren betrugen. Eine andre Verbindlichkeit, mit welcher sie unrechtmäßig belastet waren, und welche ihr Wesen ganz vorzüglich charakterisirt, war, vorläufig und auf denselben Schiffen für einen gleichen Werth französische Artikel auszuführen, welche in den Erlaubnißbriefen bestimmt waren: vorzüglich Seidenwaaren, welche man während der Ueberfahrt in das Meer zu werfen beinahe gezwungen war. Napoleon glaubte oder stellte sich wenigstens, als glaubte er, daß diese Waaren, welche in den englischen Häfen weggenommen wurden und die Confiscation des Schiffs und der Ladung nach sich zogen, uns den Betrag unsrer Einkäufe von Colonialwaaren reichlich ersetzen würden. Ein sonderbarer Ausweg, die Consumtion der französischen Producte durch Vernichtung zu befördern! *) Aber wie der Kaiser (gleich dem Löwen in der Fabel) durch die ungeheuern Einfuhrzölle schon im Voraus seinen Theil an dem Gewinne nahm, den man aus der Einfuhr der damals seltnen und theuern Colonialwaaren zu ziehen hoffte, so wollte er zugleich durch diese erzwungenen Geschäfte mit vaterländischen Waaren, auch an dem Ertrage des innern Handels und der Manufacturen Theil nehmen, welche damals an einer Unthätigkeit und Mattigkeit litten, die ihn sehr beunruhigen mußte. Todten Capitalen auf diese Art einen erzwungenen Umlauf zu verschaffen, wäre allerdings die beste Maaßregel gewesen, wenn nur dieser Umlauf kein Umsturz und keine Vernichtung gewesen wäre. Wirklich wurden auch mehrere Magazine schnell aufgeräumt, der innere Handel und einige Manufacturen gelangten wieder zu einer theilweisen und precären Thätigkeit; aber das Ausland trug dazu nichts bei. Die Waaren, welche man ihm wider seinen Willen und in einem weder seinen Wünschen noch seinen Bedürfnissen entsprechenden Ueberflusse zuführte, verschmähte oder stieß es gar zurück. Mehrere Speculanten machten einen Versuch, diese verlornen Posten auf dem Meere zu verkaufen, und

---

*) Einige der letzten Unternehmer wurden von den Engländern gezwungen, zugleich mit den Colonialwaaren eine gewisse Anzahl von Producten englischer Manufacturen, welche in Frankreich ebenfalls verboten waren, mit einzunehmen. So mußte manches Schiff, welches gezwungen gewesen war, Seidenzeuge, Weine und andre französische Waaren zu kaufen und ins Meer zu werfen, auf seiner Rückkehr wieder englisches Töpfergeschirr, kurze Waaren u. s. w. kaufen und vernichten. Freilich waren es englische Waaren, die hier vernichtet wurden; aber Franzosen hatten sie doch bezahlt.“ [Anmerkung Renouard's.]

Digitized by Google

nen, welche dem Vf. noch fehlen (hier stehen Ciceronis epistolae fam. von 1562, die durch T. II, p. 88 wirklich da

---

amerikanische Schiffe handelten um geringe Preise ganze Ballen von seidenen, gestickten und andern Waaren an sich; aber die meisten von denen, welche sich dieser Verkäufe als eines unverhofften Vortheils freuten, fanden dabei ihren Ruin. Von ihrer Mannschaft oder durch irgend einen andern Zufall verrathen, fielen sie in Strafen, weil sie auf dem Meere Waaren verkauft hatten, denen alle Häfen verschlossen waren, und bei ihrer Rückkehr wurden ihnen die Schiffe mit der ganzen eingeführten Ladung weggenommen. Sie hätten eine Prämie verdient, weil sie ihrem Vaterlande Capitale gerettet hatten, deren Vernichtung unvermeidlich schien."

„Da jedes mit Licenzen ausgesendete Schiff bei seiner Rückkehr etwa eine Million Franken an neu aufgelegten Einfuhrzöllen erlegte, so glaubte Napoleon, daß, wenn Ein Schiff ihm Eine Million einbrächte, hundert Schiffe ihm hundert Millionen abwerfen würden, und daß, wenn der gezwungene Ankauf einiger Ladungen französischer Waaren dem Handel und den Manufacturen ein gewisses Leben gegeben hätte, die gleichzeitige Ladung von hundert Schiffen die Magazine leeren, und dem ganzen Handel und allen Fabriken in Frankreich Ueberfluß und Leben wiedergeben würde. Deshalb verstreute er aus vollen Händen die Licenzen, und allein im Januar 1813 ließ er hundert und eilf ertheilen. Aber hier hatte sich seine Klugheit gewaltig geirrt und seine politische Arithmetik hatte ihm ziemlich trügliche Resultate vorgegaukelt; denn hundert Unternehmungen von Frankreich aus nach England konnten bei dieser Lage der Dinge weder mit Erfolg ausgeführt, noch in dem kurzen Zeitraume von einigen Monaten pünktlich abgemacht werden. Um diese Unternehmungen, welche ohne eine solche Maaßregel unausführbar geblieben wären, zu erleichtern, mußte Napoleon die Liste der Gegenstände erweitern, welche dem auszuführenden Capitale das Gegengewicht hielten, und man wählte dazu Dinge, die von den Engländern, wenn auch nicht gerade eifrig gekauft, doch wenigstens nicht sogleich confiscirt wurden. Porzelain, Meubeln, vergoldete Bronzen und Bücher, von denen einige im Jahre 1812 erlaubte Sendungen ziemlich einträglich gewesen waren, figurirten bei diesen neuen und beträchtlichen Ausfuhren vorzüglich. Eine gewisse Anzahl dieser Waaren würde in England, wenigstens um einen niedrigen Preis, Abnehmer gefunden haben; aber die Menge, in welcher man diese Dinge ausführte, überstieg alles Maaß, und man muß grabezu sagen, daß man bei ihrer Ausführung an nichts weniger dachte, als an ihren Verkauf. Zwar benutzte man nicht alle diese hundert und eilf neu bewilligten oder lieber verkauften Licenzen; aber diese sonderbare Begünstigung, wenn es anders eine war, verursachte nichts desto weniger einige Monate hindurch eine eben so unordentliche als unerwartete Bewegung im Handel, sowohl zu Paris als auch in einigen Seestädten. Die Douane von Paris wurde eine neue Straße Quincam-

Digitized by Google

sind, und die vom Rc. vor einiger Zeit in der Dresdner Bibliothek aufgefundne und in der Leipz. Lit. Zeit. 1818, Bd. 1

---

poir *). Der Inhaber einer Licenz, welcher, um für eine Million Baumwolle oder Caffe einzuführen, zur Ausfuhr von Waaren verbunden war, welche von der französischen Douane ebenfalls eine Million an Werth geschätzt worden waren, würde einen einfältigen und unsinnigen Kauf gethan haben, wenn er für seine Ausfuhr diese Summe wirklich bezahlt hätte. Er suchte daher ausführbare Waaren um geringen Preis zu kaufen oder auch nur von Kaufleuten auf Borg zu nehmen, welche sich ihr Eigenthum daran vorbehielten und sie unter dem Namen des Titular-Inhabers der Licenz ausführen ließen. Dieser Dienst wurde mit sehr veränderlichen Preisen bezahlt. Fünf pro Cent wurden anfangs einigen Personen gegeben, welche wirkliche Sendungen zu machen hatten, und diese Speculationen waren die besten und natürlichsten. Die Prämie stieg nachher bis auf 10, 15 und 20 pro Cent; zwei Tage lang stand sie auf 25, fiel dann plötzlich wieder, und diejenigen, welche zuletzt ausführbare Waaren anboten, erhielten kaum 6 pro Cent. Die Waare selbst, welche zum Theil schlecht war und im Voraus als verloren betrachtet wurde, war das wenigste, warum man sich bei dieser Art von Contracten bekümmerte. Die einzige Absicht der Personen, welche von den Licenzen Gebrauch machten, war, von den Douanen die Bescheinigung eines ausgeführten Capitals zu erhalten; man hoffte gar nicht, jemals aus diesen gezwungenen Ladungen den geringsten Vortheil zu ziehen, und von den Büchern sagte man, sie wären für jetzt nicht ad usum Delphini, sondern ad usum delphinorum. Auch ließ es sich bei vielen dieser Geschäfte weder der Verkäufer noch der Käufer der Prämie sonderlich angelegen seyn, sich das Eigenthum der Waaren vorzubehalten, und doch zeigten die Vorfälle der Jahre 1816 und 1817, daß diejenigen, welche ihre Vorsichtsmaaßregeln genommen und diesen Vorbehalt sich ausgedungen hatten, die Klügsten gewesen waren."

„Bei dem durch diese so seltsamen Käufe veranlaßten Actienspiele rechnete man, wenn vom wahren Werthe des Geschäfts die Rede war, fast nur hundert Franken statt tausend; dagegen sprach man von Millionen, wenn es auf die Angabe des Werths bei der Douane ankam. Die Preise der Bücher, welche sich in den Magazinen aller europäischen Buchhändler nur zu sehr, in den unsrigen [französischen] vollends auf unerhörte Art angehäuft hatten, waren

---

*) In dieser zum Quartier S. Jacques de la Boucherie gehörigen Straße waren die Bureaux von dem bekannten Law, zu denen sich während der Missisippi-Speculation in den Jahren 1719 und 1720 unzählige Menschen drängten; s. Piganiol de la Force descript. de Paris II, 11, und eine Abbildung des Gedränges in het groote Tafereel der Dwaadsheid. o. O. 1720, F.

Ebert.

Digitized by Google

num. 150 bekannt gemachte Ausgabe von 1561 kennt R. immer noch nicht), der Pergamentdrucke und der Handzeichnun-

---

dieser Art von Handel noch am angemessensten. Der Buchhändler war sehr geneigt, ganze Auflagen um die niedrigsten Preise loszuschlagen, da sie bei dem Mangel an Käufern für ihn ohnedieß nichts als Maculatur waren; der Kaper dagegen konnte sie gewissenhaft und ohne Betrug bei den französischen Douanen nach ihren wahren und öffentlich bekannten Preisen angeben. Dieser gigantische, abgeschmackte, ja tolle Licenzenhandel hatte doch wenigstens den theilweisen Vortheil, daß er den hülflosen Zustand, in welchem die französischen Manufacturen, und vorzüglich der Buchhandel, nur zu lange Zeit geschmachtet hatten, verminderte und bis auf einen gewissen Grad aufhören ließ. Was aber gewöhnlich bei etwas verwickelten und aus der gewöhnlichen Bahn schreitenden Geschäften Statt findet, das war auch hier der Fall. Der erste und eigentliche Zweck ward im Fortgange der Unternehmung aus den Augen verloren. Als sie einen administrativen Gang genommen hatte, so führte man sie aus, ohne sie zu begreifen. Der Machthaber hatte nur die Köpfe durch eine außerordentliche und plötzliche Bewegung einnehmen, eine große Menge französischer Producte verschlingen und vor allen Dingen hundert Millionen einstreichen wollen. Es wäre die Pflicht der Vorsteher und Aufseher der Licenzen gewesen, sie zu begünstigen; aber man that im Gegentheile alles, was sie lähmen und vermindern mußte. Allerdings fielen Betrügereien von mehr als Einer Art vor: man versendete gefärbtes Wasser für Weine, Kisten voll hölzerner und mit Endchen Band umwickelter Walzen für wirkliches Band, Kleider, welche blos auf der Oberfläche gestickt waren; und man erzählt noch sonderbarere Pfiffe, die vorgefallen sind. Auch in der Angabe des Preises der Waaren konnte Betrug Statt finden, man konnte den mehr oder weniger unbekannten Werth der Stickereien, der Bronzen, des Porzelains u. s. w. höher angeben. Aber in der Möglichkeit oder auch Wirklichkeit des Betrugs sahen die Aufseher *nichts* als Betrug, und weil *einige* Preisangaben übertrieben worden waren, so glaubten sie, daß *alle* niedriger angesetzt werden müßten. Mehrere derselben konnten aus einer ganz eignen Kleinigkeits-Casuistik die Idee von Waaren, welche zur Vernichtung bestimmt wären, gar nicht fassen, und hätten lieber gewünscht, diese verlornen Unternehmungen hätten aus Dingen von wahrem Werthe und aus den gewähltesten Vorräthen der Magazine bestanden. Sie begriffen nicht, daß eine so unrichtige Berechnung für den französischen Handel eine tiefe Wunde gewesen seyn würde. Der Buchhandel kam am übelsten weg. Die notorische Kenntniß seiner Preise schützte ihn gegen willkührliche Reductionen nicht, und er fühlte die Folgen jenes Vorurtheils ganz. Freilich fand die französische Industrie Mittel, einen zur Ausfuhr tauglichen Werth zu finden, die nur durch Mißbrauch und Uebermaaß tadelhaft wurden. Neue Ausgaben, selbst neue Werke wurden ausdrücklich für die Licenzen entworfen und ausgeführt; Sammlungen von Kupfern, welche seit langer Zeit außer Cours waren, wurden aufs neue auf-

Digitized by Google

gen. Den Beſchluß macht ein Namenregiſter, welches aber in Hinſicht der anonymen Bücher ſehr unvollſtändig und auch

---

gelegt, und bildeten den bei der Douane anzugebenden Werth, den man nachher ohne Nachtheil für das Land in das Meer werfen konnte. Kurz, nur diejenigen, welche am beſten ſpeculirten, retteten ſich, und die meiſten von denen, welche zur Ausfuhr nichts anders, als Ballen aus ihren Magazinen gaben, fanden in der Prämie blos einen nothdürftigen Maculaturpreis wieder."

„Aus den Unterſuchungen und Berichten der mehr oder weniger ſtreitbaren Commiſſionen, welche ſich einer Untreue ſchuldig zu machen geglaubt hätten, wenn ſie nicht die meiſten Facturen oder Preisangaben niederſäbelten*), ergab ſich, daß alle Verkäufer durch dieſe oft aufs Gradewohl oder auf die ungewiſſeſten Angaben hin gemachten Reductionen mehr oder weniger gelitten hatten, und einige ſogar tief in Schulden geſtürzt worden waren. Die Käufer der Prämien, welche von den Licenzen Gebrauch machten, erlitten einen andern Unfall. Mehrere derſelben wurden durch eine Speculation zu Grunde gerichtet, welche ſie für eine Gelegenheit gehalten hatten, ihr Glück zu machen. Sie kauften die fremden Waaren, welche die Doppelwirkung der Concurrenz in England eben ſo ſehr vertheuert als in Frankreich verringert hatte, theuer und verkauften ſie ſchlecht. Die Koſten der Unternehmung, der Ankauf der Waaren oder der Prämie für die Ausfuhr und die ungeheuern Einfuhrzölle ſahen ſie in ihren Rechnungen ſehr deutlich, und der reine Gewinn war höchſt traurig. So war dieſe vorübergehende Licenzenwuth, welche trotz ihrer außerordentlichen Inconſequenz etwas Gutes hätte ſtiften können, nichts als Unſinn, brachte der Regierung nicht die Hälfte von dem ein, was ſie davon erwartete, und täuſchte die Hoffnungen des größten Theils der Unternehmer."

„Schon ſchien es mit den Licenzen zu Ende zu ſeyn, als ſie noch eine ſonderbare und ganz unerwartete Folge hatten. Die Engländer waren müde, ihre Waarenplätze (docks) mit noch immer unzähligen Bücherballen und Kiſten angefüllt zu ſehen, ſo viel auch während der Ueberfahrt wirklich in das Meer geworfen worden waren. Allerdings hatten ſie wohl auf jeden Ballen einen Schilling Wachgeld für den Monat gelegt; aber wer ſollte dieſe Abgabe bezahlen?

---

*) „Ein Speculant gerieth auf den Einfall, eine ſehr große Anzahl Portraits der kaiſerlichen Familie abziehen zu laſſen, welche mit einem ſogenannten, ausdrücklich dazu in den ſchwülſtigſten Ausdrücken verfertigten, hiſtoriſchen Texte begleitet waren. Er glaubte, die Auditeurs, ſtreitbare Commiſſäre von zwanzig Jahren, würden es nicht wagen, die heilige Lade zu berühren und ſich des Verbrechens imminutae majestatis ſchuldig zu machen. Seine Berechnung war richtig. Alles wurde mit Ehrfurcht angenommen und ohne Reduction zugelaſſen." [Anmerkung Renouard's.]

mit dem Artikel Seb. le Clerc, a 285, 329 noch zu ergänzen ist. Zu den Druckfehlern ist noch nachzutragen: II, 213. Aristophanes. Par., Gourmont, erschien 1528 (nicht 1548), III, 126 Chaucer von Tyrrwhitt 1798 (nicht 1768) und III, 327 Chion von Cober 1765 (nicht 1755).

Fragen wir endlich nach dem Verhältnisse, in welchem die französische Bibliophilie und englische Bibliomanie zu einander erscheinen, so möchte fast schon der Name der letztern kein günstiges Vorurtheil erwecken. Der französische Sammler liebt ein gewisses Ebenmaaß und seine Bibliothek hat einen encyklopädischen Charakter; der englische kümmert sich wenig darum, ob ein Fach ganz leer ausgehe oder nicht, und läßt sich lediglich durch seine Neigung, wie sie ihn eben bestimmt, leiten.

---

Die wirklichen Eigenthümer? Es war nicht leicht, sie zu finden und, wenn man sie auch fand, zur Zahlung zu nöthigen. Die Waaren selbst? Man machte einen Versuch zu ihrer Versteigerung; aber diese Versteigerungen brachten fast nichts ein und beunruhigten den Londner Buchhandel. Was thaten sie nun, um sich dieser unzähligen Ballen zu entledigen und ihr Wachgeld nicht zu verlieren? Sie waren großmüthig, sie gestatteten ihre Zurücknahme und erließen die Einfuhrzölle, verlangten aber die Bezahlung aller übrigen Kosten, welche sich auf nicht weniger als 40 bis 50 Schillinge für den Ballen beliefen, deren jeder (einen in den andern gerechnet) acht bis zehn Ries gedrucktes Papier enthielt. So verließ denn eine große Menge losgekaufter französischer Verlagsartikel in den Jahren 1816 und 1817 die englichen Waarenplätze, und gelangte theils nach Frankreich zurück, theils nach andern nähern oder fernern Bestimmungsorten; aber mehr als die Hälfte dieser Waaren war durch dies lange Liegen in feuchten Magazinen, oder weil die Aufseher der docks die getheerten Segeltücher, welche die innere Umgebung ausmachten, herausgenommen hatten, oder endlich durch die Nachtheile einer doppelten Ueberfahrt in einem solchen Grade verdorben, daß die von den Licenzen zurückgekommenen Bücher größtentheils als vernichtet betrachtet werden müssen. Auch Porzelain und vergoldete Bronzen sollen, wie man sagt, in ihre alten Magazine zurückgekehrt seyn."

„Wenn man die Licenzen, diese seltsame Episode in der Geschichte der Verhältnisse zwischen Frankreich und England, nach ihren politischen Beziehungen und nach allen Wirkungen, welche sie auf die Schicksale von ganz Europa hatten, genauer untersuchen wollte, so würden sie vielen Stoff zu weitern Betrachtungen geben. Ich wollte in dieser für mein Buch schon zu langen Note von ihrem Wesen, Ursachen und unmittelbaren Folgen für den Handel und vorzüglich für den Buchhandel nur einen allgemeinen Begriff geben."

Der französische Sammler sucht in seiner Bibliothek Alterthum, Seltenheit und Kostbarkeit mit Belehrung, Unterhaltung und Brauchbarkeit für die Anforderungen des Lebens zu vereinigen; der englischen eigensinnigen Einseitigkeit ist es möglich, sich ein ganzes Leben hindurch mit einer blos aus Incunabeln oder Pergamentdrucken (Mac Carthy war ein Engländer!) bestehenden Sammlung zu behelfen. Den französischen Sammler leitet ein (bisweilen über-) feiner Geschmack und Sinn für das Schöne, Gefällige und Schickliche; der englische hat oft nur für das Auffallende, Bizarre und Caricaturmäßige Sinn. So perhorreseirt der Franzose die Holzschnitte in den meisten Drukken des 15ten und 16ten Jahrhunderts (Renouard III, 91); der Engländer dagegen wog sie, wenigstens in der Periode von Dibdin's Decameron, mit Gold auf. In den illustrated copies wirft der Engländer Kupfer des verschiedensten Alters, Formats und Werths bunt durch einander; der Franzose wählt nur Blätter, welche mit dem zu illustrirenden Werke von Einem Formate und von entschiednem Werthe sind (ebendas. II, 249). Die Franzosen lieben die frühesten Erzeugnisse ihrer Literatur und suchen sie, aber mit Mäßigung und zu Preisen, welche zu Schätzen von größerm oder doch allgemeinern innern Werthe in einem Verhältnisse stehen; die Engländer verlieren, sobald es auf einen alten, ungenießbaren Carton oder Pynson ankommt, gleich alles Maaß und Ziel. Die Letztern wechseln, eben wegen dieses Uebermaaßes, in ihren Neigungen oft, während die Bibliotheken der mit Mäßigung und nach Grundsätzen sammelnden Franzosen im Ganzen noch immer den Charakter haben, den sie vor einem halben Jahrhunderte hatten. Endlich blickt der Franzose auf die Resultate seiner Sammlerthätigkeit mit leichtem und heiterm, der Engländer mit schwerem und stolzem Sinn. Ersterer ist, wäre es auch nur aus unschuldiger Eitelkeit, gern zum Vorzeigen und thätigen Mittheilen bereit; letzterer, bei nicht geringern Ansprüchen auf Bewunderung, birgt seine Schätze in mißgünstiger Unzugänglichkeit. Bei alle dem freuen wir uns mit wahrer Liebe des literarischen Strebens beider Nationen, welches trotz seiner Verschiedenheit, und vielleicht eben durch dieselbe, der Bibliographie und der Literatur schon herrlichen Gewinn bereitet hat — die neuesten Beweise liegen in Dibdin's und Renouard's Werken vor uns — und wir wünschen herzlich, daß auch in unserm lieben deutschen Vaterlande ein verständiger Sammlereifer wieder erwachen möge, wie er dem Deutschen ziemt, und wie ihn einst unsre Ebner's, Uffenbache, Brühl's und Bünau's so löblich übten. Dazu aber ist nöthig, daß diejenigen mit ihrem Beispiele

Digitized by Google

voranleuchten, deren günstige Verhältnisse und hoher Rang die Mittel wie den Einfluß dazu bieten.

Dresden.

Bibliothekssecretär Ebert.

---

## VIII.

Sibyllinische Blätter des Magus in Norden (Johann Georg Hamanns). Nebst mehrern Beilagen herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer. Leipzig, bei Brockhaus. 1819. 8. XVIII und 348 S. (2 Thlr.)

Johann Georg Hamann, wie er sich selber nannte, der Magus in Norden, haussässig am alten Graben Nr. 758. zu Königsberg in Preußen — stand lange da als ein außerordentliches Meteor, unerklärlich den meisten, verstanden nur von wenigen, der flachen Weisheit des Zeitalters, deren Repräsentant die allg. deutsche Bibl. war, Aergerniß und Thorheit zugleich. Der immer noch zu wenig gekannte Hamann würde noch weniger bekannt seyn, hätten nicht auf den Außerordentlichen Herder, Jean Paul Richter, Göthe so hingewiesen, daß das Auge sich nach ihm umsehen mußte. Da Hamann's Schriften zerstreut, schwer zu erhalten, vergriffen, oder selbst, wie ihr Autor, unbekannt sind, so erwirbt sich Herr Dr. Cramer in Halberstadt ein Verdienst beides um das Publikum und um Hamann, daß er durch diese Sammlung Hamann'scher Kerngedanken aufs neue auf den Magus in Norden hinweist. Möge er in diesen Sibyllinischen Blättern, die Blatt und Frucht zugleich sind, der Johannes seyn, der vor dem Herausgeber sämmtlicher Hamann'schen Werke vorhergehet, und möge Göthe's Verheißung in Erfüllung gehen, die er „Aus meinem Leben" Th. 3. giebt: „ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine „Herausgabe der Hamann'schen Werke entweder selbst zu besorgen, oder wenigstens zu befördern."

Diese Sibyllinischen Blätter enthalten Aphorismen aus siebzehn Hamann'schen Schriften gezogen, und können als ein güldenes Schatzkästlein Hamann'scher Sprüche und Orakel angesehen werden. In der Einleitung giebt Hr. Cramer die Veranlassung an, die in ihm den Gedanken zur Herausgabe dieser Blätter weckte, und die selber etwas Feierlich-Geheimnißvolles enthält. Dann folgt J. G. Hamann's Leben, welches jedoch mehr nur das äußere — hier höchst wandelbare — als das innere Leben und Seyn H's darstellt. Eine Biogra-

Digitized by Google

phie, welche jedoch Hr. C. schwerlich liefern wollte, hätte den Zusammenhang und die Wechselwirkung des inneren und äußeren Lebens darstellen und zu einem Ganzen vereinigen müssen, wie Thun und Leiden sich gegenseitig bestimmen, und wie das äußere Leben sich aus dem inneren herausbilde. So würde ein Bild Hamann'scher Eigenthümlichkeit und Idiosynkrasie, die von dem Vorwurfe der Sonderbarkeit nicht frey gesprochen werden kann, vor des Lesers Seele treten. Dieses schwere Stück bleibt daher für den Herausgeber sämmtlicher Werke Hamann's aufgespart. Doch auch schon in diesem äußeren Leben Hamann's spiegelt sich sein inneres, und wie Hamann's innere Geistesfülle und Großheit keiner ruhig fortschreitenden Entwickelung und Darstellung fähig war, sondern einem Waldstrome gleicht, der von Fels zu Fels gewaltig, Schauder erregend, stürzt, oder auch einem Vulkan, der keine einzelen Gedanken, sondern Massen derselben auswirft; so wie sein tiefsinniger Witz gleich dem Blitze im Zickzack umherfährt, so ist auch sein äußeres Leben und Schicksal ein sich ungleiches, wandelbares, aus den verschiedensten Stücken zusammengesetztes Ganzes, ohne organische Einheit, von mußivischer Art. Der gewaltige Geist Hamann's, der mit wenigen Worten, oft mit einem Blitzstrahl seines Witzes, philosophische Schlachten liefert, war zu großartig, als daß er sich in die Formen der Theologie und Jurisprudenz hätte einzwängen lassen, und strebte vielmehr ins Freie, in das unendliche All hinaus. Diese nothwendige Selbstbeschränkung, welche jede Qualifikation zu einem Frucht- und Brodbringenden Amte fodert, erklärte Hamann für eine seine Freiheit verletzende Selbstverstümmelung. Darum spricht er von sich selber: „meine Denkart hat mich in die Fremde getrieben; um meiner Grundsätze und meiner Freiheit desto weniger entbehren zu können, würde ich mich selbst zu einem Amte verstümmelt haben, unter dessen Bedingungen jene Opfer gewesen wären." „Um einer Bedienung werth zu seyn, (heißt es S. 82. dieser Sibyllinischen Blätter,) die selten den Wunsch eines vernünftigen Menschen reizen kann, legt man sich früh, ich weiß nicht, in was für Falten. Opfert eure Gesundheit, eure Gaben, eure Zeit, euer Gewissen auf; der Thor von Geburt wird euren Verlust weit unter die Hoffnung einer Spielkarte setzen." „Darum sagt Hamann in der Apologie des Buchstaben H., daß er zu dem bescheidenen Glücke, in seinem Vaterlande ein ehrlicher Thorschreiber zu werden, nicht gelangen konnte, vor überlegener Konkurrenz invalider Schuhputzer und Broddiebe." — Und dennoch war H. in seinen Glücksumständen so gedrückt, daß er sich nach irgend einem brodbrin-



Digitized by Google

genden Amte umsehen mußte, woraus so manche Ungleichheit in seinem Schicksale und ein so mannichfaltiger Wechsel in seiner Lage entstand, daß er zuerst Lehrer in dem von Budberg'schen Hause, dann wieder bey dem General von Witten, dann mit geistvollen Kaufleuten zu Riga vereint, dann wieder im Budberg'schen Hause, dann nach dem Tode seiner Mutter in merkantilischen Aufträgen Rigaer Kaufleute auf Reisen, dann wieder zu Königsberg, dann als unbesoldeter Kopist bey dem Stadtmagistrat, darauf bey der Kriegs- und Domainenkammer, dann wieder Hofmeister zu Mitau, und endlich nach mehreren Zwischenämtern Packhofsverwalter bey dem Kön. Licent zu Königsberg war, wo er zuletzt mit einer anständigen Pension seinen Abschied nahm, sofort nach Deutschland reiste und in Münster seine Irrfahrt beschloß. In diesen Kreuz- und Querzügen des Magus in Norden spiegelt sich die innere Unruhe, die Ruhe sucht und nicht findet, und jener Zweikampf mit sich selber, von dem er an Fr. Jacobi schrieb: „bey aller Gemächlichkeit meines Packhofverwalterdienstes, bey aller meiner Entfernung vom Umgange und wissenschaftlichen Verbindungen weiß ich nicht die meiste Zeit, was ich mit ihr anfangen, noch wo ich sie hernehmen soll, und bin also ein Märtyrer entgegengesetzter Bedürfnisse. (Jacobi's Werke, Th. 1. S. 360.)" Diesen Unbestand im äußeren Leben hat H's Biograph aus dessen innerem Leben zu erklären. Ein sehr interessanter Abschnitt seines Lebens würde seine Stellung und seine Opposition gegen den Geist seiner Zeit, so wie sein Verhältniß zu der damaligen Berliner Frey seyn, die ihm von Grund seiner Seele zuwider war.

Willkommen wird den Freunden Hamann's das Verzeichniß der Schriften desselben seyn, von welchen Hr. Cramer 38 aufzählt, worunter Rec. wenigstens keine der ihm bekannten vermißte, es wäre denn Hamann's Recension von Kant's Critik der reinen Vernunft, die in C. B. Reinhold's Beyträgen zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philosophie, S. 206 f. des zweiten Heftes zu finden ist. Neue ungedruckte Briefe Hamann's wird das Publikum nächstens erhalten in den vom Herrn Ministerialrath Roth herauszugebenden Jacobi'schen Werken.

Anziehend und lehrreich sind die in dieser Sammlung dann folgenden Zeugnisse über Hamann von Herder und Göthe, neben welchen wohl auch die von Jean Paul Richter und Fr. Schlegel einen Platz verdient hätten.

Es folgen nun zwey Bücher Sibyllinischer Blätter, aus 17 Hamann'schen Schriften gezogen, woraus man aber doch nur zum Theil H's Geist erkennen kann. Denn obgleich H's

Schriften an sich aphoristisch, voll kühner Sprünge, selten zu entziffernder Anspielungen sind, wenn er nicht selber den Schlüssel dazu giebt; obgleich dieselben dem Scheine nach abgerissene Gedanken enthalten, deren Zusammenhang oft mehr in subjektiver Laune, als in objektiver Verwandschaft zu suchen ist: so stellen doch dieselben die Eigenthümlichkeit seines Geistes und die Manier der Behandlung nothwendig besser dar, als wieder ausgehobene Aphorismen. Man fährt bey Hamann in einen Schacht der Gedanken und ist genöthigt, mit ihm in der Tiefe zu arbeiten; aber was drunten lebet in der Tiefe, das zeigen die von Hrn. C. hervorgehobenen auserlesenen goldhaltigen Stücke. Recht viel Dank verdient daher unser Herausgeber, daß er auf den verkannten H. aufmerksam macht, und den Wunsch, Hamann's sämmtliche Schriften vereinigt zu sehen, zur Ungeduld steigert. Kein großes Werk, das als bleibende Urkunde seines Geistes, seiner Größe und Gewalt dastände, hat H. geliefert, sondern, wie Herder sehr treffend sagt, unaufgefädelte Perlen. Dennoch blickt aus allen H's innere Großheit hervor, eine der ausgezeichnetsten Naturen, welche die Menschheit verherrlichen. „Das tiefste Gefühl," sagt unser Herausgeber S. 5., „war in ihm mit der stärksten Denkkraft vereinigt; die höchste Kindlichkeit in seinem ganzen Wesen und Leben zeugte von der inneren Harmonie seiner Kräfte. Er hieng „sich an alles Gute und Schöne mit kindlicher Liebe und Hingebung, und floh es bey der ersten unangenehmen Berührung, „wie Kinder das Feuer fliehen, an dem sie sich verbrannt." Am lautesten und allgemeinsten klagt man über seine Dunkelheit, die in dessen gediegener Kürze, in den Sprüngen seines Witzes, dem — wie Jean Paul — die ganze Welt, und Bilder am Himmel, auf Erden und unter der Erde zu Gebote stehen, so wie in dessen oft schwer zu errathenden Anspielungen ihren Grund hat. Er selber aber hielt diese Dunkelheit, die es freilich für ihn am wenigsten war, nicht für eine Unvollkommenheit. Darum sagt er S. 228. dieser Blätter: „Weitschweifigkeit wird immer für viele Leser und Kunstrichter den Namen der Leichtigkeit behaupten; dahingegen nachdrückliche Kürze die Schmach der Dunkelheit leiden, u. s. w." Ueber dessen Prolegomenen über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts ließ sich daher auch die Königsberger Zeitung 1775. vernehmen: „wir können mit genauer Noth verstehen, daß hier die Rede von Herder's neuester Auslegung ꝛc. sey, und vielleicht hätten wir auch das ohne die Beyhülfe des Titels nicht einmal verstanden. Ob aber der Verf. Hrn. Herder lobt oder tadelt, können wir nicht mit Gewißheit

sagen." Meisterhaft, wie immer, spricht Göthe von H's Dunkelheit: „kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden; so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte damalige Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. — Je mehr daher Zeit, Umstände, persönliche Verhältnisse seiner Anspielungen bekannt sind, desto mehr treten H's Gedanken ins Licht, weshalb er in seinen Briefen am klärsten erscheint. In seinem kindlich frommen Herzen ist der Grund zu suchen, daß er, wie Claudius, gerne mit Worten der Bibel redet, und das Schlaglicht seiner Gedanken gehet oft von einem einzigen Bibelworte aus. Diese biblischen Worte in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit aber werden durch seinen alles zu Paaren treibenden Witz die schönsten und kühnsten Metaphern, welche für denjenigen verloren gehen, der nicht den ursprünglichen Sinn derselben gefaßt hat."

Um die Leser zu den Sibyllinischen Blättern anzulocken, daß die Forderung der Herausgabe sämmtlicher Schriften des Magus in Norden desto vielseitiger und ungestümer werde, sollten wir noch aus diesem Schatzkästlein einige unaufgefädelte Perlen oder Diamanten zur Probe und zum Anschauen mittheilen. Es ist dieses zwar in der Anzeige schon hin und wieder geschehen, doch zu Nutz und Frommen für unsere Zeit stehe hier das Wort, welches Hamann zu seiner Zeit sprach: „die Familiensucht, deren bloßer Name den Verdacht einer ansteckenden Krankheit giebt, ist es in unseren Tagen mehr als jemals. Dieser Eigennutz, der ganze Geschlechter vereinigt, dem gemeinen Wesen diejenige Hülfe abzudringen, die Verwandte sich selbst einander zu leisten schuldig sind, hat die schädliche Nachsicht für die Familienkinder ausgebreitet, denen man, trotz ihrer Dummheit und Nichtswürdigkeit, sich fast nicht mehr unterstehet, Vorziehungen und Bedienungen abzuschlagen, und die durch die Niederträchtigkeit ihrer Vorsprecher und Beförderer bald selbst in den Stand gesetzt werden, sich wiederum in der Wahl anderer zu rechtfertigen. Daher jene Verschwörungen gegen Verdienste, deren Lohn man mit seines Gleichen zu verschwägern sucht, um die Gesetze im Nothfall entwaffnen und die Ausleger derselben klug machen zu können; daher jene Pflanzschulen des Bocksbeutels, an dessen Dienst gewissen Häusern mehr gelegen, als den Zünf-

ten zu Ephesus an der Jungferschaft der Diana." S. 100. „Die Lorbeern verwelken mit dem Moder der Väter. Ihre Ruhe auf dem Bett der Ehre wird uns gleichgültiger als ihren unnützen Nachkommen werden, die solche auf den Polstern der Ueppigkeit und langen Weile genießen. Diese Todten sind noch da, um den Ruhm ihrer Todten vollends zu begraben." S. 89.

H. U. F.

---

## IX.

Ueber den Ursprung und die verschiedenartige Verwandtschaft der Europäischen Sprachen nach Anleitung des russischen allgemeinen vergleichenden Wörterbuchs von Christian Gottlieb von Arndt, kais. russ. Hofrathe, Ritter des Wladimir-Ordens, herausgegeben von Dr. Joh. Ludwig Klüber. Frankf. a. M., bei Brönner. 1818. XVI und 393 S. 8. (Preis: 2 Thlr.)

Ein schätzbares Geschenk für die Freunde der Sprachen-Kunde, und warum sollen wir nicht sogleich hinzufügen: der Menschen- und Völker-Kunde: denn in den Sprachen sind die ältesten Spuren des Völker-Zusammenhanges erhalten; in den Sprachen die frühesten Wirkungen des menschlichen Geistes. In ihren Anfängen hat es sich ausgeprägt, wie in ihrer Ausbildung.

Das Werk ist reich an Ausbeute durch sorgfältige Vergleichungen der europäischen Sprachen unter sich und mit benachbarten, durch Ergebnisse eines nüchternen Blickes auf die Völkerwanderungen der Vorzeit und auf die einzelnen Sprachen, und durch Bemerkungen, die, wo nicht alle treffend, doch fast stets besonnen und lehrreich sind. Es gehört eigentlich einer frühern Zeit an. Denn es wurde um die Zeit gesammelt und gedacht, als die große Katharina nach ihren eindringenden Gedanken durch den berühmten Pallas das reichhaltige, vergleichende Wörterbuch zusammentragen ließ, an welchem der Verfasser, nach Versicherung des Herausgebers, thätigern Antheil nahm, als man bisher auch nach Hrn. v. Adelung's trefflicher Schrift über Katharinens Verdienste um die Sprachenkunde wußte. Als ein Begleiter, als Commentar jenes Wörterbuchs, würde vorliegendes Buch zu seiner Zeit außerordentliches Aufsehen erregt haben. Wenn jene Zeit gewissermaßen erst die Wiege recht angelegentlicher Forschungen der Art war: so ist es doppelt verdienstlich, sie in diesem Werke schon so weit vorgerückt zu sehen; und wenn es auch wünschenswerth

Digitized by Google

gewesen wäre, bei der nunmehrigen Herausgabe desselben an manchen Oertern auf die indessen erschienenen, zum Theil beträchtlich weiter vorgerückten Forschungen wenigstens hingewiesen zu sehen (durch welche bloße Verweisungen ja auch das Werk gar Nichts von seiner eigenthümlichen Beschaffenheit verloren hätte): so wollen wir darüber gar nicht rechten, sondern nur dem, auch um ganz andere Theile des Wissens und Wirkens rühmlich verdienten Herausgeber es Dank wissen, daß uns dieses treffliche Werk nicht entging. Rücksichten auf jene Zeit sind die häufig auf Court de Gebelin's monde primitif genommenen (welcher, wie wir dabei erfahren, doch bei der geistvollen Kaiserin jenen Gedanken an ein solches Sprachen-Buch zuerst hervorrief), und auch Voltaire's damals noch nicht so in ihrer Flachheit betrachteten historischen Einfälle, wie S. 290 u. a., die S. 337 auf andere Abtheilungen der Menschen-Racen, als auf die von Blumenbach und Meiners.

Auch die Anordnung des Werks ist sehr zweckmäßig. Eine beigefügte Inhaltsanzeige würde dieß schon dem ersten Anblicke entgegenbringen, und sogleich dazu einladen, daß Mehrere sich durch die Reihe gehaltvoller Erörterungen durcharbeiten, deren Fäden man anfangs nicht sieht. Denn voran gehen S. 1 — 16 als eine Art von Einleitung rhapsodische Bemerkungen über Sprach-Entstehung und Sprachen-Vergleichung. Von S. 17 an folgen die Erörterungen über die Familien der europäischen Sprachen, bis S. 57. die keltischen, bis S. 81. die romanischen oder neulateinischen, bis S. 85. die griechische, bis S. 97. die slavischen, bis S. 104. die lettischen, bis S. 135. die germanischen, bis S. 145. die tschudischen oder finnischen, bis S. 147 die samojedische; von der turukischen oder tatarischen, der maltesischen, dem jüdisch-deutschen, und der Zigeuner-Sprache ist dann Anhangsweise gehandelt. In Beschlußworten sind S. 160. ff. manche Ergebnisse zusammengestellt, und dann folgt ein Anhang mit Auszügen aus Herodot über dessen Vorstellungen von den erwähnten Völkern und Sprachen, mit Bemerkungen dazu. Dieß ist der erste Theil des Werks, der zweite von S. 201 — 350. ist ganz den Anmerkungen, Erläuterungen und Zusätzen zu dem ersten gewidmet. In einem so reichen Felde konnte dem denkenden, scharfsinnigen Vf. nicht der Anlaß zu einer Fülle von solchen Bemerkungen und weiteren Ausführungen angedeuteter Gedanken fehlen. Man lies't sie mit Vergnügen in diesem zweiten Theile: aber auch in dem ersten floß manches Erzeugniß solcher Quelle in den Strom der

Digitized by Google

zusammenhängenderen Rede. Es konnte nicht anders seyn. Der Faden wird dann leicht wieder aufgenommen, und man rechtet nicht über die Unterbrechung, sondern erfreut sich ihres Inhalts. Solcher Winke über Sprachentstehung im Allgemeinen sind z. B. im ersten Theile S. 81.: „Die Dichter, die Gelehrten, die Herren im Volke haschen auf verschiedene Weise nach neugebildeten oder umgebildeten Wörtern, um sich dadurch über die Sprache des Pöbels zu erheben, der, von seiner Seite, immer in einiger Entfernung, die Sprache so wie die Sitten und Gebräuche der Vornehmen nachäfft." S. 88.: „Man bemerkt dabei, nicht ohne Befremden, daß die deutsche Sprache, die sich von jeher nach der alten römischen Sprache gebildet hat, sich dennoch in ihrem Baue weit mehr der griechischen Sprache, die russische Sprache hingegen, die sich in früheren Zeiten nach der griechischen bildete, sich hierin (in Ansehung der Endfälle) weit mehr der römischen Sprache nähert, eine Sache, die einen Blick ins tiefe Alterthum thun läßt." S. 106: „Alle unsere europäischen Sprachen, so wie vermuthlich alle gegenwärtig bedeutenden Sprachen der Erde, sind verschiedenartige Producte aus vielfachen Mischungen verschiedener Idiome, Mundarten und Sprachen. Die Entstehung der neueren Sprachen, in einem Zeitraume, den die Geschichte beleuchtet, zeigt uns im ohngefähren Bilde die Art und Weise, wie in der vorgeschichtlichen Zeit die alten Sprachen unseres Welttheils entstanden sind." — Was die Behandlung der einzelnen Sprachen-Familien betrifft: so ist am unbedeutendsten, was über die griechische Sprache, auch nicht bedeutend, was über die lateinische gesagt wird. Unter den Töchtern der letzteren ist die jetzt noch so genannte romanische Sprache Graubündens mit ihren Dialekten, in deren Nähe der würdige Vf. jetzt lebt, nicht einmal erwähnt; und gerade sie gibt doch einen überraschend befriedigenden Blick in die Grundlage jener Töchter-Sprachen, in den Zustand der, unter den Völkerwanderungen, örtlich verschieden veränderten und umgeschaffenen, damaligen Volkssprache, welcher in den rhätischen Gebirgen unter Menschen, die ziemlich abgeschnitten von andern blieben, und behielten, was sie waren und hatten, in seiner Rauhheit verblieb; während im Wechsel und Einflusse des Schicksals der benachbarten Länder abgeschliffene Sprachen hervorgingen. Alles das Treffliche, was uns Hr. Raynouard in seinen Eléments de la grammaire de la langue Romane avant l'an 1000 précédés de recherches sur l'origine et la formation de cette langue, Par. 1816., welche auch einzeln ausgegeben sind, aber zugleich die Einleitung zu seiner Choix des

poesies originales des troubadours, Par. 1816 — 18. L. I — III. im ersten Bande vor der Grammaire des Troubadours gegeben, und überall mit Stellen aus den ältesten Resten damaliger Sprache belegt hat, konnte unser Verf. noch nicht benutzt haben. Desto mehr, besonders denen, welche die slawischen Sprachen nicht näher kennen, weniger Bekanntes sagt der Verf. über diese, vornämlich aber über die russische, welche er selbst, so wie von den lettischen Sprachen das eigentlich Lettische, näher kennt, während er von diesen das Litthauische nur nennt, von jenen mit dem Polnischen, Böhmischen u. s. w. kaum näher bekannt zu seyn scheint. Unrecht wäre es, an einer reich besetzten Tafel Unzufriedenheit über das zu äußern, was nicht da ist: wir nehmen, was sie bietet; und mögen Viele, welche für Blicke in das tiefe Alterthum Sinn haben, mit diesem auf unsers Verf. Wörter-Vergleichungen blicken, welche am reichhaltigsten zwischen der russischen Sprache und den germanischen und der lateinischen angestellt, und die Ausbeute eines forschenden Geistes sind, der über den Zusammenstellungen der Sprachen im großen vergleichenden Wörterbuche mit Wohlgefallen schwebte; nicht um Träumen nachzufliegen, sondern um Wahrheit zu ergreifen und festzuhalten. Das Wohlgefallen an der vor ihm liegenden, gleichsam neuen Schöpfung hat ihn nicht beherrscht; nicht die Nüchternheit des Urtheils über den verschiedenartigen Fund geraubt, welche der Schild der Wahrheit ist. Eine Menge von Beispielen des schlagendsten Zusammentreffens europäischer Sprachen sind hier gegeben, ein gediegener Kreis von Ergebnissen aus dem Gebiete der Etymologie, welche sich sonst so leicht in minderer Wahrscheinlichkeit verirrt. Fest hat besonders der Verf. seinen Blick auch auf die Völker an der Nordküste Asiens, zunächst neben Nord-Europa, gehalten, und aus den samojedischen Sprachen Aehnlichkeiten mit den europäischen gesammelt, welche sehr bemerkenswerth sind, und wozu man bei Hrn. Gyarmathi und aus Hrn. Klaproth's Reise nach dem Kaukasus in dem linguistischen Anhange zum 2ten Bande eben so erhebliche Nachträge sammeln kann. Auch der besonnenste Etymolog läßt sich einmal durch den Reiz des Scheins bestechen; so wenn costa mit dem russischen kosti (Knochen) verglichen wird, welches im Polnischen koschtsch lautet; und S. 241 die Flüsse Frankreichs: Seine, Saonne, San, Senne, Sun, mit dem mongolischen Sun, Wasser; viele entferntere liegende nordasiatische Laute stehen neben wirklich bemerkenswerthen Aehnlichkeiten.

Digitized by Google

Ohne Zusammenstellung von Vermuthungen, ohne einen Anbau der Art wird nicht leicht Jemand von solchen Untersuchungen hinweggehen; wenn er auch, wie der Verf., nach der Würdigung der darauf: wie Alles habe seyn und kommen müssen, gebauten Systeme, mit frommer Bescheidenheit (welche der Schlußstein auch der eifrigsten Anstrengung des Geistes bleibt) S. 217 ausruft: „Und wahrlich, was sind wir denn? wir Erdenwürmer! daß wir unter uns bestimmen und festsetzen wollen, was die ewige Weisheit des Allmächtigen thun mußte?“ Um der liebgewonnenen Vermuthung willen wird dann leicht einer etymologischen Aehnlichkeit mehr Gewicht beigelegt, als ihr außerdem zugestanden werden würde, so wenn in Mongolen, in den Galas, bei Semgallen, auf die Aehnlichkeit mit dem Laute des Namens der Galler hingewiesen ist, s. S. 257; so schätzbare Bemerkungen anderwärts über Zufälligkeiten des Zusammenhangs der Länder- und Völker-Namen S. 248 f. gegeben sind; freilich auch da neben gewagteren Vermuthungen. Als solche erwähnen wir auch: daß die Albanier oder Arnauten zu dem Keltischen Sprachstamme gestellt werden, s. S. 40, weil Schottland in der alten Keltischen Sprache: Alba oder Alban, schottisch: Albanach heißt, wobei man leicht des bekannteren Namens Albion d. i. Hochland gedenkt. Denn der Aehnlichkeiten zwischen dem Albanischen und dem eigentlichen Hochländisch-Gälischen sind doch S. 41 ff. nicht so viele, daß der besonnene Verf., der sich in seinen Folgerungen aus dergleichen Angaben gewöhnlich vorsichtig genug ausdrückt, darauf ein entscheidendes Gewicht legen sollte. Daß das Gallische ein Hauptaugenmerk bei einem Theile der Sprachvergleichungen war, ist nach der angegebenen ersten und nächsten Beziehung derselben zu jener Zeit gar nicht zu verwundern. Court de Gebelin hatte ja darin seine Ursprache, andre Franzosen Alles, was sie wollten, gefunden. Begreiflich also ist es, daß auch das Baskische zu den keltischen Sprachen gerechnet, und von der alten keltisch-baskischen Sprache geredet wird (s. S. 19. 24). Jenes ist in dem vergleichenden Wörterbuche ja auch geschehen, und darüber ist dort in dem Vorberichte desselben ausdrücklich mit der unrichtigen Voraussetzung gesagt, daß das Baskische in Frankreich und das Biscaische in Spanien nicht einerlei Sprache sey. Diese Unrichtigkeit muß unserm Verf. eingeleuchtet haben, da (s. Anmerk. Nr. 15. S. 233.) während des Abdrucks jenes Glossars eine durch das spanische Ministerium besorgte Handschrift der spanisch-baskischen Mundart ankam, welche zu weiterem Gebrauche für die Fortsetzung des Glossars aufbewahrt, aber von Hrn. v. Arndt bei seinen

hier angegebenen Vergleichungen benutzt wurde. Beide Mundarten sind, wie man schon damals wissen konnte, Eine Sprache, und (auch unsers Verf. Vergleichungen machen das Gegentheil nicht einmal wahrscheinlich,) keine keltische. Folgen des Zusammenwohnens begründen, wie er selbst anderwärts offenbar im Sinne hat, keine Stamm-Verwandtschaft. Von dem Baskischen wissen wir viel mehr, als schon damals Larramendi geben konnte, und auch seitdem erschienene spanische Bücher gewähren, durch Hrn. W. von Humboldt, und dürfen hoffen, von dem hochgelahrten Staatsminister noch weiter darüber belehrt zu werden. Bei Sprachen, die einen so bestimmten grammatischen Bau haben, als diese und die uns noch bekannten gälischen, muß dieser Bau zur Haupt-Richtschnur der Vergleichung dienen. Ueber die Zusammenstellung dieser ältesten Sprache Spaniens mit afrikanischen, worüber schon Leibnitz Vermuthungen hatte, davon die Aminas besonders genannt wurden (in dem Texte steht mehrmals der Druckfehler Animas), deren Wörter aber gar wenig Vergleichbares darbieten, würde der Verf. Manches haben sagen können, wenn er später geschrieben hätte, und aus Hrn. Vater's Werken oder Hrn. Niebuhr's römischer Geschichte auf ein auffallendes Zusammentreffen einer gewissen Behandlung des Zeitworts bei den Basken und in Kongo — aber auch über den ungeheuren Flächenraum Amerika's von seiner Südspitze bis zu seinem nordöstlichen Ende — aufmerksam geworden wäre. In Amerika hätte er auch dieselbe Art zu zählen gefunden, über die S. 26 gesprochen ist. Aber warum konnten nicht Verhältnisse, welche der menschliche Geist an dem einen Orte der Erde scharf genug ins Auge faßte, um sie durch Formen zu bezeichnen, eben so auch unabhängig davon an einem andern mit eben dem Erfolge aufgefaßt werden? Um wie viel mehr ist das unabweislich Aehnliche in der Bezeichnung einzelner Gegenstände dennoch eben so zufällig, als es gewiß die zwischen zwei Wörtern der Gallas und nordasiatischen S. 234 und 35 sind, und das Zusammentreffen der Onomatopoetika nichts beweist. Wie sehr z. B. der Laut für: Katze, onomatopoetisch sey, ist zwar S. 43 angedeutet, und auch einige asiatische Namen dieses Thiers sind dabei angegeben. Es wird noch weit mehr erhellen, wenn wir das schinesische miàh, japanische mio, mayyurische misi (die Mbela sagen: missi, eben so die Homagua, die Mossa: misitu, die Tamanaken mici,) das peruanische mici oder micitu, das galibische mecho, das huastekische mitzu, das mexikanische mizto, das othomische mixi oder mixtu, das cora'sche mizton, das tarahumarische misa oder musa,

das mynequesserische tzidtze, das grönländische micke; und auch in Afrika bei den Berbern in Marokko mouch, bei den Phalatija musuru, bei den Sereres mousse vergleichen.

Die Ansichten des Verf. über den Ursprung der europäischen Sprachen sind (vgl. die Einleitung S. 10 ff., S. 45 ff., S. 109 ff., S. 166 ff.) nun im Ganzen folgende: Er beurtheilt die Voraussetzung der sogenannten Ursprache, statt welcher man bei allem Zurückschreiten höchstens zu einer Sammlung von Wurzellauten gelange (vgl. auch S. 206 und 220). Auf die Kindersprache mußte bei dem Nachdenken über die Entstehung der Sprachen und die Gleichförmigkeit mehrerer vorzüglich geblickt werden, indem nicht blos von den Namen, welche Kinder den Gegenständen geben, viele in die Familien übergehen und allgemeiner werden, sondern auch alle Völker wahrscheinlich lange in dem Zustande der Kindheit gelebt haben. (Wobei aber wohl auch zu beherzigen ist, daß die Kinder der Vorwelt, welche nicht schon so viel hörten als die unsrigen, wahrscheinlich weniger plapperten; und die noch nicht so geweckten, mit ihrer Ernährung beschäftigten Aeltern schwerlich auf die Laute ihrer Lieblinge so merken mochten, als jetzt. Noch weniger dürfen wir der Vermuthung S. 213 beistimmen, daß „vielleicht aus dieser Quelle auch die ausgebreitete Gleichförmigkeit jener kleinen sanften Wörter, wodurch man etwas sich selbst zueignet oder auf seine Person bezieht, als mir, mich, mihi, me, moi, im Russischen menä, moy, komme. Wenigstens bemerke man überall, daß die Kinder sich schwer und spät an die Wörter ich, je, ja gewöhnen, an deren Statt sie sich lieber der Wörter mi, moi bedienen.") Hierbei sind S. 11 und 211 Worte der großen Katharina angeführt: „Ueber die ersten Laute der Kinder ist zu bemerken, daß sie anfangs blos die Selbstlaute, hernach zuerst die Lippenlaute hören lassen, wodurch dann die Sylben und Wörter Ma, Pa und Mama, Papa von selbst entstehen. Mit den Zähnen kommen die Zahnlaute, und man hört die Kleinen oft und gern ihr Tátá und Dádá lallen. Mit der immer mehrern und mehrern Vervollkommnung der Sprech-Organe finden sich endlich auch die Gutturalen und zischenden Mitlaute ein." — „Im nördlichen Landstriche Rußlands neigt sich das Volk zur Aussprache der Wörter mit dem Vocale o, im mittleren Landstriche zur Aussprache mit a, im südlichen zur Aussprache der Wörter mit e und i. Ob dieses nicht auch bei andern Nationen, deren Sprache sich über verschiedene Klimate erstreckt, der Fall seyn möchte?"

Digitized by Google

Von den europäischen Sprachen sey die alte keltische die erste und älteste, oder eine der ersten und ältesten gewesen. (Wie schwankend aber sey, was man das alte Keltische nenne, liegt in den übrigen Erörterungen unsers Verf. selbst.) Die allen europäischen Sprachen gemeinschaftlichen Wörter sieht er als die Ueberreste des alten keltischen Sprachstammes an. Dieser sey mit den alten Sprachen des nördlichen und östlichen Asiens, und, wenn nicht ursprünglich, doch durch sehr frühe Verbindungen mit der tschudischen verwandt gewesen; nach und nach nicht wenig verändert, in verschiedene Zweige getheilt, und mit benachbarten tschudischen und andern Mundarten nicht wenig vermischt; nach vielen Jahrhunderten aber durch neu hinzugekommene Sprachen eines, ursprünglich aus den Gegenden der kaukasischen oder indostanischen Gebirgskette vorgerückten, Sprachstamms durchbrochen worden, wobei es an neuen Mischungen nicht gefehlt habe. Kriege der Scythen (der Vorältern der tschudischen Völkerschaften, die nur noch zerrissen vorhanden sind) drängten die Kelten westlich, während auf jene wiederum die nordöstlichen Völker drückten. Eine zahlreiche Horde Galler sey durch das Gebiet der Scythen tief in Keltien eingedrungen (vergl. auch S. 258). Zwischen Scythen und Kelten seyen wahrscheinlich vom Kaukasus her andere, wohl cultivirtere Völker eingedrungen, welche bezwungene Stämme in sich aufnahmen. Die Sprachen nämlich, von welchen in Europa hauptsächlich die slawischen und germanischen Sprachen, mindern Theils aber auch die römische und griechische Sprache, abstammen, gehen aus dem südöstlichen Asien, und ursprünglich aus dem großen verbundenen Sprachen-Systeme aus, zu welchem die persische, vermuthlich auch die alte medische, und viele andere Sprachen und Mundarten jener Weltgegend gehören. (Von der genauen Verbindung jener mit dem Sanskritt konnte der Verf. damals noch wenig wissen, das Zusammentreffen seiner Zahlwörter hat er indessen angeführt.) Es scheine, daß einmal vor mehreren tausend Jahren auf und zwischen den indischen und kaukasischen Gebirgen, aus einigen vielleicht ursprünglich verschwisterten Idiomen, sich vorzüglich zwei wichtige Sprachen gebildet, sich neben und zwischen einander verbreitet und in verschiedene Mundarten getheilt haben. Die eine breitete sich anfangs hauptsächlich im Osten aus, wo sie endlich die ursprünglich östlichsten Sprachen erreicht habe; die andere wendete sich mehr nach Westen, wo sie südwestlich durch den Stamm der arabischen Sprache begrenzt worden. Von diesen beiden neben einander aufgewachsenen Stammsprachen seyen zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen mehrere Zweige nach Eu-

Digitized by Google

ropa gekommen, wo vor ihrer Ankunft hauptsächlich keltische und scythische Idiome herrschten. Die erste sey die Mutter der slawischen Sprachen geworden, und vielleicht zuerst in das alte europäische Scythien gekommen, von wo sie sich immer weiter nach Westen und Norden ausgebreitet habe, während ein Zweig derselben nach Italien gelangt sey und dort die alte Sprache Latiums bilden geholfen habe. (Auf diese Vermuthung, „daß sehr wahrscheinlich lange vor Errichtung des römischen Staates die slawische Sprache an den Grenzen Italiens und selbst in einigen Gegenden desselben geherrscht haben müsse," ist auch S. 89 gebaut.) Die andre jener Sprachen sey in das alte Thracien gekommen, und habe sich bis in die Mitte Europa's verbreitet, wo sie die Mutter der germanischen Sprachen geworden, die ihrerseits auf fast alle alte und neuere Sprachen Europa's Einfluß gehabt. — Ausdrücklich wird, s. S. 110, auch die griechische Sprache zu den zwei einerseits im südöstlichen Asien, andrerseits im östlichen und mittleren Europa entstandenen Sprachensystemen gerechnet. Unter diesen südöstlichen Völkern zeige sich Spur der früheren Cultur, die mit ihnen von den Höhen Indiens ausgegangen, (von woher auch die ursprünglich erste Cultur der Schinesen und selbst die der Aegypter gekommen zu seyn scheine.) Landbau sey von ihnen getrieben, Städte gebaut, Reiche gestiftet worden, während die Urvölker der nordöstlichen Höhen unsers Continents von jeher ein unstätes Jagd- und Hirtenleben getrieben; daher auch diese öfter gezwungen gewesen, neue Jagdreviere und Weide zu suchen, während jene bei ihrer Lebensart langsamer und später nach Westen vorgerückt seyen. Solchergestalt haben sich, schon lange vor dem ersten Anfange unserer Geschichte, Stämme der südöstlichen Racen, Eroberer und Pflanzvölker, in verschiedenen Verhältnissen mit den Urbewohnern Europa's vermischt; und so werde einmal in ferner Zukunft die Bevölkerung Amerika's ein verschiedenartiges Gemisch von Urbewohnern und Europäern seyn. (Jedoch letzteres mit der Verschiedenheit der Einwirkung des schon völlig und auch durch Schrift bestimmten Sprachenbaues der letzteren.) Die Colonien der alten Griechen unter den Kelten, Thraciern und Scythen; die späterhin über einen großen Theil Europa's verbreitete Herrschaft der Römer; die auf den Trümmern des römischen Reichs errungene Herrschaft der Germanen und Slaven; die Einführung einer gemeinsamen Religion in Begleitung der griechisch-römischen Cultur, haben die Bewohner unsers Welttheils so unter einander gemischt, daß jetzt von keinen europäischen Menschenracen die Rede sey, und ihr Unterscheidungsmittel in ihren, mehr oder weniger von

Digitized by Google

einander unterschiedenen Sprachen bestehe, die an ihrem Theile Einfluß auf Geist und Charakter der Völker gehabt, wie ihn die Eigenthümlichkeiten der Urvölker auf den Charakter der Idiome gehabt haben müssen. — Daß sich an diese ruhig und überlegt entworfene Uebersicht Manches von den einzelnen Ansichten anschließe, ist begreiflich genug. Messe aber darnach, daß frühe Züge der Mongolen, s. S. 53, auch nach der erwähnten Namen-Aehnlichkeit mit den Galen, angenommen; daß S. 111 ff. und S. 247 auf die Mannen und diese gleichlautende Endung germanischer Völkerschaften ein wenig mehr, als darin liegen mag, gebaut wird; messe überhaupt dogmatische Uebersichten des linguistischen Kritikers Niemand nach der Uebereinstimmung der einzelnen Züge der Aufstellung mit seinen Ansichten. Wer selbst tief eingegangen ist in solche Untersuchungen, die Freude an schlagenden Ergebnissen mühsamer Forschung in diesem Felde gefühlt, und Kämpfe des Sinnes für sie mit der ruhigsten Wägung der tausend Einzelnheiten, die nicht in Gleichgültigkeit an den Ergebnissen im Großen übergehen darf, bestanden hat — wird nie so messen. Wie leicht der Reiz der Etymologie blenden kann, erhellet hier auch bei der Aufsuchung der einfachsten Wurzeln in den Namen des Feuers S. 224 ff., wobei man fragen muß: was bleibt denn nach allen Vereinfachungen eigentlich zur Grundlage beweisender Aehnlichkeit übrig? und der Zusammenstellung der Namen für: Gott, S. 307 ff., für: Erde, S. 157 ff. Immer geben solche Zusammenstellungen Stoff zum Nachdenken über sehr wichtige Erzeugnisse der Menschen-Natur. Auch die am Schlusse unsers Werks gegebenen Namen von funfzehn sehr gangbaren Begriffen aus dem vergleichenden Wörterbuche nach deutscher Aussprache gewährt ihn, und wird allen schätzbar seyn, welche letzteres nicht russisch lesen können; obwohl schon ein sehr bedeutender Theil seiner Wörter auch in Hrn. Gyarmathi affinitas linguae Fennicae, und Hrn. Vater's Proben deutscher Mundart, und andern Sprachsammlungen zu lesen ist. Mag auch die Vergleichung nur so vieler Begriffe, als jenes Wörterbuch darstellt, bei allen Unvollkommenheiten der Auffassung der Beziehung, welche in Kraus's bekannter Beurtheilung des Wörterbuchs (die nun auch in dessen Leben, herausgegeben von Hrn. J. Voigt, abgedruckt ist,) nicht ein vollkommnes Ergebniß darbieten, sie gibt immer ein sehr erhebliches; und der Blick darf sich in einer unübersehbaren Menge der einzelnen Sprachgegenstände nicht verlieren.

Wir werden nicht aufhören zu hoffen, daß der hochherzige Monarch, welchem die Entwürfe der unsterblichen Großmutter

Digitized by Google

theuer sind, zu seinen Sorgen für Geistesbildung und Wissenschaft die für das schönste Geisteswerk der großen Katharina gesellen, und gebieten werde, daß es, zu noch unvergänglicherer Ehre seiner Schöpferin, in der vollkommnen Gestalt erscheine, in welcher es die Linguistik nun geben kann, auf der jetzigen Stufe ihrer Reife, welche sie zum Theil jenem Werke verdankt. D. L.

---

## X.

1) Cours d'Economie politique ou Exposition des Principes, qui déterminent la prospérité des nations. Ouvrage qui a servi à l'instruction de Leurs Altesses Imperiales les Grands-Ducs Nicolas et Michel. Par Henri Storch, Conseiller d'Etat et Chevalier de Ste. Anne, Instituteur de LL. AA. II., Membre des Académies de St. Petersbourg, de Munich et de plusieurs autres Sociétés savantes. Tome I. S. XX und 372. T. II. 370. T. III. 365. T. IV. 358. T. V. 371. T. VI. 456. St. Petersbourg chez A. Pluchart et C. 1815. gr. 8. (10 Thlr.)

2) Nouveaux Principes d'Economie politique ou de la Richesse dans ses Rapports avec la Population. Par J. C. J. Simonde de Sismondi, Correspondant de l'Institut de France etc. etc. T. I. p. VIII. 437. T. II. p. 442. à Paris chez Delaunay et Treuttel et Wurtz. 1819. 8.

3) Die Staatswirthschaft nach Naturgesetzen. Leipzig b. Brockhaus. 1819. S. VI und 430. (2 Thlr.)

Das Streben in allen cultivirten Ländern, die Wissenschaft der Staatswirthschaft zu begründen, weiter anzubauen, und sie auf die verschiedenen Staaten anzuwenden, ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, da man hierdurch nicht blos einen wichtigen Theil der politischen Wissenschaften sich vervollkommnen sieht, sondern auch hoffen kann, daß immer mehr und mehr von den durch gründliches Raisonnement bewährten Grundsätzen ins praktische Leben übergehen und die Irrthümer aus der Regierungspraxis vertreiben werde, welche hier und da so schädliche Wirkungen hervorgebracht haben. — Daß man sich mit der Anwendung neuer Grundsätze und mit der Abschaffung alter Gewohnheiten in der Staats-Oekonomie nicht übereilt, ist eher zu loben, als zu tadeln. Denn es ist nicht nur überhaupt gefährlich, auf eine allgemeine Theorie staatswirthschaftlicher Lehren, von deren Wahrheit man überzeugt zu seyn glaubt, praktische Gesetze zu bauen, welche mit den bisherigen im Widerspruche

Digitized by Google

stehen, da eine solche Theorie a priori nie eine solche Festigkeit hat, daß man dabey gegen allen Irrthum sicher seyn könnte; sondern es müssen auch bey der Anwendung selbst solcher Sätze, die an sich vollkommen wahr sind, und deren Wahrheit allgemein anerkannt ist, wegen möglicher Rückwirkungen, so viel Vorsichtigkeits-Maßregeln beobachtet werden, daß eine lange und vielfache Erfahrung dazu gehört, um ganz gewiß zu seyn, daß aus dem Besseren nichts Schlimmeres entspringe, und daß man für eine bessere Zukunft nicht zuviel von der Gegenwart aufopfere.

Wie dem aber auch sey, so bleibt es doch immer wünschenswerth, daß die Wissenschaft selbst ihrer Vollendung entgegenschreite, und durch fortgesetzte Untersuchungen in allen ihren Theilen denjenigen Grund von Klarheit und Evidenz erreiche, der alle Zweifel und Bedenklichkeiten bey ihrer Anwendung vernichtet, und alle Wirkungen und Gegenwirkungen jeder Maßregel im vollsten Lichte offenbart.

Die eben genannten drey Schriften stellen glückliche Versuche dar, dieses Ziel zu erreichen. Die ersteren beiden sind vorzüglich mit Anwendungen der Theorie auf einzelne Staaten beschäftigt, die letztere enthält mehr Erörterungen allgemeiner theoretischer Grundsätze und die daraus hervorgehenden Folgerungen. Jede derselben hat ihre eignen Verdienste um die Staatswirthschaft als Wissenschaft, und es ist daher der Mühe werth, das Eigenthümliche und Auszeichnende darin hier aufzubewahren, und zu zeigen, wie es ihren Verfassern gelungen ist, zur Vervollkommnung der Wissenschaft etwas beyzutragen.

---

1. Um dem Verf. von Nr. 1. nicht Unrecht zu thun, muß man die Bestimmung seines Werks wohl erwägen. Es sollte Kaisersöhnen von noch zartem Alter ein Begriff von der Staatswirthschaft gegeben werden. Hier kam es also keineswegs darauf an, neue Untersuchungen anzustellen, die Sätze bis in die höchsten Regionen abstrakter Begriffe zu verfolgen; der Hauptzweck mußte vielmehr seyn, das durch die bisherigen wissenschaftlichen Untersuchungen ausgemachte dem gesunden Menschenverstande einleuchtend und populär vorzutragen, und insbesondere dem Vortrage durch Anwendungen der allgemeinen Wahrheiten auf das Vaterland der Prinzen Leben und Interesse zu geben, so wie die vaterländischen Institute und staatswirthschaftlichen Gesetze mit der ächten Theorie zu vergleichen und den Verstand der Eleven zur eignen Critik derselben, so wie alles dessen, was sich bey uns und ihnen findet, vorzubereiten. — Wenn man

Hrn. St's Werk aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so kann man nicht anders urtheilen, als daß der Verf. seine Function sehr gut erfüllt hat. Im Ganzen liegt Adam Smith's Theorie zum Grunde, Say's und Sismondi's Vorträge und Erläuterungen über denselben sind häufig wörtlich benutzt, welches auch ehrlich angezeigt wird. Weniger sagt der Verf., was er deutschen Schriftstellern schuldig ist. Denn wir können die bloße Namennennung einiger deutschen Schriften (T. I. 154.) dahin nicht rechnen. Wir haben die Anführung der Verdienste der Deutschen um die Aufklärungen, die der Verf. in seinem Buche gibt, um so ungerner vermißt, als er, ein geborner Deutscher, doch wohl eine vorzügliche Pflicht hatte, den Ausländern, für die er lehrte und für die er schrieb, zu sagen, wie viel mehr seine Landsleute für die Wissenschaft, die er vortrug, gethan, als die Franzosen, die er S. XII. der Vorrede nennt, noch dazu, da viele der besten Raisonnements und insbesondere die bessere logische Ordnung mehr aus deutschen, als aus französischen oder englischen Schriftstellern genommen sind, wie jeder, der in den deutschen Büchern dieser Art zu Hause ist, bey der Lectüre dieses Werkes sehr oft zu bemerken Gelegenheit finden wird. Wir wollen hiermit Hrn. St. gar keinen Vorwurf machen, daß er deutsche Werke benutzt hat, aber wir können es nur nicht billigen, daß er S. XII. der Vorrede nur Franzosen und Engländer nennt, denen seine Arbeit ihren besten Theil verdanken soll, da sie gewiß den deutschen Schriftstellern, wo nicht mehr, doch eben so viel schuldig ist.

Wir können uns nicht darauf einlassen, den ganzen Gang, den Hr. St. in seinem Werke genommen, zu verfolgen; wir würden dabey allzuviel Bekanntes wiederholen müssen. Dagegen wollen wir uns zu zeigen bemühen: 1) Was Hr. St. für die Ausbildung der Wissenschaft gethan oder zu thun versucht hat, und 2) welche Aufklärungen er über Facta gegeben, die bisher gar nicht, oder wenig bekannt waren. Es sind dieses insbesondere solche, die sich auf das russische Reich beziehen.

Die Staatswissenschaft theilt der Verf. in zwey große Zweige: Gesellschaftswissenschaft (science sociale) und Politik. Jene soll die politische Oekonomie und die Wissenschaft der für die Gesellschaft geltenden Rechte unter sich begreifen, diese ist die eigentliche Regierungswissenschaft und lehrt die Praxis. Sie zerfällt in drey Hauptheile, welche erstlich die Staatsverfassung, zweytens die äußere, drittens die innere Sicherheit und das Wohl des Staats zu ihren Gegenständen haben. Die innere Politik liefert erstlich die allgemeinen Grundsätze des Privatrechts, und deutet zugleich

die Modificationen an, welche die besonderen Umstände der Völker der positiven Gesetzgebung geben. Sie ist also die Wissenschaft der Civil- und Criminalgesetzgebung; sie zeigt zweytens, wie eine Regierung den Nationalreichthum und die Cultur befördern kann, und welche Klippen sie zu vermeiden hat, um ihrem Zwecke nicht zu schaden, indem sie ihn zu erreichen sucht. Sie soll daher in dieser Hinsicht die Wissenschaft der Gesetzgebung für die politische Oekonomie und die Finanzen seyn, eine bloße Anwendung der politischen Oekonomie selbst, welcher der Verf. außer der Theorie des Nationalreichthums noch die Theorie der Civilisation anweist. Wie Geschichte und Statistik als Hülfswissenschaften dem Staatsgelehrten angehören, wird S. 18 gezeigt. Das ganze System der Staatswissenschaften stellt Hr. v. St. in folgender Tabelle dar:

| Politik nach ihren drey Objecten, Staatsverfassung, äußere und innere Sicherheit, welche das Nationalwohl (prospérité) mit in sich faßt.) | Socialwissenschaft. Quelle, woraus die Politik ihre Grundsätze schöpft. | Positive Wissenschaften und Hülfskenntnisse der Politik, woraus sie sich über die Anwendung ihrer Principien unterrichtet. |
|---|---|---|
| Verfassungs-Politik. | Allgemeines öffentliches Recht. | Positives Staatsrecht. |
| Aeußere Politik. | Allgemeines Völkerrecht. | Positives Völkerrecht. |
| Innere Politik. | Allgemeines Privatrecht. | Positives Privatrecht. |
| 1) Wissenschaft der Civil- und Criminal-Gesetzgebung. | Politische Oekonomie. | Oekonomische und finanzielle Gesetzgebung. |
| 2) Wissenschaft der ökonomischen und finanziellen Gesetzgebung. | | Geschichte und Statistik. |

Die strenge Logik wird freylich mit dieser Eintheilung nicht zufrieden seyn können. Erstlich wird sie fragen: was für ein Gegensatz zwischen Politik und Socialwissenschaft sey? Die Politik gehört ja mehr als irgend eine selbst zur Socialwissenschaft; es findet sich daher in dieser Eintheilung kein richtiges Fundament. Sodann wird die Socialwissenschaft als diejenige charakterisirt, woraus die Politik ihre Principien schöpft. Al-

Digitized by Google

lein 1) ist es falsch, daß die Rechtslehre die innern Principien für die Politik enthielte. Sie schränkt die Principien der Politik zwar ein. Aber da die Politik ein ganz anderes Wesen hat, als die Rechtslehre, so kann letztere der erstern nie die Principien geben; 2) die politische Oeconomie trägt ja schon den Namen der Politik, wie kann sie nun aus ihrem Fache heraus mitten unter die Rechtswissenschaften classificirt werden! — Der Vf. glaubt ferner die politische Oekonomie dadurch erweitert und vervollkommnet zu haben, daß er mit der Theorie des Nationalreichthums noch die Theorie der Civilisation verbindet, und meint, diese Verbindung sey bisher verkannt. Aber es ist sehr zu bezweifeln, ob die politische Oekonomie einen ihr so heterogenen Theil, als die Theorie der Civilisation ist, in sich aufnehmen kann. Denn ob es schon wahr ist, daß Civilisation und Nationalreichthum in beständiger Wechselwirkung mit einander stehen, so sind doch die Principien, welche die eine und den andern erzeugen, gänzlich heterogen; und da nur die Gleichartigkeit der Grundsätze Kenntnisse zu Einer Wissenschaft verbinden kann, so kann schon deshalb der Versuch dieses zu thun nicht anders, als mislingen. Wir fangen bey der Zergliederung dieses Theiles (T. V), da er vorzüglich das Neue enthält, das der Vf. zu liefern verspricht, an.

Smith, sagt der Vf., hat deshalb sein Werk unvollendet gelassen, weil er die Natur der immateriellen Güter verkannte und sie nicht gehörig von den Bestandtheilen des Nationalreichthums unterschied. Aber seine Beurtheiler, wenn sie auch mit Smith unzufrieden waren, sind doch in denselben Fehler verfallen. — Sie behaupteten zwar gegen Smith, daß die immaterielle Arbeit productiv wäre, aber sie bezogen dieses Productive auf den Reichthum und meinten, daß sie materielle Tauschwerthe hervorbrächte, da sie doch bloß materielle Güter erzeugt, sie glaubten, daß die Producte der immateriellen Arbeit denselben Gesetzen folgen als die Producte der materiellen Arbeit. So behauptet Garnier, welcher Smith's Fehler zuerst rügte, daß es für den Nationalreichthum gleich vortheilhaft wäre, ob man die materiellen oder immateriellen Güter vermehren hülfe; Say, der diesem offenbar irrigen Resultate aus dem Wege gehen will, verwirft den Garnier'schen Satz aus dem Grunde, weil die immateriellen Güter keine Dauer haben, und deshalb keine Bestandtheile des Reichthums ausmachen könnten. Der Lord Lauderdale versteht unter dem öffentlichen Reichthume auch die immateriellen Güter mit, ob er gleich dabey behauptet, daß die Anwendung der Capitale auf Acker- und Manufacturarbeit die einzigen Mittel der Vermehrung des

Reichthums sind. Hufeland bildet sich ein, alle Schwierigkeiten durch Entfernung des Wortes Reichthum zu vermeiden; er wählt dafür den Ausdruck Güter, schreibt ihnen aber dieselbe Natur und dieselben Wirkungen zu, und so kann er die Theorie der immateriellen Güter nicht weiter als seine Vorgänger bringen. Durch dieses bisherige Mislingen einer solchen Theorie glaubt nun der Vf. seinen Versuch gerechtfertigt zu haben. — Er theilt die neue Lehre in zwey Bücher. Im ersten wird von den Elementen der Civilisation oder den innern Gütern überhaupt gehandelt. Das zweyte betrachtet den natürlichen Gang, welchen die Civilisation oder die Ausbildung und Vervollkommnung dieser Güter bey den Völkern nimmt. Der Beschluß endlich erwägt den Einfluß, den Reichthum und Civilisation auf einander haben, und wie daraus das wahre Nationalwohl entspringt. —

Das erste Capitel des ersten Buchs classificirt die inneren Güter. Es werden directe und indirecte innere Güter unterschieden. Erstere sind solche, die unmittelbar zur Entwikkelung der menschlichen Kräfte dienen, und es lassen sich deren eben so viele unterscheiden als menschliche Fähigkeiten, auf deren Vervollkommnung sie sich beziehen, und die der Vf. im ersten Theile angegeben hat. Sie sind Gesundheit in Beziehung auf die animalischen, Geschicklichkeit in Beziehung auf die technischen, Aufklärung in Beziehung auf die nationellen, Geschmack in Beziehung auf die ästhetischen, Sitten in Beziehung auf die moralischen, endlich Cultus in Beziehung auf die religiösen Fähigkeiten. Zu den indirecten Gütern rechnet der Verfasser das, was Bedingung der directen ist, als Sicherheit und Muße oder Zeit und Gelegenheit, sich der höheren Ausbildung des Geistes zu widmen. Das zweyte Kapitel vergleicht nun diese innern Güter mit den äußeren und characterisirt sie auf eine interessante Art. Sie haben nämlich mit den äußeren materiellen das gemein, daß sie wie diese einen Werth haben, des Eigenthums fähig sind, und gleich diesen ihren Ursprung der Natur und der Arbeit verdanken. Dagegen unterscheiden sie sich von denselben dadurch, daß sie 1) nicht materiell sind und daher nicht durch die äußeren Sinne, sondern bloß durch die Vernunft zu erkennen sind, und 2) daß sie unmittelbar weder gekauft noch verkauft werden können. Nur die Wirkungen dieser inneren Gütern, nämlich die Dienstleistungen, sind ein Gegenstand des Tausches, analog dem Tausche der materiellen Güter. Aber die inneren Güter haben eine Dauer und lassen

sich aufbewahren und sammeln, wie die äußeren, eine Bemerkung, welche den bisherigen Beobachtern nach dem Vf. entgangen ist, und worauf er mehrere Folgen bauet. Das dritte Kapitel handelt von der Production der innern Güter. Die productiven Kräfte sind hier die inneren Naturgaben nebst den durch Arbeit hervorgebrachten Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, — die Producte sind die Dienste, welche der Gesellschaft dadurch geleistet werden. Von letzteren wird die Analogie mit den Industrie-Arbeiten S. 26. ff. durchgeführt, und im vierten Kapitel gibt der Vf. eine Classification dieser Dienste, geordnet nach ihren Wirkungen auf die oben angegebenen directen und indirecten Güter der Gesellschaft, als I) solche Dienste, welche die directen innern Güter hervorbringen, Gesundheit, Geschicklichkeit u. s. f.; II) solche, welche auf die indirecten oder secondairen Güter gerichtet sind, Sicherheit und Muße. Darnach wird der Dienst eines Prunklakayen, der die Eitelkeit befriedigt, eben so gut für productiv (an innern Gütern) erklärt, als die Arbeit eines Goldschmiedts oder einer Blumenfabrikantin, welche gleichfalls nichts anders bezwecken (an äußeren). Nach gleicher Analogie wird Kapitel 5. der Begriff der Circulation auf sie angewandt. Sie werden nämlich ausgetauscht gegen moralische Belehrungen, Zufriedenheit, Dank, Ehre oder auch Geld. Beyde Arten von Belohnungen, nämlich die Geldbelohnungen und die moralischen, werden in zwei folgenden (VI, VII.) Kapiteln erwogen, wobey unter mehreren aus Smith, Say, Bentham u. s. w. bekannten Sachen, auf manche eignen Reflexionen vorkommen.

Das zweyte Buch handelt nun von den Fortschritten der Cultur oder Civilisation, und man findet hier einen concentrirten und wohlgeordneten Auszug aus der Geschichte der Menschheit. Wer die Werke von Home, Iselin, Herder, Condillac, Voltaire, Hume, Robertson, Gibbon, Ancillon ꝛc. kennt, wird darin nichts neues finden. Man wünscht, daß Hr. v. St. mehr in die Geschichte des Zustandes der russischen Nation eingegangen wäre, daß er den wahren Zustand des russischen und liefländischen Leibeignen und den Einfluß desselben auf die Bevölkerung geschildert. Was in den Noten darüber beygebracht ist, ist nur sehr oberflächlich. Was hätte sich bey dieser Gelegenheit über das Regiment der americanischen Compagnie in Kamtschatka, über das Verfahren in der Krimm u. s. w. sagen lassen! — Daraus, daß es unterblieben, muß man schließen, daß die gerühmte Liberalität, womit in Rußland es verstattet seyn soll, Wahrheiten zu ver-

Digitized by Google

breiten, doch nicht sehr groß seyn muß. Denn daß Hr. v. St. mehr weiß, als er hier gesagt hat, daran läßt sich wohl nicht zweifeln. Sein Buch würde durch Erfahrungen über sein Land unstreitig interessanter und nützlicher für die Wissenschaft geworden seyn. Denn nur neue Erfahrungen können dieselbe erweitern und mehr befestigen. Der Beschluß endlich beschäftigt sich mit allgemeinen Betrachtungen über den gegenseitigen Einfluß des National-Reichthums und der Civilisation.

Erwägt man das Unternehmen, die politische Oeconomie durch diese nur abgesonderte Abhandlung über die materiellen Güter zu bereichern, im Allgemeinen: so scheint diese Wissenschaft nichts dadurch gewonnen zu haben, weil der Begriff des innern Reichthums von dem des äußern wesentlich verschieden ist, und zwey Gegenstände, die bloß wegen einer Analogie in der Art sie zu denken mit einerley Ausdruck (eigentlich und metaphorisch) bezeichnet werden, durchaus nicht Gegenstände einer und derselben Wissenschaft seyn können. Die Geschichte der Menschheit, ihrer Civilisirung, Cultivirung und Moralisirung, ist eine Wissenschaft für sich, welche der Theorie des Nationalreichthums Data und Principien liefert, wovon sie gelegentlich einen guten Gebrauch machen kann, deren systematische Entwickelung ihr aber nicht zukommt. Auch haben ihre Bemerkungen alle gute politisch-ökonomische Schriftsteller da, wo es die Gelegenheit foderte, gehörig benutzt, und Hr. v. St. hat selbst fast nur diese ausgezogen, und ihre Bemerkungen in eine Art von systematischer Ordnung gestellt. Diese aber eben hat nichts dazu beigetragen, um das Werk jener Schriftsteller zu vervollkommnen. Denn eben diese Systematisirung macht nicht nur, daß die Sätze unfruchtbarer erscheinen, weil sie von ihren Anwendungen getrennt sind, sondern daß auch viele Sätze zur Verbindung des Ganzen hineingebracht werden mußten, die dem Ganzen ein langweiliges und pedantisches Ansehen geben. Wir können daher nicht wünschen, daß deutsche Schriftsteller diese Form nachahmen oder gar das Ganze übersetzen.

Eben so wenig kann dieses in Ansehung der ersten vier Bände gewünscht werden. Denn das Ganze enthält nur eine verständige Benutzung der besseren politisch-ökonomischen Schriften, die auf den Zweck eines mündlichen Vortrages recht gut berechnet ist, aber für die Erweiterung der Wissenschaft keinen Werth hat. Hier und da sind eigne Bemerkungen, Thatsachen, Anwendungen auf Rußland und Erläuterungen aus diesem Reiche eingestreut, die dem Vf. eigenthümlich gehören und neu sind: aber um dieser willen ist es nicht nöthig, das Ganze zu

Digitized by Google

übersetzen: sie werden zeitig genug von deutschen Original-Schriftstellern in unsre Bücher verpflanzt, und dem Vf. die gebührende Ehre dafür werden.

Den wichtigsten Bestandtheil zur Bereicherung der Wissenschaft machen für Ausländer die Thatsachen und Vergleichungen aus, welche der Vf. hier und da im Hauptwerke selbst, besonders aber in dem sechsten Bande, anstellt, der ganz mit erläuternden Excursen und Tabellen angefüllt ist. — So gibt die Vte Note eine Preisliste der vornehmsten Ausfuhrartikel von mehreren Jahren, die zum Theil aus russischen Schriften entlehnt sind, und deren Autorität sicher ist. Eine ganze Reihe interessanter Bemerkungen sind über das russische Geldwesen gegeben Note VI — IX. XI., wozu des Academiker Krug's und Herrmann's wenig bekannt gewordne Werke benutzt sind. Aus der XIIten Note erfährt man zuerst, wie groß die Summe der ausgelassenen Assignationen ist, und da in der von Jacob'schen Schrift über Rußlands Papiergeld dieselbe Summe aus andern, wie es scheint, officiellen Quellen, genannt wird: so hat die Richtigkeit der Angabe viel Wahrscheinlichkeit. Die IIte Tabelle zeigt sogar an, wie sich von Jahr zu Jahr das russische Papiergeld vermehrt hat. Weniger richtig möchte wohl die Angabe des baaren Silbergeldes von 45 Millionen seyn, wenn von den Jahren 1810 — 1815 die Rede ist. Sie ist für diese Zeit gewiß viel zu hoch. Erst 1817 hat sich das Silbergeld wieder vermehrt, nicht zum Vortheile sondern zum Schaden des Papiergeldes. Sehr interessant und lehrreich ist die Geschichte des russischen Kupfergeldes, welche die Note XIII viel vollständiger gibt, als Schlözer es zu thun vermochte. Ueber den ausländischen Handel Rußlands hätte man mehr erwarten können, als die Note XIV enthält. Nördanz gibt darüber für die politische Oeconomie viel bessere Belehrung. Die Noten XV. XVI geben gute Nachweisungen über die Beamten; am anziehendsten ist das, was S. 207 — 252 über die russische Bank gesagt ist. Wie Unwissenheit über die Natur des Papiergeldes auch hier die heillosesten Folgen hervorgebracht hat, dazu ist diese Note ein trefflicher Beleg. Sehr gut wird Lauderdale in der XVIIten Note abgefertigt. Ueber die Vorzüge der gemeinen Russen wird Note XXII mit Hrn. Faber's ekelhaften Bagatellen zu sehr ins große Horn gestoßen. Wir haben die Wunderthiere auch gesehen, und ihre Musik, ihre Uhrmacherkunst und was sonst hier mit schönen Farben gemalt wird, beobachtet. Eben so wenig können wir an die großen Fortschritte glauben, welche nach Note XXIV die Freyheit in Rußland gemacht haben soll. Die

Digitized by Google

Nachrichten von Reisenden lauten ganz anders, als was uns allgemeine Instructionen und lobpreisende Schriftsteller sagen, und ob die Stellung, welche die esthländischen und curländischen Bauern durch die neueste Freylassung erhalten haben, besser sey als ihre vorherige, oder ob sie dadurch nicht vielmehr in eine Lage gebracht worden, die sie bald zur Verwünschung der erhaltenen Freyheit bringen wird, das muß erst die Zeit lehren.

---

2) Hr. Sismondi nennt sein Werk: Nouveaux principes d'Economie politique. Neue Principien aber haben wir in demselben nicht gefunden; es stellt ganz das Smithsche System dar, so wie es sich der Verfasser durch dessen Studien zu eigen gemacht hat, also zwar auf eine neue und interessante Weise, aber durchaus nichts Neues in den Grundsätzen. Dagegen zieht Hr. Sismondi allerdings mehrere Folgerungen, die von denen, welche Smith aus seinen Principien zog, gänzlich verschieden und oft mit ihnen in Widerspruch sind. Diese Folgen zu vergleichen und die Consequenz beider Autoren zu prüfen, wird ein nützliches Geschäft der Critik seyn, da sich daraus ergeben muß, wie viel die Wissenschaft durch die neuen Untersuchungen des Hrn. Sismondi und anderer Schriftsteller, die mit ihm auf ähnliche Resultate gestoßen sind, gewonnen hat.

Der Hauptunterschied in den Behauptungen des Vf. und seines berühmten Vorgängers besteht nach des Ersteren eigner Angabe (Tom. II, p. 335) darin, daß Smith der Meinung ist, die Regierung solle sich gar nicht in das mischen, was sich auf die Vermehrung des National-Reichthums bezieht, er aber behauptet, daß diese Einmischung sehr oft nöthig sey, weil sonst das Privat-Interesse der Einzelnen dem allgemeinen Wohle sehr oft entgegen wirke. Die Regierung allein könne und müsse daher solche Maaßregeln treffen, welche diese dem Ganzen nachtheiligen Wirkungen der menschlichen Leidenschaften verhindern. — Erwägt man die abweichenden Meinungen genauer, so entdeckt sich, daß sie einander viel näher kommen, als es Hrn. Sismondi selbst scheint. — Niemand nämlich hat deutlicher gezeigt als A. Smith, daß es eine Menge bürgerlicher Institute oder Gesetze gibt, welche dem allgemeinen bürgerlichen Interesse entgegen wirken, und daß diese besonders in den aus dem Lehnswesen und andern Arten der Obermacht entstandenen Verhältnissen des Grundeigenthums bestehen.

Digitized by Google

Wenn diese Verhältnisse nicht wären, und bloß die reinen einfachen Verhältnisse des Privat-Eigenthums einträten, behauptet Smith: so würde sich das Grundeigenthum durch den bloßen, durch Rechtsgesetze eingeschränkten, Eigennutz von selbst so vertheilen, wie es dem National-Reichthume und dem allgemeinen Wohle am zuträglichsten wäre. Dagegen behauptet Hr. Sismondi, die Regierung müsse solche positive Einrichtungen treffen, daß das Grundeigenthum auch den ärmeren Classen zu Theil werde. Dieser Satz widerstreitet dem Smith'schen Systeme nicht. Denn wo die Feudal-Verhältnisse bleiben sollen, muß man, auch nach Smith's Grundsätzen, dazu rathen. — Daß aber jene bessere Vertheilung da, wo jene Grundübel nicht herrschen, von selbst erfolge, sagt der Vf. selbst, indem er an mehr als an einer Stelle rühmt, wie glücklich diese Vertheilung in Frankreich, seit Vernichtung der Feudal-Verhältnisse, erfolgt sey. Ein Gleiches hätte er in Belgien, in Holland und in einigen andern Ländern bemerken können, wo jene Hindernisse nie Statt fanden, und wo daher von selbst eine so glückliche Vertheilung des Landeigenthums erfolgt ist, als sie der Menschenfreund nur immer wünschen kann, ohne daß die Regierung irgend ein Zwangsgesetz dabey angewandt hat. Daneben kann aber die Ueberlegung sehr wohl Statt finden, ob bey den jetzt bestehenden bürgerlichen Gesetzen nicht entgegenwirkende positive Einrichtungen nöthig werden, wenn sich aus jenen Wirkungen hervorthun, die dem allgemeinen Wohle entgegenstreben. Die Erscheinung, welche dem Vf. hierzu Veranlassung gibt, ist die in den europäischen Staaten immer mehr zunehmende und sich immer weiter verbreitende Armuth der niedrigen Volksclassen. Die Betrachtungen, welche er hierüber anstellt, sind so interessant und so wichtig, daß sie die ernsthafteste Aufmerksamkeit eines jeden Staatsmannes verdienen. Wir wollen, was er hierüber sagt, concentrirt darstellen, und mit einigen Bemerkungen begleiten.

Der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft besteht nicht bloß darin, daß jeder gegen Unrecht und Beleidigungen des andern gesichert, sondern auch darin, daß alle geselligen Verhältnisse durch die Gesetze so bestimmt werden, daß die Mitglieder der Gesellschaft zu denjenigen Graden des Wohlstandes und der Glückseligkeit vermittelst gehöriger Anstrengung ihrer Kräfte gelangen können, wie sie für ihren Stand und ihre Verhältnisse wünschenswerth sind. Die Regierung soll mit der Gesammtkraft Aller jedermann gegen das Unrecht jedes andern schützen. Sie nimmt das allgemeine Interesse gegen das Privat-Interesse jedes Einzelnen in Schutz. Darin besteht ihre

Ausübung der Gerechtigkeit. Aber noch ein anderes erfordert die Staats-Haushaltung (économie politique). Auch sie sorgt für das allgemeine Interesse, welches darin besteht, daß von Niemanden eine übertriebene Quantität Arbeit gefordert werde, wobey er seines Lebens nicht froh werden kann, daß Niemand sich die Früchte der Arbeit Anderer allein anmaße und diese dem Hungertode oder dem Elende Preis gebe. Nun aber, meint der Vf., lehre die Erfahrung, daß eine vollkommen freye Concurrenz leicht einen solchen Zustand herbeyführen könne, wo die Reichen die Armen dahin bringen, daß sie sich entschließen müssen, für einen Preis ihre Arbeitskräfte zu erschöpfen, der zu ihrem Lebensunterhalte nicht hinreicht. So weit aber dürfe es die Regierung nicht kommen lassen, sondern ihre Pflicht sey, für solche Fälle die Armen gegen die Reichen in Schutz zu nehmen und ersteren einen solchen Lohn zu sichern, der die Erhaltung ihres Standes so möglich mache, daß sie Lust und Vergnügen daran finden können. Die Regierung muß Beschützerin der Bevölkerung seyn (T. II, 337) und allenthalten dahin wirken, daß Niemand gezwungen werden könne, den übrigen ein allzugroßes Opfer, wenn auch freywillig, zu bringen, daß er nicht seine Einwilligung geben müsse, wenn er bisher zehn Stunden gearbeitet hat, daß er künftig zwölf, vierzehn, sechzehn oder gar achtzehn Stunden arbeite, oder daß er, wenn er bisher Fleisch und Gemüse genossen hat, künftig mit trockenem Brote, Kartoffeln oder Sparsuppen vorlieb nehme; sie soll endlich verhindern, daß er nicht, indem er seinen Nachbar bereichert, selbst in die bitterste Armuth versinke.

Dieses Amt der Regierung ist schwer auszuüben. Denn es muß dabey die größte Achtung gegen die Freiheit der Einzelnen bewiesen werden. Indessen ist wohl zu merken, daß es unter denen Rechten, welche die Freyheit des Bürgers ausmachen, einige gibt, welche der Mensch außer dem bürgerlichen Leben nicht hat, und die eben deshalb die bürgerliche Gesellschaft, welche sie besitzt, so muß modificiren können, daß daraus keine Verletzung derer entspringt, denen gleichfalls die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft gesichert sind.

Aus diesem Gesichtspunkte wird nun vor allen die Bevölkerung erwogen. Der Vf. stellt als Grundsatz fest, daß die Bevölkerung eines Landes leicht über die Gebühr wachsen könne, wenn der Staat sich nicht darum bekümmert, sondern sie einen vollkommen freyen Gang nehmen läßt. — Dabey aber

billiget er das neue System, welches Malthus aufgestellt hat, durchaus nicht, sondern widmet vielmehr der Aufdeckung der Fehler und Irrthümer desselben mehrere Seiten. Da auch viele deutsche Schriftsteller den Sophistereyen dieses Autors viel zu schnell gehuldiget und sie durch Schriften in Deutschland verbreitet haben; so ist sehr zu wünschen, daß das, was Sismondi sehr gründlich dagegen vorbringt, genau erwogen werde.

Malthus nimmt nämlich als Grundsatz an, daß die Bevölkerung eines jeden Landes durch die Subsistenz-Mittel beschränkt sey, welche das Land liefern könne. Dieser Satz ist im Allgemeinen nur wahr, in wiefern man ihn auf die ganze Erdkugel bezieht, oder auf ein Land, das durchaus keine Lebensmittel aus der Fremde erhalten kann. Aber auch so genommen, ist er doch nur in abstracto wahr, er verliert alles Brauchbare, sobald man eine Anwendung davon in der Staats-Haushaltung machen will. Nie und in keinem Lande hat die Bevölkerung die Grenze der möglichen Lebensmittel erreicht, und wird sie auch wahrscheinlich nirgends erreichen. Wer kann wissen, wie viel Lebensmittel ein Land durch vermehrte Arbeit, verbesserte Länderey-Vertheilung, Vervollkommnung der Künste noch hervorbringen kann? Allein nicht alle, die gern Lebensmittel haben möchten, haben die Mittel und das Recht, sie der Erde abzufodern; und die, welchen die Gesetze das Monopol der Ländereyen zugestanden, finden nicht immer ein Interesse dabey, ihnen so viel abzugewinnen, als sie liefern könnten. In allen Ländern widersetzen sich die Eigenthümer des Grundes und Bodens einem Cultur-Systeme, das bloß Vermehrung der Lebensmittel, und nicht auch zugleich Vermehrung ihrer Einkünfte zur Folge hat. Ehe also der Zustand eintritt, wo die Vermehrung der Bevölkerung durch die Unmöglichkeit einer größeren Production von Lebensmitteln aufgehalten wird, tritt schon lange der Fall ein, daß die Bevölkerung nicht weiter kommen kann, weil das Volk kein Vermögen hat, das Brot zu kaufen oder die Arbeit zu bezahlen, die zu dessen Erzeugung erfodert wird.

Die menschliche Bevölkerung, sagt Malthus, kann sich alle fünf und zwanzig Jahre verdoppeln, sie würde nach einer geometrischen Progression fortschreiten. Die Verbesserung der Länder-Cultur eines schon urbaren Landes dagegen vermehrt die Lebensmittel nur in stets abnehmender Quantität. Hätte man z. B. in den ersten fünf und zwanzig Jahren die Feldproducte durch Verbesserung der Cultur verdoppelt; so würde man in den nächsten fünf und zwanzig Jahren kaum ein Drittel, in den folgenden kaum ein Viertel mehr als in den vor-

Digitized by Google

hergehenden durch Verbesserungen hervorbringen können. Die Vermehrung der Subsistenz-Mittel wird also nur arithmetisch, wie 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, die Bevölkerung aber geometrisch, wie 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128 ꝛc. fortschreiten. Hieraus soll nun klar seyn, daß man mit Erzeugung der Lebensmittel dem Fortschreiten der Vermehrung des Menschengeschlechts nie nachkommen kann.

Allein dieses Raisonnement, worauf sich das ganze Werk von Malthus stützt, und worauf er immer wieder zurückkehrt, ist nichts als Sophisterey. Er setzt die mögliche Vermehrung des menschlichen Geschlechts in abstracto der wirklichen Vermehrung der Lebensmittel in concreto an einer bestimmten Stelle entgegen. Soll die Vergleichung gelten, so muß die mögliche Vermehrung des Menschengeschlechts mit der möglichen Vermehrung der Thiere und Pflanzen, beide in abstracto, verglichen werden. Und da sieht man bald, daß die Vermehrung der Thiere und Pflanzen in einer viel größeren und schnelleren geometrischen Proportion fortschreitet als die der Menschen. Denn ein Weizenkorn bringt im ersten Jahre zwanzig Körner, diese im folgenden Jahre 400, im dritten 8000, im vierten 160,000 ꝛc. hervor. Aber freylich darf, soll dieses erfolgen, den Körnern der Boden nicht fehlen. Gerade so aber geht es auch mit den Menschen.

Die Vermehrung der Thiere, die von den Vegetabilien leben sollen, geht schon viel langsamer von Statten. Die Schaafe verdoppeln sich nur erst in vier, und vervierfachen sich in acht Jahren; ihre Vermehrung erfolgt weiter aller vier Jahre nach den Zahlen 8, 16, 32, und im vier und zwanzigsten Jahre, wo das Menschengeschlecht sich, nach Malthus, noch nicht verdoppelt hätte, würde das Verhältniß der Schaafe schon seyn, wie vier und sechzig zu eins. Allein diese Vermehrungskraft ist nur eine mögliche, sowohl in den Pflanzen als in den Thieren und Menschen; die wirkliche wird in allen dreyen durch den Willen des Menschen beschränkt; und in unsrer Art des bürgerlichen Vereins nicht durch den Willen jedes Menschen ohne Unterschied, sondern hauptsächlich durch den Willen des Landeigenthümers. So lange es noch wüste Ländereyen gibt, hat es dieser allein in seiner Gewalt, ob er die vermehrende Kraft der Vegetabilien in Thätigkeit setzen will, oder nicht; so lange als diese nicht ganz und gar von den Thieren verzehrt werden, hängt es von ihm ab, ob er letztere sich will vermehren lassen oder nicht. Er wird aber die vermehrenden Kräfte beider unterdrücken, wenn die Menschen, welche beyder Früchte fodern, ihm nicht dafür ein Einkommen gewähren.

Digitized by Google

Studirt man die Geschichte des menschlichen Geschlechts, so findet man, daß zu allen Zeiten und an allen Orten der menschliche Wille oder, was dessen Stelle vertritt, die Gesetzgebung, welcher er unterworfen und die der Ausdruck dieses Willens ist, die Vermehrung der Lebensmittel und mit ihnen die Vermehrung des menschlichen Geschlechts aufgehalten hat. Nie wird man finden, daß nicht Lebensmittel genug auf der Erde oder in einem Lande vorhanden gewesen wären, um bey gehöriger Vertheilung alle Einzelne recht gut zu nähren. Wohl aber findet man häufig unglückliche Arbeiter, die keinen oder nicht hinreichenden Lohn erhalten, die vor Hunger umkommen müssen. Aber nirgends geschieht dieses aus absolutem Mangel an Lebensmitteln. Niemals hat man ein Land gesehen, das sich in der Lage einer belagerten ganz erschöpften Stadt oder eines ausgehungerten Schiffes befunden, und der Vorrath der Lebensmittel also nicht mehr zugereicht hätte, jeden, der sie nur bezahlen konnte, vollkommen zu befriedigen. Und wenn auch wirklich das Brot den Armen fehlt, so daß viele derselben Hungers sterben müßten, so würde zwar die so schnelle Vermehrung dieser Classe, welche nach Malthus ein Gesetz des Menschengeschlechts ist, zurückbleiben, aber deshalb würde ja dann den Reichen die Nahrung nicht fehlen, und diese müßten dann, nach dem Malthusischen Gesetze, sich desto schneller und zahlreicher vermehren, und würden also die Lücken, welche die Armen ließen, leicht ausfüllen. Nun lehrt aber die Erfahrung gerade das Gegentheil. Allenthalben sieht man die alten Adels- und Fürstenfamilien erlöschen, und soll der Adel nicht ganz aussterben, so muß er durch Neugeadelte ersetzt werden. Jeder adeliche Familienvater wirkt vielmehr sorgfältig dem zu großen Anwuchs der Zahl seiner Nachkommen entgegen, weil er darin die Herabwürdigung seines berühmten Nahmens erblickt. Daher nimmt die Zahl der alten Familien immer mehr ab als zu. Kein adeliches Geschlecht, das zu Heinrichs IV. Zeiten blühte, ist jetzt noch so zahlreich als damals. Das Geschlecht der Montmorency's kann man wenigstens bis zu Hugo Caper's Zeiten verfolgen. Nie hat diese Familie nöthig gehabt, ihre Vermehrung wegen Mangels an Nahrung einzuschränken; folglich hätte sich, nach Malthus's Gesetz, diese Familie aller fünf und zwanzig Jahre verdoppeln müssen. Nach dieser Rechnung hätten Montmorency's Nachkommen, wenn man annimmt, daß der erste im Jahre 1000 gelebt, im Jahre 1600 schon 16,777,216 Köpfe stark seyn müssen, d. i. mehr als damals die Bevölkerung von ganz Frankreich betrug. Wäre es so fortgegangen, so müßte jetzt die ganze Erde mit Montmorency's angefüllt seyn.

Digitized by Google

Denn ihre Zahl würde im Jahre 1800 weit über zwey Milliarden betragen haben. Es wird dieses scherzhafte Beyspiel bloß deshalb angeführt, um recht deutlich zu zeigen, einerseits, wie weit die Vermehrung der Menschen gehen kann, wenn man sie bloß nach dem berechnet, was durch ihre Zeugungskräfte an sich möglich ist, und andererseits, wie sehr der menschliche Wille dieser bloßen Möglichkeit entgegenwirkt, ohne daß gerade der Mangel an Lebensmitteln diesen Willen bestimmt. Denn er hält die Vermehrung weit mehr in denen auf, denen es gar nicht an Brot fehlt, als bei denen, die daran Mangel leiden.

Wie sehr könnten nicht allenthalben die Lebensmittel vermehrt werden, wenn die Menschen nur wollten. Aber die Landeigenthümer wollen ihr Land dazu nicht hergeben, wenn man ihnen nicht dafür anständige Revenüen sichert. In Rom hungern zwanzig tausend Arme und suchen Arbeit; hundert tausend Joch wüstes Feld liegt vor Rom's Thoren, welches durch die Arbeit jener Nothleidenden mit den schönsten Aehren bedeckt werden könnte. Dennoch bleiben sie wüste und jene hungern fort — bloß weil ihre Arbeit den Eigenthümern nicht so viel Einkommen gewähren würde, als sie jetzt davon ziehen.— Es sind also, schließt der Vf., ganz andere Principien, welche die Bevölkerung beschränken, als die von Malthus aufgestellten. Das Hauptprincip ist das Einkommen, und die Art, wie dasselbe unter die National-Glieder vertheilt ist. Letztere hängt hauptsächlich von den gesetzlichen Einrichtungen des Staats ab. Eine Vermehrung der Bevölkerung ist nur in so fern zu wünschen, als die Erzeugten sicher sind, ihr gehöriges standesmäßiges Auskommen zu finden, und da es der Zweck des Staats ist, dieses Auskommen so vielen Individuen auf seinem Gebiete zu gewähren, als es irgend möglich ist; so muß er durch seine Gesetze und Einrichtungen dahin wirken: 1) daß das rohe National-Einkommen möglichst vermehrt und 2) daß dasselbe so vertheilt werde, daß auch die niedrigsten Arbeiter sich durch ihren Fleiß so viel davon zueignen können, daß sie mit ihrer Familie des Lebens froh werden. Nur eine solche Population, die unter diesen Bedingungen ihr Unterkommen finden kann, muß der Staat begünstigen, dagegen muß er einer solchen, die eine Nachkommenschaft fördert, welche sie nicht zu ernähren im Stande ist, entgegen wirken. — Der Vf. zeigt nun, wie schlecht für diesen Zweck des Staats gesorgt ist, wenn die Ländereyen bloß unter eine Kaste vertheilt sind, und es ganz von dieser abhängt, wie sie ihre Grundstücke bearbeiten lassen will, wenn es bloß in deren Gewalt gegeben ist, den Landarbeitern die Be-

Digitized by Google

dingungen zu machen, und sie auf simple Kost oder auch auf bloßes Tagelohn zu setzen, und sie von allem Antheil am Eigenthume auszuschließen; er zeigt, wie das Lehnsystem, die Primogenituren und Majorate vorzüglich den Hang befördern, sich von den Ländereyen durch wenig Menschenhände ein großes Einkommen zu verschaffen, und wie es wirklich gelingt — von Weiden ein größeres reines Einkommen zu ziehen, als von cultivirten Getreidefeldern, wie endlich ein solches System auf Verminderung der Bevölkerung und Verschlechterung des Zustandes der arbeitenden Classen hinwirken müsse. Er glaubt ferner, daß das heutige Manufactur-System dieselben Folgen habe. Der reiche Manufacturist habe es in seiner Gewalt, seine Profite durch Abzwackung des Lohnes seiner Arbeiter zu erhöhen; insbesondere sollen die Maschinen dazu dienen, die Arbeiter außer Brot zu setzen, und sie dadurch zu nöthigen, für den allerspärlichsten Lohn mit einer ruinirenden und sie aller Freuden des Lebens beraubenden Anstrengung zu arbeiten. Die Population, die von einer solchen arbeitenden Classe erzeugt würde, sey aber im höchsten Grade für den Staat verderblich, und ihr müsse daher kräftigst entgegen gearbeitet werden, nicht sowohl dadurch, daß sie jetzt, da sie einmal da ist, ihrem Elende überlassen, als vielmehr dadurch, daß die Ursachen weggeschafft werden, wodurch sie entsteht und vermehrt wird. Der Staat kann dieses dadurch thun, daß er die Reichen nöthigt, ihre Arbeiter in eine bessere Lage zu setzen, und es dahin bringt, daß Niemand heurathen darf, der nicht Sicherheit für die Ernährung seiner Familie gewähren kann. Alles dieses will der Vf. nicht durch despotische Maßregeln, sondern durch Gesetze und bürgerliche Institutionen ausgeführt wissen, und was er darüber sagt, ist allerdings der größten Aufmerksamkeit werth.

Eine Nation, sagt er (T. II, p. 279) würde höchst unglücklich seyn, die alle nur mögliche Lebensmittel aus ihrem Boden fördern wollte. Sie würde die allerschlechteste Art derselben genießen müssen und ein großer Theil derselben geriethe, da der Boden durchaus nichts mehr liefern könnte, bey jeder Mißernte oder zufälligen Noth in die allergrößte Gefahr zu verhungern. Die Grundeigenthümer sind die Bürgen dafür, daß es zu einer solchen Extremität nicht kommen darf, daß nicht alle Menschen bloß um das liebe Brot zu erringen arbeiten, und die größtmöglichste Quantität Arbeit zur Gewinnung des allerspärlichsten Auskommens anwenden müssen. Es ist schon übel genug, daß unsre bürgerlichen Institutionen einen solchen jammervollen Zustand für einige Menschen nothwendig machen

und gewisse Classen über ihr Einkommen und über die Mittel ihrer Subsistenz täuschen.

So lange es noch wüste Felder gibt; so lange durch Arbeit noch reichliche Ernten, die Eigenthümer und Arbeiter gut lohnen, erlangt werden können; so lange ist es heilsam die Classe der Landbauer zu vermehren. So lange es an Manufactur-Producten fehlt, und sie den Consumenten viel theurer zu stehen kommen würden, wenn sie sich solche selbst verfertigen wollten; so lange ist es heilsam, daß die Classe der Manufacturarbeiter vermehrt werde. Denn so lange wird sie reichliche Belohnung finden und zugleich zum besseren Zustande der übrigen Classen beytragen. So lange alle Hände für den Landbau, die Manufacturen und den Handel so nothwendig sind, daß man zu der gleichfalls nützlichen Classe der Staatsdiener und Soldaten nicht genug Leute finden kann; so lange ist es wünschenswerth, daß sich die Bevölkerung vermehre. Diese Vermehrung kommt aber von selbst, sobald man ihrer bedarf. Aber dennoch ist es nicht genug, daß sie bloß wirklich werde, um auch in die Lage zu kommen, die ihr gebührt. Oft liegt das schönste Land unfruchtbar da, ohne daß das zahlreichste Volk, das neben ihm in Elend schmachtet, es benützen kann. Es ist dieses Land das Eigenthum einiger wenigen Familien, es ist untheilbar, unveräußerlich, es muß ganz, so wie es ist, an den Erstgebornen fallen, kann nicht zerschlagen, nicht in Erbpacht gethan, nicht darauf geborgt werden. Der Eigenthümer hat selbst kein Capital und kann denen, die es ihm borgen könnten, keine Sicherheit verschaffen. Und so bleiben die herrlichsten Ländereyen ohne Cultur und viele Menschen verhungern da, wo noch zehnmal so viel im größten Wohlstande leben könnten.

Und eben so geht es mit den Manufacturen. Die reichen Gutsbesitzer in Polen, Ungarn, Rußland mögen immer Manufacturwaaren in Menge bedürfen, der Preis derselben mag immer hoch seyn, und dadurch die National-Industrie aufmuntern. Die Unterdrückung und die Sclaverey vernichtet jede Anstrengung und läßt keinen Unternehmungsgeist in den niedrigen Volks-Classen aufkommen. Die zerstörenden Monopole, die unvernünftigen Privilegien, die zur Verzweiflung treibenden Erpressungen, die Unwissenheit, die Barbarey und der Mangel an jeder Art von Sicherheit macht alles Fortschreiten der Manufacturen unmöglich, es können sich unter diesen Umständen keine Capitale sammeln, um sie zu ermuntern. Mag also in einem solchen Lande immer die Bevölkerung wachsen, sie wird doch die Industrie nicht vermehren. Umsonst verdop-

Digitized by Google

peln, vervierfachen sich die Geburten in einer gewissen Zeit, die Zahl der Arbeiter mehrt sich wenig, es wird bloß die Sterblichkeit desto größer. Die Organisation des bürgerlichen Zustandes taugt nichts, und so lange dieses Uebel dauert, wird die Bevölkerung nie große Fortschritte machen. — Das letzte Princip, wornach sich die Bevölkerung richtet, ist die Nachfrage nach Arbeit, und die Mittel, sie zu bezahlen. Wo beydes Statt findet, da werden allenthalben bald Arbeiter erzeugt, da werden auch hinlängliche Lebensmittel erzeugt oder von außen herbey geschafft werden. Dieselbe Nachfrage, welche einen Menschen zur Existenz ruft, wird auch die Landarbeit belohnen, welche nöthig ist, um diesem Menschen Nahrung zu verschaffen. Fehlt diese Nachfrage nach Arbeit, so wird der Arbeiter umkommen, aber freylich erst nach einem Kampfe, in dem er nicht allein leidet; alle seine Mitbrüder, alle, die mit ihm wetteifern, werden dieselben Leiden erfahren. Die Mittel, die zu seiner Nahrung dienten, und die er nun nicht mehr bezahlen kann, werden auch nicht mehr hervorgebracht werden. So hängt das National-Wohl von der Nachfrage nach Arbeit ab. Aber diese Nachfrage muß eine regelmäßige und stets fortdaurende seyn. Denn eine solche, die stets unterbrochen wird oder gar bald aufhört, lockt erst Arbeiter hervor und verdammt sie dann zum Elende oder zum Hungertode, und es wäre daher gewiß viel besser gewesen, wenn sie nie zum Daseyn gelangt wären.

In dem natürlichen Gange der Dinge wirkt eine Erscheinung auf die andere. Vermehrung der Reichthümer gibt Vermehrung der Einkünfte. Aus dieser fließt Vermehrung der Consumtion, daraus Vermehrung der productiven Arbeit und mit derselben der Bevölkerung, und endlich kann diese neue Arbeit wieder den Reichthum vermehren. Sobald man aber durch unzeitige Maaßregeln die eine oder die andere dieser Operationen erzwingen will, ohne daß sie aus den übrigen folgt, so bringt man das ganze System in Unordnung, und bringt eben so viel Unheil über die Classen der Armen, als man ihnen Glück bereiten wollte. — Der Zweck der Vorsehung ist, daß sich die Glückseligkeit durch alle Stände ausbreite. Darnach müssen sich die Menschen, darnach müssen sich die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft richten. Diesen Grundsatz wendet der Verf. selbst auf das Verhältniß ganzer Völker an, und leitet daraus das Recht cultivirter Völker ab, die rohen und barbarischen Regierungen zur Annahme der Civilisation zu zwingen, oder sie zu vertilgen, um der Cultur Platz zu machen.

Eine Regierung, die Gerechtigkeit und Ordnung vernachlässigt und fruchtbare Länder zu Wüsten verdammt, sündiget

nicht bloß gegen ihre eigenen Unterthanen, sondern sie begeht ein Verbrechen an der ganzen menschlichen Gesellschaft. Sie verwirkt ihr Recht auf das Land, das sie inne hat, und gibt allen übrigen die Befugniß, ihr darüber Rechenschaft abzufordern. Die Barbaresken berechtigen nicht bloß durch ihre Räubereyen die übrigen Staaten, sie zur Verantwortung zu ziehen, sondern auch dadurch, daß sie Länder in der Barbarey erhalten, deren Handel für Europa nothwendig ist. Europa würde unermeßliche Quellen von Lebensmitteln in jenen herrlichen Gegenden finden, wenn nicht eine tyrannische Regierung sie verdammte, ewige Wüsten zu bleiben. Die Vernichtung des Dey's von Algier und des Kaisers von Marocco würde nicht bloß in Africa, sondern in allen unsern Werkstätten empfunden werden. Falsch ist es also, wenn man unbedingt behauptet, daß keine Nation das Recht habe, sich in die Regierungsangelegenheiten anderer Staaten zu mischen, und daß Niemanden außer dem Staate der Misbrauch der innern Staatsgewalt etwas angehe. Eine falsche Anwendung der Achtung für das Eigenthum hat sie bis auf das Recht der Souverainität ausgedehnt. Allein das Eigenthum ist selbst nur eine aus der Gesellschaft entsprungene Convention, welche die öffentliche Gewalt deshalb in Schutz genommen hat, weil es das Mittel ist, wodurch das Privat-Interesse das öffentliche und gemeinsame Interesse Aller am besten befördert. Wo dieser Zweck verfehlt wird, da muß die Regierung das Eigenthumsrecht durch Gesetze einschränken. Und wo fremde Regierungen die Verbreitung der Glückseligkeit der Völker unmöglich machen, da tritt ein Recht für die civilisirten Mächte ein, jene Länder mit Gewalt unter die Herrschaft der Cultur zu bringen. Denn in der Gesellschaft der Völker gibt es keine solche Gesetze, welche die Leidenschaft der Souveraine in Schranken halten könnten. Wo also hier ein solcher Misbrauch der Tyranney entsteht, daß die Völker dadurch gänzlich um den Zweck der bürgerlichen Vereine gebracht werden, da kann von einer Verbindlichkeit, diesen Misbräuchen freyen Raum zu lassen, nicht mehr die Rede seyn. Eine Tyranney, welche die Nachbarn um ihre Subsistenzmittel bringt oder deren Entstehung verhindert, muß mit Recht ausgerottet werden dürfen.

Wie aber auch die öffentlichen Verhältnisse beschaffen seyn mögen: so ist es Pflicht der Einzelnen, ihren Geschlechtstrieb durch die Ueberlegung einzuschränken, ob sie auch Mittel haben, ihre Kinder zu ernähren und gehörig zu erziehen, und die Gesellschaft kann die Erfüllung dieser Pflicht fodern und der Vernachlässigung derselben durch Gesetze entgegen wirken. Der Verf.

hält daher die Ermahnungen der Geistlichen zu Verehlichungen, und zu dem blinden Vertrauen dabey, daß Gott schon für die Kinder Brod schaffen werde, für verderblich und unmoralisch, und widmet dem Tadel darüber ein ganzes Kapitel (Kap. V. B. VII.). Eben so scharf werden auch alle politischen künstlichen Aufmunterungen zur Ehe (Kap. VI.) gerügt, und die alte Bevölkerungs-Policey erhält hier eine recht derbe Lection. Ganz neu ist aber ein Vorwurf, der den Regierungen gemacht wird. Er besteht darin, daß sie eine schlechte Bevölkerung dadurch ernähren und begünstigen, daß sie zu Arbeiten aufmuntern, welche von den Consumenten nicht verlangt werden, daß sie den Leuten eine Zeit lang durch Verbote, Monopole und durch andere Mittel eines erkünstelten Industriesystems Arbeit verschaffen, die doch bald wieder aufhört, wodurch dann eine ungeheure Menge Armer entspringt, welche sämmtlich bald an den Bettelstab gerathen und der übrigen Gesellschaft zur höchsten Last fallen, selbst aber im tiefsten Elende ihr Leben hinschleppen. An der Existenz dieser Elenden ist bloß jenes erkünstelte Industriesystem Schuld. Dasselbe wird hier mit allen seinen schädlichen Wirkungen geschildert. Es hat sich insbesondere in seinen furchtbarsten Folgen in England entwickelt.

Unter allen Völkern befindet sich nämlich eine Classe von Menschen, die gleichsam ein Ausschuß von den übrigen Classen sind, die ohne alles eigne Vermögen bloß von dem Tagelohne leben, den sie von fremden Meistern oder Herren empfangen. Glücklich ist die Nation, wo diese Classe aus einer geringen Zahl besteht. Nirgends fehlt sie aber ganz. So lange diese Unglücklichen nicht recht wissen, wovon sie leben sollen, und kein sicheres Auskommen vor sich sehen, denken sie wenig daran, sich zu verheirathen und sich in eine Lage zu setzen, wo sie noch für den Unterhalt Anderer sorgen müssen. Sobald aber eine neue Nachfrage nach Arbeit ihren Lohn erhöht, so eilen sie bald eins der ersten Naturgesetze zu befriedigen und suchen in der Ehe eine neue Quelle ihrer Glückseligkeit. Ist nun diese Erhöhung des Lohnes bloß momentan, haben bloß Begünstigungen der Regierung, Prämien u. s. w. einen Manufacturzweig zur Blüthe gebracht, und kann er sich, nachdem er eines kurzen Glücks genossen, nicht darin erhalten; so werden die Familien, die sich nur im Vertrauen, daß die neue Nahrungsquelle immer fortdauern würde, verheirathet haben, bey der bald erfolgenden Vertrocknung derselben sich plötzlich ins tiefste Elend gestürzt sehen.

Dergleichen Künsteleyen bringen also eine überflüssige Bevölkerung hervor. Ist nun eine Menge solches armen Volks

einmal vorhanden: so drängen sich die Elenden natürlicher Weise zur Arbeit, um nur nicht ganz zu verhungern. Sie müssen sich dann die allerkümmerlichsten Bedingungen gefallen lassen, so daß sie durch ihre Arbeit nichts als die Erhaltung des nackten jammervollen Lebens gewinnen. Keine Arbeit ist so schlecht, so gefährlich, so schimpflich, wozu sich dann nicht Bewerber fänden, keine Bedingungen sind zu hart, die sich die Armen nicht gefallen lassen müßten.

Die öffentlichen Armenanstalten vermehren dieses Uebel eher, als daß sie es vermindern sollten. Denn sie sind ein neuer Reiz zur Vermehrung dieser elenden Population. Je besser und vollkommner ein solches Armenwesen organisirt ist, wie z. B. in England, desto mehr lockt es die Vermehrung jener armseligen Menschen zum Unglück der ganzen Gesellschaft hervor. Jene bedaurenswürdigen Creaturen erregen allgemeines Mitleiden, und stimmen wohlthätige Seelen zu milden Gaben. Zum Unglücke merkt dieses die Bettler-Classe sehr bald, und nun werden die Kinder Instrumente ihres Gewerbes. Weit entfernt für ihren Unterhalt besorgt zu seyn, betrachten sie sie vielmehr als die Quelle ihres vermehrten Einkommens. Kömmt gar eine gezwungene Armentaxe hinzu, so wird diese, wie es in England und einigen Provinzen von America der Fall ist, zu einer Prämie für die Vermehrung der Classe der Armen.

Ist dagegen die Gesellschaft so organisirt, daß jeder Arbeiter auch ein Eigenthum, es sey an Grund und Boden oder an Kapital, besitzt; so kann die Betteley durchaus nicht aufkommen. Der Arbeiter schämt sich dann, sein kleines Eigenthum zu verkaufen, der Handwerker hält es für schimpflich, sein kleines Kapital vergeudet zu haben. Das Betteln wird dann Schande, und jeder vermeidet diesen Zustand wie die Pest. Aber in dem Zustande, worin sich jetzt Europa und namentlich England befindet, wo es eine so ungeheure Menge von vermögenslosen Lohnarbeitern gibt, welche an die Stelle der Bauern und Handwerker getreten sind, wo beynahe alle Feld- und Stadtarbeit fabrikmäßig betrieben wird, da können die Leute, welche schon ursprünglich dazu verdammt sind, nichts zu haben, keine Schaam empfinden, wenn sie Bettler werden. Wie können sie sich schämen, wenn ihr Fabrikherr aufhört sie zu bezahlen? — Sein Bankrott oder eine neue Maschine ist daran Schuld, daß er sie nicht mehr brauchen kann. Sie sind dabey ganz unschuldig. Dieses sieht das Publicum ein, und es kann daher ein solches Unglück der Arbeiter unmöglich für schimpflich halten. So muß dann die Prämie immer verstärkt werden, bis endlich die Kräfte der Reichen auch erschöpft werden, und das Mit-

Digitized by Google

leiden erstickt. Das Elend der arbeitenden Classen wird immer größer, und die ausgedehntesten Beyträge reichen nicht mehr zu, um die Unglücklichen zu befriedigen. Mehr als acht Millionen Pfund Sterling werden jetzt in England durch die Armentaxe zusammengebracht, um mehr als neunmal hunderttausend Hülflose zu unterstützen. Mit jedem Jahre wächst die Zahl der Armen und die Armentaxe. Endlich muß doch das System mit einer fürchterlichen Katastrophe zusammenstürzen. Man redet jetzt davon, die Armentaxe aufzuheben, und die Hülflosen an das öffentliche Mitleiden zu verweisen. Aber wie würde dieses so grassem Elende abhelfen können? Das Heilmittel liegt ganz wo anders, als wo man es in England sucht. Nicht die Classe der Armen, sondern die Zahl der Lohnarbeiter muß man vermindern, und sie wieder zu Eigenthümern machen. Geschieht letzteres, so folgt die Verminderung der Bettler von selbst nach.

Ein anderes Uebel, welches viele Menschen um ihr Brod bringt oder sie nöthigt, mit einem elenden Lohne vorlieb zu nehmen, findet der Verf. in der Einführung von Maschinen da, wo Menschenhände dadurch in Unthätigkeit gesetzt werden. Maschinen sind nur da gut und nützlich, wo es noch genug Mittel gibt, um die dadurch müssig gewordenen Hände auf andere Art nützlich zu beschäftigen oder das Geschäft selbst, wozu die Maschinen gebraucht werden, gehörig zu erweitern. Wo also die Nachfrage größer ist als die hervorbringenden Kräfte des Volks, da ist jede neue Erfindung der Mechanik oder der Kunst eine Wohlthat für die Gesellschaft. Denn sie dient, die vorhandenen Bedürfnisse zu befriedigen. Wo aber die Production schon für das Bedürfniß hinreicht, da ist jede Entdeckung solcher Art ein Unglück für die Gesellschaft. Denn sie verschafft den Consumenten bloß die Waaren etwas wohlfeiler, zerstört dagegen das Leben der Producenten. — Dieser Eifer des Hrn. Sismondi gegen die Maschinen scheint aber auf einer durchaus falschen Ansicht zu beruhen. Denn wenn die Maschinen gleich einige Arbeiter außer Brod setzen: so erzeugen sie doch allemal Mittel für eine gleiche Quantität anderer Art von Arbeit, und die Noth, welche daraus entspringt, besteht nur darin, daß dieselben Leute, welche durch die Maschinerie entbehrlich werden, nicht immer diejenige neue Arbeit finden oder verrichten können, die dadurch veranlaßt wird. Jene Noth ist daher vorübergehend, und der Staat muß auf Mittel denken, sie zu mindern. Aber mit der Zeit entspringt aus Arbeit ersparender Maschinerie immer Vortheil für die Gesellschaft. Die Reflexionen und Berechnungen, welche Hr. Sismondi diesem Satze entgegen-

Digitized by Google

stellt, sind zum Theil irrig und reichen auf keinen Fall zu, das zu beweisen, was dadurch bewiesen werden soll.

Wenn die Araber im achten oder zehnten Jahrhunderte mit dem Papiere, das sie damals aus China brachten, zugleich die Buchdruckerkunst mit herüber gebracht hätten, so meint Hr. Sismondi, würde dieser Umstand in jenem Zeitalter den Wissenschaften und der Industrie eben so schädlich geworden seyn, als er ihnen im sechzehnten Jahrhunderte nützlich geworden ist. Denn in jener barbarischen Zeit gab es keine Nachfrage nach gelehrten Werken, die Presse würde allein diese wenig oder gar nicht vermehrt haben; es hätte also die Einführung der Druckerpresse bloß die Classe der Copisten ins Elend gebracht, und sie nach und nach vernichtet. Diese aber waren damals die einzigen, von denen noch einige classische Werke abgeschrieben, erhalten und verbreitet wurden. Denn so viel Exemplare von gelehrten Werken wurden nicht gefodert, daß der Debit davon eine Druckerey bezahlt hätte. Man würde also bloß Andachtsbücher gedruckt und dadurch den Copisten alles Brod entzogen haben. — Hiergegen aber läßt sich antworten: Gesetzt auch, der Bücherverschleis sey dadurch nicht vermehrt worden; so ersparte doch ihr wohlfeilerer Preis das Capital, oder erhielt den Bücherkäufern ein größeres Einkommen. Mit diesen Ersparungen konnte und mußte eine gleiche Quantität anderer Arbeit veranlaßt werden, als den Copisten verloren ging. Wurden nun diese durch den Verlust ihres Nahrungszweiges genöthigt, eine andere productive Arbeit zu ergreifen, welche gar die Bücherliebhaber auch nöthig hatten; so war durch die Druckerpresse offenbar der Nationalreichthum vermehrt, wenn auch nicht mehr Bücher als sonst gekauft worden wären. Denn die Bücherfreunde konnten mit dem Gelde, das sie sonst auf den Ankauf der Bücher gewendet hatten, 1) dieselben Bücher, und 2) noch das kaufen, was die Copisten statt ihrer Abschriften verfertigt hatten, folglich waren ihre Genüsse vermehrt, ohne daß die Copisten etwas eingebüßt hätten. So würde es nun zwar freylich in der Wirklichkeit nicht gegangen seyn, weil in den Bücherliebhabern nicht gerade das Bedürfniß entstanden seyn würde, was die müssig gewordenen Copisten befriedigen könnten. Aber immer würde doch die ersparte Ausgabe eine Nachfrage nach anderer Arbeit veranlaßt, und dadurch wieder denjenigen, welcher sie befriedigt hätte, in den Stand gesetzt haben, neue Arbeit zu bezahlen. Wenn also auch die damaligen Copisten in einige Verlegenheit gerathen seyn möchten; so traf diese doch immer nur die gerade vorhandene Generation. Daß dadurch Noth an Abschreibern gelehrter Werke entstanden seyn sollte,

Digitized by Google

läßt sich auch nicht denken. Denn eben die Noth würde die Copisten gezwungen haben, sich ausschließlich mit Abschriften solcher Werke zu beschäftigen, welche nicht gedruckt werden konnten. Und wenn auch die Zahl derselben sich nach und nach verminderte, so würden doch noch immer genug übrig geblieben seyn, die jenes Bedürfniß befriedigt hätten. — Das, was Hr. Sismondi S. 322 zur Widerlegung des Satzes sagt, daß das Einkommen, welches durch die Maschinenarbeit erspart wird, dazu diene, eine gleiche Quantität, als die eingegangene, zu belohnen, ist eben so ungegründet. Er sagt nämlich, daß dieses deshalb nicht geschehe, weil 1) die Consumenten gewöhnlich eine eben so große Summe auf den Ankauf derselben Waaren verwendeten, indem sie wegen ihrer Wohlfeilheit nur etwas feinere und bessere Sorten für denselben Preis erhielten, und 2) weil der Waarenpreis nicht in derselben Proportion abnähme, als das Arbeitslohn dadurch erspart würde. Allein, was den ersten Einwand betrifft, so ist zu erwägen, daß feinere und bessere Waaren auch mehr Arbeit kosten, als gröbere. Bezahlt also der Consument für feinere und bessere Arbeit denselben Preis, den er vorher für gröbere und schlechtere gab; so bezahlt er dieselbige Quantität Arbeit als vorher, nur daß diese Bezahlung an andere Arbeiter gelangt als vorher, nämlich was zuvor die Handarbeiter erhielten, bekommen nun die, welche feinere Wolle, bessere Farben, feinere Maschinen ꝛc. erzeugten. — Was den zweyten Einwurf anlangt; so hat Hr. Sismondi bey den Beyspielen, die er anführt, gleichfalls viel übersehen. Wenn hunderttausend Weiber, sagt er, jede hundert Paar Strümpfe mit der Nadel strickte, und sie also zusammen zehn Millionen Paar, zu 5 Franken das Paar, hervorbrächten, so gäbe dieses die Summe von 50,000,000. Angenommen die erste Materie kostete ein Fünftel dieser Summe, so blieben den Strickerinnen 40 Millionen, also jeder 400 Franken. Dieselbe Quantität Strümpfe wird jetzt von tausend Arbeitern auf Stühlen gemacht, und doch nur 10 Procent wohlfeiler verkauft; die Strümpfe kosten also, à 4 Franken 50 Centimen, 45 Millionen. Also profitiren die Consumenten nur 5 Millionen, womit sie von den außer Brod gesetzten Strickerinnen nur etwa 22,500 ernähren können u. s. w. Ohne die Thatsachen selbst anzugreifen, ob sie gleich offenbar falsche Proportionen angeben, erscheint das Ungegründete dieses Raisonnements schon, wenn man erwägt, daß, wenn die Strümpfe, auf Maschinen gewebt, nur 10 Procent weniger kosten als die gestrickten, dieser Preis auch irgend einer Classe von Arbeitern zu Theil werden muß. Denn jeder Preis reducirt sich auf Arbeitslohn, Capitalgewinnst

Digitized by Google

und Rente. Wenn nun die Strümpfe auf dem Stuhle nicht mehr rohes Material verlangen, als wenn sie die Strickerin macht, so kann auch der Grundbesitzer nicht mehr von dem Preise der fabricirten Strümpfe erhalten, als von dem Preise der gestrickten; die übrigen Bestandtheile müssen sich zwischen den Unternehmer und diejenigen, welche an dem fixen Capitale der Fabrik Antheil nehmen, vertheilen. Hierzu gehören aber nicht bloß die Verfertiger und Ausbesserer der Strumpfwirkerstühle, sondern auch diejenigen, welche dadurch einen vermehrten Debit des Stahls, Eisens u. s. w. erhalten. Es ist schwer, die neuen Richtungen des Preises eines veränderten Products in allen seinen Verzweigungen zu verfolgen. So viel ist aber klar, daß, da durch die Einführung einer Maschine nichts von der Masse der Revenüen verloren geht, und diese zuletzt immer angewandt werden, um Arbeit zu bezahlen, auch wenigstens dieselbe Quantität Arbeit damit werde bezahlt werden, als vorher. Die Noth besteht daher bey Einführung neuer Maschinen immer nur in der neuen Vertheilung, wobey diejenigen, welche dadurch arbeitslos werden, oft zu kurz kommen. Und wenn die Noth derselben sehr in die Augen fällt, so ist der Gewinn, der Andern dafür zuwächst, in Ansehung vieler derselben so klein und unmerklich, sein Ursprung denen, welche er trifft, selbst so unbekannt, daß er bey weitem nicht den Eindruck macht, welchen die plötzliche Noth der arbeitslos gewordenen verursacht. Um den Nachtheil der Maschinen zu beweisen, wirft Hr. Sismondi folgende Frage auf (S. 329): Wenn Jemand Mittel fände, die Manufacturarbeit, welche England jetzt mit 90,000 Familien verrichtet, mit 9000 zu vollbringen, würde ein solcher eine Belohnung verdienen? — Ich antworte: Allerdings, eine sehr große. Denn es würde ja dadurch das Einkommen von England gar nicht vermindert: nur eine neue Vertheilung würde erfolgen, und diese würde freylich, wie jede Revolution dieser Art, bey der arbeitslos gewordenen Classe große Noth erzeugen. Ginge aber die Veränderung, wie dieses in der Wirklichkeit allemal geschieht, nur nach und nach vor sich, so würden die Ersparnisse aus den verringerten Preisen, den Arbeitslosen auch bald neue Arbeit verschaffen, oder andere Arbeiter an ihre Stelle bringen. Selbst wenn der Fall einträte, den Hr. Sismondi aus dem Schlaraffenlande entlehnt, daß Maschinen alle Arbeit allein verrichteten und gar keine Menschenhände dazu mehr in England nöthig wären, als etwa einige Tausende: so würde dieses kein Unglück, sondern vielmehr ein großes Glück seyn, wenn man nur nicht mit Hrn. Sismondi annimmt, daß auch sodann nur einige tausend Ein-

Digitized by Google

wohner in England bleiben würden, sondern wenn man dabey zum Grunde legt, daß sodann das ganze Einkommen unter eine eben so große Anzahl Engländer, als jetzt davon leben, vertheilt werden würde; welches dadurch geschehen könnte, daß die, welche jetzt Handarbeit verrichten oder welche an deren Stelle kommen, dann allerley geistige Bedürfnisse derer befriedigen, welche das Einkommen von jener Production bezögen. Jeder würde dann, da alles spottwohlfeil werden würde, mit der geringsten Quantität Arbeit sich seines Lebens Unterhalt verschaffen, und die übrige Zeit mit Ausbildung seiner geistigen Kräfte ausfüllen können. —

Nach solchen Betrachtungen über das übermäßige Anwachsen der Bevölkerung, wenn man alle Gewerbe ihrem freyen und uneingeschränkten Gange überläßt, kömmt nun der Verf. zu den Maaßregeln, welche die Regierung ergreifen soll, um den Fortgang der Bevölkerung einer besseren Ordnung zu unterwerfen. Das Resultat davon ist, solche Institutionen zu machen, wodurch der größte Theil der Arbeiter zugleich selbst Eigenthümer ist.

Sind die Landbauer zugleich Landeigenthümer, so findet die Bevölkerung des platten Landes von selbst da ihre Grenze, wo die Theilung der Ländereyen so weit gekommen ist, daß jeder Bauer kein größeres Stück Land hat, als nöthig ist, um sich mit seiner Familie anständig davon zu ernähren. Dann bekommt, wenn mehrere Kinder sind, der ältere Sohn das Gut, und die jüngeren verheirathen sich nicht, sondern dienen als Knechte, bis sie ein Mädchen finden, die ihnen ein Gut zubringt; die Töchter aber werden gleichfalls nicht weggegeben als an Bauerssöhne, die sie anständig ernähren und in den ordentlichen Bauerstand treten können. Die Knechte und Mägde machen unter solchen Umständen keinen Stand aus; sie verheirathen sich nicht. Wird aber das Land durch große Landeigenthümer oder Pächter bewirthschaftet, so werden Handarbeiter, Tagelöhner dazu angewandt, die für kärglichen Lohn alles große Einkommen des Landes Einer Familie verschaffen. Diese Arbeiter werden dann so gesetzt, daß sie eine Art von Stand ausmachen: sie rechnen auf ihr wahrscheinliches Auskommen, verheirathen sich darauf und setzen eine armselige Population in die Welt, die ohne Mühe und ohne Schaam zur Bettler-Classe übergeht, sobald es ihr an Arbeit fehlt, oder sie nicht mehr arbeiten kann. — Folglich muß die Regierung dahin wirken, daß der Arbeiter zugleich Eigenthümer des Grund und Bodens werde. Dieses geschieht dadurch, daß sie die Verkäuflichkeit und Theilbarkeit der Grundstücke auf alle Art befördert, daß sie alle Substitu-

Digitized by Google

tionen, Primogenituren und alle Einrichtungen des Lehnwesens nach und nach abschafft, und solche Vortheile mit den kleinen Ländereybesitzungen verknüpft, daß jeder darnach strebt. — Wo keine Lehnverhältnisse oder ähnliche Einschränkungen Statt finden, da wird diese bessere Vertheilung der Ländereyen von selbst erfolgen; wo aber solche verderbliche Institute einmal herrschend sind, da muß die Regierung directe eingreifen, und sich der arbeitenden Classe annehmen. Sie kann z. B. verordnen, daß kein Arbeiterhaus auf dem Lande soll gebauet werden, ohne daß ihm eine gewisse Quantität Acker zugeschlagen wird. Dieses wird schon verhindern, daß kein Landarbeiter leicht zur Classe der Bettler herabsinken kann. — Schwerer wird es seyn, den städtischen Arbeitern in den Fabriken ein Eigenthum zu verschaffen. Die Einrichtung der Zünfte diente wenigstens dazu, zu verhindern, daß sich nicht leicht ein Familienvater setzte, der nicht ein kleines Capital hatte, um ein ordentliches Gewerbe für sich anzufangen. Die Meister bildeten einen Stand, die Gesellen keinen. Das war schon etwas werth. Durch die Einführung der Fabriken und Manufacturen ist aber ein Stand von Arbeitern eingeführt worden, die sich aufs Ungewisse ohne Selbstständigkeit verheirathen, und Kinder aufs Gerathewohl in die Welt setzen. Dieses müßte verhindert werden. — Man müßte die Chefs der Fabriken dahin bringen, daß sie den fleißigen Arbeitern einen Antheil an dem Unternehmergewinne zugestehen müßten, und es müßte verordnet werden, daß nur ein solcher, der sich einen solchen Stand erworben, heirathen dürfte; bloße Fabrikarbeiter ohne alles Eigenthum müßten vom Heirathen gänzlich ausgeschlossen werden.

Ueberhaupt setzt der Verf. fest, daß die Arbeiter das Recht haben, von denen, welche sie brauchen, die Garantie ihrer Subsistenz zu verlangen. Die Absonderung der arbeitenden Classe und der, welche die Früchte ihrer Arbeit empfängt, ist nicht von der Natur, sondern künstlich von der Gesellschaft gemacht. Von dieser muß es also auch abhängen, ihr Verhältniß durch Gesetze zu bestimmen, und wenn es in der Folge als fehlerhaft erkannt wird, es zu verbessern. Denn alles, was unser eignes Wollen ist, können wir auch ändern, sobald sich ein Misbrauch oder ein Fehler dabey eingeschlichen hat. — Auf dem Lande könnte der Eigenthümer auch Arbeiter, in der Stadt der Chef auch Meister bleiben. Nun haben aber die bürgerlichen Institutionen gemacht, daß sich der Eigenthümer von dem Arbeiter, der Fabrikchef von den arbeitenden Leuten trennen konnten. Findet sich dabey ein Nachtheil, so müssen andere Institutionen diesen zu heben suchen.

Digitized by Google

Nach der jetzigen Organisation der Gesellschaft wird die Arbeit durch das Zusammenwirken von zwey Classen bewirkt. Die eine hat den Reichthum, das Land, das Capital; die andre gibt ihre arbeitenden Kräfte dazu her. Kein Product entsteht ohne das Zusammenwirken beyder. Der Arbeiter ist dem Unternehmer, dieser dem Arbeiter nöthig. Hieraus entspringt oder sollte doch entspringen eine Art von Solidarität zwischen beiden. Die Gesellschaft kann nämlich verlangen, daß der den Arbeiter ernähre, der ihn zu seinem Nutzen gebraucht, und daß er die Last, ihn zu ernähren, nicht denen aufbürde, die keinen Nutzen von ihm gezogen haben. So kann sie also fodern, 1) daß die großen Eigenthümer und Pächter der Ländereyen Anstalten treffen, daß die für sie arbeitenden Familien nicht nur so lange von ihnen unterhalten werden, als sie arbeiten können, sondern auch dann, wenn sie ihre Arbeitskraft verloren haben. Reicht also der Lohn dieser Arbeiter nicht mehr zu, so müssen die großen Eigenthümer, und zwar sie allein, gezwungen werden, so viel zuzuschießen, als zu deren Unterhalt nöthig ist. Nichts ist daher ungerechter, als daß die Armentaxe in England auch von den kleinen Grundeigenthümern bezahlt werden muß, da die Armuth doch bloß von dem großen Grundeigenthume und den großen Manufacturanstalten ausgeht. — Weiß der große Grundeigenthümer einmal, daß er seine armen Arbeiter unterhalten muß, so wird er schon Anstalten treffen, diese so zu setzen, daß sie ihm nicht zur Last fallen. — Die städtischen Armen müßten dann freylich von den ländlichen gänzlich getrennt werden, für diese müßte insbesondere gesorgt werden. Aber die Schwierigkeiten dabey sind viel größer. Der Verfasser schlägt vor, jedes Gewerbe zu sondern und die Chefs derselben zu verbinden, für ihre Arbeiter zu sorgen, besondere Corporationen daraus zu machen, deren jede einen besonderen Fonds für Nothfälle zusammenbringen, und wozu der Chef für jeden seiner Arbeiter einen gewissen Beytrag liefern müßte; den Chef zu verbinden, daß er die Arbeiter, die er außer Brod setzt, bis zu ihrem neuen Unterkommen ernähren müßte u. s. w. Viele dieser Vorschläge sind unausführbar. Indessen verdient die Sache selbst die größte Aufmerksamkeit der Staats-Oekonomen.

---

3) Das dritte oben genannte Werk liefert Erörterungen, Erläuterungen und Berichtigungen zu dem, was bisher im Fache der Staatswirthschaft, insbesondere in Deutschland, geleistet ist, und es wird kein denkender Staatsphilosoph dasselbe

Digitized by Google

ohne Belehrung und Theilnahme an dem Inhalte aus der Hand legen. Es zerfällt in vier Hauptstücke, wovon das erste von den Grundverhältnissen des Erwerbes (Vermögen, Werth und Preis), das andre von dem Staatseinflusse auf den Erwerb, das dritte von dem Gelde, und das vierte von dem Schuldenwesen handelt.

Der Verf. nennt sein Werk lieber Staatswirthschaft als Volkswirthschaft (National-Oekonomie), und allerdings bezeichnet das, was er untersucht, jener Ausdruck richtiger. Diejenigen, welche die letzte Benennung für ihre Untersuchungen schufen, wollten wohl dadurch mehr eine Darstellung der Gesetze, nach welchen der National-Reichthum erzeugt wird, als praktische Vorschriften andeuten, welche der Staat zu ergreifen habe, um den Gang jener natürlichen Gesetze nicht zu hindern. Besser würde die Sache mit dem Ausdrucke Theorie des National-Reichthums, oder Nationalreichthums-Lehre, benannt. Denn daraus würde sich unmittelbar ergeben, daß diese Wissenschaft mit praktischen Rathschlägen für die Regierung nichts zu thun habe, sondern nur die Grundsätze liefere, worauf dieselben gebauet werden müssen. So würde also die Theorie des Reichthums eine Basis für die Staats-Oekonomie seyn; ihre Naturgesetze müßten in ihr aufgesucht werden. Durch diese Bemerkung wird auch deutlicher werden, was unter einer Staatswirthschaft nach Naturgesetzen zu verstehen ist. Im Ganzen liegt dem Raisonnement des Verf. das Smithsche System zum Grunde, und wenn er auch seine Sätze anders stellt und sie auf neue Art beweiset: so trifft er doch in seinen Resultaten meistens mit dem Engländer zusammen.

Das erste Hauptstück hat es größtentheils mit Zergliederungen und näheren Bestimmungen der abstracten Begriffe zu thun, welche allen staatswirthschaftlichen Betrachtungen zum Grunde liegen, und die Wissenschaft erhält durch die Betrachtungen des Verf. sowohl an Vollkommenheit der Kunstsprache, als an Deutlichkeit der Begriffe manchen Zuwachs. — So schlägt er, nach mehreren Rügen von Unbestimmtheiten, die dem Ausdrucke Capital ankleben, sehr glücklich, wie es uns scheint, vor, das, was man bisher so nannte, Erwerbstamm, und das eigentliche Geldcapital Zinsenstamm zu nennen. Weniger glücklich wird für Maschine Rüstzeug gewählt. Denn Rüstzeug ist Zeug, das zur Ausrüstung einer Armee oder sonst etwas dient; aber der Ausdruck Maschine ist längst deutsch und zur Bezeichnung eines zusammengesetzten oder Kunstwerkzeugs üblich geworden. Wozu also hier eine Sprachänderung? Viel gründlicher und tiefer wird hier über die Einführung des Ma-

Digitized by Google

schinenwesens in die Gewerbe geurtheilt, als es in dem eben beurtheilten Werke von Sismondi geschah.

„Hat ja das Rüstzeugwesen eine Schattenseite," heißt es daselbst S. 21, so besteht sie nur darin, daß der Uebergang vom Gebrauch der Menschenhände zur Anwendung eines Rüstzeugs die Arbeiter, an deren Stelle das Rüstzeug trat, nahrlos zu machen droht. So ist es einmal, wie sehr auch sonst eben dieser Uebergang dazu Anlaß gibt, daß so viel neue Gelegenheit zu nährender Beschäftigung entstehe, als für die durch ein Rüstzeug außer Thätigkeit gesetzten Menschen verloren ging. Dieß geschieht in so fern, als der erwähnte Uebergang, wenn die unter dessen Einflusse hervorgebrachte Sache ihren vorigen Preis behält, dem Erzeuger, und wenn sie im Preise sinkt, dem Verbraucher Auslagen erspart, und Erspartes doch immer wieder so gewiß verwendet seyn will, als die Verwendung größerer Ersparnisse im Großen ohne Arbeitsvermehrung sich nicht denken läßt. Was aber jene Schattenseite betrifft, so findet sie eigentlich darum Statt, weil ein an die Stelle der Menschenhand tretendes Rüstzeug Arbeiter erst verdrängt haben muß, ehe dasselbe Arbeit vermehren kann, und nicht leicht jeder Arbeiter, welchen ein Rüstzeug verdrängte, im Stande oder so glücklich ist, den aus dieser Verdrängung entspringenden Arbeitszuwachs zur Erlangung eines neuen Broderwerbes zu benutzen. Allein um der Möglichkeit willen, Gefahren dieser Art durch Verstopfung ihrer Quelle abzuhelfen, müßte man geradehin auf alle Ausbildung des Zustandes bürgerlicher Geselligkeit Verzicht thun wollen, wozu wohl Niemand geneigt seyn dürfte, so wenig als irgend ein Mensch etwa das Feuer aus der Natur darum wegzuwünschen Lust hat, weil dasselbe doch manchem verderblich ist."

Bey der Untersuchung über Vermögen, bringt der Verf. die, obgleich müssig scheinende, doch in mehrerer Hinsicht interessante und praktische Frage vor: ob im Falle einer Menschenvereinsamung oder im Falle einer vollkommnen Entwickelung der bürgerlichen Geselligkeit eine größere Bevölkerung, Vermögen und Gesammt-Capital Statt finden würde? Das Resultat seiner vielleicht zu abstracten und mathematisch begründeten Erörterung dieser Fälle ist: daß, wenn gleich der erste Fall eine viel größere Bevölkerung zulassen möchte, doch das Vermögen und das National-Capital im zweyten viel größer ausfallen, und die kleinere Volksmenge die menschliche Bestimmung der Ausbildung und Vervollkommnung viel eher erreichen müßte, daß daher ein Aeußerstes der Bevölkerung gar nicht Staatszweck seyn könne, sondern vielmehr eine sich durchgängig möglichst

wohlbefindende und mit allen Mitteln ihrer Ausbildung und Vollkommenheit versehene Bevölkerung. Denkt man sich die Menschen vereinsamt, so ließe sich freylich wohl bestimmen, wie viel Bodenraum und welche Geräthschaften jeder Einzelne zu seinem Unterhalte gebrauche, und wie viel Menschen ein Land und endlich die ganze Erde aufnehmen und kärglich ernähren könne. Aber bey der Voraussetzung einer vollkommnen bürgerlichen Geselligkeit läßt sich ein Aeußerstes und Kleinstes des auf den einzelnen Menschen zu rechnenden Erwerbstammes gar nicht bestimmen. „Denn theils kann im bürgerlichen Gesellschaftskreise Grundeigenthum nicht als die einzige Quelle des Eigenthums betrachtet werden, theils aber ist es nicht zweifelhaft, daß ein noch so großer, wie ein noch so geringer Erwerbstamm, der im Staate als Antheil einer einzelnen Person gedacht wird (kraft der gegenseitigen Hülfleistung und Abhängigkeit, die unter den zu einer Gesellschaft vereinigten Menschen bestehen) auf eine dem gemeinen Wesen unnachtheilige Art Statt finden kann. Wie immer also die Gesammtheit der Gewerbstämme in der Gesellschaft von freyen Stücken sich vertheile — sie ist gut vertheilt, oder es ist doch wenigstens so viel gewiß, daß, wenn auch eine ungezweifelt bessere Vertheilung möglich wäre, diese bey der Wandelbarkeit der Dinge gleichwohl nicht daurend zu seyn vermöchte." Weiter wird sodann sehr gründlich gezeigt, wie eine gleiche Vertheilung der Güter nicht nur schimärisch, sondern auch für die Menschheit im höchsten Grade nachtheilig seyn würde (S. 35 f.). Um aber zu bewirken, daß das Vermögen auf der einen Seite nicht in zu großen Massen zusammenbleibe, und auf der andern viele gar nichts erhalten, gibt es kein anderes Mittel (S. 39), als in Absicht auf die Vertheilung der Besitzthümer sich aller Anordnungen zu enthalten, die nicht ein Gegenstand unerläßlicher Rechtsvorsorge wären. „Je fester dieser Grundsatz steht, desto überflüssiger werden die Fragen, wie es besonders mit dem Grundeigenthume zu halten sey, ob dessen Zerlegung in große oder kleine Besitzungen mehr Nutzen stifte? In der That ist es nur dann, wenn die Gesetzgebung in Rücksicht des Besitzstandes der Staatsgenossen weder Begünstigungen noch willkürliche Einschränkungen sich zu Schulden kommen läßt, seinem ganzen Umfange nach wahr, daß, wie immer Vermögen sich vertheile, es gut vertheilt sey. Dieß will sagen, daß unter jener Bedingung und bey der Voraussetzung gewöhnlicher Zeitläufte, alle Gattungen von Vermögen gerade in solche Antheile zerfallen, welche den in der Gesellschaft herrschenden Bedürfnissen am gemäßesten sind." — Immer vorausgesetzt, daß keine Ver-

fügung es dem Staatsbürger wehre, Grundeigenthum in jeder Größe zu erwerben und zu veräußern, kann es bloß bey einer mißlichen Lage der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit von freyen Stücken zu einer bedeutenden Zerstückelung liegender Gründe kommen. Denn große Ansässigkeit wird dem Grundeigenthümer nur dann beschwerlich, wenn die Landwirthschaft durch Mangel an Absatz ihrer Erzeugnisse darnieder liegt. Dieser Mangel aber läßt sich nur in Ermangelung einer dem Ertrage des Bodens angemessenen Volksmenge jener Art, die nicht zum Landvolke gehört, denken, und läuft besonders auf die Abwesenheit einer hinlänglichen Anzahl verarbeitender Hände hinaus. Hierbey kann doch die Lust kleiner Leute, kleine Grundstücke zu besitzen, sehr groß seyn, weil der Anbau eines eignen Grundstücks sie besser nähren wird, als der Tagelohn. Dergleichen Zerstückelungen werden daher unter den angeführten Umständen für alle Theilnehmer vortheilhaft seyn.

Voller Anlaß zu einer solchen Vertheilung wäre natürlich auch da vorhanden, wo ein vor kurzem noch blühender Zustand der Gewerbe je länger je mehr in Nahrlosigkeit überzugehen und den Erzeugnissen des Landwirths eben hierdurch Absatz zu mangeln anfinge. Besonders werden sich diejenigen gern kleines Landeigenthum kaufen, die nicht genug Vermögen haben, um so große Güter zu erwerben, wobey sie als Herren leben, aber doch mehr, als daß sie nöthig hätten zum Tagelöhnerstande überzugehen. Würde ihnen alle Gelegenheit kleine Feldbauer zu werden abgeschnitten: so bliebe dieser Classe nichts übrig als auszuwandern oder in der Heimath zu Grunde zu gehen. Wie vermehrte Nachfragen nach Ackerproducten zu Erweiterung der Ackerbesitzungen antreiben, und wie dieses unter solchen Umständen, ohne Nachtheil geschehe, wird S. 43 ꝛc. gezeigt. Wie auch bey der Vermehrung des Vermögens Freyheit am besten wirke, wird in der Folge dieses Abschnitts allenthalben auf eine neue und interessante Weise entwickelt, so wie der zweyte Abschnitt dieses Hauptstückes die Begriffe von Werth und Preis in ihren verschiedenen Anwendungen zergliedert.

Man kann schon aus diesen Andeutungen schließen, welchen Principien das zweyte Hauptstück, welches von dem Einflusse des Staats auf den Erwerb handelt, folgen wird. Es zerfällt gleichfalls in zwey Abschnitte, wovon der erste die Gewerbstaatskunst, der zweyte die Lehre von den Auslagen befaßt. Alle Theilnahme des Staats an der Beförderung der Gewerbe beschränkt der Vf. auf „möglichste Abwendung allgemeiner Hinderniße des Wohlstandes, den die gesellige Menschheit zu er-

Digitized by Google

reichen vermag. Dieses Princip wird auf alle verschiednen Arten der Gewerbe angewandt, und beyfallswerth durchgeführt. Im zweiten Abschnitte von den Auflagen, gibt der Vf. den directen Steuern auf das Einkommen und den Erwerb den Vorzug vor den indirecten, die er nur als Nebensteuern zuläßt. Was über Geld, Staats-Münzkunst im dritten und Borg und Wechsel im vierten Hauptstücke gesagt wird, schließt sich an die bekannten gesunden Begriffe der Staatswirthschaft an, ohne daß viel neue Ansichten dabey entwickelt werden. Vollständig und vortrefflich handelt der zweyte Abschnitt des vierten Hauptstücks die Lehre von dem Münzzeichen- oder Papiergelde ab. — Man merkt es auf jeder Seite, daß der Verfasser diesen Gegenstand in allen seinen Beziehungen durchdacht hat, und wir entheben uns eines Auszuges, theils weil der Abschnitt selbst so gedrängt geschrieben ist, daß er nicht wohl einen Auszug zuläßt, theils weil er verdient von jedem, den diese Materie interessirt, ganz gelesen und studirt zu werden. Man findet hier das Papiergeld von allen Seiten beleuchtet, kein Irrthum in dessen Beurtheilung, kein Fehler in dessen Gebrauch ist übergangen. Alle Mittel, sich desselben zu entledigen, sind erschöpft und beurtheilt. — Bey der Lesung dieses Abschnittes haben wir es am meisten bedauert, daß der Vf. seinen Lesern durch seine Schreibart so viele Schwierigkeiten entgegengestellt hat. Denn erstlich ist der Periodenbau seines Styls ungemein schwerfällig. Die Länge und das Schleppende, die eingewobenen Zwischengedanken, das Verschieben der Redensarten, machen, wie man schon bey den wenigen Citationen, die wir angeführt haten, bemerkt haben wird, das Lesen des Werkes ungemein mühsam, und es wird daher schwerlich schon um deswillen wenig andere Leser finden, als solche, welche die Wissenschaft selbst mit Anstrengung studieren und da, wo sie Ausbeute dafür erwarten, die Mühe nicht achten. Zweytens sind alle Beweise in der höchsten Abstraction geführt. Nichts ist durch Beispiele aus der Geschichte der Länder erläutert; immer bleibt der Vf. nur bey allgemeinen Sätzen stehen. Wie leicht würde es ihm gewesen seyn, seine Theorie des Papiergeldes aus der Geschichte des österreichischen Staats zu erläutern, und sie dadurch auch für solche Leser anziehend zu machen, welche abstracte Sätze ohne Anwendungen und Beyspiele von dem Lesen abschrecken. Denn daß der Vf. dieses vermochte und daß er mit den fehlerhaften Finanz-Operationen, die man in Oestreich mit dem Papiergelde vorgenommen hat, sehr vertraut ist, und ihm das dortige Verfahren mit demselben bey seinen Betrachtungen vorschwebte, das merkt man sehr bald, wenn man die

Digitized by Google

Vorfälle der neuern Zeit in Ansehung des Bank- und Papiergeld-Wesens einigermaßen beobachtet hat.

Wir können nicht umhin, hier noch die Gedanken anzuführen, womit der Vf. seine Abhandlung schließt, weil sie insbesondere den praktischen Mann verrathen, der da weiß, wie viel jede Theorie in der Wirklichkeit Abbruch leidet, und was ihm seit der Zeit, als er sich zuerst durch seine staatswirthschaftlichen Aufsätze dem Publicum vortheilhaft ankündigte, wahrscheinlich noch deutlicher geworden ist.

Je eigentlicher man in Rücksicht der Staatswirthschaft Beobachter ist, sagt er daselbst, desto mehr Gelegenheit hat man, sich zu überzeugen, daß alle Verkehrtheit gesetzlicher Maaßregeln, ja selbst völliger Mangel an dem Daseyn einer öffentlichen Vorsorge lange nicht so viel Schaden anzurichten, und das Gegentheil eben so wenig dermaßen Gutes zu stiften fähig sey, als man Vernunftgründen nach glauben sollte. Allein woher dieser Widerspruch? — Man erkläre sich ihn daraus, weil es in Bezug auf alles, was Wirkung heißen kann, Gegenwirkungen und daher einen Zusammenstoß der Dinge gibt, der die Wirksamkeit aller Kräfte schwächt.

Ueberhaupt äußert sich die Macht der Gegenwirkungen in der bürgerlichen Gesellschaft auf die mannichfaltigste Weise, und veranlaßt mitunter Erscheinungen, die schon als bloßer Beytrag zur Menschenkunde wichtig sind. Je mehr nämlich die öffentliche Vorsorge für Alle und über Alles wacht, desto mehr Neigung verräth ein großer Theil der Bewachten, unbesorgt zu schlummern, und ein anderer Theil, diesen Schlummer zu misbrauchen; je entschiedener der Bürger an das Leitseil der Gesetze geknüpft und einer vormundschaftlichen Aufsicht unterworfen ist, desto sichtbarer ringt er gemeiniglich darnach, sich frey zu bewegen und nicht Mündel zu seyn. Eben so gewöhnlich ist der Fall, daß gerade bey zunehmenden Bemühungen der Obrigkeit, die Staatsgenossen auf alle erdenkliche Art in die Schranken gemeinnütziger Wirksamkeit einzuengen, aller Gemeingeist je mehr je länger erlischt. Hingegen zeigen die Menschen auch wieder desto mehr Geneigtheit, einander aus freyem Triebe hülfreiche Hand zu leisten, je sparsamer und loser das Gewebe der Gesetzgebung sie umspinnt, je weniger sie durch das Räderwerk des Staats zu einem aufgedrungenen Thun und Wollen fortgerissen sind. Hieraus folgt freylich noch nicht, daß auf solche Art an der Güte oder Mangelhaftigkeit staatswirthschaftlicher Einrichtungen gar nichts gelegen sey. Denn es kann wenigstens nie erwiesen werden, daß Vortheil und Nach-

theil, Gewinn und Verlust in den Folgen dieser Einrichtungen sich die Wage halten.

Darüber, daß sich die Staatswirthschaft nur selten zu ihrem Vortheile in der Anwendung ausgenommen, darf sich Niemand wundern. Denn gewöhnlich behalten Leidenschaften auch da die Oberhand, wo nichts als Vernunft und die Stimme der Pflicht herrschen sollte; und dieß ist der Grund, warum die Staatswirthschaft fast überall eine so untergeordnete Rolle spielt, daß ihr noch nicht das Schlimmste widerfährt, wenn sie sich etwa bloß zum Werkzeuge der Ruhmsucht auf alle Art misbrauchen lassen muß.

Allein es gebührt sich, hierbey des mildernden Umstandes zu gedenken, daß die Staatswirthschaft, selbst wenn sie aufs vernünftigste gehandhabt wäre, doch nicht allen Misverhältnissen vorbeugen könnte, die dem Gesellschaftswohle in Rücksicht des Erwerbs und Volksunterhaltes Eintrag zu thun fähig sind. So z. B. ist Schmälerung der Erwerbsquelle und des Antheils an den verschiedenen Genußmitteln, als ein Abbruch, der den größeren Theil der Gesellschaft trifft, von dem Fortgange der Bevölkerung und Ausbildung des gesellschaftlichen Zustandes der Menschen unzertrennlich. Man erwäge nur, daß zunehmender Anbau des Geistes und die Neigung zum Wohlleben sowohl auf Vervollkommnung des Gewerbbetriebes als auch auf äußerste Verfeinerung der Früchte verarbeitenden Thätigkeit, folglich auf etwas dringe, was ohne möglichste Theilung der Arbeit, so wie ohne schwunghafte Vermehrung kunstmäßiger Rüstzeuge nicht erreichbar ist; Bildungsschritte also, die Betriebsamkeit je länger je mehr veranlassen, ihre Unternehmungen ins Große zu richten, und die Natur der Umstände fortfahren, in dieser Richtung so lange zu wirken, bis es dahin kommt, daß kleine Gewerbsanlagen neben den großen sich häufig nur mit genauer Noth erhalten können. Man erwäge ferner, daß, je entschiedener der Gewerbfleiß eines Volks die erwähnte Richtung nimmt, das Heer der Dienstarbeiter in Vergleich mit dem Häufchen der Dienstherren um so zahlreicher werde, und, kraft der hierdurch steigenden Abhängigkeit jener von diesen, in eine desto ungünstigere Lage zu kommen Gefahr laufen müsse. Man erwäge endlich, wie unmöglich es sey, daß Volksvermehrung in die Länge Statt finde, ohne zuletzt auch bey dem blühendsten Landbaue eine Beschränkung der meisten Antheile am Verbrauche der Naturgüter nach sich zu ziehen. Kurz auch für die Staatswirthschaft gibt es unbezwingliche Umstände; auch sie muß den Nacken unter das Joch des Schicksals und einer Welt

ordnung beugen, die zum Ringen nach Vollkommenheit eben so gewiß antreibt, als sie diese nie völlig erringen läßt.

S. T. N.

---

## XI.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden. Von Joseph Freiherrn von Hormayr, des östr. kais. Leopoldordens Ritter, wirklichen (m) Hofrath (e), Historiographen des Reiches, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Erster Band. Wien, bei Härter. 1817. XXII und 353 S. 8. — Zweiter Band. 1818. 351 S. — Dritter (und letzter) Band. 1819. 446 S. (Preis: 5 Thlr. 8 Gr.)

Es gibt einen Aristokratismus in der Geschichte, wie im gesellschaftlichen Leben, und in der Politik; doch haben nie die großen Geister in der heiligen Wissenschaft der Geschichte, sondern stets nur die Dii minorum gentium die Farbe einer politischen Parthei getragen, und dies geschah immer in einem sittlich entarteten Zeitalter, bei einem in seiner politischen Kraft gesunkenen Volke, und während eines heftigen Partheienkampfes, oder kurz nach demselben.

Mag es gleich das nothwendige Schicksal der meisten in der Civilisation fortschreitenden Völker und Staaten seyn, daß sich bei ihnen — freilich sehr verschiedenartig gestaltet nach örtlichen Interessen, und mannigfaltig schattirt durch die Einflüsse des herrschenden Zeitgeistes, der monarchischen oder republikanischen Regierungsform, und der Religionen — ein Kampf zwischen Patriciern und Plebejern bildet, und in spätern Zeitaltern nur die Namen dieser Partheien (Lehnsherr und Dienstmann, Ultra's und Liberale u. dergl.) wechseln, die Sache selbst aber immer dieselbe bleibt; so soll und darf doch der Historiker nicht einer dieser Partheien angehören, wenn er die Nachwelt und die Bessern seiner Zeit im Auge behält, um auf sie zunächst zu wirken. Zwar wird der Historiker, der, aus Neigung oder Klugheit, blos die abgelaufenen Jahrtausende oder Jahrhunderte des Alterthums und der mittleren Zeit darstellt, auch, außer vielen andern Vortheilen, noch des Gewinns gewiß seyn, daß er nicht so leicht Gefahr läuft, des Partheigeistes beschuldigt zu werden, weil alle jetzt kämpfende Partheien die Vergangenheit mit einer gewissen Ruhe be-

trachten; allein der gleichzeitige Historiker hat allerdings in dieser Hinsicht ein schwereres Spiel. Ganz kann er sich den Eindrücken seiner Zeit nicht entziehen, der er mit seinem Thun und Leiden angehört, und je nachdem sein Geist schon an sich mit einer höhern Empfänglichkeit für die Auffassung äußerer Eindrücke und mit einer starken Kraft, den Thatsachen in seiner Nähe vermittelst der Darstellung ein eigenthümliches Gepräge zu geben, ausgestattet ist; desto lebendiger wird auch die Farbengebung seyn, unter welcher bei ihm die geschichtlichen Vorgänge zu größeren Schilderungen gestaltet erscheinen.

In diesem Sinne kann man von keinem Zeitgenossen verlangen, daß er die gleichzeitigen Ereignisse wie plastische Kunstformen des Alterthums darstelle. Allein, sobald er die hohe Würde der Geschichte vergißt; sobald er gleichsam nur aus der Mitte einer bestehenden politischen Parthei spricht und schreibt; sobald er bei allem, was die entgegengesetzte Parthei betrifft, der historischen Gerechtigkeit ermangelt; sobald er, mit einem Worte, die Farbe des Aristokratismus auf die Thatsachen der Geschichte überträgt, und, statt der geläuterten Wärme des philosophischen Forschers, der über seinem Zeitalter steht und die Verirrungen aller Partheien mit ernster Würde ahndet, die hellodernde Flamme der Selbstsucht und der Einseitigkeit nur Einer Parthei zur Schau trägt; sobald er endlich, fast unverhohlen, den demüthigen und gehorsamen Lobpreiser der Großen und der patricischen Geschlechter spielt, und das übrige Volk in seiner verachteten Unbedeutenheit nur beiläufig in den Kreis der Darstellung aufnimmt, gleichsam nur um durch den Schatten das Licht desto glänzender hervorzuheben; sobald müssen Erscheinungen dieser Art im Felde der Geschichte als das, was sie sind, bestimmt bezeichnet, und nach ihren Mängeln und Einseitigkeiten von der Kritik gewürdigt werden.

Es thut dem Rec. leid, daß er den Vf. des vorliegenden Werkes im Ganzen zu dieser eben geschilderten Parthei von Historikern rechnen muß. Nicht unrühmlich — besonders im südlichen Teutschlande, wo gründliche Forschungen im Felde der Geschichte erst neuerlich begannen — durch mehrere fleißige Schriften und Sammlungen, besonders durch den Anfang seiner Geschichte Tyrols, bekannt, und voll Wärme für die Geschichte seines Vaterlandes, wie dies sein östreichischer Plutarch beurkundet, scheint doch — nach dem vorliegenden Werke zu urtheilen — der Vf. nur zunächst in dem Kreise der Specialgeschichte, und namentlich seiner vaterlän-

Digitized by Google

dischen, mit Glück sich zu bewegen, da ihm die Haupteigenschaften abgehen, welche zu einem Geschichtsschreiber der allgemeinen Geschichte nothwendig erfordert werden. Wir rechnen dahin: Quellenkenntniß und im Werke selbst sichtbare Benutzung aller bis jetzt vorhandenen Quellen (nicht blos der Schriften, welche die Ansicht Einer Parthei enthalten); philosophischen Geist, um das Ganze eines Zeitraumes aus einer großen Idee aufzufassen, und durch die Form zur innern Einheit, nach dem Gesetze des Pragmatismus, zu verbinden; politischen Blick und unbefangenes Urtheil, um durchgehends — so weit es bereits möglich ist — nicht blos die politischen Absichten der Höfe und Diplomaten, sondern auch das innere und äußere politische Leben der Völker und seiner verschiedenen Stände (nicht blos Eines Standes) vor die Anschauung zu bringen; weiter ein für die Menschheit selbst und für ihr Fortschreiten zu einem bessern Zustande erwärmtes Gemüth; und endlich eine in sich abgeschlossene, correcte, möglichst vollendete, und aus der Individualität des Schriftstellers hervorgehende eigenthümliche, stylistische Darstellung.

Halten wir diese unnachlaßlichen Forderungen an ein geschichtliches Werk, das nur einigermaßen den Bedürfnissen unserer Zeit und den Fortschritten der geschichtlichen Wissenschaften entsprechen soll, im Besonderen an die vorliegende Schrift des Vfs.; so müssen wir freilich gestehen, daß wir alle diese verlangten Eigenschaften fast durchgehends vermissen. Nirgends findet sich in dem vorliegenden Werke eine Nachweisung der benutzten Quellen, die, nach Hertzberg's Aeußerung (welchen der Vf. wohl als Staatsmann und Schriftsteller gelten lassen wird), bei der neuesten Geschichte noch ungleich sorgfältiger seyn muß, als bei der ältern. Wo aber Rc. sich der, wahrscheinlich von dem Vf. benutzten, Quellen erinnert; so sind es immer nur Schriftsteller der einen Parthei. Rc. vermißt ferner jede Spur des philosophischen Geistes, weil nirgends in dem Buche, unter der Masse hochtönender Floskeln, und unter dem Geklingel pretiöser Redensarten, auch nur Eine große und leitende Idee (wie z. B. bei Schlözer, Spittler, Woltmann u. a.) hervortritt, obgleich blos durch die Einheit der darzustellenden Massen in der Idee, der innere Zusammenhang in der Darstellung bewirkt werden kann, und außerdem alle erzählte Begebenheiten nur Einzelnheiten bilden, die schwer zu behalten sind, weil man den innern nothwendigen Faden nicht wahrnimmt, der sie vereinigt. — Rc. vermißt weiter den unbefangenen po-

Digitized by Google

kritischen Blick in der Auffassung und Behandlung der geschichtlichen Stoffe. Zwar ist der Vf. fast ängstlich bemüht, dem Zeitgeiste dadurch zu huldigen, daß er überhaupt ein politisches Colorit über die Darstellung zu verbreiten sucht. Im Einzelnen ist ihm dies auch bisweilen gelungen. Allein der Eindruck, welchen das Ganze gewährt, führt auf ein mühsames, oft fehlgeschlagenes, Bestreben hin, die Begebenheiten unter einseitige politische Standpuncte zu bringen, während die höchsten Grundsätze der Politik: Herrschaft des Rechts und Sicherstellung der öffentlichen Wohlfahrt im innern Staatsleben und in dem äußern Verkehre mit andern Staaten, durchaus nicht mit der Strenge festgehalten worden sind, welche das geschichtliche Urtheil zur Entscheidung bringt. Rc. will nicht geradehin behaupten, daß die Völker ganz in der Darstellung des Vf. vernachlässigt worden wären; es ist aber doch das Ganze mehr eine Geschichte der Höfe, der politischen Umtriebe, der Kriegsereignisse und der äußern Angelegenheiten, als eine aus dem innern Volksleben gegriffene Darstellung der großen, seit 30 Jahren verlebten, Zeit.

Was soll endlich Rc. zum Style des Vfs. sagen? Es ist allerdings wahr, daß eine gewisse Kraft, eine gewisse Lebendigkeit demselben nicht abgesprochen werden kann, und daß er sich von dem trocknen Chronikentone wesentlich unterscheidet; allein nicht selten fehlt die grammatische Correctheit, besonders die des höhern Syntaxes; es fehlen oft Klarheit, Deutlichkeit und Wohlklang. Dagegen herrschen Schwerfälligkeit, Dunkelheit, gesuchte Kürze und dichterische Floskeln vor. Es fehlt Gleichmäßigkeit des Periodenbaues und Gleichmäßigkeit in der Haltung des Tones. Bisweilen schwebt der Vf. in rhetorischen Figuren; bisweilen fällt er ins Gemeine; bisweilen mischt er sogar Verse ein. An reines Teutsch wird nicht gedacht. Rc. gehört nicht zu den strengen Puristen; er verlangt aber doch, daß jedes fremde Wort vermieden werde, statt dessen wir ein völlig bezeichnendes und entsprechendes in unsrer herrlichen deutschen Sprache haben. Dies ist aber nicht vom Vf. beherzigt worden. Mehr, als es Noth thut, gebraucht er ausländische Wörter und Wortfügungen. — Dazu kommt, daß er sich keine eigenthümliche Form der Darstellung, wie jeder originelle Geist, gebildet hat, sondern, daß er in der Nachahmung eines Andern befangen ist, den er nicht einmal, wie bei allen Nachahmungen geschieht, erreicht. Dieses ängstlich nachgeahmte Muster ist aber nicht etwa ein vollendeter geschichtlicher Klassiker des Alterthums, sondern — Johannes Müller. Es gehört nicht hieher, diesen Geschichtsschreiber

Digitized by Google

stylistisch zu würdigen; doch so viel muß erinnert werden, daß man nur in dessen eignen Schriften, wegen der Stärke der Ideen, mit seinem dunkeln, gesuchten und geschraubten Style sich versöhnen kann, und daß dieser Styl, — an sich schon im Widerspruche mit den klassischen Mustern der stylistischen Darstellung bei den Griechen, Römern, Britten und Teutschen, — am wenigsten zu einer glücklichen Nachahmung sich eignet. Deshalb sind auch alle Nachbildungen und Nachäffungen des Müller'schen Styls in unsern Tagen mehr oder weniger mißlungen, und verrathen jedesmal den Mangel der klassischen Reife dessen, der solche Nachahmung versuchte und in derselben sich gefiel. — In diesen Hauptfehler ist auch der Vf. des vorliegenden Werkes verfallen. Darf man nach den gelungenen Stellen desselben und seiner übrigen geschichtlichen Schriften einen Schluß sich erlauben; so würde er im Stande gewesen seyn, aus seiner eignen Individualität eine ihm eigenthümliche stylistische Form der Darstellung zu schaffen und auszuprägen, die ihn der Reihe der bessern — wenn gleich nicht der ersten — Geschichtsschreiber Teutschlands anschließen würde. Allein die bei seiner Geschichte Tyrols einmal versuchte Nachahmung Müllers hat ihn auch bei diesem spätern Werke von neuem geleitet, und so sind die Fehler und Unvollkommenheiten entstanden, welche Rc. später mit Beispielen belegen wird, damit nicht Hormayr's Vorgang noch mehrere zu dieser traurigen Nachahmungssucht verführe.

Der Plan des Werkes ist leicht zu überschauen. Der erste Band schildert die neueste Zeit vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Frieden von Campo Formio (1786 — 1797); der zweite Theil führt die Begebenheiten bis zum Frieden von Preßburg fort (1797 — 1805); der dritte Theil endlich umschließt den Zeitabschnitt bis zum zweiten Pariser Frieden (1805 — 1815). Gegen diese Abgrenzung ließe sich höchstens erinnern, daß der zweite Abschnitt bis zur Stiftung des Rheinbundes und zur Auflösung des teutschen Reiches fortgeführt seyn sollte, weil diese Thatsache eine größere weltgeschichtliche Bedeutung hat, als der Friede von Preßburg, und, nach Napoleon's nicht unwahrem Ausdrucke, diesem Frieden zur Ergänzung diente. Dem ersten Bande geht eine Zueignung an des Fürsten von Metternich Durchl. voran. Niemand kann williger in die Anerkennung der hohen Verdienste dieses Staatsmannes einstimmen, als der Rc.; allein unmöglich kann dieser erleuchtete Fürst Wohlgefallen gefunden haben an dem gesuchten und geschraubten Tone dieser Zueignung (z. B. S. VII: „Des wohlthätigen Einflusses Hochdero liberaler

Ansichten, Welterfahrung und Geschmackes, auf erweiterte Denk- und Lesefreiheit, auf redende und bildende Kunst gar nicht zu erwähnen, ist es insonderheit offenkundig, welche Schätze von Urkunden und Denkmalen der Vorzeit E. D. Sorgfalt der Vergessenheit und dem gänzlichen Untergange entriß? Wie viele landes- und lehnsherrliche- und Fiskal-Rechte und Ansprüche dadurch bewahret, wie manche unschätzbare Besitzestitel, Privaten, Gemeinden und gemeinnützige Corporationen erhalten worden seyen?!"), und an der detaillirten Herzählung (S. IX — XVII) aller 21 Schriften des Vfs. Gehören diese wohl in eine Dedication? Wollte der Vf. ja seine Leser damit bekannt machen; so hatte seine Eitelkeit Platz dazu in der Vorrede. Rc. hält eine Zueignung von XXII engen Octavseiten, mit dieser Angabe der sämmtlichen eigenen Schriften ausgestattet, für zweck- und geschmacklos. Wenigstens kennt er keine ähnliche Dedication dieser Art!

Das Vorwort von S. 3 — 12 nimmt gewissermaßen einen philosophischen Anlauf. Der Vf. sagt, daß bei der Vergegenwärtigung der Vergangenheit die Seele sich „freier von den Fußangeln der Sinne" fühle. Welches Bild — eine Seele in Fußangeln! Er erinnert sehr wahr (S. 6), daß der Geschichtsforscher keiner Parthei angehören darf, und schildert dann die, welche vor ihm die neueste Geschichte behandelt haben. „Es hat an solchen nicht gefehlt, welche den Thurm von oben herunter bauten, und die Thatsachen, und den Kausalzusammenhang der Begebenheiten nach den schon vorhinein bei sich ausgemachten Endschlüssen umformten; welche die ewigen Lehren der Geschichte in starre algebraische Formeln verknöchern, eine Dynamik und Gravitation, eine Einheit in der Zweiheit, eine Globularform aller Wissenschaften und zahllose derlei unvergleichliche Herrlichkeiten zu Markte brachten. — Die spitzfindigsten metaphysischen Klopffechtereien über die beste Welt, und über die beste Verfassung, waren plötzlich in den Buden und auf den Märkten ausgefeilscht worden. — Jene zweischneidigen, chamäleontischen Namen von Freiheit, Gleichheit und unverjährbaren Menschenrechten wurden ein Signal, das wirkliche Gute einem idealischen Bessern, und alles Alte mit dem wahrhaft Veralteten hinzuschlachten." — Welche teutsche Historiker haben wohl, nach dem Vf., diesen Feilschhandel und dieses Schlächterhändwerk getrieben, deren irrigen Darstellungen nun durch sein Werk abgeholfen werden soll? — Wir wollen gern zugestehen, daß die Zeit der französischen Herrschaft in Teutschland eine Zeit der Schmach war; allein ist wohl das Bild des Vfs.

Digitized by Google

von dieser Zeit in sich wahr und des Geschichtsschreibers würdig, wenn er (S. 8) sagt: „wo das Wehgeschrei entwürdigter und zerrissener Völkerschaften von feilen oder feigen Hämmlingen mit dem Kissen der Willkühr erstickt wurde"? — Ist dieß der Ernst der Geschichte, oder das Pathos des Dichters? Gebe der Genius unsers Geschlechts, daß der unmittelbare Folgesatz des Vfs. nicht auch in die Welt schöner Dichtung gehöre: „Doch sie scheinet vorüber, die schrecklichste aller Gefahren, welche freie Männer oder freie Völker jemals befahren können. Nationalgeist und Nationalstolz sind nicht mehr verbrecherischer Wahnsinn, und Hochverrath."

Der Vf. gesteht (S. 11), in Beziehung auf Oestreich (und dies wäre sehr verzeihlich), daß er nicht frei sey von Partheilichkeit. Doch wie er diese Partheilichkeit nimmt, errathen unsre Leser vielleicht besser, als der Rc., aus folgender Stelle: „Er (der Vf.) hat niemals begehrt, sich loszuzählen von jener Partheilichkeit, die auch in den Alten für Eins wider alle glühte, ohne die das Leben, unbeseelt von Meinung und Verlangen, unbeseligt von Liebe, in erbärmlicher Nüchternheit hinsiecht, und trotz dem Hunde in der Fabel, den Knochen im Munde, um (für) den trügerisch größern im Wasser fallen läßt, ohne die das herrenlose, ins Unendliche und Unerreichbare versplitterte, Gemüth weder von irdischem Reize und Besitze etwas gewaltig an sich reißt, und nur mit dem Leben wieder läßt, noch über dem Einmaleins der Gegenwart, und über dem Spähen nach allen Richtungen der Windrose, andern Sinn hat für jene höchsten und ewigen Güter, als der hinwelkende Greis für die Spiele und Wagnisse der feurigen Jugend. Dieser Partheilichkeit bekennt er sich offen und laut schuldig, und in derselben unverbesserlich." — Solcher Styl ist dem Rc. zu hoch, und so viel er die Alten gelesen hat, hat er weder diesen Styl, noch des Vfs. Ausspruch: daß sie für Eins wider Alle geglüht haben, bei denselben bestätigt gefunden, ob er gleich gern zugesteht, daß bei den meisten Geschichtsschreibern der Alten mehr der Patriotismus, als der Kosmopolitismus, vorherrscht. Rc. weiß, welcher Unfug mit dem angeblichen Kosmopolitismus neuerlich getrieben worden ist; allein der Geschichtsschreiber unsrer Zeit darf nie vergessen, daß das europäische Staatensystem seit den letzten drei Jahrhunderten nichts Aehnliches in der glänzendsten Zeit der alten Welt findet, und daß ein politisches Gleichgewicht der Macht weder im Zeitraume der griechischen, noch der römischen Herrschaft gefunden wird!

Digitized by Google

Der erste Theil hebt an mit einer Schilderung Friedrich's 2. von Preußen und des preußischen Staates zu seiner Zeit. Friedrich Wilhelm 1. wird (S. 15) der „gekrönte Corporal" genannt, und, nach einigen wahren Worten über den größten König des 18ten Jahrhunderts, von dessen Kenntniß des klassischen Alterthums (S. 15 f.) gesagt: „er brachte ein Bild des Alterthums heraus, ganz auf der Linie des französischen Theatercostumes, wo Titus im Panzerhemde und Reifrock, mit dreifacher Knotenperücke, den Federhut unter dem Arme, um Berenicen trauerte, und Roxane ihre Schönheit und ihre Klagen in dem Käfich einer großen Versailler Courrobe bewegte." — Soll dies belehren, oder belustigen? — Und ist wohl Wahrheit in folgender Behauptung von Friedrich (S. 17): „Mit den Alten nur durch die französische Aftermuse bekannt, — wie konnte er das Alterthum ohne Glauben und ohne Liebe, wie konnte er Theokratie und Ritterwesen, wie konnte er das gesammte Mittelalter in sich aufnehmen, das eben auf jenen zwei Grundpfeilern ruhte? Er ist der riesenhafte Pförtner von jener frischen, grünen, warmen Zeit des Gemüths zu jener dürren, rechnenden, superklugen, in welcher der Mensch nichts mehr galt, nur die Menschheit!" — Es ist hier nicht der Ort, die wirklichen Fehler, welche in Friedrichs großer Individualität lagen, hervorzuheben, oder eine Vertheidigung des Namens seiner Zeit zu versuchen. Allein wir fragen den Vf., wie er Friedrich dem Zweiten zum Vorwurfe machen kann, daß er nicht der Held der päpstlichen Hierarchie und des Ritterthums aus dem Mittelalter ward? wie er die jämmerliche Zeit vom westphälischen Frieden bis zum Jahre 1740 mit einrechnen kann in die „frische, grüne, warme Zeit des Gemüths", und wie er die Zeit seit 1740 blos als „eine dürre, rechnende, superkluge" schildern kann? Wahr ist es, man hat seit 1740 viel gerechnet; doch nicht blos zu Berlin, auch zu Wien, London, Paris und Petersburg; die Theilung Polens ist der glänzendste Beleg dieser Rechenkunst. Allein nicht blos den Schatten, auch das Licht muß der Geschichtsschreiber darstellen, und da tritt uns denn in dem Zeitraume seit dem Jahre 1740 nicht ausschließend in Preußen, und in Deutschland, sondern in ganz Europa, ein neuer besserer Geist der Regierungen und der Völker entgegen, über dessen Wesen und Wirken wir wohl das System der geistlichen Hierarchie und das Ritterwesen des Mittelalters verschmerzen können! — Wie oft ist nicht erinnert worden, daß Friedrich die deutsche Sprache gewiß geachtet haben würde, wenn ihre Blüthenzeit nicht in sein hohes Alter gefallen wäre; warum

Digitized by Google

also (S. 19) die allgemein ausgesprochene und schneidende Behauptung: „er zeigte sich der, von den französischen Winden am wegwerfendsten behandelten deutschen Sprache, Sitte, Verfassung (?) und Gelehrsamkeit fremd und feind;" doch will Rc. der folgenden Behauptung des Vfs. nicht gerade widersprechen, daß Friedrich am Liede der Niebelungen nicht viel Geschmack gefunden haben würde.

Ungern lieset man (S. 20), daß Friedrich 2. „von den Heroen der Alten und des Glaubens so verschieden gewesen sey, wie Julian von Constantin, wie Theodos oder Zimisces von den Männern der punischen Kriege"; ungern hört man den Witz, der in Friedrich's Individualität lag, ein „Domitianisches Mückenstechen" genannt, „der Sorge des Ersten und Größten im Staate durchaus unwürdig"; und was soll man sagen, wenn der Vf. meint, Friedrich habe den „wahren Heldencharakter" auch durch „sein mitten unter Tod und Verderben neubegeisterndes: Ihr Racker, wollt ihr ewig leben!" entfaltet!!

Von des Vfs. politischem Urtheile zeuge folgende Stelle (S. 21 f.): „Oestreich hat nie (?) einen unrühmlichern Frieden geschlossen, als jenen von Teschen; denn damals stand es ganz gewiß (?) in der Macht Oestreichs, das vierzigjährige Gebilde von Friedrich's Waffenruhm zu zertrümmern, und Preußen jener entscheidenden Rolle in den großen Geschäften wenigstens auf einige Zeit zu berauben, die es in den niederländischen, türkischen und polnischen Händeln, die es durch die Demarcationslinien, Separatfrieden und Indemnisationstractate zu Oestreichs großem Nachtheile ausgeübt hat, bis bei Jena furchtbar gerächt ward, was seit der Verletzung des Anspacher Gebietes, und zwischen den Tagen von Ulm und Austerlitz unwiderbringlich versäumt worden war!" Man braucht nicht gerade selbst ein Preuße zu seyn, um tief zu fühlen, welche entfernt liegende Thatsachen aus ganz verschiedenen Zeiträumen der Vf. hier bunt zusammen würfelt. Doch glaubt er wirklich, wenn er den Teschner Frieden den unrühmlichsten Frieden für Oestreich nennt, daß der Vertrag von Belgrad, Preßburg und Wien rühmlicher, ferner daß Joseph zum Erwerbe Bayerns berechtigt, und Friedrich — freilich schon hochbejahrt — mit seinem schlagfertigen Heere, mit seiner gefüllten Schatzkammer, mit Rußland im Rückhalte, mit Sachsen verbunden, und unterstützt von der öffentlichen Meinung in Deutschland und Europa, der Strategie der damaligen östreichischen Feldherrn nicht gewachsen gewesen wäre? Wenn aber der Vf., in dem Nachsatze der

Digitized by Google

Periode, Preußens spätere Mißgriffe in der Politik bitter tadelt, an welchen wenigstens Friedrich 2. unschuldig war; so fragen wir: hat nicht Joseph durch seine Eigenmächtigkeit die Belgier zum Aufstande gereizt, durch seine Anhänglichkeit an Rußland den unglücklichen Türkenkrieg begonnen? Hat nicht auch Oestreich Polen mitgetheilt, und zu Campo Formio in geheimen Artikeln sich Theile von Bayern vorbehalten, und das teutsche Reich aufgegeben? — Lasset uns also nicht zu streng rechten in jener Zeit; lasset uns ehrlich gestehen, daß Thuguts Politik nicht besser war, als Lucchesini's!

Doch wir kehren zu des Vf. Urtheilen über Friedrich zurück. Sie sind zwar zu partheiisch und leidenschaftlich, sie sind zu grell und schneidend ausgesprochen, als daß sie je in die Geschichte übergehen könnten (Rc. meint die Geschichte, wie sie nach 50 Jahren geschrieben werden wird, wo — zur Ehre des Vfs. — des vorliegenden Werkes nicht mehr gedacht werden dürfte!); allein sie müssen hervorgehoben und berichtigt werden, bei dem Gewichte, das der Vf. auf sich selbst legt, und mit welchem er sich keck in die Reihe der ersten Geschichtschreiber des teutschen Volkes einzudrängen versucht. So sagt er von Friedrich in dem Feldzuge von 1778: „Er fühlte wüthend alle die Schwächen, Launen und Gebrechen des Alters.“ — Wie, sollte er das verschanzte Lager der Oestreicher in Böhmen erstürmen? Warum maß sich denn Joseph mit Friedrich nicht in offener Schlacht? Dann würde sich gezeigt haben, ob Friedrich „die Schwächen, Launen und Gebrechen des Alters wüthend fühlte“! Kennt wohl der Vf. Dohm's Denkwürdigkeiten, und dieses Staatsmannes ruhige und unpartheiische Schilderung jener Vorgänge?

Rc. will nicht in Abrede stellen, daß Friedrich, besonders in den ersten 23 Jahren seiner Regierung, wenigen Werth auf die teutsche Reichsverfassung gelegt habe; allein der reife Mann und der Greis dachte anders darüber. Er fühlte, daß der Untergang der Reichsverfassung zur Vernichtung des ganzen bis dahin in Europa geltenden politischen Systems führen müßte, und so entstand der Fürstenbund. Ohne die französische Revolution würde dieser Bund, nach Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Mäßigung und des erhaltenden Princips geschlossen, die morsche Form der tausendjährigen Reichsverfassung noch eine lange Zeit erhalten haben. Unser Vf. aber (S. 22 f.) hat eine andere Ansicht davon. „Unteutsch in seiner ganzen Richtung, war Friedrichen die teutsche Reichsverfassung ein Spott. Anderer Seits trat er doch wieder mit vielem Aufheben für eben diese belächelten und verspotteten For-

men in die Schranken; so — — bei dem unter verschiedenen Gestalten heraufbeschwornen Gespenst (? hat der Vf. die Wiener Convention vom 3. Jan. 1778, und 1785 die Unterhandlungen Rußlands mit dem Herzoge von Zweibrücken vergessen?) der Erwerbung Bayerns, und bei dem auf dieses listige Lärmzeichen unter preußischem Banner zusammengetrommelten Fürstenbund."

Schon diese ausgehobenen Belege werden unsre Leser darüber aufgeklärt haben, ob der Vf. die Thatsachen der neuern Geschichte aus ihrem innern Zusammenhange entwickelt, nach den vorhandnen Verträgen und Urkunden erklärt, und diejenige Unpartheilichkeit handhabt, ohne welche jeder Geschichtsschreiber seine Stimme im hohen Rathe seines Zeitalters verwirkt. — Wollte Rc. alle drei vorliegende Bände dieses Werkes nur auf dieselbe Weise zergliedern; so würde ein besonderes Buch entstehen, ungefähr wie Bailleul es mit der Staël-Holstein machen mußte. Er kann daher nur im Allgemeinen dem Vf. folgen, nachdem er von dessen politischem Urtheile, von dessen geschichtlicher Unbefangenheit und Befangenheit, und von dessen verrenktem Style, der durchgehends an Zieglers von Klipphausen asiatische Banise erinnert, und dieses Prachtstück eines unreifen Geschmackes weit übertrifft, bereits mehrere Beispiele beigebracht hat.

So wenig, wie der Verf. Friedrich 2. begreift; so wenig auch den Grundcharakter der französischen Revolution. Die Zeit ist vorbei, wo Revolutionen, als solche, gepriesen und gewünscht werden; allein der Historiker darf nicht verschweigen oder entstellen, wodurch sie herbeigeführt worden und in die Mitte der Weltbegebenheiten so furchtbar eingetreten sind. Wie hart ist doch das Urtheil S. 27: „Die Apostel, die Anhänger, die Werkzeuge der französischen Revolution, um ihre Gräuel zu beschönigen oder zu entschuldigen (wer von den teutschen Historikern hat diese Beschönigung oder Entschuldigung versucht?), gaben sie für die bloße unaufhaltbare Wirkung der Fortschritte des menschlichen Geistes und des gesellschaftlichen Zustandes, für die Richtung des Zeitalters und des Zeitgeistes aus", und bald darauf (S. 29) scheint der Vf. (denn die Stelle ist, wie sehr oft, mystisch dunkel) zu den Ursachen der Revolution „die Aufhebung der Jesuiten, die dadurch gänzlich losgelassenen Zügel der Nationalerziehung, und die geheimen Einwirkungen der Illuminaten, Freimaurer und Rosenkreuzer — lauter aus der ewigen Asche der Tempelherren aufgeflogene Phönixe —" zu zählen. Rec. weiß, daß es jetzt wieder Mode wird, die Tem-

Digitized by Google

pelherren furchtbar zu beschuldigen; daß aber Illuminaten, Freimaurer und Rosenkreuzer die Tempelherren neuerer Zeit und aus jener Verbindung hervorgegangen seyn sollen, ist bis jetzt geschichtlich unerwiesen. Eben so wenig haben diese Verbindungen einen „unseligen Einfluß" auf die Revolution behauptet. Vielmehr war das Lehnssystem in Frankreich veraltet, und dennoch scheute man sich, eine Verbesserung seiner drückenden Formen zu versuchen. Der dritte Stand, seit einem halben Jahrhunderte kräftig erwacht aus der Schmach des 17ten Jahrhunderts — denn was er früher im 16. Jahrhunderte galt und wirkte, ist keinem Geschichtsforscher fremd, — strebte nach Emancipation, die ihm hartnäckig — nicht von den Fürsten und Königen, welche ihr ganzes Volk umschließen, — sondern von dem Adel und der Geistlichkeit verweigert ward. Das übrige, was bei Frankreich im Jahre 1789 den Ausschlag gab (die Hofintriguen, das Deficit in den Finanzen, Ludwigs 16. Gutmüthigkeit und Schwanken in den Maasregeln, die Erbärmlichkeit der meisten seiner Minister), war local. Rec. will nicht in Abrede stellen, daß v. Gentz (S. 32. „jener, dem größten Redner Roms in Manchem nicht unbillig zu vergleichende, Zeitgenosse, der unter uns Teutschen den furchtbaren Geist und ehernen Tritt dieser großen Weltbegebenheit unstreitig am frühesten erkannt, und am scharfsinnigsten beurtheilt hat"), Burke, selbst Girtanner und Rehberg, deren Ansichten der Verf. fast ausschließend bei der Würdigung der französischen Revolution folgte, viel Wahres und Treffendes über diesen reichen Stoff gesagt haben; jetzt aber nach 30 Jahren, wo die Folgereihe der Erscheinungen und Thatsachen im bestimmten Zusammenhange vorliegt, muß die Geschichte der franz. Revolution und ihres unermeßlichen Einflusses auf die Umgestaltung des europäischen Staatensystems in den innern und auswärtigen Verhältnissen seiner Reiche und Staaten ungleich tiefer gefaßt und dargestellt werden, als von dem Verf. — Hätte er diesen Geist verstanden; so würde er nicht durchgehends an dem Einzelnen hängen, und in dieses Einzelne blos durch metaphysisch-politische Sentenzen Einheit zu bringen suchen. Doch auch diese Rüge des Rec. muß belegt werden. — Was gewinnt wohl der Leser des vorliegenden Werkes durch folgende metaphysisch-politische Reflexion des Vfs. über die franz. Revolution (S. 33): „Das ist in den Geschichten, wie in der Natur, das Lehrreiche und Große, das Schöne und Ewige: in der Mannigfaltigkeit die Einheit, im Individuum das All! Der immer nur auf die großen Resultate hinstarrende Blick muß sich zuletzt

in seiner vornehmen, schwelgerischen Trägheit verknöchern. Vergessend oder geringschätzend die Allgewalt oft eines einzigen Mannes (dies schien des Vfs. Fehler bei Friedrich 2. zu seyn!) oder einer neuen Idee (dies war wieder des Vfs. Fehler bei der Darstellung der französischen Revolution, wo die neue Idee der bürgerlichen Freiheit ins öffentliche Leben trat!), nähert er sich unvermerkt dem Fatalism, jenem todten Meere, worin alle bürgerliche und kriegerische Herrlichkeit, worin mit der Thatkraft und mit den Hoffnungen der Gegenwart, zugleich auch Trost und Aneiferung der kommenden Geschlechter rettungslos untergehen!" — Wir fragen, was ist dieser langen Rede kurzer Sinn? Hat der Vf., im Klingklange seiner hohlen politischen Phrasen, es zum deutlichen Bewußtseyn gebracht, wie man „in den Geschichten" im Individuum das All anschaue und erkenne? und welch ein Bild ist es: — „ein, in vornehmer, schwelgerischer Trägheit verknöcherter Blick" — wie kann ein Blick verknöchern? Und dann ein Blick, der sich dem Fatalism, einem todten Meere, nähert! Hat der Vf., in seiner stylistischen Ueberschwenglichkeit, die erste rhetorische Regel vergessen, daß man nicht aus dem Bilde fallen darf? — Ein zweites Beispiel zeige, wie der Verf. das Einzelne beurtheilt. Hier stehe sein Urtheil (S. 33) über Necker. „Es war ein charakteristischer Zug seiner Physiognomie, daß in derselben alles von unten nach oben ging; und so kann auch sein Denken und Thun nicht treffender charakterisirt werden, als wenn man sagt, daß auch in demselben alles von unten nach oben strebte. Alles zeigte den Emporkömmling: — die schwerfällige Gestalt, die Unsicherheit der Haltung, die durch angekünstelte Verschlossenheit noch verstärkte Leblosigkeit des Gesichts, die unglücklichen Versuche ministerieller Würde und französischer Anmuth, die Verlegenheit gegen Höhere, der bleierne Scherz, die eckigen Complimente." Rc. ist weit entfernt, mit der Frau von Stael die Geschichte der franz. Revolution in eine künstliche Apologie Necker's zu verwandeln; er weiß die individuellen Fehler und Schwächen dieses Ministers zu würdigen, welcher in seinem Compte rendu besser über die Finanzen schrieb, als er sie selbst, freilich in einer bedeutenden Krisis, geleitet hatte; allein eben so wenig heißt er es gut, Männer, wie Necker, nach Grundsätzen von Lavater's Physiognomik zu zeichnen, und von ihm zu sagen: „daß alles den Emporkömmling zeigte." Wird denn der Aristokratismus nicht endlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß wohl auch aus dem dritten Stande ein ausgezeichneter Mann im höhern Staatsdienste nützen könne, ohne des-

Digitized by Google

halb in der Geschichte (wie in den vornehmen Theezirkeln) als Emporkömmling in Verruf zu kommen; und haben nicht fast alle europäische Reiche einzelne Männer aus dem dritten Stande zu den höchsten Staatswürden aufsteigen sehen?

Daß aber der Vf., wenn er im natürlichen Tone bleibt, und nicht absichtlich aufs Sonderbare und Ueberschwengliche ausgeht, daß er, wenn bei ihm keine Nebenrücksicht eintritt, das zu zeichnende Individuum wahrheitswidrig zu entstellen, deutlich und lebhaft schreiben, so wie auch richtig urtheilen könne, belegt seine Schilderung Mirabeau's (S. 67): „Und Mirabeau, ein vortrefflicher Redner, ein Demagoge, wie vielleicht noch Keiner gewesen, ohne eine andere Richtschnur, als seine leicht aufbrausende Leidenschaft, von ungeheurer Heftigkeit, aber ohne kleinliche Scheelsucht, Neid oder Bosheit. Nicht selten mit fremden Federn geschmückt, verschlang und verwandelte gleichwohl sein überlegenes Genie solche Handlangersdienste (?) gleich in sein ursprüngliches Eigenthum. Duelle, zu denen man ihn nöthigen wollte, schob er bis ans Ende der Versammlung hinaus, und führte darüber eine ordentliche Liste. Seine Feinde schalten ihn darob feig, und doch hat er im korsischen Kriege die ganze ungestüme Tapferkeit seiner Nation bewiesen. Royalist, Aristokrat nach seiner innersten Natur, und von dieser Parthei zurückgestoßen, war sein ganzes Thun nur ein Bemühen, ihr es recht fühlen zu lassen, wen sie verletzt, wen sie von sich gestoßen habe. Der Hof, die Königin, ließ sich zuletzt herab, mit ihm zu unterhandeln; auch Necker suchte ihn zu gewinnen; aber alles verkehrt, alles auf dem unrechten Wege. Er sollte öffentlich zum Hofe übertreten! Dabei fiel er offenbar aus aller Popularität, aus seiner ganzen Rolle, trat aus dem magischen Kreise, und aller Zauber war gelöset. Er vernichtete sich selbst, ohne dem Könige zu nützen!" *) Warum hat doch der Verf. nicht sein ganzes Werk mit diesem politischen Blicke und in diesem Tone geschrieben? dann würde er gewiß einen Platz in der Reihe der bessern Geschichtschreiber unsres Volkes verdienen!

---

*) Ueber diesen vielseitigen, zum Theile räthselhaften, Staatsmann sind selbst jetzt, fast 29 Jahre nach seinem Tode, die Acten noch nicht abgeschlossen. Vielleicht dürfen wir noch von Frankreich aus eine umschließende Würdigung desselben erwarten. Bis dahin ist es interessant, das Urtheil der Frau von Stael über ihn im ersten Theile ihrer Considérations etc. und wieder über dieses Urtheil Bailleul (examen critique de l'ouvrage posthume de Mad. la Baronne de Stael, T. I. p. 239. seqq.) zu vergleichen.

Allein, wenige Seiten weiter, wo der Vf. das Zusammentreten der ersten Nationalversammlung (1789) schildert, verläßt ihn schon wieder der ruhige, leidenschaftslose Ton. Bei ihm ist alles schlecht, was der dritte Stand damals that und beabsichtigte, und doch werden die absichtlichen Demüthigungen desselben in der Sitzung vom 23. Jun., und alle Umtriebe verschwiegen, wodurch man denselben reizte. Nach dem Vf. (S. 69) war der Eid „frevlerisch," daß sich die Versammlung vor der Vollendung der neuen Constitution des Reiches nicht (der Verf. schreibt: nimmermehr) trennen wollte; nach ihm war das Wort Sieyes am 23. Jun.: „wir sind heute, was wir gestern waren" eben so eiskalt, eben so unheilsvoll, als sein gräßliches: La mort sans phrase! Das letzte Wort nennt Rc., mit dem Vf., gräßlich; nach dem aber, was am 23. Jun. 1789 vorgegangen war, und wie man an diesem Tage den dritten Stand behandelt hatte, läßt sich das erste Wort psychologisch recht gut erklären. Das trübt aber bei dem Vf. besonders das historische Urtheil, daß er sehr oft zwei oder auch mehrere ganz fremdartige Thatsachen unter Ein Urtheil bringt, und so mit politischer Keckheit über beide abspricht. Rc. erinnerte dies schon oben, wo der Verf. beim bayrischen Erbfolgekriege einen starken Abstecher in den folgenden Zeitraum machte, um über Preußen ein hartes Urtheil auszusprechen!

Eben so übereilt ist des Vfs. Urtheil (S. 71), daß mit Ludwig's 16. Anerkennung der Nationalversammlung „der Sturz des Thrones unrettbar entschieden gewesen sey." Er überspringt dabei zwei volle Jahre von 1789—1791; er vergißt, daß die erste französische Constitution durchaus auf das Königsthum — der brittischen nachgebildet — berechnet war, und daß erst die demagogischen Stürme im Jahre 1792 und der Krieg des Auslandes gegen Frankreich diese Constitution zur Suspension bringen mußten, bevor man geschichtlich vom „Sturze" des französischen Thrones sprechen konnte.

Fast mit dramatischer Lebhaftigkeit schildert der Vf. mehrere der Ereignisse, welche sich im Jahre 1789 zutrugen; der Herzog von Orleans erscheint in seiner ganzen Verächtlichkeit; von Lafayette wird sehr wahr gesagt, „ein Mann ohne Nebenabsichten;" ob aber schon damals der Zusatz galt, „nicht Betrüger, sondern Betrogener," darüber ließe sich wohl streiten. Wie aber der Vf. überhaupt darin so ungleich die geschichtlichen Stoffe behandelt, daß er oft das Minderwichtige ganze Seiten hindurch ausmahlt, und das Wichtige blos mit zwei Zeilen andeutet; so auch besonders (S. 79) die Aufhe-



Digitized by Google

bung des ganzen Lehnssystems. Hätte der Verf. Tiefe des politischen Blickes; so müßte er eben in dieser Thatsache die letzte Ursache der politischen Umgestaltung Frankreichs und den universalhistorischen Einfluß der französischen Revolution finden. Was bis dahin geschehen war, — wenn es dabei geblieben wäre, — hätte weder zur gänzlichen Umbildung des innern Staatslebens in Frankreich, noch zum Umsturze des Systems des politischen Gleichgewichts in Europa geführt. Als aber die tausendjährige Grundlage des innern Staatslebens bei allen Völkern germanischer Abkunft, — als das Lehnssystem, — den 4. Aug. 1789 zertrümmert ward; so mußte, nach einem solchen Vorgange, im Innern Frankreichs ein neues Gebäude des Staates entstehen, wie es die jüngere europäische Menschheit, selbst Großbritannien, noch nicht kannte; und — bei der genauen Verbindung und politischen Abgeschlossenheit des europäischen Staatensystems — mußte, durch diese Umgestaltung seines innern Staatslebens, nothwendig auch die äußere Stellung Frankreichs zu dem übrigen Europa völlig verändert werden. Nur dunkel fühlten dies die damaligen Diplomaten; allein die Folgezeit lehrte, daß es blos die politische Alternative gab: entweder in Frankreich das Lehnssystem in allen seinen Formen wiederherzustellen, und den dritten Stand zurückzudrücken in die Verhältnisse, in welche er allmählig im 17ten Jahrhunderte gebracht worden war; oder, wenn dies nicht gelang und Frankreich im Kriege gegen das Ausland siegte, wie es geschah, — daß dasselbe Princip, welches am 4. Aug. 1789 in Frankreich den Ausschlag gab, auch durch die Franzosen über den Rhein, über die Alpen und über die Pyrenäen gebracht ward. Doch hat die neueste Zeit gezeigt: daß die Erschütterung und Umgestaltung des Lehnssystems sehr gut mit dem monarchischen Princip, das im europ. Staatensystem vorherrscht und vorherrschen muß, vereinbar sey, und daß der demokratische Zustand Frankreichs eine politische Ueberspannung, und mithin nur vorübergehend war.

Hier ist es aber, wo den Vf. der höhere politische Blick verläßt. Nicht das monarchische Princip ist in Europa veraltet, dies wird und muß sich erhalten; wohl aber das Lehnssystem; dies zeigt die Geschichte der letzten 30 Jahre. Alle Staaten Europens, wo das monarchische Princip erhalten, oder wieder hergestellt, und das Lehnssystem entweder völlig abgeschafft, oder doch zeitgemäß gemildert ward, sind zum verjüngten politischen Daseyn gelangt (so Frankreich, Niederland, Bayern, Schweden, Norwegen, u. a.). Nur aber, wo der Aristokratismus, mit selbstsüchtiger Schlauheit, das Inter-

resse des Throns und des Lehnssystems als identisch darstellen wollte; nur da sind gewaltsame Erschütterungen eingetreten! Nach dem Zeugnisse der Geschichte ist das monarchische Princip älter, als das Lehnssystem, und wird und muß also auch das letztere überleben. Das monarchische Princip liegt tief im Wesen eines gesellschaftlichen Vereins selbst und im Begriffe eines vertragsmäßig organisirten Staates; daher tritt es in der alten und neuen Geschichte als Regel, und die Republik nur als Ausnahme — obgleich als eine sehr interessante Schattirung des Staatslebens — hervor. Allein das Lehnssystem war blos die Folge des Eroberungssystems im Zeitalter der Völkerwanderung, und veraltet und fällt mit dem Uebergange der Militärstaaten in rechtliche bürgerliche Vereine.

Die Gerechtigkeit verlangt es, daß Rc. die Unpartheilichkeit und Gründlichkeit rühmt, mit welcher der Vf. (S. 89 ff.) den Aufstand der Belgier gegen Joseph 2. dargestellt hat; dagegen fehlt diese Unpartheilichkeit in der Schilderung der Lütticher Unruhen (S. 93), über welche der Vf. Dohms Schrift wohl nicht gelesen hat, wenn er schreibt: „Auch in dieser Reichssache, wie im Fürstenbunde, schien es Preußen nur darum zu thun zu seyn, Oestreich allenthalben weh zu thun, ihm überall Feinde zu erregen, und das Ansehen des Reichsoberhauptes zu entwürdigen.“ Die nähere Widerlegung dieser Behauptung würde zu weit führen. — Noch einmal gedenkt der Vf. mit heftig tadelnder Stimme darauf des Fürstenbundes, und schließt mit folgender bittern und schwerfälligen Periode (S. 96): „Dreißig Tage über ein Jahr, nach dem Tode Friedrich's, der, wie oft gesagt, bayrischen Austausch als vortreffliches Lärmzeichen unter den verschiedensten Gestalten her aufgerufen hatte, der durch jede Proderie, auf dem sonst von ihm verspotteten Regensburger Reichstage, durch den Burgau'schen Insassenstreit, durch die Nunciaturzwiste, durch die Passauer und andere Diöcesan-Irrungen, die teutsche Reichsverfassung und das europäische Gleichgewicht weit unheilbarer verletzt wähnte, als kaum ein Jahrzehend nach seinem Hintritte sein Kabinet durch alle Separatfrieden, Demarcations- und Neutralitätslinien, Entschädigungen und Secularisationen, durch die Invasion auf Nürnberg und andere fränkische Stände mitten in einem Reichskriege! erlosch auch wie eine matte Flamme, der das Lebensöl längst gebrach, sein letztes Werk, der Fürstenbund, ohne irgend eine politische Folge, ohne eine andere Bewegung, als der Feder und der Preßbengel, eine Wiederholung im Großen des uralten Fabelchens vom kreisenden Berge, der

eine Maus gebahr." Gleich darauf werden Dohm und Joh. Müller wegen ihrer Schriften über den Fürstenbund mit derselben politischen Humanität zurechtgewiesen. — Dagegen ist wieder Oestreichs Antheil am Türkenkriege seit 1787, Josephs 2. Regierung und Leopold's 2. kurze Wirksamkeit mit Umsicht und Wahrheit dargestellt! Warum konnte — oder wollte der Vf. nicht immer so schreiben? Doch auch in diesen Darstellungen fehlt der feindliche Seitenblick auf Preußen nicht (S. 175): „So wie Preußen einen seynwollenden geheimen Ausschuß ungarischer Mißvergnügter in Berlin geduldet hatte; eben so bereitwillig hörte es die Vorschläge des Belgischen Congresses." —

Mit Ruhe und Würde, allein, im Gegensatze gegen manche minder wichtige Begebenheit, nur zu kurz, ist Polens politische Lage im Jahre 1791 (S. 193) und die neue Verfassung dieses Reiches vom 3. Mai 1791 beschrieben. Es gehört zu den Eigenheiten des Vfs., daß er das Streben der Polen nach einer zeitgemäßen Verfassung und neuen Gestaltung ihres Staatslebens nicht tadelt, während er dasselbe Streben bei Frankreich und andern Staaten unter den gehässigsten Farben zeichnet. Herrscht darin politische Consequenz? Und welcher bessere Geschichtsschreiber hat wohl, wie der Vf., außer vielen eingemischten Brocken aus fremden Sprachen, den ruhigen und festen Gang der geschichtlichen Darstellung durch eingelegte Gedichte unterbrochen, besonders durch Gedichte, welche nicht einmal prosodisch richtig sind; z. B. S. 203:

> Freiheit und Gleichheit hört man schallen,
> Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr u. s. w.

Es kann dem Verf. nicht verdacht werden, daß er die wilden Verirrungen der französischen Demagogen mit starken Farben schildert; warum vergißt er aber der Umtriebe der Emigranten zu Coblenz, und der Spannung, die daraus zwischen Frankreich und Teutschland entstand? — Doch hat es Rc. gefreut, daß der Verf. (S. 214) die Sage, daß der edle Leopold 2. durch Gift gestorben sey, als ungegründet darstellt. Dagegen sollte der Vf. wissen (S. 233), daß, nach officieller Erklärung, das Manifest des Herzogs von Braunschweig gegen Frankreich von einem Emigranten (nicht, wie er behauptet, vom Kabinetssekretair Lombard) entworfen, und vom verstorbenen Renfner weiter verarbeitet worden war.

Rec., der bei seiner fortgesetzten Prüfung des Werkes an Kürze denken muß, findet in der Darstellung des nun folgenden 25jährigen Weltkampfes manche dem Verf. gelungene Stelle;

Digitized by Google

er verargt es ihm nicht, daß er überall die Tapferkeit der Oestreicher und in vielen Fällen die Politik der östreichischen Regierung feiert; nur herrscht auch hier wieder durchgehends das Bestreben vor, zunächst blos Oestreich ins Licht, und das übrige Europa mehr oder weniger in Schatten zu stellen. Bei den wirklichen großen Verdiensten der östreichischen Feldherren und Diplomaten kann es gewiß beiden keinen wesentlichen Eintrag thun, wenn auch die Verluste der ersten und die Mißgriffe der letzten mit Wahrheit dargestellt werden. Allein in diesen Hinsichten erlaubt sich der Vf. — um das gelindeste Wort zu gebrauchen — manche unhistorische Verschönerung. Deshalb kann sein Werk nur mit großer Vorsicht gebraucht werden. Verdiente denn wohl der Kampf bei Aldenhofen (1. März 1793) den Namen einer „überaus wichtigen" Schlacht, wodurch sie den Tagen von Austerlitz, Jena, Eylau, Aspern, Wagram gleichgesetzt wird? Man vergleiche weiter S. 264 f., S. 267 f., S. 275.

Klassisch dargestellt (bis auf wenige Ausdrücke) ist Ludwig's 16. Verurtheilung und Hinrichtung, und sein Betragen in dieser furchtbaren Zeit (S. 239—247). Sie verdiente in die geschichtlichen Werke für das Volk wörtlich überzugehen, um zu erschüttern, zu warnen und zu überzeugen. Eben so wahr ist sein Urtheil über Dumouriez (S. 251) im Gegensatze gegen Lafayette, wenn er von dem ersten sagt: „er habe nur so lange ein Vaterland, und nur so lange die Pflicht, es zu lieben, gehabt, als er an der Spitze der Armeen stand, oder im Staatsrathe durchsetzte, was er wollte. Gleichwohl hielt das Schicksal Lafayette viele Jahre im Gefängnisse, während Dumouriez mehrmals Rathgeber der Verbündeten war; aber die öffentliche Meinung hat ihr Recht gehandelt (wohl: gehandhabt), und die Ungleichheiten des Zufalls wieder ausgeglichen."

Nicht ohne Interesse lieset man die Darstellung der polnischen Angelegenheiten im Jahre 1792 (S. 290 f.); doch liebt auch hier der Vf. das Auftragen starker Farben: „Es war nichts wunderlicher, als unter der Aegide des Kantschu und der Knute (nach der von Katharina 2. bewirkten Targowitzer Conföderation) von nichts als Republik reden zu hören."

Während der Vf. (S. 303) nicht verschweigt, daß der Großherzog von Toskana der erste Fürst war, der mit der Republik Frankreich Friede schloß, heißt es von Preußens Separatfrieden zu Basel: „es unterzeichnete der Freiherr (nun Fürst) Hardenberg die unheilbare Spaltung des teutschen Reiches in

zwei einander fremde und feindselige Hälften. — — Der König (von Preußen) erhob sich gewissermaßen zum Nebenkaiser, da er als allgemeiner Friedensvermittler für das gesammte teutsche Reich hervortrat, und, zum großen Nachtheile des kriegführenden teutschen Reichs und Oestreichs, der teutsche Norden neutralisirt und eine, der Wiedererergreifung der Offensive überaus nachtheilige, Demarcationslinie festgesetzt ward." — Allein fast lächerlich ist der Ausdruck (S. 349) bei Bonaparte's Errichtung der cisalpinischen Republik und der polnischen Legion in Italien: „Der mordbrennerische Schwefelfaden in seiner Hand lief unterirdisch durch halb Europa." Man denke sich das Bild: den General Bonaparte mit einem Schwefelfaden in der Hand! Eben so unedel ist das darauf folgende Bild (in Beziehung auf Frankreichs Betragen gegen die Schweizer): „Den unersättlichen Wolf dürstete nach dem warmen Blute der unschuldigen Lämmer des Hochgebirges." — Man kann geschichtliche Wahrheit und Stärke des Ausdruckes gewiß vereinigen, ohne seinen eigenen Geschmack lächerlich zu machen! Und warum wird kein ernstes Wort über den Vertrag und die geheimen Artikel zu Campo Formio gesagt, wenn der Vf. unpartheiisch und freimüthig war? Warum hilft sich der Verf. hier mit Gedankenstrichen und ꝛc. ꝛc. Sollen blos die politischen Fehler des übrigen Europa bitter getadelt, und die, welche Oestreich damals beging, gar nicht erwähnt werden! War in dem europäischen Staatensysteme der Untergang Venedigs, von welchem Oestreich zwei Drittheile nahm, weniger gleichgültig für das System des politischen Gleichgewichts, als die vom Vf. mit Recht getadelte Theilung Polens? Wie ungenügend ist doch die Wendung (Th. 2, S. 4), daß Venedig „eigentlich schon viel früher (als im Vertrage zu Campo Formio) gefallen, als unverschämte Adjutanten Bonaparte's die Donnerworte der Vernichtung aus den Hauptquartieren der versteinerten Signorie überbrachten." Europa weiß, daß durch keinen Adjutanten eines Feldherrn, sondern durch die abgeschlossenen Verträge der Diplomaten, die Staaten aufgelöst und getheilt worden sind! —

In welchem Lichte Bonaparte in diesem Werke erscheint, läßt sich nach dem Gesagten leicht erwarten. Der Vf. hat sein ganzes rhetorisches Zeughaus an ihm gelegert. Rc. ist nicht gemeint, den Schutzredner dieses Mannes zu machen; allein daß er ungewöhnliche Talente, seltene Kraft und eiserne Beharrlichkeit besaß, und daß er, wo seine Selbstsucht und Eroberungslust es nicht verhinderten, manches Gute und Große bewirkte, was selbst seine Regierungsnachfolger beibehielten, ja sogar sei-

Digitized by Google

ne Feinde nachahmten; das liegt doch unverkennbar in der Geschichte vor. Zwar kann keine Geschichte der letzten 30 Jahre, wenn sie wahr seyn soll, ohne den Schatten seyn, welchen Bonaparte's öffentliches Daseyn auf ganz Europa geworfen hat; es darf aber auch, nach demselben Grundsatze der geschichtlichen Wahrheit, das Licht nicht übergangen werden, das sich bei ihm findet. — Doch, wie es mit dieser Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit bei unserm Vf. steht; davon enthält ein absichtlich herbeigezogener Rückblick auf die Vorfahren des preußischen Hauses (S. 9) den Beleg, wo er auf die nürnbergischen Burggrafen vom Hause Zollern zurückgeht, „deren erste Blüthe Vergewaltigungen an jene Stadt, und die beständige Geldnoth des luxemburgischen Kaiserstammes war, welcher die Mark Brandenburg bald selber nahm, bald pfandweise an Wittelsbach und Zollern gab, dem des Hochmeisters Markgrafen Albrechts Abfall vom teutschen Orden und vom Glauben seiner Väter, Preußen überantwortete." Was sollen, wenn der Vf. nicht andere Absichten dabei erreichen wollte, in einer Geschichte des 19ten Jahrhunderts die alten kleinlichen Fehden des 15ten zwischen einem Burggrafen und einer Reichsstadt, und die Einführung des Protestantismus im 16ten Jahrhunderte in Preußen! Wie hart würde er, und zwar mit Recht, in den Wiener Jahrbüchern über den urtheilen, welcher bei der Darstellung des jetzigen österreichischen Kaiserhauses immer wieder auf Ferdinands 2. blutige Thaten in Böhmen, auf Leopolds 1. Politik gegen die Ungarn u. s. w. zurückkommen wollte! — Abgesehen aber von diesem überflüssigen Rückblicke auf eine längst verschwundene Zeit, wird viel Wahres über Friedrich Wilhelms 2. Regierung (S. 11 ff.) gesagt; nur daß der anekdotische Lieblingsausdruck des Vfs., in dessen hundertmoliger Wiederholung er sich wunderbarlich gefällt, „das Verknöchern" auch hier wieder von der unter dieser Regierung eingeführten „förmlichen Kabinetsregierung und Kabinetsjustiz" gebraucht wird.

Nach einer größtentheils gelungenen Darstellung Rußlands, Schwedens, Portugals, Spaniens, Englands u. a. in dieser Zeit, kömmt der Vf. zurück (S. 39) auf Oestreich. Sechs Seiten werden mit Prosa, Rhetorik und Versen zum Lobe Oestreichs „aus dem Allerheiligsten des (Hormayr'schen) Herzens" gefüllt. — Europa nennt gewiß den Kaiser Franz mit Achtung und Theilnahme. Gehört aber wohl folgende Schilderung, von welcher der Rc. nur den Anfang hersetzt, in die neueste Geschichte: „Ihn (Franzen), in blühender Jugend berufen, an des unsterblichen Oheims Sterbelager, fast erliegend

den Schmerzen der eigenen Brust, alles Irdischen trügerischen Wechsel zu fühlen, und die Zügel der unvermuthet verwaiseten Herrschaft gerade in dem Augenblicke zu ergreifen, wo von allen Seiten das Gebäude der alten Formen der Verfassungen krachte, aus den Angeln wich, oder einstürzte, ihn

Der so menschlich, königlich gesinnt,
So völlig Eins mit seiner Fürstenwürde,

hat die Vorsicht in der schweren Zeit gesendet, den Gegensatz der Willkühr und Gerechtigkeit, den Gegensatz der zündenden und schmetternden Fulgurationen eines auf den Thron eingedrungenen Emporkömmlings und des gebornen Herrschers für alle kommende Geschlechter neben einander aufzustellen, wie neben Michel Angelo's jüngstem Gerichte die Verklärung:

Der Herrscher ist es, der er stets gewesen,
Den der ererbte Purpurschmuck umwallt,
Den ihr nicht selbst, nein, den euch Gott erlesen,
Der Gott es dankt, das Zepter der Gewalt,
Der niemals stirbt. Ein überweltlich Wesen,
Das nur erscheint in irdischer Gestalt
In höchster Kraft, der allgemeine Wille,
Der sichtbar wird in des Gesalbten Hülle" u. s. w.

Und nach diesem poetischen Erguße kommt der Verf. auf die alten Habsburger. „Rudolph hieß der Wiederhersteller, Leopold die Blume des Ritterthums, ein anderer dieses Namens der starke, der erste Max und der tyrolische Ferdinand die letzten Ritter, ein anderer Max war der teutschen Ritter Meister" u. s. w. Was sollen diese doch in der Geschichte des Jahres 1798! Mitten hinein in diesen Panegyricus setzt der Vf. einen politischen — sehr sonderbar ausgesprochenen — Grundsatz (S. 45): „Hat ein großer Staat für seine Selbsterhaltung das Schild erhoben, und er macht wieder Frieden, ohne seinen Hauptzweck zu erreichen; so hat er sich selbst krank gemeldet, so hat er selbst das Geheimniß seiner Insufficienz ausposaunt, alle alte Feinde, alle neue Neider eingeladen, wie ein Leichnam die hungrigen Raben." Vergaß denn der Vf., als er dies niederschrieb, daß Oestreich wirklich die Friedensschlüsse von Lüneville, Preßburg und Wien unterzeichnete, ohne seinen Hauptzweck erreicht zu haben? — Doch der Vf. ist einmal im Zuge; es folgen wieder poetische Stellen aus mehreren Sprachen und dann (S. 47—50) eine vier Seiten lange Vergleichung der französischen und der alten römischen Republik, wo wenigstens das neue politische Bild „des Klapperschlangenzaubers" gewonnen wird.

Digitized by Google

Viel Wahres sagt der Vf. über Bonaparte's Haß gegen die geistige Freiheit, und über die systematische Beschränkung derselben. „Die Preßfreiheit wurde immer mehr eingeschränkt; — er ordnete eine verknöcherte (?) Erziehung an; — er wollte auch da eine Polizei, wo weder sein mächtiger Arm, noch der Gesetzeszwang hinreichten; er wollte eine Gensd'armerie für die Gewissen, für die Kirchhöfe, auf den dunklen Wegen nach der Ewigkeit." Ist aber mit Napoleon's Wegführung nach Helena der Preßzwang, die verknöcherte und verknöchernde Erziehung, die geheime Polizei und die Gensd'armerie für die Gewissen verschwunden? — Zu giftig beurtheilt der Verf. das Concordat vom Jahre 1801 (S. 163): „In diesem verruchten Sinne ward er (Napoleon) Wiederhersteller der Religion und einer Art von Hierarchie. Die Protestanten erhielten weiter ausgedehnte Rechte, und waren dem ersten Consul um so mehr dafür verpflichtet." — Bei Bonaparte's lebenslänglichem Consulate gibt der Verf. ein Stück seines Staatsrechts (S. 170 f.) zum Besten: „Nur die Legitimität, die in die Vergangenheit hinaufsteigt, thut sichere Schritte hinab in die Zukunft. Der Gott aller Emporkömmlinge ist der protegirte Augenblick. Dynastieen beruhen auf der Legitimität, und sind nur das Werk der Jahrhunderte." Eben so heißt es S. 233: „Das Palladium der Legitimität sey die unverletzliche Garantie alles Nationalglückes und Rechtes," und Th. 3. 269: „Die Verletzung der Legitimität in einem Staate sey ein Unglück für alle Staaten." Wir fragen den Vf., mit welcher Legitimität Pipin der Kurze, Hugo Capet, Wilhelm der Eroberer, Philipp 5., Georg 1., Johann von Braganza, Bernadotte u. a. den Thron bestiegen! Dachte Karl 6. an diese Legitimität, als er die pragmatische Sanction allen Ständen seiner Reiche vorlegte? — Es ist nicht selten etwas schwer, politische Grundsätze, die erst fünf Jahre alt sind, der Geschichte aufzuzwängen!

Schwer versündigt sich aber der Vf. an seinen Zeitgenossen, wenn er, nach dem Frieden von Lüneville, folgenden Epilogus (S. 181) stellt: „Dahinzuschwinden, für immer dahinzuschwinden von allem Göttlichen, von allem Ewigen, von allem Unersetzlichen schien dieses entwürdigte Geschlecht, welches das Einstürzen jahrhundertlanger heiliger Verfassungen und Staaten, die Verjagung geliebter Dynastieen, den Kanonendonner vor vielen Residenzen — — geschauet hatte. Die vorausgegangene ausgetrocknete superkluge Zeit der Ziffern und Massen hatte alle Persönlichkeit, sie hatte über der Menschheit

Digitized by Google

die Menschen vergessen u. s. w." Und doch war eben in dieser ausgetrockneten Zeit und unter diesem entwürdigten Geschlechte diejenige jüngere Generation erwachsen und gereift, die im Jahre 1813 Europa zu einer neuen politischen Gestalt verhalf! Oder haben blos die Diplomaten das entwürdigte Geschlecht so klug zu leiten gewußt? Würden alle ihre Berechnungen, Berathungen und abgeschlossenen Verträge die Dictatur Napoleons gestürzt haben, wenn wirklich die europäischen Völker in der letzten Zeit so tief gesunken gewesen wären, wie unser Vf. im rhetorisirenden Pathos vorträgt? — Nein, umgekehrt; die Völker bewahrten die heilige Flamme des ewigen Rechts in ihrer Mitte, als Napoleon's Despotismus manchen Fürstenstuhl erschütterte, und manche regierende Dynastie ihres Landes beraubte. Daß diese Dynasticen ihren Völkern theuer waren, zeigte der Jubel bei ihrer Rückkehr, und das für ihre Wiederherstellung verströmte Blut und freudig dargebrachte Vermögen des Volkes. Allein die engherzige Beibehaltung veralteter Formen, welche nicht den Fürsten, nicht den Völkern, sondern nur den zwischen sie mit unbeugsamem Starrsinne tretenden Aristokraten frommten, hatte, beim Andrange französischer Waffen und bei dem Unzureichenden der damaligen stehenden Heere, manchen edlen Fürsten vom Sitze seiner Väter vertrieben; — und für die Entfernung dieser veralteten Formen (nicht gegen das monarchische Princip, welches die Grundlage des europäischen Staatensystems bildet,) sprach laut die Stimme der unter dem Drucke des Auslandes erkräftigten und in ihrer Treue an das angestammte Fürstenhaus bewährten Völker, als die große Befreiung Europa's vom Joche einer Universalmonarchie im Jahr 1814 gelungen war. Dies zu zeigen; das ist die Aufgabe des Geschichtsschreibers. Denn in unbestreitbaren Thatsachen, an welche einzig der Historiker sich zu halten hat, liegt es vor, daß die Völker selbst nicht gegen ihre angestammten Fürstenhäuser aufstanden; daß sie vielmehr Eigenthum, Blut und Leben willig für dieselben darbrachten; daß sie die Rückkehrenden mit höchster Freude begrüßten, und daß sie — für alles, was sie seit 30 Jahren unverschuldet erduldet hatten — blos Sicherstellung ihrer wesentlichsten Rechte für die Zukunft, d. h. Sicherstellung der geistigen Entwickelung und Fortbildung durch Freiheit des Gedankens und der Presse, und Sicherstellung des Eigenthums, der Gerechtigkeitspflege und der gleichmäßigen (nicht höher gesteigerten) Besteuerung durch ein neues Grundgesetz wünschten und verlangten, damit endlich die, unter dem Sturme des auswärtigen Druckes fast überall eingerissene, Kabinetswillkühr gehoben, und das geistige und phy-

sische Leben überall wieder unter den Schutz des Rechts und der Gesetze gestellt würde! — Wir fordern daher den Vf. auf, entweder die „Entwürdigung der Völker" in dem letzten Zeitraume durch bestimmte Thatsachen nachzuweisen, oder, bei der neuen Auflage seines Werkes, solche wegwerfende, den kräftigsten Theil der europäischen Menschheit lästernde, Declamationen zu streichen. — Rc. kann daher auch nicht mit ihm (S. 185) bedauern, daß vor 300 Jahren „Theokratie und Ritterthum fielen," und nicht mit ihm in der Behauptung übereinstimmen, daß „die Sicherheit Städte und Landvolk verknöchert habe, als der Streit wider Adel und Fürsten ausgefochten war." — Dagegen ist es ein wahres Wort, das (S. 206), bei Gelegenheit des Secularisationsgeschäfts im Jahre 1802, der Vf. von Teutschland ausspricht: „es war voll Mittelpuncte, aus deren jedem ein eigenthümliches Leben ausströmte, daher voll Wetteifer; die Wiege der meisten Erfindungen; so freiheitsliebend, daß „teutsche Freiheit" ein uraltes Sprüchwort ist (möchte doch dieses Sprüchwort nie sich verlieren); verständig und standhaft und so tapfer, daß die Sache immerdar siegt, für welche alle Teutsche streiten; die Zunge der Wage des europäischen Gleichgewichts" u. s. w.; und wahr ist es, was hier mit vollem Rechte geahndet wird, daß der Großherzog von Toskana damals für seinen Verlust — vertragswidrig — durchaus nicht hinreichend entschädigt ward! Doch wenige Seiten weiter (S. 210) verdunkelt der Aristokratismus schon wieder das wahre geschichtliche Urtheil, wenn es heißt: „In den, durch einen freien Adel besetzten, Hochstiftern fanden Kaiser und Reich fast immer Männer, als geborne Ritter unerschrocken, von Rücksichten auf Weib und Kinder unabhängig" u. s. w. Denn Rc. verlangt hier vom Vf., nachzuweisen, was wohl diese Besitzer der reichsten Sinecurestellen seit 100 Jahren für Kaiser und Reich gethan haben? bevor er mit ihm die Secularisation dieser, vor tausend Jahren zu ganz andern Zwecken, als für die Ernährung „geborner Ritter" begründeten, Stifter beweint.

Den Beschluß der Secularisationen (S. 217) macht ein seitenlanges Gedicht, das, wo möglich, noch schlechter ist, als die Secularisation selbst. Wir geben aus diesem Strafgedichte auf das teutsche Volk nur eine Stelle:

„Wann ehrtest du im Stillen,
Der Kaiser biedern Willen,
Die es so treu gemeint?
Du folgtest jedem gerne,
Nur deinem rechten Sterne

War nie dein Sinn vereint.
Gern wüschet diese Flecken
Ihr jetzo von euch ab,
Und möchtet in dem Schrecken
Mit eurem Blut erwecken
Die Helden aus dem Grab!"

Möchte doch die Zeit kommen, wo der Verf. „in dem Schrecken" über seine Poesie „diese Flecken" seines Buches, nicht mit Blute, sondern mit guter Dinte „abwüsche"!

Schon oben, wo wir der Dedication des Vfs. an den Fürsten Metternich gedachten, erwähnten wir dankbar der Verdienste dieses großen Staatsmannes; allein die fast mehr als schmeichlerische Weise, wie ihn der Vf. S. 326 ff. einführt, billigt Rc. nicht. Der Vf. hebt mit einer Vergleichung an, und sagt, daß, „wie im geschichtlichen Trauerspiele der Mann der Lösung der unrettbar scheinenden Verwickelung erst tief im Verlaufe der Tragödie auftrete:" so sey der Fürst Metternich, im Laufe der dritten Coalition, „als Schlußstein der, acht Jahre später obsiegenden, fünften" erschienen, „dessen ganzes Seyn und Thun mit einer einzigen, gleich dem rothen Faden in der brittischen Marine überall durchlaufenden, Idee durchdrungen sey," und dessen, dem Ziele der Weltbefreiung geweihtes, Leben der Vf. „nach strengem historischem Causalzusammenhange in vier, gleich merkwürdige, dahin convergirende Epochen" eintheilt: 1) „in die vereinigende (1805 zu Potsdam), 2) in die heroische (1808), 3) in die erhaltende, der moralischen Entwaffnung Napoleons, durch dessen zweite Vermählung 1810, da ihn physisch zu entwaffnen, selbst das mithridatische Jahr 1809 nicht vermocht hatte, und 4) in die obsiegende (1813)."

Die traurigen Resultate des Preßburger Friedens, die Stiftung des Rheinbundes und der Krieg Napoleons gegen Preußen und Rußland im Jahre 1806 und 7 sind fast durchgehends wahr und interessant dargestellt. Nur möchte Rc. der östreichischen Neutralität während dieses Krieges, ob sie gleich in den vorhergehenden Ereignissen ihren guten politischen Grund hatte, nicht unbedingt mit dem Vf. das Wort reden, weil 60,000 Oestreicher an der Elbe und 60,000 an der Weichsel — selbst nach dem 14. October 1806 — dem Charakter dieses Krieges eine andere Richtung hätten geben müssen. Eben so unerwiesen ist (Th. 3, S. 74) die Behauptung: daß Anhalt, Schwarzburg, Waldeck und Lippe (nicht auch Reuß?) die Aufnahme in den Rheinbund gesucht und erhal-

Digitized by Google

ten hätten, um „der nahen Gefahr ihrer Unterwerfung unter die Oberhoheit Sachsens oder des neu projectirten Königreiches Westphalen dadurch zu entrinnen.“ Allein kurz und kräftig wird nach dem Tilsiter Frieden (S. 100) der preußische Minister v. Stein geschildert. „Alle Vaterlandsfreunde neu ermuthigend, zweckwidrige Scheidewände niederreißend, jahrhundertalten Vorurtheilen, obgleich selbst ein tausendjähriger Edelmann, kräftig entgegenwirkend, trat Karl Friedrich Freihr. v. Stein als Premierminister hervor.“ Dagegen war es (S. 111) nicht blos, wie es der Vf. nennt, „erkauftes, erschrockenes oder stumpfsinniges Geschrei,“ welches sich über das brittische Bombardement Kopenhagens im Jahre 1807 erhob. Der Vf. vergißt, daß selbst Alexander 1. durch diese That bewogen ward, an Schweden und England den Krieg zu erklären!

Den Zeitraum von 1807—1809 beginnt wieder (S. 112) eine Einleitung im Style der asiatischen Banise. „So oft sich die Riesenspeichen jenes ungeheuern mitreißenden oder zermalmenden Rades der Weltgeschicke in ihrem unaufhörlichen Kreislaufe umdrehen, kündigt sich der große Wille der Natur: Einheit, mit des Donners majestätischem Laute an. Hervorragende Männer weisen dadurch die triftigste Beglaubigung ihrer göttlichen Abkunft, weisen dadurch ihren angebornen und unverjährbaren Adelsbrief auf, wenn eine einzige Idee sie ganz durchdringt, und eine Farbe, (?) ein Grundton ihr ganzes Leben erfüllt. Aber in den Tafeln der Menschheit ist eine andere Wahrnehmung nicht minder gewichtig, diese: daß im kometenartigen Gange gewaltiger Naturen ein einziger Schritt, eine einzige That, die aber der Schattenriß ihres Innersten, das Gerippe (?) ihres ganzen Wesens ist, der Zenith ihrer Laufbahn, der überfließende Tropfen im vollen Becher der Sünde und das Befehlswort gewesen sey, welchem der Cherubim Flammenschwerter aus der Scheide blitzten, den Sohn des Staubes hinauszutreiben aus dem verwirkten Eden, und ihn den finstern Mächten des Abgrundes, der rächenden Vergeltung zu überantworten!“ — Heiliger Wieland, heiliger Göthe, bittet für ihn! Wie, Männer, welche die triftigste Beglaubigung ihrer göttlichen Abkunft in der Verwirklichung großer Ideen aufweisen, könnten doch den Becher der Sünde so füllen, daß eine ihrer Handlungen das Befehlswort wird, welchem der Cherubim Flammenschwerter aus der Scheide blitzen? Des Rc. Menschenverstand erreicht diese Höhe der Ideen nicht! Er meint nämlich, daß entweder die göttliche Abkunft, oder der überfließende Tropfen im

Becher der Sünde fehle; mag übrigens dem Vf. immer eine einzige That das Gerippe eines ganzen menschlichen Wesens seyn!

Abgesehen von dieser Einleitung, sagt der Vf. hier über Napoleon im Einzelnen manches Wahre; doch nicht selten mit bizarren Redensarten, auch fehlt ihm, wie wir sogleich zeigen werden, die richtige Auffassung dieses, bei allen seinen Verirrungen dennoch ungewöhnlichen, Menschen. S. 121: „Sein Kopf berührte alles in unermeßlich starren ägyptischen Proportionen." Widerlich wird das beim Vf. zu häufig wiederkehrende und von Napoleon gebrauchte Bild der „Klapperschlange," des „Klapperschlangenzaubers" (S. 106. 122 u. a.); und ob der Vf., um ja alles mögliche Böse und Schlechte auf diesen „Emporkömmling" zu häufen, nicht bisweilen selbst Blößen gab, mögen aus Folgendem unsre Leser beurtheilen. Selbst seine körperliche Beschaffenheit wird getadelt (S. 120): „Er ward als Kaiser sehr fett, was ihm nicht gut ließ; denn es thut Noth, immer daran zu denken, wie sehr ein solcher Mensch durch sein eigenes Wesen gehetzt und gepeiniget sey, um es zu ertragen, daß er Andere gar so viel leiden mache." Das ist doch Teleologie! — Und ob wohl der Mann, der nicht ohne Stolz sagte: die Dynastie Bonaparte datirt vom 18. Brumaire; der die entschiedene altadliche Abkunft seiner Vorfahren nie erwähnte, und, bei tausend Fehlern, wenigstens das Verdienst hatte, daß er im Staatsdienste blos nach persönlicher Würdigkeit, nie nach der Ahnenprobe, anstellte, folgenden Vorwurf (S. 126 f.) verdient: „Bonaparte hätte sich für jeden Schnörkel des alten Hofceremoniels, für jede neue Höflingsweise, anzuklopfen (?), einen Brief zu überreichen (?), sich so und so oft zu verbeugen, mit polemischer Orthodoxie begeistern können; wäre nur irgend eine Möglichkeit gewesen, seinen Stammbaum gerade oder ungerade an den heiligen Ludwig anzuhängen! (Hätte ihm daran gelegen, so hätte sich wohl bis zum Jahre 1814 ein Genealog dazu gefunden!) Er hätte alle Wellenlinien der Antike und alle Götterzüge des pythischen Apollo hingeworfen, um nur einige Aehnlichkeit mit der Stirne Ludwigs 14., oder mit der Nase Ludwigs 16.!" — (S. 131.) „Mit dem unglücklichen Ehrgeize eines königlichen Emporkömmlings, eines geadelten Bürgerlichen im Purpur, warf er sich den Spöttereien des guten Tones (wahrscheinlich der zurückberufenen Emigranten!) zur Beute vor!" Es scheint, als ob der Historiker v. Hormayr den bürgerlichen Stammvater der Piasten und vieler anderer

regierenden Häuser vergessen hätte! — Zu naiv heißt es übrigens S. 133: „Getödtet zu werden, hätte ihn sehr verdrossen!" — Dagegen stimmen wir dem Vf. bei, wenn er von Napoleon — zugleich zur Warnung für alle seine Nachahmer — sagt (S. 130): „Es lassen sich violente (?) Streiche auf Leben und Freiheit Einzelner nicht alle Tage wiederholen!" und wenn er den richtigen politischen Grundsatz (S. 124) ausspricht: „die wahren Grundsätze der Staatskunst leben nur im Busen der Männer, deren Busen beharrliche und hochherzige Studien erhellt, genährt, geläutert und gestählt haben!" — Diese „hochherzigen Studien" fehlten Napoleon allerdings, als er, aus persönlicher Furcht und Angst, die Freiheit der Presse beschränkte, jedes freimüthige Wort verfolgte und durch die geheime Polizei bewachte; die Gerechtigkeitspflege durch Militaircommissionen und Polizeispione und Polizeigerichte entweihte und lähmte, und jeden durch Willkühr seines Amtes beraubte, der an der Untrüglichkeit des Despotismus zweifelte! Diese schreienden Ungerechtigkeiten aus Napoleons Schreckenszeit, wodurch er die gereiften Völker gegen sich erbitterte, und seinen unvermeidlichen Sturz herbeiführte, hätte der Vf. hervorheben und als warnende Beispiele aufstellen sollen, wie zwar die öffentliche Meinung durch Zwang, Censurdruck, Willkühr und geheime Polizei ein Jahrzehend zum Schweigen gebracht werden konnte, dann aber, im Augenblicke der Entscheidung, mit unwiderstehlicher Stärke gegen den — durch jenes Schweigen verblendeten und getäuschten — Despoten hervorbrach. Daß Napoleon an diese seine frühere Selbsttäuschung auf Elba gedacht, daß er ihre Wirkungen gefühlt hatte, bezeugte der von ihm, während der 100 Tage, angenommene Schein von liberalen Ideen!

Hätte des Vfs. Geist Empfänglichkeit für die stufenweisen Fortschritte der Menschheit zum Bessern, wie sie, von der Vorsehung beabsichtigt, in der Geschichte unverkennbar vorliegen; so würde er über den Kampf um religiöse und bürgerliche Freiheit anders urtheilen, als S. 211: „Gegen eine der größten geschichtlichen Negationen, gegen den Fanatismus des sich über den Glauben mündig erklärenden Verstandes, gegen die Reformation, und gegen die gleichzeitig aufkochenden Ideen (eine kochende oder gekochte Idee? welch ein Garkoch ist der Vf.!) kirchlicher und bürgerlicher Freiheit, führte Oestreich 70jährigen unterirdischen, 30jährigen offnen Krieg." Weiß der Vf., welche Beschuldigung er da auf Oestreich häuft?

Allein zum Glücke ist des Vfs. Behauptung, wenn wir Ferdinands 2. Zeitalter mit Männern, wie Caraffa und Lamormain waren, ausnehmen, ohne geschichtlichen Grund. Karl 5. erkannte zu gut, wie viel ihm die protestantische Freiheit gegen die Anmaßungen der päpstlichen Curie in Hinsicht der kaiserlichen Rechte nützte, als daß er, nach der Sprengung des schmalkaldischen Bundes, den Protestantismus selbst vernichtet hätte; und wie sich Maximilian 2., selbst Rudolph 2. und Matthias gegen die Protestanten in den östreichischen Erbstaaten betrugen, braucht Rc. dem Historiographen des Reiches nicht zu sagen. Eben so wenig hat Oestreich in unsern Tagen den Krieg „gegen die bürgerliche Freiheit" geführt. Es hat Frankreichs Uebermacht brechen helfen und den Glanz seiner Krone hergestellt, zugleich aber auch dem lombardisch-venetianischen Königreiche und Gallizien eine neue Verfassung gegeben, und die vorige in Tyrol, in Illyrien, und anderwärts hergestellt. Und ist nicht die Grundlage der hungarischen Verfassung von der bürgerlichen Freiheit ausgegangen, und diese bisher erhalten worden? Gewiß, Oestreichs erleuchteter Regierung kann es nicht entgangen seyn, daß die teutschen und europäischen Völker eben zur Rettung und Erhaltung der bürgerlichen Freiheit im Jahre 1813 auftraten, und das bewirkten, was weder durch Kabinetsbefehle noch durch Generalstabsordren bewirkt werden kann, wenn — der gute Wille und die öffentliche Meinung fehlt! Dankbar erkennt Rc., und gewiß mit ihm jeder gebildete Europäer, was Oestreich in den Jahren 1809 und 1813 und 1814 that; hyperbolisch aber nennt er es, wenn der Vf. (S. 213) davon sagt: „die Jahrbücher der Habsburger sind in der That nur ein einziges, fortgesetztes Wunder!"

Kürzer als die vorhergehenden Begebenheiten, und nicht ohne Spuren der Eil, sind von dem Vf. die Jahre 1812—1815 beschrieben, mit welchem Jahre er endigt, ohne des Congresses zu Aachen zu gedenken. Weniger schiefe politische Urtheile, weniger leidenschaftliche Aufwallungen, weniger Dithyramben finden sich in diesem letzten Abschnitte, als in den vorigen. —

Rec., der zunächst den Geist dieses Werkes bezeichnen und prüfen wollte, kann die vielen einzelnen Unrichtigkeiten desselben nicht noch besonders ausheben, wenn seine Anzeige nicht zu einem Buche anwachsen soll; er darf nicht durch Beispiele nachweisen, wie unverhältnißmäßig ausführlich der Vf. einzelne — ihm wichtig scheinende — Ereignisse ausmahlt und wie rhapsodisch kurz er andere oft blos andeutet; wie we-

nig die Begebenheiten der einzelnen Reiche und Staaten unter sich verbunden sind, und welche Sprünge der Vf. oft von Rußland nach Portugal, und von da nach Skandinavien macht; wie unzureichend der Wiener Congreß geschildert ist; überhaupt wie wenig der Vf. die große Aufgabe gelöset hat, die wundervolle Zeit der letzten dreißig Jahre gründlich aus den Quellen, unpartheiisch und freimüthig, mit politischem Urtheile und in einer vollendeten stylistischen Form darzustellen. Ungleich mehr hat in diesen Hinsichten Saalfeld in seinem bekannten, noch nicht beendigten, Werke geleistet, obgleich auch bei ihm nicht selten eine Befangenheit des Urtheils, statt der strengsten geschichtlichen Unpartheilichkeit, sichtbar wird. *)

Wie wenig der Vf. der Sprache mächtig ist; welche Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit, welche Verrenkung der Perioden, welche bunte Mischung der Prosa, Dichtkunst und Rhetorik, welche Erzwungenheit und Erkünstelung in der Wahl der Gleichnisse und Bilder, welcher Mangel an Bekanntschaft mit den Klassikern unter den Geschichtsschreibern des teutschen Volkes bei ihm durchgehends (mit wenigen Ausnahmen, die für die Zukunft in den Jahren der höhern Reife vielleicht etwas Gediegenes von ihm erwarten lassen, wenn er zur Selbstkenntniß seiner jetzigen Mängel und Fehler gelangt,) in seinem dickleibigen Werke von drei Bänden vorliegen; das glaubt Rc. durch die beigebrachten Belege bewiesen zu haben. Doch mögen hier, aus vielen tausend angestrichenen Stellen, noch einige Beispiele zur Bestätigung unsrer ausgesprochenen Behauptung ihre Stelle finden; z. B. Th. 1. S. 23: „andertens" (st. anderns); „das Nordlicht von Kultur und Aufklärung" (Friedrich 2.). — S. 25. „Die Hirten der Völker waren verunreiniget oder verlästert, ihre Werkzeuge im Rathe oder Kriege, theils selbst durch mannigfaltigen Zauber verblendet, und von der Tarantel eitler Hoffnungen und nachtwandlerischer Sicherheit gebissen" (das theils im Nachsatze ist der Vf. schuldig geblieben). — S. 26: „Den Ausbruch (der Revolution) hat er nimmer (nicht) erlebt." Der Vf. gebraucht nimmer so oft statt nicht, daß er den grammatischen Unterschied zwischen beiden nicht zu ahnen scheint. — S. 30: „Die Abgötterei der Ziffern und Massen." — S. 47: „verfälschte Intercepte." — S. 57: „Insuf-

*) Die Recension von Saalfeld's Allgem. Geschichte, seit dem Anfange der franz. Revolution, welche sich in St. III. des Hermes befindet, rührt nicht auch von diesem Rezensenten her.

Die Redact.

ficienz" ein häufig gebrauchtes Wort. — S. 59: „Ein Mißgriff trat auf die Ferſen des andern." — S. 62: „Ein todtgeborner Meiſterſtreich trat hervor ans Licht." — S. 72: die eloquenteſte Kabale." — S. 73 und ſehr häufig: „aufſtacheln." — S. 83: „die praſſelnde Lohe des Aufruhrs." — S. 84: „das alte Gute oder das gute Alte in ungemeſſener Neuerungsſucht hinſchlachten." — S. 98 heißt Peter 1. der „ſtarke göttergleiche Czaar." — S. 99: „aufgewärmte Sagen." — S. 153: „Bald ſind ſeit Joſephs Hintritt drei Jahrzehende hinunter in die dunklen Fluten des unermeßlichen Zeitenſtromes. Eine ganze Weltgeſchichte eilte ſeitdem im erderſchütternden Sturmſchritt, mit blutbefleckten Ferſen, über Schutt und Trümmer, an unſerm geiſterbleichen Antlitze vorbei." (Eine ſolche perſonificirte Weltgeſchichte, Herrn von Hormayr mit geiſterbleichem Antlitze gegenüber, hätte ein gutes Titelkupfer gegeben!) — S. 216: „der biederbe Leopold." — S. 247: „ein aufſtachelnder Juſtizmord." — S. 250: „die bezielte Folge." — S. 261: „den Gang und die Künſte ihrer Gegner auskoſten." — S. 263: „Murat, der ſchöne und tapfere Küchenjunge von Cahors." — S. 284: der Maler David, ein noch jetzt lebendes Scheuſal." — S. 301: „Am 1. April (1795) ſtrömten die abgezehrten hohläugigen Gruppen, aufgeſtachelt von den Männern des Berges, in den Convent." — Th. 3, S. 239: „der creaillirte Speicher." — Doch wozu die Vermehrung dieſes Idiotikons von Hormayr'ſchen Solöcismen, die ſchwerlich Nachahmung finden dürften, da wohl die Armuth des Geiſtes an wahrer Kraft und Eigenthümlichkeit aus ihnen unverkennbar hervorleuchtet!

Dürfen wir dem Vf. rathen; ſo beſchränkt er fortan ſeinen Fleiß auf Sammlungen zur öſtreichiſchen Specialgeſchichte, wo er ſich bereits wahre Verdienſte erworben, und durch ſeine Darſtellungen den öſtreichiſchen Patriotismus genährt hat; — in der That kein kleines Verdienſt, ſo wie wir in unſern Tagen jedem größern teutſchen Staate einen gründlichen und kräftig darſtellenden Specialhiſtoriker wünſchen. Nur die allgemeine Geſchichte iſt, nach dem vorliegenden Werke, nicht der Kreis für den Vf. Sie darf, ſo wichtig auch Oeſtreichs Stellung im europäiſchen Staatenſyſteme iſt, nie aus dem Standpuncte eines einzigen Reiches und mit Vernachläſſigung und häufiger Herabwürdigung der übrigen europäiſchen Reiche und Staaten geſchrieben werden; denn dieſes europäiſche Staatenſyſtem war in ſeiner vormaligen (vor der franz. Revolution)

Digitized by Google

und ist in seiner neuen Gestalt (seit dem Wiener Congresse) ein viel zu innig verbundenes Ganzes, als daß blos ein einziger Staat in den Mittelpunct seiner Darstellung gestellt werden könnte, sobald man den ersten Forderungen an einen Universalhistoriker, — der Wahrheit, der Unpartheilichkeit, der Gerechtigkeit und der Unbefangenheit des politischen Urtheils — genügen will. M. R. B.

## XII.

**Volksthümliches Wörterbuch der Deutschen Sprache mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung für die Geschäfts- und Lesewelt von Dr. Theodor Heinsius** (ord. Prof. am Berl. Cölln. Gymn.). Erster Band. A — E. 1818. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XXIV u. 1120 S. gr. 8. *)

Die verständige Vorrede des um Verbreitung des deutschen Sprachstudiums vielfach verdienten Verfassers giebt noch mehr Auskunft über das, was in diesem neuen Wörterbuche geleistet werden soll, als eine 1816 erschienene Ankündigung desselben. Es soll ein Handwörterbuch in bequemerer Gestalt seyn, als das Adelung'sche oder Kampe'sche, ohne die Ueberfüllung derselben mit gelehrten und schulgerechten Erklärungen, unnöthigen Sach- und Begriffsbestimmungen, überflüssigen Beispielen, weitläufigen Abtheilungen und Unterabtheilungen; auch dem Ausländer, der Deutsch erlernt hat, brauchbar, und um so mehr versehen mit den Zeichen der Betonung der Wörter, aber für den deutschen Geschäftsmann auch mit den gangbaren Wörtern, welche aus andern Sprachen entlehnt sind; und es soll das Bedürfniß der Menge, wozu keins der kleinern Taschenwörterbücher zureicht, zu einer Zeit befriedigen, in welcher die Sprache an Werth und Würde gewonnen hat, und selbst von den unteren Ständen größere Kenntniß und Genauigkeit in Beobachtung der Sprachrichtigkeit gefordert wird.

Die fremden Wörter bedürfen allerdings gerade für die bezeichneten Stände der Erklärung; und hat unser Zeitalter dafür schon Hülfsbücher, so habe es doch keines, wo neben dieser Erklärung des Fremden zugleich für die Erklärung des Einheimischen und dessen sprachgerechten Gebrauch gesorgt wäre.

*) Auch der zweite Band des Heinsiusischen Wörterbuchs ist seit Einsendung dieser Recension erschienen. Er reicht bis K. D. Red.

Der Zweck des Vf. ging dahin, deshalb, weil das Fremde von Tausenden gebraucht und in obrigkeitlichen Bekanntmachungen gelesen wird, es nicht auszuschließen, aber wohl alle solche fremde Ausdrücke, welche sich schon so gut als ganz verloren haben, und die bessern deutschen Wörter, wo dergleichen vorhanden sind, dafür zu geben, indem er besonnen den Fehler hoch anschlägt, daß man unsrer Sprache ihre Fremdlinge, deren jede hat, ohne hinreichenden Ersatz nehmen will. Keinen der gewonnenen Begriffe darf ein Volk verlieren; aber es kann zuletzt jeden durch geschickte Verwendung seines Wörtervorraths bezeichnen: auch über diese Verwendung entscheidet der Gebrauch; aber eine noch so bildsame Sprache, als die unsere, läßt diesem Gebrauche der lebenden und nächsten Geschlechter glücklicherweise Spielraum zu solcher Entscheidung, und hat, wie der Vf. an Beispielen zeigt, deren eine Menge angeführt werden könnten, für sehr viele so entschieden, daß man kaum noch bemerkt, daß es einst solcher Entscheidung und eines Unterschiedes derselben von vorher üblicheren bedurfte. Wie viel Wörter der Vf. durch die besonnene Aufnahme zweckmäßiger Verdeutschungen der ausländischen Wörter, und daneben dieser selbst, mehr als seine Vorgänger hat, ist leicht zu ersehen; und da besonders auch, nicht blos die Bergwerk- und Jäger-Sprache, sondern auch die seitdem durch Nemnich so trefflich erläuterte Schiffer- und Waaren-Sprache, wozu jene diese Hülfsmittel noch nicht hatten, und die neuere Sprache der Chemie, die neu erfundene Turnsprache aufgenommen worden: so leuchtet dieß noch mehr ein. Freilich möchte fast jeder übliche Ausdruck einer Handwerkerzunft ähnliche Ansprüche haben, und noch etwas Bleibenderes seyn, als z. B. jene neu erfundenen Ausdrücke gymnastischer Uebungen, welche im nächsten Jahrzehend mit andern vertauscht seyn können. Der Vf. hat mit Recht die Aufnahme der übrigens zum Theil so zweckmäßigen Wortgestalten des würdigen Wolke noch davon abhängen lassen. Es hält schwer, in jenen Fällen den zweckmäßigsten Weg zwischen der Aufnahme aller Kunstwörter, welche nicht bloß von Einzelnen gebraucht werden, und ihrer Vernachläßigung zu finden. Der Vf. drückt sich launig und wahr S. XIV über Ansprüche an umfassendste Vollständigkeit der Art aus. Viele solche Ausdrucksweisen sind bloß landüblich, und an, wenn auch größere, Landstriche, doch an diese gebunden. Wo ist die Grenze für die aufzunehmenden Wörter einzelner Gegenden, und namentlich derer, welche dem Niederdeutschen angehören, einen an sich doch auch recht annehmlichen und nicht zu vernachläßigenden Schatz zur Bereicherung des zweckmäßigen Ausdrucks in

Digitized by Google

unsrer Muttersprache? wo für die Laute, die nach dem Gehöre gebildet sind, deren unsre bildsame Sprache so viele hat? Unsere Wörterbücher, auch das vorliegende, haben solcher Ausdrücke gewiß zu viele; und sie gehen aus dem einen in das andere über, ohne Nutzen für diejenigen, für welche das Wörterbuch geschrieben ist. Es ist diese Fortpflanzung veranlaßt genug, man will an Reichthum der Wörter nicht zurückbleiben. Aber man schneide doch das Ueberflüssige weg, um desto mehr Platz für das Zweckdienliche zu erhalten. Der Zweck ist Belehrung für die Stände, welche sie suchen, und für Ausländer. Jene verstehen die Onomatopoetica leicht, und haben, wenn auch nicht dieselben, doch ähnliche, um sie zu fühlen. Denn einer eigentlichen Erklärung bedarf es dabei nicht. Der Ausländer findet solche, die bloß der Sprache des gemeinen Lebens angehören, nicht in Schriften, die er verstehen will, und sie werden sich ihm, wenn er sie findet, aus dem Zusammenhange erklären. Sollten für jeden dieser Ausdrücke die Schriftsteller von Geschmack oder auch nur die Schauspiele und Sprüchwörter aufgesucht werden, in welchen sie gebraucht sind: so würde die Anzahl der aufzunehmenden noch geringer werden. Ob sie aber je in Schriften gebraucht worden, ist doch eine Frage, die sich der Vf. eines Wörterbuches vorzulegen hat, welcher nicht bloß nach den Vorgängern gehen will, sondern darüber nachdenkt, wie ohne Verleitung durch irgend eine überladende Eigenschaft schon vorhandener, sein Wörterbuch selbstständig nicht mehr und nicht weniger gewähre, als was dem Zwecke gemäß ist. Schwebt aber nicht jedem über diesen Zweck nachdenkenden Verfasser, und auch gar sehr dem unsrigen, dabei die Umgangssprache Gebildeter vor, welche auch oft Veranlassung hat, sich über Angelegenheiten des gemeinen Lebens auszudrücken, und sich dann so ausdrücken muß, daß so geschrieben werden könnte; sich also an die Schrift-Sprache anschließt, welche nicht bloß Schriften des feinen Geschmacks, sondern auch belehrende und unterhaltende umfaßt? Eine Menge von Wörtern können demnach aus unsern Wörterbüchern entlassen werden: oder wenn man sie nicht entlassen will; so setze man künftig wenigstens ein Zeichen dazu, welches kund thut, daß sie nur dem gemeinen, ungebildeten Ausdrucke angehören, der sich nicht die Mühe nimmt, die erklärenderen oder besseren Ausdrücke auszuwählen, die eben, weil sie dieß sind, den Vorzug und das Recht haben, geschrieben zu werden. Auch bei manchen Gewerbs-Ausdrükken, z. B. der Jägerei, würde füglich bloß der eigentliche Ausdruck mit dem Zeichen, z. B. Jäg. Spr., stehen können, ohne eine besondere Erklärung beizufügen, welche aber dann nöthig

Digitized by Google

ist, wo die Sache selbst bloß der Zunft, oder der Kunst angehört, wie dieß besonders bei den Bergwerks-Ausdrücken der Fall ist. Sind diese Ausdrücke veraltet: so ist wiederum solche Sichtung durch ein besonderes Zeichen nöthig. Wer in das Innere dieser Gewerbssprache eindringen will, wird in dem Zusammenhange der Schriften, die er darüber liest, mehr Befriedigung finden: in dem allgemeinen Wörterbuche ist eine möglichst kurze Deutung des Unverständlichsten unentbehrlich, aber eine eigentliche Erklärung zieht von der Sprache ab, eben so auch z. B. die Liste aller Zusammensetzungen mit Erb, wie: Erbkammerthürhüter, welche überdem für jeden leicht verständlich, und durch die Bemerkung, daß es noch mehr Zusammensetzungen der Art gebe, und auch noch neue Zusammensetzungen geben könne, hinlänglich behandelt sind. Das Ausführliche davon gehört in die Sach-Wörterbücher. Eben so gut würde in Werken, wie das vorliegende, Erklärung geographischer und historischer Ausdrücke verlangt werden können, in Ansehung derer man ja an die besondern Hülfsbücher verwiesen wird. Eigentlich unedle Ausdrücke zu erklären, hat unser Vf. mit Recht vermieden. Aber wer so zweckmäßig, wie derselbe, für gewisse Stände zu arbeiten gewohnt ist, wird auch bei jenen immer mehr Rathgeber und Leiter seiner Leser seyn, und nicht ferner Wörter, wie sie nur im vernachläßigtesten Ausdrucke vorkommen, in einerlei Reihe und Glied mit deutlicheren, wahreren, edleren stellen. Ein leicht beigesetztes Zeichen sei Warnung gegen ihren Gebrauch, oder Ermahnung zur Vorsicht trete dazu.

Ein eigenthümliches Verdienst des Vfs. ist die Bezeichnung der Aussprache und des Wort-Tons, welche besonders für den Ausländer unentbehrlich, über die aber wenigstens eine Art Uebereinkunft, bei der beträchtlichen Verschiedenheit der Aussprache in den verschiedenen Theilen Deutschlands, auch für dessen Bürger selbst wichtig ist. Der Vf. gibt passende Beispiele dieser Verschiedenheit der Betonung, und die Männer an, die, zum Theil mit Eingenommenheit, der einen oder der andern Landessprache unbedingten Vorzug geben. Die Wahrheit ist, daß die eine Gegend Mitlauter, die andere Selbst- und Doppel-Lauter dem Zwecke angemessener spricht, und daß es also in sofern eine Regellehre der Aussprache gibt, welche werth ist, die allgemeine zu seyn, aber in keinem Lande vollkommen beobachtet wird. Die Worte des Vfs. darüber sind folgende: „Ohne darüber entscheiden zu wollen, welche Aus„sprache in Deutschland die meiste Richtigkeit, die meiste be-

„ziehliche Vollkommenheit hat: scheint man“ (hier ist, wie oft noch im Deutschen fehlerhaft geschrieben wird, ein andres Subjekt, als in dem: entscheiden zu wollen, lag) „doch darin einig „zu seyn, daß der nördliche Theil unsers Vaterlandes durch „Vereinigung glücklicher Umstände früher und weiter in der „Sprachbildung vorgerückt ist, als der südliche. Ist dieß, wie „aus dem Schriftenthume des 18ten und 19ten Jahrhunderts „wohl erwiesen werden kann: so dürfte auch im Allgemeinen „die Aussprache des Nordens mit wenigen Ausnahmen einen „Vorzug vor der südlichen behaupten, in ihm aber besonders „der nördliche Theil Obersachsens, der nicht singt, nicht lispelt, „nicht zischt, die Wörter weder breitet, noch dehnt, noch ver„schluckt und wegschnellt, und die Natur und Eigenthümlichkeit „der Sprache am meisten bewahrt. Dieser Annahme glaubte „ich bei den Bemerkungen über die Aussprache folgen zu müs„sen. Dieß that ich besonders bei der Betonung der zwei- und „mehrsylbigen Wörter, ohne darum die Abweichungen des Sü„dens zu übergehen, die überall, wo sie mir bekannt waren, „bemerkt wurden. Hier aber zeigten sich zwei Schwierigkei„ten: die Bezeichnung und richtige Angabe des Worttons. Bei „der Bezeichnung mußte ich einen ganz ungebahnten Weg be„treten, denn die Zeichen waren nicht vorhanden. Ich nahm, „was mir das Einfachste, und aus andern Sprachen das Be„kannteste schien, nämlich das Zeichen der Schärfe (´), das „Zeichen der Dehnung (—) nnd das Zeichen für das tiefe e, „das wie á klingt (`), z. B. Erde. Daß diese drei zu einer „vollkommnen Bezeichnung der Betonung nicht hinreichen, weiß „ich sehr wohl. So kann z. B. das tiefe e gedehnt seyn, wie „in Ebene, und geschärft, wie in Ecke. Hier mußte also zu „dem tiefen e noch das Zeichen der Schärfe oder der Dehnung „hinzugesetzt, oder ein neues erfunden werden. Aber ich konn„te und durfte für jetzt nicht weiter darin gehen, weil ich nicht „Gefahr laufen wollte, zu verwirren, und durch die Neuheit „des Verfahrens abzuschrecken.“

Wir müssen, ohne jenen Gegenstand hier genauer erörtern zu wollen, nur einer Hauptrücksicht erwähnen, die wir hier vermissen. Von der Dehnung oder Schärfung des e ist nicht bloß seine Tiefe zu unterscheiden, in Ansehung derer gar leicht ein besonderes Zeichen aus dem der Schärfung und der Tiefe hätte zusammengesetzt werden können, wo beide eintreten: sondern überhaupt verdiente die Frage Erwähnung: ob die gedehnte oder geschärfte Sylbe auch immer die betonte ist. Daß dieß z. B. bei ableben der Fall ist, wo S. 28 nicht ableben,

sondern áblèben stehen sollte, leuchtet von selbst ein. Der Vf. wird die Andeutung dieses Winkes weiter verfolgen. Man kommt bei solchen Untersuchungen nicht so leicht davon; aber es ist auch schwer, die Anwendung so lange zu verschieben, bis über jeden einzelnen von diesen Grundsätzen völlig abgeschlossen ist.

Bei der Präposition (wir vermissen in der dem Werke vorstehenden Erklärungs-Tafel der darin gebrauchten Abkürzungen, neben Verhältnißwort u. s. w. den Beisatz: Präposition u. s. w., welche Namen für den Ausländer ungemein viel verständlicher sind, als alle jene deutschen grammatischen Kunstwörter; welche letztere wir übrigens durchaus vorziehen, und welche, wenn die Wahl derselben auch unvermeidliche Unvollkommenheiten hat, wie z. B. für Particip das dem Ausländer zunächst besonders unverständliche: Mittelwort, aber nach und nach in vollen Gang gebracht, zuletzt nicht mehr mit den abführenden Nebenbegriffen verbunden werden, wie die bisherigen, ursprünglich eben so damit behafteten ausländischen Kunstwörter); also bei der Präposition: án hat der Vf. diese Betonung vorgezogen, ob sie wohl in einem großen Theile Deutschlands, und namentlich in dem von ihm vorgezogenen ān lautet. In vielen hundert Fällen findet der zu unterrichtende Ausländer diese Aussprache, wenn die Präposition von ihrem Verbum abgetrennt am Ende eines Verses steht. Insofern mußten doch beide Betonungen angezeigt werden, und warum nicht auch, wenn, wie der Vf. bemerkt: die Dichter nach Willkühr Gráb und Grāb sagen, auch dieß bei solchen Wörtern? und warum nicht auch bei Arithmetik S. 176; zumal da dicht daneben Arithmétiker steht, und auch, wo die vorletzte Sylbe solcher Wörter nicht im Griechischen einen langen Vokal hat, immer Lógik, Métrik gesprochen wird, wenn man nicht die französische Betonung derselben nachahmt?

Bei der Präposition durch ist die Bemerkung über die Verschiedenheit der Tonstelle in ihren Zusammensetzungen mit Zeitwörtern gemacht (die einzelnen Artikel der Präpositionen enthalten überhaupt recht gute Bemerkungen über ihren Gebrauch außer und bei der Zusammensetzung). Aber hat die deutsche Sprache nicht neben der Menge ihrer Zusammensetzungen den Vorzug, daß sie auch noch in vielen andern Fällen, als die vom Vf. angemerkten (s. éssigsauer und essigsāuer S. XIX) durch die Betonung kund thun kann, welcher von den zusammengeschobenen Begriffen hervorgehoben werden soll? Ist dieß nicht der Fall eben so bei ab (welches mit Recht nicht

Digitized by Google

als Verhältniß, sondern als Umstands-Wort angeführt wird,) bei aus u. a.? Kann ich nicht eben so gut sagen: dieß muß abgewáschen, nicht abgekrätzt werden; abnēhmen, nicht abschlägen u. s. w. Unsere gute Muttersprache hat eine lästende Fessel, welche uns in Ansehung der Stellung der Wörter, aber besonders den Ausländer drückt, wenn er alle diese Abtrennungen der Präpositionen von ihren Zeitwörtern bei der Conjugation gehörig beobachten will, darin, daß jene Abtrennung nicht unterlassen werden darf. Aber laßt uns auch nicht vergessen, daß sie ihre Quelle habe in dem sinnigen Streben: durch die Betonung der Präpositionen das hervorzuheben, wodurch sich der Hauptbegriff in seinen Zusammensetzungen umwandelt; der Hauptlaut des Zeitworts wird vom Gehör wohl aufgefaßt (und wäre er es nicht geworden, so steht es nach dem Obigen frei, ihn zu betonen), aber eben das Unterscheidende der Zusammensetzung fällt nun desto mehr ins Ohr. War dieß aber bei durch Einmal bemerkt; so konnte bei einer beträchtlichen Anzahl von Zeitwörtern auf diesen, leicht durch eine Nummer ausgezeichneten, Theil jenes Artikels zurück verwiesen, und so die häufige Wiederholung derselben Bemerkung vermieden werden. Zwar ist jeder Artikel des Wörterbuches ein Einzelnes für sich, und eben das ist das Wesentliche des Wörterbuches, daß man unter jedem Einzelnen Auskunft und Rath finde: aber dieß wird auch durch Verweisungen erreicht, deren sich begreiflich auch der Vf. sonst bedient; und durch Nichts schwillt das Wörterbuch mehr an, als durch die Menge der außerdem unentbehrlichen Wiederholungen. Das Wegstreichen des Entbehrlichen ist die fruchtbarste Raum-Ersparniß, wovon wir sogleich noch viele Beispiele angeben werden. Denn wir müssen nun ins Einzelne eingehen; und wenn wir nur eine Anzahl Artikel durchgehen, wie sie uns ohne irgend ein Suchen in die Hand gefallen sind: so können wir zwar nicht bergen, daß uns eine Menge anderer eben so vielen Stoff zu ähnlichen entweder die Vollständigkeit oder Ueberladung, oder Gleichmäßigkeit oder Richtigkeit des Gesagten betreffenden Bemerkungen geben würde: aber wir sprechen vor allem unsere innigste Ueberzeugung aus, daß es leichter ist, ein Wörterbuch zu tadeln, als es durchgehends vollkommener zu machen; und sind uns, zu dieser Anzeige von mehreren Seiten aufgefordert, bewußt, dabei von aller Sucht zu tadeln frei zu seyn. Bei den folgenden Bänden und bei einer neuen Ausgabe des gegenwärtigen mag der wackere Vf. davon benutzen, was ihn angesprochen hat.

S. 85. Álbling, m. es, Name des Ukelei. Es

sollte doch stehen: des Fisches Ukelei, denn wie vielen der Leser bleibt sonst die Erklärung so dunkel als das Erklärte?

Das Wort: Abbau, fehlt ganz, und ist nicht blos in Einer Gegend der eigentliche und amtliche Ausdruck für einen von einem Grundstücke abgetrennten Theil desselben, der seine besonderen Gebäude und Bewirthschaftung bekömmt. Daß abbauen auch in solchem Sinne gebraucht wird, würden wir, wenn jenes angeführt wäre, kaum vermissen; wohl aber vermissen wir den im Bergwesen so üblichen Gebrauch: einen Gang abbauen, d. i. das ganze erzhaltige Gestein herausarbeiten, welches eine ganz andere Bedeutung ist, als die angegebene: zu Ende bauen, und der richtigen Angabe bei abhüten entspricht.

Bei Abbild, s. (sächlich) — es, M. (Mehrzahl) er, steht am Ende: die Mehrheit ist ungewöhnlich; im Widerspruche mit dem Vorhergehenden, aber das ganze Wort für: Copie, ist noch nicht gewöhnlich; wenn es aber dieß wird, so muß es die Mehrheit auch seyn. Die Genitiv-Form, die hier bei einem solchen zusammengesetzten Worte am wenigsten nöthig war, steht bald, bald auch bei den einfachen nicht, ohne daß der Grund der Setzung oder Weglassung bemerkt ist.

Abbrühen steht ohne Erklärung.

Abcopiren, th. Z. (thätiges Zeitwort) eine Eingabe, einen Brief abschreiben; auch abzeichnen, abmalen. Wir sehen nicht, warum bloß Eingaben und Briefe abcopirt werden und nicht überhaupt abschreiben gesagt wurde; auch nicht, warum die Bedeutung: abzeichnen, abmalen, so nur Nebenbedeutung seyn soll, wenn schon dafür das einfache copiren das Gewöhnlichere seyn mag; aber nicht auch für jenes?

Daß bei Abbreviatur eine Anzahl der gangbarsten angeführt ist, wollen wir bei einem solchen Hülfsbuche gar nicht tadeln, wenn sie auch eigentlich nicht dahin gehören: aber bei Abkürzung sollte doch ausdrücklich angegeben seyn, daß man jenes Verzeichniß dort finde.

Die Erklärung ist bei: abonniren, mit haben und seyn, unterzeichnen, mithalten, beitreten, sich anheischig machen, offenbar zu weit, und es mußten hier eben so gut Bestimmungen hinzutreten, als sie bei abcopiren nöthig waren.

Agio s. Aufgeld, die Agiotage (warum nicht statt des Artikels: w. d. i. weiblich?), Wechselhandel. Bei ersterem ist, so sehr wir für die bei möglichster Kürze hinreichen-

Digitized by Google

den Erklärungen sind, die Angabe zu kurz, weil Aufgeld noch nicht in das gemeine Leben, und auch noch nicht, bei allem vordienstlichen Bemühn, besonders der preußischen Behörden, für Reinigung der Geschäfts-Sprache, dahin genug übergegangen ist: es mußte auch auf die Erklärung der durch eine Nummer abzusondernden ersten Bedeutung von Aufgeld ausdrücklich verwiesen seyn. Die Bedeutung von Agiotage aber ist hier zu enge; man denkt dabei häufigst an Gewinn, der vom Wechselhandel gesucht wird. Ebenso bei Agiotiren, wechselhandeln: welches letztere Wort kaum für richtig gelten darf. Bei manchen ausländischen Wörtern ist die Aussprache mit deutschen Buchstaben angegeben, bei andern nicht.

Der Vf. hat manchen Artikeln nützliche Anmerkungen angefügt: aber S. 98. Anmerk. 2. „der Gebrauch des an bei dem Zeitworte vergessen ist fehlerhaft, z. B. vergessen Sie nicht daran" ist doch wohl sehr überflüssig. Wie könnten alle solche grobe Sprachfehler in einem Wörterbuche gerügt werden, auch wenn sie in gewissen Kreisen, die einen da, die andern dort, üblich genug seyn mögen?

Analecten, etwas Gesammeltes, Bruchstücksammlung von Schriften und Gedichten gebraucht, besonders als Titel solcher Sammlungen, konnte doch kürzer und schlagender gesagt seyn.

Bei einem so gewöhnlichen Worte, wie anderthalb, bedurfte es fürwahr keiner Beispiele.

Solche onomatopoetische Provinzialismen, wie: andräuschen, unth. Z. (unthätiges Zeitwort) mit: seyn: an etwas dräuschen: der Regen dräuscht unaufhörlich an die Fenster an; auch th. Z. einen andräuschen, ihn bespritzen, besprengen — kosten mehr Worte, als sie werth sind. Es fragt sich, ob überhaupt nöthig sey, solche Zusammensetzungen davon anzuführen, und ob nicht bei weitem häufiger gesagt werde: es dräuscht an die Fenster an. Jeder, welcher das Wort nicht versteht, wird unter dräuschen aufsuchen; daß es mit seyn stehe, ist wohl bloßes Versehen. Für den Gebrauch des Worts als thätiges Zeitwort mag es kaum Belege geben. Der einmal zufällig gemachten Zusammensetzungen der Art ist kein Ende. Das Wörterbuch darf durch sie nicht anschwellen. Ob man nun aber eigentlich: dräuschen oder dreischen oder dröschen, welche Aussprachen S. 794 auch angeführt sind, oder träuschen u. s. w. sage, dafür kann es keine Entscheidung geben, eben weil der Laut Nachahmung des Geräusches des Regens ist, und alle solche Nachahmungen ländlich üblich gemacht werden. Im gemei-

Digitized by Google

nen Leben wird oft statt des Doppellauters ei vernachläßigend ô gesprochen: dagegen will diese Sprache zuweilen auch einen gemeinen Laut dadurch gleichsam in die Höhe ziehen, daß sie ei statt ô spricht. So konnte dräuschen entstehen: aber es ist allerdings in gewissen Gegenden vorherrschend. Gewiß ist es überall in Beziehung auf Regen. Hätte nun nicht aber die Zusammensetzung mit an nach allen diesen Aussprachen angeführt werden müssen, und ebenso das: es hat endlich aus-gedräuscht, was man ohne Zweifel fast häufiger, als: andräuscht, hört, wenn alle solche Laute und ihre Zusammensetzungen mit Präpositionen (woran die ausdrucksvolle Sprache unsers gemeinen Lebens noch unerschöpflicher ist, als bei dem besonnenen Gebrauche dieses übrigens so herrlichen Hülfsmittels), z. B. ausnutscheln s. S. 305 und eben so gut das anderwärts gewöhnlichere auszutschen nebst hundert ähnlichen, die Anführung verdienten, und dieß die wahre Vollständigkeit des Wörterbuchs wäre?

Bei dem uneigentlichen Gebrauche des andrehen war es am natürlichsten, mit ebensovielen Worten, als hier stehen, zu bemerken: daß es eben in diesem Sinne gewöhnlich mit: Nase, oder mit: etwas, gesagt werde. Sucht man das hier zur Erklärung gebrauchte aufhängen, so ist dabei S. 208 nicht gesagt, daß dieß dann uneigentlich stehe, aber wohl bei aufbinden, welches zur Erklärung von aufhängen gesetzt ist. — Das eine ist nicht uneigentlicher und nicht an sich dafür bestimmter, als das andere.

Von andudeln 2) unth. Z. dudelnd ankommen, gilt, was von der weiten Ausdehnung der Zusammensetzungen schon erörtert worden ist. Dagegen war anbraten: das zum Braten bestimmte Fleisch anfangen lassen zu braten, damit es sich länger bis zum völligen Braten und Speisen halte, richtiger, so zu bezeichnen, da dieß ein wirklich veränderter, eigner Begriff ist; so wie auch z. B. anteigen, welches in eben der Bedeutung wie einteigen gesagt wird. Bei anfeuern war der uneigentliche Gebrauch als der offenbar gewöhnlichste auszuzeichnen.

Wenn auch das Anliegen in der ungewöhnlichern Bedeutung für den Zustand des Anliegens ohne Mehrzahl ist, wie bemerkt wird, nämlich wie alle solche Zustände: so sollte doch auch gesagt seyn, daß es diese Mehrzahl in dem viel häufigern uneigentlichen Sinne haben kann.

Anschwèlen oder anschwälen fehlt: die Balken sind angeschwält, ehe es zur hellen Flamme kommt.

Digitized by Google

Appelliren, mit seinen Derivaten; Appell, fehlen ganz.

Bei Artikel lesen wir auch hier: Name des Geschlechtswortes, wie in den Sprachlehren des Vf., und ebenso bei den, da das Wörterbuch keine Grammatik ist, zu ausgedehnten Abschnitten: der, die, das, §. 747. das bestimmende Geschlechtswort, welches das zu ihm gehörige Hauptwort als ein bestimmtes Einzelwesen nach seinem Geschlecht bezeichnet; ein, S. 906, als Geschlechtswort, soll das Geschlecht oder die Art, wozu ein Ding gehört, nur überhaupt andeuten, und kein einzelnes bestimmt herausheben, daher es das unbestimmende Geschlechtswort genannt wird. Wenn Kindern die ersten Anfangsgründe der deutschen Sprache gelehrt werden; so mag man ihnen das Hauptwort so oberflächlich als dasjenige vorstellen, vor welches; der, die, das, gesetzt wird, und bei diesem Artikel zugleich den Unterschied der Bezeichnung des Geschlechts beibringen. Aber schon den Latein lernenden Knaben läßt man bei einer Unrichtigkeit, wenn man ihm diese Geschlechtsbezeichnung als den Hauptzweck des Artikels darstellt. Er muß auf dieselbe selbst stoßen, wenn er das artikellose Latein oder Polnische vergleicht; und die stete Vergleichung der Sprachen, in deren Erlernen unsere Kinder begriffen sind, erkennt man doch gewiß als ein vorzügliches Mittel der Entwickelung des Nachdenkens an. Lernt der heranwachsende Knabe, sey es auch nur zum Eintritt in Comptoirarbeiten, Englisch; so muß ihm in die Augen springen, daß der Artikel keineswegs zur Bezeichnung des Geschlechts da sey, und daß es gewiß der dem deutschen Artikel unmittelbar verwandte Englische nicht sey, sondern einen andern Zweck habe. Hat man sogleich anfangs gesagt, daß der Artikel im Deutschen, im Französischen, zugleich den Unterschied des Geschlechtes bezeichne; so hat man sich den Weg zu der Berichtigung und Vervollständigung des Begriffes offen gelassen. Aber in welchen Unbestimmtheiten schweben obige Erklärungen! Der Zweck der beiden Artikel ist zugeständlich: zu unterscheiden, ob von einer ganzen Gattung (welche ihren Gattungsnamen hat) ein bestimmtes Einzelne, oder nur unbestimmt irgend ein Glied gemeint sey. Geschlecht ist freilich oft auch so viel als Gattung, Art; man ersieht auch gar wohl, daß jenes Schwanken in der Erklärung dieses Redetheils von dieser Verwechselung entweder herrührt oder durch sie sich erhält: aber wie lange soll es noch dauern, ehe es aus unterrichtenden Sprachbüchern ausgetilgt wird?

Digitized by Google

Bei auspredigen fehlt gerade die gewöhnlichste Bedeutung des: sich auspredigen.

Der Vf. hat mit Recht vom fünften Bogen an die große Raumersparniß angefangen, die Zusammensetzungen und Ableitungen, nur mit Wiederholung des ersten Buchstabens des Quell-Wortes, z. B. unmittelbar nach Abzug: A — faß, A — freiheit u. s. w. folgen zu lassen. Warum aber nicht auch z. B. bei Aufgebots-Brief? wo die Erklärung überhaupt durch die Verweisung auf die erste Bedeutung im unmittelbar vorhergehenden Artikel so viel kürzer seyn konnte. Wenn die Bedeutungen überall mehr durch beigesetzte Nummern abgetheilt wären, so wären diese ersparenden Verweisungen ohne alle Schwierigkeit.

Durch solche Abtheilung hätten viele Artikel gewonnen, z. B. begreifen, wo, wie überall, der Gebrauch als thätiges und als unthätiges Zeitwort durch I. II., die verschiedenen Bedeutungen aber durch die arabischen Ziffern unterschieden werden konnten. Statt dessen sind sie es hier und anderwärts durch: dann, endlich, auch ohne daß die Bedeutungen selbst in einer Verbindung unter sich ständen, und ihr Hervorgehen aus einander dadurch angezeigt würde.

Es ist große Raumersparniß, daß die abgeleiteten Wörter nicht mit neuen Zeilen anfangen; aber daß hier, wie in andern übrigens trefflichen Wörterbüchern, wo für dieselbe Raumersparniß gesorgt ist, dann oft der alphabetischen Reihefolge nach das Quell-Wort hinter dem unbedeutendsten abgeleiteten sich gleichsam versteckt, ist eine Unbequemlichkeit, die das Auffinden verspätet, und leicht vermieden werden kann. Dem Quellworte gebührt sein besonderer Absatz. So fängt hier der Artikel mit Begreifeln an, welches kaum für ein gangbares Wort gelten kann, so der Artikel deuten mit Deuteley u. dgl.

Bei Beruf fehlt die erhebliche Bedeutung, die in: er hat Beruf dazu, liegt.

In Ansehung der Schreibart der Wörter mit C oder K hat der Vf. das Schwankende des Gebrauchs erwähnt, und den Wörtern, welche auch mit K geschrieben werden könnten, deshalb außer dem Sternchen, welches sie als ausländische vor sich tragen, auch noch einen Punkt vorgesetzt. Der Regel, daß, was aus dem Griechischen abgeleitet ist, mit K, was aus der lateinischen Sprache oder ihren Töchtern, mit C geschrieben werde, hat der Vf. nicht erwähnt. Die Wörter, welche aus dem Arabischen zu uns gekommen sind, wie: Cadi, sollten doch unter K stehen, oder wenigstens einen Punct haben.

Digitized by Google

Coran fehlt, ob wohl Alcoran angegeben ist; ebenso Cosinus, Caricatur, Caftan und viele andere Wörter. Da dieses Werk auch für Ausländer, wie Franzosen, Polen, bestimmt ist: so wird der Pole bei der Schreibart mit C besonders anstoßen, da er es in allen Fällen wie Z ausspricht. Darauf konnte nicht gerücksichtigt, wohl aber erwartet werden, daß die aus den slawischen Sprachen in die unsere übergegangenen Wörter mit K geschrieben seyen. Die Ableitung, welche ja der Lexikograph kennt, ist hier die einzige sichere Leiterin.

Bei Driesch hätte die Schreibart Dreesch erwähnt werden müssen, zumal sie bei den Hauptschriftstellern, z. B. Thaer, die gewöhnliche ist. Auch ist der Begriff bei weitem nicht genau genug angegeben. Der Dreesch ist das zur Weide liegen gebliebene Ackerland, welches gewöhnlich nach mehreren Jahren wieder zur Saat bearbeitet wird; dieß eben ist der Unterschied von Brache, welche das für ein Jahr ruhende, und während desselben zur künftigen Saat vorzubereitende Ackerland bezeichnet. Bei letzterem Artikel ist dieß nicht so bestimmt erklärt, und bloß in Bezug auf Dreifelder-Wirthschaft gedacht, da doch auch der Dreesch gebrächt, d. i. aufgebrochen, und ein Jahr lang zur künftigen Saat bearbeitet wird. Noch weniger ist auch nur angedeutet, daß solche Vorbereitung eben durch Aufbrechen geschieht, und davon das Wort herkommt.

Bei Drillen ist unter andern als Bedeutung angegeben: „üben, besonders von Soldaten (exerciren)". Aber ist sie erweislich, und ist bei ähnlichem Gebrauche nicht überall entweder Beschleunigung oder Plagerei die Hauptrücksicht?

Im Artikel Drilling fehlt ganz die Angabe, daß er zwei ganz verschieden abgeleitete Wörter begreift, wovon das eine von drey, das andere von drehen herkommt.

Daß über die Zusammensetzungen der Zeitwörter mit durch vieles Gute gesagt wird, haben wir schon erwähnt. Daß bei manchen Zusammensetzungen noch Manches zu erwähnen gewesen wäre, wie z. B. bei durchfahren als th. Z. nicht blos: „einen Weg durchfahren, durch vieles Fahren verderben" sondern auch: der Seemann hat die Bucht, hat alle Meere durchfahren, wollen wir gar nicht rügen. Aber warum hat sich der Vf. verleiten lassen, nach den S. 823 vorausgeschickten zweckdienlichen Bemerkungen bei jeder einzelnen von diesen Zusammensetzungen mit durch, die zum Theil kaum oder wenig üblich sind, Präsens, Particip, Infinitiv, ausführlich anzugeben, z. B. „durchdudeln th. Z. ich dudele durch, durchge-

Digitized by Google

dudelt, durchzududeln", S. 832 „durchfiedeln, ich fiedele durch, durchgefiedelt, durchzufiedeln u. s. w."? Wozu die Ausführlichkeit und Beispiele bei solchen Artikeln, wie der letztere, da man sonst, besonders im Buchstaben A, das Bestreben nach Kürze, zuweilen die Aufopferung der Deutlichkeit oder Erschöpfung bemerkt? Auch bei durchglühen, und durchglühen, war Wiederholung der fast gleichlautenden Erklärung zu vermeiden.

Bei Einkoppeln heißt es S. 932: „th. Z. in der Landwirthschaft, durch Einfriedigung zu einer Koppel machen" und man kann nun einfrieden nachsehen, wo S. 920 steht: „th. Z. einschließen, um vor Thieren ꝛc. zu sichern", und man wird doch nicht den deutlichen Begriff erhalten, daß jenes so viel sagen will, als: die Felder durch Gehege oder Wälle so eintheilen, wie sie der Reihe nach entweder bearbeitet, oder durch die Koppeln Vieh (die allerdings durch jene Zäune abgehalten werden können) abgeweidet werden sollen. Dieß ist ja eben die Koppel-Wirthschaft.

Bei empfänglich hätte es wohl Erwähnung verdient, daß dieses Wort die Activ-Bedeutung immer, wie bedenklich sie zuweilen, hat; bei letzterem war ein Beispiel wie: Sie sind zu bedenklich, wohl nothwendig.

Doch wir wollen nicht ein Buch über ein Buch schreiben. Der schätzbare Vf., welcher es wohl und lange versteht, nützlich zu wirken, wird auch unser Streben darnach in diesem Berichte über ein noch weiter auszuführendes, durch den Namen seines Urhebers und seinen Gehalt in sehr viele Hände gekommenes, Werk erkennen. D. L.

---

## XIII.

Andeutungen zur Kritik der neuesten Zoll- und Verbrauchssteuer-Gesetzgebung. Nebst dem preuß. Zoll- und Verbrauchssteuertarife. 1819. 8. XII. 196 S. Leipzig, bei Brockhaus. (Preis 20 Gr.)

Alle Welt weiß und Niemand zweifelt, daß es mit dem Handwerke nicht gehen könne, wenn die Arbeitssachen, die Werkzeuge und die Kunden schlecht sind; daß es mit dem Verkehre nicht gehen könne, wenn die Wege und Stege verfallen, die Flüsse verschlammt und mit Fachbäumen belegt, und die Wagen wie die Schiffe sammt ihren Waaren

und Frachten mit ungeheuren Gift und Gaben beschwert oder bald an dieser, bald an jener Grenze gar nicht zulässig sind; und daß es mit dem Handel nicht gehen könne, wenn man unter allen gebildeten Völkern den ungeschicktesten Hebel dazu, ein Geldwesen hat, womit man unter sich nicht einmal auseinander kommen kann, weil es an jedem Orte verschieden ist, weil keine allgemeine Bank die Geldverschiedenheit ausgleicht, und weil auch Wechsel, wegen hier und dort fehlender Wechselordnungen, nicht aushelfen, wenn man insbesondere zu Lande die fremden Grenzen verschlossen findet, und wenn man sich auf die See nicht wagen darf, ohne wirklichen oder verkappten Seeräubern in die Hände zu fallen, und ohne überhaupt auf ungewisses Glück zu fahren, weil man nirgend den Schutz eines einzigen Kriegsschiffes, nirgend den Beistand einer Innung von Landsleuten (von Factorien) oder die Vorgunst auf irgend einer eigenen Niederlassung zu erwarten hat. Da dieses alle Welt weiß und Niemand bezweifelt, und da aus allen diesen als Wesen des Handwerks, des Verkehrs und des Handels: eine treue und feste Gemeinschaft sich offenbart; so ist klar genug, daß ohne Beleidigung des gesunden Verstandes der Schluß nicht geleugnet werden könne: wenn es mit dem Handwerke, dem Verkehre und dem Handel gut gehen soll, so müssen die oben erwähnten Hindernisse und Mängel abgestellt und nicht noch vermehrt werden, so muß die Gemeinschaft und nicht die Trennung befördert, oder namentlich auf tüchtige Zünfte, große Handelsvereine im Innern und auswärts, auf wirksamen Innungsbeistand (z. B. wie die Engländer von ihrer Factorei zu Petersburg haben, wo der deutsche Handel nun auch immer mehr sinkt) und auf vortheilhafte Ansiedelungen gesehen werden. Dennoch haben spitzfindige Klügler den Schluß umkehren wollen, und nicht bloß wollen, sondern in der That mit ihren Luftschlössern die Werkstätte eingestürzt, und große und lebendige Handelsmärkte (wie z. B. vor Kurzem in N — mb — rg) zu Einöden gemacht.

Es soll hier nicht von dem geredet werden, was der dreißigjährige Krieg in Deutschlands Gewerken verwüstet und zerstört und welche Folgen das Zurückkommen der Deutschen im Vergleich mit ihren Nachbaren durch ihn auf Handel und Wandel gehabt hat. Es soll nicht erwähnt werden, daß schon früher ein reisender Engländer schrieb: die Deutschen treiben mit den Zöllen eine tolle Wirthschaft; noch daß die Städte Vereine schlössen, um mit gewaffneter Hand Sicherheit der Wege, Unterhaltung der Land- und Wasserstraßen, Ordnung in den äußern Steuern (unter diesem Namen soll begriffen werden, was sonst Zoll oder Mauthe hieß und nun Ein- und Ausgangszoll, Schiffahrtsgebühr, Weggeld, Verbrauchssteuer von auswärtigen Waaren ꝛc. ꝛc. heißt) zu befördern, und daß von diesen Vereinen der gesammte deutsche Handel, damals der ausgebreitetste in der Welt, geleitet wurde. Es soll vielmehr bloß das Wissenschaftliche berücksichtigt werden, welches — und mit ihm die ausübende Staatswirthschaft — durch zwei Lehrsätze verwirrt wurde. Nach dem Einen sollte alle Betriebsamkeit auf der Freiheit beruhen, welches nicht wahr ist, weil sie nicht auf der Freiheit allein, sondern zugleich auch auf der Ordnung beruht. Es wird keine Arbeit vollbracht, ohne daß sich dabei die freie Thätigkeit des Menschen auf eine Sache richte, diese Sache aber hat das Gesetz, also die Ordnung, in sich, nach welcher sie behandelt werden muß. Ferner kann nach der Natur des Menschen keine Arbeit ihre Vollkommenheit erreichen, wenn sie nicht auf irgend eine Weise gemeinschaftlich gemacht wird. Wie würden unsere Schuhe aussehen, wenn jeder Schuster auch nur die Handgriffe,



Digitized by Google

selbst erst entdecken müßte? Alles Gemeinschaftliche aber ist wieder im Gegensatz mit der Freiheit, und auf Ordnung beruhend. Der zweite falsche Lehrsatz war, daß Jeder seinen Vortheil am besten verstehe und sich von selbst am besten einrichte. Dieser widerspricht, um kurz zu seyn, das Denkgesetz, wonach ein Theil nicht mehr leisten kann, als das Ganze, also der Verstand des Einzelnen nicht mehr als der Verstand Mehrerer zusammengenommen; so wie die Erfahrung, nach welcher die Wirkung vereinter Kräfte größer ist, als der vereinzelten, und durch gemeinschaftliche Arbeit mehr geleistet wird, als durch vereinzelte. So klar dieses ist, so wurden doch, nach jenen beiden Lehrsätzen, das Zunftwesen, die Handelsgesellschaften, die Schutzgesetze des Staats für die Betriebsamkeit sammt oder sonders verdammt; und weil die Pariser Kaufleute einst aus Furcht vor willkührlichen Anordnungen einem Machthaber geantwortet hatten: lassen Sie uns nur zufrieden; so lehrte man keck und dreist, die Staatsverwaltung soll und muß sich um Handelssachen gar nicht bekümmern. Bequem ist diese Verwaltungsart eben so, als die Abfertigung der Klagen des Handelsstandes nach einem Staatsrechte, das den Verein der Gewerbleute eines Landes nicht anerkennt, des Denkens und Handelns für unfähig erklärt, und seine gemeinschaftliche Vorstellung für sträflich hält.

Dagegen ist das Verfahren der deutschen Fürsten und Bundesversammlung zu rühmen und zu preisen, welches den gesammten deutschen Handelsstand mit Hoffnung und Vertrauen erfüllt hat, daß er endlich auch dasselbe Recht und denselben Schutz wie der Handelsstand anderer europäischer Mächte erhalten werde, da unter ihnen der deutsche Staatenbund am mächtigsten ist: daß er mit ungelähmter Kraft wieder den Wettkampf mit den französischen und englischen anfangen könne, und daß er wenigstens sich von der Schmach, von dem Elende frei mache, nicht einmal in seinem eigenen Vaterlande stärker als der ausländische zu seyn, und Deutschland vor den Schrecknissen der Hungersnoth selbst bei zureichenden einheimischen Getreidevorräthen nicht sichern zu können. Die Zeugnisse über die jetzige Erbärmlichkeit des deutschen Handels sind zu bekannt, um einer Ausführung zu bedürfen, und in den Hauptverzeichnissen des Waarenvertriebes der beiden herrschenden Handelsmächte, Englands und Nordamerika's, wird sein Name kaum gefunden. Einige rohe Waaren, als Wolle, Getreide, Flachs, nicht einmal Garn mehr, geschweige denn Leinwand, mit etwas Rheinwein und Nürnberger Tand, das ist so ziemlich alles, was wir jetzt in die Wagschale gegen Zucker, Kaffee und Gewürze legen dürfen, und was dagegen fremde Schiffe in unsern Häfen verladen. Es ist noch ein Glück, daß nicht, wie nördlicher von uns, die Bergwerke selbst, die unsern Handelsausfall zum Theil decken und Staatseigenthum sind, auf fremde Rechnung betrieben werden, und daß auswärtige Handelshäuser die Wolle von ganzen Ländern nicht, wie von herrschaftlichen Gütern, haben in Beschlag nehmen können. Die Dänen und Schweden können uns nichts geben, was wir nicht selbst haben; und die Engländer sorgen dafür, daß sie von uns so wenig als möglich nehmen. Von Rußland kaufen wir zwei Hauptsachen, Pelzwerk und Talg, aber das solide Verkaufen hält schwer, und hat neulich besonders Lübeck in große Verluste gebracht; Gold- und Silberarbeiten, Lackwaaren, Putzsachen gaben sonst im dortigen Absatze vielen deutschen Gewerkleuten reichliches Brod, dürfen aber jetzt nicht mehr eingeführt werden. Polen ward unter den sächsischen Königen und durch ihre Prachtliebe ein goldener Boden für das

Digitized by Google

deutsche Handwerk, und jetzt versucht es darauf mit seinen eignen Kunstkräften, unter dem mächtigen Schutze eines heiligen Reichs, zu wuchern. Ungarn nährt mit seinen Reichthümern den Kunstfleiß Oestreichs, aber nicht des verbrüderten Deutschlands. Es ist traurig zu sagen, aber wer wird leugnen, daß die Türken unsre besten Nachbarn sind! Sie wollen nichts voraus haben, sie halten es mit dem Einen und mit dem Andern, wie es so hergebracht ist, und sie geben uns Sachen, wie z. B. Seide, Baumwolle, Meerschaum, Färbewaaren, die unsere Gewerkleute, deren Waaren sie zurücknehmen, zu nützen verstehen. Aber unter Griechen, Moldauern, Wallachen sind doch französische Sprache und Sitten beliebter als die deutschen, und darnach richtet sich auch der Gang und Stand des Verkehrs, worauf noch entscheidender die Wucht Englands einwirkt, zugleich von dem Hauptstaate und von dem indischen Nebenstaat, dessen Handel auf Malta sein Ablager und zu Wien seine Geschäftsträger hat. Noch größer als die Anneigung des Verkehrs der Griechen zu den Franzosen wegen Sprache und Sitten ist sie zu ihnen von Seiten der Italiener, aber der Zugang Italiens für französische Landfrachten beschwerlicher als für deutsche, welche von Alters her das Land, besonders die Lombardei, mit Eisenwaaren, Leinwand und mancherlei Handwerkssachen gegen Reis und Südfrüchte versorgt haben, und nun nicht mehr versorgen dürfen, wenn sie aus den übrigen Bundesländen durch das Oestreichsche ziehen wollen. Die dortige Wegsperre scheint doppelt schädlich, weil sie außer den unmittelbaren Störungen die Möglichkeit vermindert, daß der östreichsche Handel Deutschland durchdringe und die dortigen Weine die französischen verdrängen; und weil sie die Handelsabhängigkeit Deutschlands von Frankreich vermehrt, welches den Elsaß zum Durchwege nach Italien öffnet, und schon durch die Rückfracht bei dieser Gelegenheit den Absatz seiner Weine befördert. Sonst wurden die Ausgaben für französische Weine, Putz- und Schmuckfachen durch die Einnahmen für Getreide, Wolle, Leder, Leinwand, Band und kurze Waaren überwogen; jetzt nimmt Frankreich bei dem außerordentlichen Aufschwunge seines Landbaues und dem fast noch größern seiner Gewerke von allem diesen nichts mehr als Wolle, und eben so wenig nimmt es von Deutschland etwas zur Aussteuer seiner auswärtigen Ansiedelungen; dagegen gibt es ihm wenigstens eben so viel als sonst und empfängt dafür größtentheils Wechselzahlung. Auch von dieser Seite hat also Deutschland einen großen Handelsverlust erlitten, und es wird ihn dann noch mehr fühlen, wenn es die franz. Kriegssteuergelder vergriffen hat. Die Schweiz und Holland können von Deutschland nicht lassen, weil sie von seinem Brode genährt werden, jene ihr Salz, dieses Bau- und Pflastersteine und Holz von ihm empfängt (welche erstere es jedoch nun auch selbst aus dem mit ihm vereinten Lüttricher Lande zieht), wofür beide Vieh und Gewerkwaaren zurückgeben und den überschießenden Geldgewinn Frankreich für feinere Bedürfnisse zuwenden. Holland hatte zwar auch sonst den Rhein für die deutsche Seefahrt gesperrt, schwere Verbrauchs- und Durchgangssteuern auf deutsche Waaren gelegt, und mit herrschsüchtigem Auge den deutschen Handel bewacht; aber seine Reichthümer strömten auf ihn belebend ein, seine Thätigkeit bewegte ihn mit Kraft, und seine Waarenankäufe für die Niederlassungen machte es größtentheils bei deutschen Handwerkern. Alle diese Vortheile haben für Deutschland sich nicht wieder eingefunden, wohl aber alle jene Nachtheile, und überall ringsum Verluste, nichts als Verluste sich ergeben. Auch Spanien, einst sein herrlichster Markt, worauf der Treuglauben das Höchste galt, wohin ist es mit Spanien gekommen! Nur in der weite-



Digitized by Google

sten Ferne von Brasilien und von Hayti zeigt sich ein schwacher Lichtschimmer, aber viel zu ungewiß, um darauf zu rechnen.

So steht denn Deutschland auf sich selbst ganz allein da, und muß erst in sich selbst seinen Handel und seine Gewerke erkräftigen, verglie-dern und in Bewegungsordnung bringen, ehe es damit gegen die Aus-länder bestehen und dadurch von ihnen den Zins zurückfodern kann, den es ihnen jetzt von seinem Landbau gibt, und der es in Armuth hält, wo nicht in Hungersnoth stürzt. Der elende Schatten von Bewegungsein-heit des Handels, welchen das franz. Sperrwesen gegen England auf Deutschland warf, hat darin schon Wunder gethan, alte Gewerke ver-jüngt, neue gefördert, und den Verkehr, statt ihn zu lähmen, aufgeregt. Nachdem dieser Schatten wieder verschwunden ist, sind nicht bloß viele Gewerke verfallen, sondern auch durch ganz Deutschland altbewährte Handelshäuser gebrochen, weil gegen die Engländer bei ihren Fortschrit-ten in der Industrie, bei ihren großen Geldkräften, und bei ihrem durch ihre Verfassung und ihre Institutionen entwickelten Gemeingeiste einmal nicht gleich aufzukommen ist. Den sichersten Gewinn schien zu verspre-chen, wenn man sein Geld bei einem Handelsfürsten zu den ungeheuren Staatsanleihen anbrachte, weil sich bei den darleihenden Handelsfürsten die Macht nicht bezweifeln ließ, die empfangenen Staatsschuldscheine bei gutem Preise zu erhalten, und weil man dazu seine Scheine eben so schnell als gewinnvoll versilbern konnte. Diese Unternehmen glückten auch anfänglich und reizten dadurch zum Verfolg, nun thaten sich aber die Franzosen zusammen, erschwerten den Fremden den Verkauf wie den Ankauf franz. Staatsschuldscheine, indem sie deren Preis niedrig hiel-ten, bis sie es dahin brachten, daß die Untertheilnehmer an den Darlei-hen ihre Scheine unter dem Einkaufspreise verkaufen mußten, und die Verträge mit den Hauptunternehmern verändert wurden. Der Verlust bei den franz. Staatsschuldscheinen zog den Verlust bei allen übrigen nach sich, denn für diese bekamen die Nothverkäufer nun auch weniger, als sie dafür in ihrer Gewinnhoffnung gegeben hatten, und selbst nordamerikanische Banken stellten ihre Zahlung ein. Bei diesen Verlu-sten blieb es für Deutschland nicht, sondern es ist von allen Seiten be-zeugt, daß wegen der fortgesandten Baarschaften zu den Anleihen der Handelszins gesteigert wurde, und wenn er auch auf den Börsen der vornehmsten Handelsstädte wieder niedriger angemerkt war, sich doch für die nicht veränderte, welche Geld brauchten; daß bei der verringerten Menge des baaren Geldes seine Anschaffung mehr Zeit und Mühe, also auch mehr Kosten machten, welche dem letzten Abnehmer der Waaren zur Last fielen; und daß sowohl durch diese Geldverlegenheit, als durch das vermehrte Mißtrauen und durch die Unsicherheit in den mehrsten Han-delsberechnungen, die Geschäfte stockten und auf den innern Verkehr, nach so schweren Zubußen in auswärtigen Unternehmungen und nach einem so unglücklichen Spiele in den franz. Staatsanleihen, sich beschränkten.

Haben wir uns im Großhandel über böse Nachbarn zu beklagen, so haben wir uns in dem innern Verkehr über schädliche Schützlinge zu beschweren. Die Juden sind im Kriege Darleiher und Lieferer gewesen, und überreich geworden. Man weiß, daß etwa 60,000 Juden in Deutsch-land ihren eigenen Hausstand haben, aber man kann ihr Vermögen nicht wissen, nicht schätzen, nicht muthmaaßen. 100 Millionen Thaler lassen sich berechnen, ohne viel mehr als 100 Namen zu nennen, wenn man die bekanntesten Handelshäuser von Hamburg bis Triest, ihre kundbaren Ge-schäfte, Waarenlager, Gebäude, Landgüter flüchtig überschlägt. Doch die großen Handelshäuser haben in Europa gleiche Wirkung, wer immer

Digitized by Google

an ihrer Spitze stehen mag, und die jüdischen unter uns werden sich nicht als eigenthümlich schädlich erweisen lassen. Ganz anders verhält es sich mit der jüdischen Mäkelei, Krämerei und Hausirerei; dadurch wird den Bürgern ihr Gewerbe, oder wie man sagt, die bürgerliche Nahrung verkümmert, und dadurch wird bewirkt, daß die Judensöhne sich besetzen und die Bürgersöhne auswandern, und daß die Judenmädchen heirathen, die Bürgertöchter dagegen sitzen bleiben. Das Schädliche liegt in der Unstetigkeit des jüdischen Vermögens, welches in beweglichen Gütern besteht, nirgend sich feststellt, sondern sich, wie ein Heer gegen den Feind, dort zusammenzieht, wo Geldnoth und der höchste Geldzins ist, und in die Sachen wirft, welche den schnellsten und größten Gewinn versprechen. So rasch es sich von einem Orte zum andern, von einem Geschäfte in das andere bewegt; so veränderlich ist auch sein Eigenthum unter den Juden selbst, und ein bleibend reiches jüdisches Geschlecht in ganz Deutschland schwerlich zu finden. Hat diese Unstetigkeit freies Spiel in dem Verkehre, so verliert er seine Ordnung und Haltniß; die verlegene Waare verdrängt die gute, Borg und Wohlfeilheit verführen zur Verschwendung, die Berechnung des ordentlichen Kaufmanns wird unsicher gemacht, und es kommt endlich dahin, daß selbst mit der Länderei Schacherei getrieben wird. Man hat es in Baiern gesehen; kaum war da den Juden der Ankauf von Länderei gestattet, so kauften sie, nicht um Bauern und Gutsherren zu werden, sondern um die Länderei stückweis wieder zu verkaufen; und so mußte die Erlaubniß zurückgenommen werden, wenn nicht die Landwirthe die Tagelöhner der Juden werden sollten. Man hat es in allen Landen gesehen, wo den Juden Gewerbsfreiheit gegeben ist, daß sie den Verkehr und die Baarschaften an sich und den Volkshaß auf sich gezogen haben. Ja, ein bewährter Staatsmann, v. Gagern, hat vor längerer Zeit öffentlich gesagt, daß sie bei diesem Zustande Verfolgung und Zermalmung zu fürchten hätten, trotz der Höflichkeiten, die ihnen noch zur Zeit gemacht würden. Zu einem eben nicht blos kleinen Vorlaut ist es seitdem wirklich gekommen.

Was ist wider so viele Bedrängnisse des deutschen Handels in einer vierjährigen Friedenszeit geschehen? Die Staatsaufmerksamkeit hat wenigstens hin und wieder die Herstellung der Wege, den Wasserbau, und die Ordnung der Flußschiffahrt in Obacht genommen, und Hoffnung gegeben, daß die gegründeten Klagen gehoben werden; der Bundestag hat sich wider das Sperrwesen zwischen den Bundesstaaten wenigstens in Worten erklärt, den Juden in der Foderung des Staatsbürgerrechts kein Gehör verliehen, wider die afrikanischen Seeräuber Schutz für die deutsche Schiffahrt zu erhalten gesucht, und nunmehr die Berathung über den deutschen Handel als einen Hauptgegenstand seiner nächsten Verhandlungen anerkannt und angeordnet. Also wäre es unbillig, nicht bloß die Hoffnung, sondern die Gewißheit, da man dem gegebnen Worte einstweilen vertrauen muß, aller der Hülfe zu leugnen, welche der deutsche Bund dem zerrissenen Handwerke, dem verwirrten Verkehre und dem gelähmten Handel zu leisten vermag, und statt deren jetzt die traurigen Nothbehelfe versucht sind, durch Vereine der Gewerkleute in den Städten die Gewerkordnung geltend zu machen, oder durch Vereine unter Landsleuten dem Verbrauche fremder Gewerkwaaren zu entsagen. Die rechte Hülfe kann nur vom Bundestage kommen, und an ihn wandte sich auch der Handels- und Gewerbsverein, welcher auf der Ostermesse von 1819 zu Frankfurt zusammentrat, und, seinen Verfall vor Augen, klagte: daß der innere Handel wie eingeschnürt in 39 einzelne Zollsysteme gelähmt werde, indeß Engländer,

Digitized by Google

Franzosen *) und Niederländer die deutschen Messen mit Fabrikaten überschwemmen, und dadurch unsere Fabriken zu Grunde richten; daß man die Zollgesetze von 10 Staaten zu studiren habe, um von Hamburg nach Oestreich, von Berlin nach der Schweiz zu handeln. Die Umgehung der Mauthen werde von vielen rechtlichen Leuten nicht mehr für Unrecht gehalten, und so sinke die deutsche Rechtlichkeit mit dem Wohlstande. Nun werde durch das neue Zollsystem von Preußen diesem ganz Deutschland für die Güter zinsbar, welche den Rhein, die Elbe und die Weser passiren. Der Verein bat, daß die Zölle und Mauthen im Innern von Deutschland aufgehoben, dagegen aber ein Zollsystem gegen die auswärtigen Staaten aufgestellt werden möge, bis auch sie den Grundsatz europäischer Handelsfreiheit anerkennen. Es gingen darauf Abgeordnete an die Höfe von München, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Wiesbaden, Kassel, Weimar, Gotha, welche eine gute Aufnahme fanden. In einer Denkschrift von Weber aus Gera ward berechnet, daß jährlich bloß für englische Gewerkwaaren 130 Millionen Gulden aus Deutschland gehen, daß für andere europäische Waaren hiezu 52 Millionen und für außereuropäische Waaren 125 Millionen kommen, zusammen also 307 Millionen; daß dagegen Nürnberg, welches vor dem franz. Kriege jährlich für 9 Millionen Gewerkwaaren abgesetzt habe, jetzt kaum für 2 Millionen absetze, daß Schlesien sonst für 10 bis 11 Millionen Leinwand verkauft habe und jetzt kaum für 1 Million verkaufe, und daß in ähnlichem Verhält-

*) Es muß belehrend seyn, was der ehemalige Minister des Innern in Frankreich, der große Chemiker Chaptal, in seinem classischen Werke, de l'Industrie françoise, über den ehemaligen und jetzigen Gang und Stand des Handels zwischen Frankreich und Deutschland sagt. Was Chaptal von den in Deutschland eingeführten franz. Waaren angiebt, daß Deutschland selbst nur einen geringen Theil zur eignen Consumtion bedürfe und behalte, der größere Theil aber durch die großen Handelsmärkte in die europäische Consumtion geworfen werde, paßt auch zum Theil auf die englischen Waaren, und diese faktische Wahrheit muß bei den nachfolgenden Angaben Weber's auch nicht außer Acht gelassen werden.

„Les états d'Allemagne qui constituoient autrefois l'empire germanique, entretenoient avec nous un commerce florissant: les foires de Francfort et de Leipsick, où se réunissent tous les acheteurs du Nord et du Levant, formoient annuellement, pour les produits de nos manufactures et surtout pour nos soieries, un débouché de plus de 15 millions; la draperie y étoit très-recherchée; la librairie y trouvoit des échanges avantageux contre celle d'Allemagne; et, de nos jours, nos toiles peintes y ont été accueillies de préférence à celles de tous les autres pays, par rapport à la beauté des dessins, et à la solidité des couleurs.

„Indépendamment de ces deux grands marchés européens, où, en quelques jours, se traitoient des affaires immenses, notre commerce entretenoit des relations suivies avec chacun des divers états de la confédération d'Allemagne; nous leur adressions directement nos vins, nos denrées coloniales, des étoffes de laine et de soie, pour en tirer, en échange, des bestiaux, des laines, des chanvres, des fils, des peaux, des fers, de la rubannerie,

nisse überhaupt der Vertrieb der Gewerkwaaren gesunken sey. So verarme Deutschland, und eine Million Gewerkleute werden brodlos, wenn nicht durch die Verlegung der Zölle an die äußern Grenzen geholfen werde. Durch diese verringere sich die Staatseinnahme nicht, weil die Grenzzölle von den außereuropäischen Waaren zu 10 vom Hundert, von

---

de la quincaillerie, de la mercerie, etc.; les divers objets d'exportation formoient annuellement une valeur de 23 à 25 millions.

| Objets d'importation en France. | An. 1787 | An. 1788 | An. 1789 |
|---|---|---|---|
| | fr. | fr. | fr. |
| Bestiaux | 903,000 | 620,800 | 1,153,000 |
| Chanvre | 239,900 | ..... | ..... |
| Fil | 483,900 | 402,300 | 159,000 |
| Laine | 715,100 | 535,000 | 595,000 |
| Bois | 67,100 | 10,700 | 49,000 |
| Potasse | 213,000 | 161,500 | 182,000 |
| Cuirs en poil | 109,800 | 110,000 | 69,000 |
| Chevaux | 37,600 | 15,200 | 40,000 |
| Argent vif | 125,800 | 79,700 | 129,000 |
| Cuivre | 1,244,200 | 1,758,600 | 1,020,000 |
| Fers et aciers | 177,300 | 204,000 | 239,000 |
| Rubanerie | 1,595,900 | 1,655,500 | 2,314,000 |
| Peaux et pelleterie | 47,200 | 76,900 | 56,000 |
| Quincaillerie | 954,200 | 294,200 | 461,000 |
| Mercerie | 1,114,400 | 1,054,900 | 1,155,000 |

*Total des importations.*

En 1787 . . . . . 8,835,800 fr.
1788 . . . . . 8,077,300
1789 . . . . . 8,613,000

„La France a constamment expédié dans ces états, et aux époques ci-dessus, pour environ 3 millions de vins, eaux-de-vie et comestibles de toute espèce, pour 1 million de denrées coloniales, et pour 16 à 20 millions de produits manufacturés.

*Etat de nos exportations.*

En 1787 . . . . . 22,464,400 fr.
1788 . . . . . 23,588,600
1789 . . . . . 24,990,000

„Si l'on jugeoit d'après ces résultats, on pourroit croire que les états d'Allemagne entretenoient avec la France un commerce qui leur étoit défavorable, puisque, outre le grand avantage que présente la somme de nos exportations, nous avions encore celui

Digitized by Google

den europäischen Waaren des Festlandes zu 15 und von den englischen Gewerkwaaren zu 50 pCt. einen Ertrag von 24 Millionen geben würden. Ueber die Zahlen in dieser Denkschrift soll nicht gestritten werden, mit ihrem Sinne aber stimmte auch eine Vorstellung überein, von mehr als 5000 Gewerkleuten aus dem Voigtlande und dessen Nachbarschaft an

---

de vendre des produits fabriqués pour environ 18 millions, tandis que l'importation n'en offre que pour une valeur de quatre à cinq; mais il faut observer que cette différence provient des ventes que nous faisions à Francfort et à Leipsick, où venoient s'approvisionner tous les peuples du Nord et du Levant; de sorte que ces objets d'industrie étoient versés dans la consommation générale de l'Europe, et que les états d'Allemagne n'en retenoient qu'une foible partie pour leurs besoins.

„Le commerce de la soierie de Lyon avec les états d'Allemagne est organisé de telle manière qu'il est presque à l'abri des prohibitions: des commissionnaires des meilleures maisons d'Allemagne se sont établis à Lyon pour y faire les achats et diriger les expéditions; leurs commettans vendent une partie des marchandises à Francfort ou à Leipsick, et font passer directement le reste dans les pays de consommation; leur intérêt, lié à celui des consommateurs, surmonte tous les obstacles qu'on peut opposer à l'introduction, surtout dans des pays où la séparation des états résulte des conventions politiques, et n'est tracée presque nulle part par des barrières que la nature ait posées. Le commerce d'exportation pour les états d'Allemagne, réduit à la simple consommation du pays, balanceroit à peine l'importation.

„Depuis trente ans la position commerciale de quelques états d'Allemagne a beaucoup changé, et notre industrie doit s'en ressentir: les manufactures de laine, de coton et de fil se sont multipliées et améliorées partout, à tel point, que la vente de nos produits y donne à peine aujourd'hui les bénéfices les plus modérés du commerce: la Saxe, surtout, a formé des établissemens qui ont diminué nos débouchés; les laines y ont été tellement perfectionnées, par l'introduction des mérinos et le croisement des races, qu'on en exporte une très-grande quantité, et qu'elles approvisionnent les fabriques de Verviers, d'Aix-la-Chapelle, et des bords du Rhin. La Saxe a encore établi un grand nombre de manufactures de cotonnade, de draperie, de toilerie, et s'est placée, par son industrie, au rang des premières nations manufacturières de l'Europe. Si l'on ajoute à ces avantages celui de posséder de riches mines métalliques dont l'exploitation est dirigée par une administration très-éclairée, on concevra que ce royaume est un des plus redoutables pour notre commerce avec le Nord.

„Dans l'état actuel, nos principales relations commerciales avec les états d'Allemagne doivent être fondées sur nos vins, eaux-de-vie, et soieries. La draperie et les objets de goût pourront bien y trouver quelque débit, mais ces objets n'y feront jamais la base d'un commerce considérable.“

Die Redact.

Digitized by Google

den Bundestag, und sie ward dort von dem Gesandten der sächsischen Häuser mit der Erklärung unterstützt, daß „Deutschland unmöglich ein Ganzes bilden könne, so lange durch Zoll- und Mauthlinien im Innern benachbarte Staaten als Ausland betrachtet, und die Reibungen vermehrt, statt durch die Idee eines gemeinschaftlichen Vaterlandes vermindert würden.“ Dort übergab ferner der Handelsverein ähnliche Gesammtvorstellungen aus mehreren Landen, widerlegte „eine Stimme, welche sich an hoher Stelle hat vernehmen lassen, als ob es etwas Unzulässiges, ja Gefährliches und Unmögliches wäre, was der deutsche Handels- und Gewerbstand bittet,“ durch die erfreulichsten Zusicherungen, welche die Abgeordneten berichtet hatten, und zeigte an, daß er „aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands die Erfahrungen und Detailkenntnisse zum Behuf eines allgemeinen deutschen Douanensystems sammeln und dessen Resultate der Bundesversammlung vorlegen“ werde. Dort erklärte auch das Gesammthaus Anhalt, daß der Handel seines Landes einer Beschränkung von Außen, fremden Gesetzen und Abgaben unterliege, welche die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des Staats gefährden, und daß seinen Unterthanen von Außen Lasten aufgebürdet würden, welche ihnen ihre eigene Regierung nie zugemuthet hätte. Der Beschluß aber in der denkwürdigen Sitzung zur Bundesbefestigung am 20. Sept. 1819 war, daß die Erleichterung des Handels und Verkehrs zwischen den Bundesstaaten zur möglichsten Ausführung des 19. Art. der Bundesurkunde rücksichtlich der Lokalitäten und der Steuersysteme unverweilt verhandelt und zum Schluß gebracht werden solle.

Als es so um Deutschlands Handel und Gewerke stand, erhielt Preußen ein neues Gesetz für sein äußeres Steuerwesen, und für ein eisernes hielten es die Nachbarn, besonders die Anhalter; über dieses Gesetz hatte namentlich der Handelsverein bei dem Bundestage sich beklagt, gegen dieses Gesetz war die dortige Erklärung von Anhalt gerichtet, und aus Anhalt ein Schriftstreit erhoben. Die Umstände aber in Preußen selbst, unter welchen dieses Gesetz eintrat, werden sich aus der Inhaltsanzeige der vorliegenden Abhandlung ergeben, deren Vf. eine zu genaue Kenntniß der preußischen Sachen und des Steuerzustandes hat, um irgendwo anders als in Preußen und bei der Steuerverwaltung zu suchen zu seyn. Er ist des Wortes eben so mächtig als der Sache, und urtheilt unbefangen aus reiner Wissenschaftsliebe und freimüthig in edler Absicht. Er soll nun reden, ohne weder unterbrochen noch vertreten zu werden:

Endlich und längst ersehnt tritt die neue Zoll- und Verbrauchssteuergesetzgebung vom 26. Mai 1818 hervor, nachdem sich das preuß. Zoll- und Accisewesen als hemmendes Princip feindselig entgegengestellt dem bürgerlichen Gewerbe, der Industrie und dem Genusse, und man sich den Zeitpunct namhaft gemacht hatte, wo die alte Accisevorfassung einer neuen weichen und nicht mehr dem Nationalreichthum große Fonds entziehen würde, ohne der Staatscasse einen verhältnißmäßigen Betrag zuzuführen. Friedrich Wilhelm I. führte 1720 ein förmliches Accisesystem ein, dessen zahlreiche hohe Steuersätze vorzüglich darauf berechnet waren, seiner Abneigung gegen allen Luxus zu entsprechen und seinem Schatze eine ergiebige Quelle zu eröffnen. Friedrich II. suchte und fand in der indirecten Steuererhebung die scheinbar am leichtesten zu bebauende Fundgrube zur Vermehrung der Staatseinnahme. Er entschied sich für den Plan, welcher ihm durch die mächtige Autorität Colbert's und durch die Freundschaft für Helvetius empfohlen wurde. Sein Ministerium bildete eine entschiedene Opposition gegen die Vor-

Digitized by Google

schläge des Helvetius, und der König griff durch, indem er ein System (Regie) einführte, welches von allen Ministerien getrennt, unter seiner und einer Menge aus Frankreich verschriebener Officianten Leitung, sehr hohe Besteuerungssätze und der Nationalindustrie die drückendsten Fesseln anlegte. Der König wähnte die Träume vom Flor der Fabriken zu realisiren, behielt dem wunderlichen Institute den Monopolhandel mit Kaffee, Taback u. s. w. vor, und erklärte nach und nach gegen 500 Artikel des Lebensbedürfnisses für Contrebande, d. h. für Waaren, die unter keinem Vorwande von Privatpersonen oder nicht besonders dazu Privilegirten eingeführt werden dürften. Die Regie brachte ihm, aller Uebelstände und Klagen ohngeachtet, bedeutendes Geld ein, verstattete eine leichte, klare Uebersicht, und gab vielen inländischen Fabriken das Daseyn. Eine segensreiche Frucht des Strebens Friedrich Wilhelms II., die Stimme des Volks für die Anordnungen der innern Staatsverwaltung zu gewinnen, war die Aufhebung der Regie, die Vereinigung der höchsten Zoll- und Verbrauchssteuerbehörde mit dem Generaldirectorio, und eine neue Accise- und Zollgesetzgebung vom 3. Mai 1787. Dieses System behielt man in den Marken, in Pommern, Schlesien und dem eigentlichen Preußen bis zur gegenwärtigen Zeit, 1819, bei, wenn es gleich mit zahllosen Veränderungen, Local- und Provinzialmodificationen durchwebt wurde. Seine Basis ist, daß jeder Unterthan nach dem Verhältnisse seines Erwerbes und seiner Consumtion zu den Staatsbedürfnissen beitragen müsse, und setzt hiermit den Zweck in Verbindung, durch eine genaue Aufsicht der Acciseofficianten auf Handlung, Fabriken und Industrie zur Beförderung derselben, eine ununterbrochene Curatel über die gesammte Thätigkeit des inländischen bürgerlichen Gewerbes auszuüben. Durch die Zollverwaltung wird der Staat ein in sich geschlossenes Ganze, und der Handelsverkehr mit dem Auslande, wie die Durchfuhr ausländischer Waaren, besteuert. Den Uebelstand der Isolirung der verschiedenen Provinzen war man nicht ganz wegzuräumen im Stande, und die Politik Preußens brachte mit sich, den kleinen Nachbarn nicht durch offenbare Verletzung der Reichsgesetze über das Zollwesen zu Klagen Anlaß zu geben. Die Acciseverfassung hat zum Gegenstande die inländische Industrie, wie den Handel und Verbrauch ausländischer Waaren und deren Besteurung, die nur in den Städten vorgenommen wird, im Gegensatz zum flachen Lande, das mit allen Bedürfnissen der Industrie, insofern sie einen Gegenstand des Handels ausmachen, allein auf die unter genaue Officianten- und Thor-Controle gestellten Städte verwiesen ist. Im Verhältniß zum Auslande theilt das Accisegesetz die Gegenstände des inländischen Verbrauchs in solche, die gegen Versteurung eingeführt werden dürfen, und in verbotene (Contrebande). Die Erhebungstitel sind nach und nach sehr vermehrt: wirkliche Accise, Zoll, Impost, Handels-Accise, Uebertrags-Accise u. s. w. Die Gesetzgebung ist zuletzt dahin gediehen, daß die Officianten nicht wußten, was sie eigentlich erhoben, welche Register sie führen sollten, und welche Ausfertigungen erfoderlich waren. Eine Grenzbesetzung, welche den Schleichhandel verhindern konnte, blieb damals bei dem offenen Lande ganz unausführbar, und darin, daß aller Handel innerhalb der Accisebarrieren der Städte getrieben ward, lag die Möglichkeit, den Verbrauch der Waaren hoch zu besteuern. Man suchte sich gegen Ausfälle in der Einnahme durch Vervielfältigung der Officianten zu sichern; aber der Nationalhaß gegen die franz. Accise- und Zollbeamten ging desto entschiedener auf ihre deutschen Nachfolger über, je mehr sie ihr Amt nach den militärischen Reminiscenzen wie ein Commando zum Fouragiren betrachteten. Die

Digitized by Google

Untersuchung der Defraudationen war einer besondern Administrationsjustiz anvertraut, und nach dem Geiste der Verwaltung konnte sich kein Officiant auszeichnen, als dadurch, daß er nachwies, viele Processe gemacht zu haben. Der Ertrag der Accise, ohne Zölle, von den wichtigsten ausländischen Verbrauchswaaren betrug nach dem Durchschnitt von 1815—17 2,393,295 Rthlr., ⅔ beinahe vom Zucker und Syrup, ein zweites Drittel von fremden Getränken, und ⅓ vom Kaffee.

Friedrich Wilhelm III. beabsichtigte eine Accise- und Zollreform schon in den ersten Jahren seiner Regierung. Es findet sich auch ein Edict vom 28. October 1810 über eine Consumtions- und Luxussteuer; was aber von demselben im Gesammtumfange der damaligen Monarchie, oder in einzelnen Theilen derselben in Anwendung gekommen ist, läßt sich, wie bekannt, schwer bestimmen, und erfodert immer bei jeder Gesetzesstelle eine ganz besondere, oft recht schwierige Untersuchung. Nach dem Pariser Friedensschlusse wurde von den Verwaltungsbehörden das Einsammlen der zur Bearbeitung eines neuen Steuersystems erfoderlichen Notizen sorgfältig betrieben, und dieses that um so mehr Noth, da Provinzen in den Staat eingeschlossen waren, deren Besitz nach dem Puncte ihres bürgerlichen und politischen Lebens, ihres Gesichtskreises, ihrer Bedürfnisse und ihrer Foderungen in jeder Hinsicht neu war. Die Resultate dieser Arbeit der Provinzialbehörden, des Finanzministerii und des Staatsraths, in welchem, als die Vertreter der Provinzen, die Stimmen der herzugerufenen Oberpräsidenten gehört waren, liegen in der neuen Zoll- und Verbrauchssteuer-Gesetzgebung den Zeitgenossen vor. Es wird allen fremden Erzeugnissen der Natur und der Kunst der Eingang, der Verbrauch, die Durch- und Ausfuhr im Umfange des Staats gestattet. Ausnahmen hiervon finden nur als Vergeltung drückender Maßregeln des Auslandes statt. Der Einfuhrzoll beträgt der Regel nach 12 gl. für den Centner. Bei der Ausfuhr gilt Zollfreiheit als Regel. Die Verbrauchssteuer wird von den zum Verbleiben im Lande bestimmten Waaren dergestalt erlegt, daß dieselbe bei Fabrik- und Manufacturwaaren des Auslandes in der Regel 10 pCt. des Werths, na den Durchschnittspreisen, nicht übersteigen. Es ist ein besonderer Tarif für die östlichen Provinzen, und für die westlichen: Westphalen, Cleve, Jülich, Berg und Niederrhein, entworfen. In den östlichen Provinzen ist der Eingangszoll, als Durchfuhrabgabe, generell auf 12 ggl. ermäßigt von allen Gegenständen, welche links der Oder ein- und durchgehen. Der Verkehr im Innern soll frei seyn, so daß alle öffentliche und Privatbinnenzölle aufhören, wie alle andere Handels- und Consumtionsabgaben von ausländischen Waaren. Fremde Waaren, welche in den östlichen oder westlichen Provinzen den Einfuhrzoll und die Verbrauchssteuer entrichtet haben, werden bei Versendungen in den andern Haupttheil als inländisch behandelt, mit Ausnahme des Weins beim Verbrauch in den östlichen Provinzen. Für einzeln liegende, oder besonders hervorspringende Landesparcellen wird die Behandlung fremder Gegenstände besondern Bestimmungen vorbehalten. Abänderungen des Tarifs sollen der Regel nach nur vermittelst einer alle drei Jahr vorzunehmenden Revision erfolgen; Erläuterungen aber nur jährlich auf einmal ausgesprochen, und bei Auslegung des Gesetzes nicht auf frühere Steuergesetze zurückgegangen werden.

Eine besondere Beachtung der Grenzen des preuß. Staates ist das Nächste, wozu die Verlegung der Steuer-Controle aus den Städten an die Grenzen führt. Der gesammte Flächeninhalt beträgt 5028 Quadratmeilen und zerfällt in zwei Landestheile, von denen der östliche die

Digitized by Google

Hauptmasse von 4201 QM. bildet, und eine Grenzlänge von 585 Meilen (104 an der Seeküste) hat. Von ihm liegen auf dem nächsten Wege, von Heiligenstadt nach Warburg, 7¾ Meilen weit, die rheinisch-westphälischen Lande mit 813 Qu. Meilen Flächeninhalt und 254 Meilen Grenzlänge entfernt. Nach der Ansicht der geographischen Trennung theilt die Gesetzgebung die Monarchie in zwei Hälften; jedoch scheint mehr die Ahnung der Nothwendigkeit einer solchen Theilung, als eine genaue Erwägung der Natur der Grenzen rücksichtlich eines Steuersystems vorgewaltet zu haben. Die preuß. Grenzen gegen Rußland und Oestreich machen einer Zollverfassung gar geringe Schwierigkeiten, aber in desto reicherem Maaße treten letztere hervor, wo die Grenze berührt und durchschnitten wird von kleinen Staaten, stark bevölkert, durch Industrie aller Art belebt und ohne ein strenges Zollsystem. Bei der Concurrenz solcher Umstände ist eine mit hohen Steuersätzen unumgänglich nöthige Bewachung der Grenze ohne die gewaltsamste Störung alles gegenseitigen und freien innern Verkehrs unmöglich und an keine ertragreiche Steuererhebung zu den Administrationskosten zu denken. Jene Schwierigkeiten findet man vereinigt von Seidenberg im Liegnitzer Bezirk, wo die sächsische Grenze beginnt, bis nach Mecklenburg, und in Betreff aller Grenzen der westlichen Abtheilung. Es dürfte daher wohl der Vorschlag eine Berücksichtigung verdienen, daß nach der Möglichkeit einer zweckmäßigen Grenzbewachung und Behufs eines höheren und niedrigeren Tarifs zur Grenze des östlichen Theils die Elbe bestimmt, die natürliche Abscheidung dieses großen Flusses benutzt und die preuß. Provinz Sachsen für eine leichtere Grenz-Controle gewonnen wäre. Die höchsten Behörden haben dieses schon theilweise selbst gefühlt, und die Stadt Erfurt mit den Landkreisen u. a. m. vom Zollverbande ausgeschlossen.

Der Eingangssatz auf der linken Seite der Oder von 12 gl. tritt dem bekannten von 5 Rthlr. in Golde für das Frachtpferd so nahe, daß darüber wohl keine gegründete Klage erhoben werden darf. Jenseits der Oder würden bei einer so sehr verschiedenen Besteuerung der Durchfuhr besonders die russ. polnischen Provinzen, wie Krakau, hart getroffen werden müssen; es ergiebt sich aber die Vermuthung, daß specielle Handelsverträge mit dem russ. Gouvernement die Vollziehung jener Durchgangsabgabe sehr motiviren. —

Der Gesetzgeber hat entschieden ausgesprochen, daß der Werth der Fabrikwaare den Betrag des Steuersatzes bestimmt; bei der Besteurung selbst aber, die gerade bei den Fabrikwaaren oft hohe, den Werth erreichende Abgaben feststellt, ist der Werth der Waare ganz unberücksichtigt geblieben, und allein das Gewicht zur Grundlage der Besteurung genommen. Das heißt nicht mehr und nicht weniger als ein als mangel- und fehlerhaft anerkanntes Princip gesetzlich feststellen, um die möglichen Nachtheile zu vermeiden, die bei einer fehlerhaften Verwaltung und einem schlechten Officianten-Personale bisher im Preußischen häufig aus einem richtigen Principe entstanden sind. Gab es denn keinen vermittelnden Ausweg?

Vergleichen wir den vorliegenden Tarif mit den vierzehn Erhebungsgegenständen des Gesetzes vom 28. Oct. 1810, so erstaunt man, statt jener Vereinfachung der Verbrauchssteuer ein durch mehr als einen Bogen hindurch laufendes Werk zu finden, das in 67 Sätzen die Steuerbestimmungen enthält, mit Unterabtheilungen, die weit in das Alphabet hineingehen, und eine Analyse des Tarifs nach der Buchstabenfolge nimmt, enge gedruckt, über 10 Foliobogen ein, und läßt nach diesem Umfange

schon keine vorwaltende Vereinfachung der Steuer-Erhebung vermuthen. Bei der nähern Bekanntschaft des Tarifs findet sich, daß der Gesetzgeber zunächst nur jene 14 Hauptartikel: Wein, wollene, baumwollene und leinene, seidene, Leder-, Metall-, Glas-, Töpfer- und Porcellanwaaren, Zucker, Kaffee, Syrup, Branntwein, Gewürz- und Apothekerwaaren, Oel und Thran, Taback zu besteuern zum Zweck hatte, und daß die übrigen noch beigebrachten Artikel nach dem sich daraus ergebenden Gewinne völlig unbedeutend sind. Die Ausführlichkeit hat ihren Grund in einer mit dem Zwecke des Gesetzes in Widerspruch stehenden zu hohen Besteuerung der einzelnen Gegenstände, in den Ausnahmen von der selbst gegebenen Regel, um für den Ausfall der Einnahme jede mögliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Die Eingangsteuer von den wollenen Waaren für den Centner 6 Rthlr. und in den westlichen Provinzen 2 Rthlr., die Verbrauchssteuer, nach der Feinheit und Breite zu 4½ und 9 gr. ist um so mehr zu verwundern, da die preuß. Wollenfabricate die Concurrenz aller übrigen nach ihrer Qualität und ihrem Preise aushalten können. Nach gleicher Norm sind die baumwollenen Waaren in den westlichen Provinzen belegt, welches nach entgegengesetztem Gesichtspuncte als eine nicht zu rechtfertigende, zu hohe Steuer erscheint. Auch die Vergleichung der Besteurung des Kaffee's und Zuckers will auf Mißgriffe deuten. Der Zucker hat, nach dem Gewichte berechnet, einen geringern Werth als der Kaffee, ist ein weit mehr unentbehrliches Bedürfniß als dieser, und dennoch fast noch einmal so hoch besteuert. Für den Zucker, welchen die altpreuß. Zuckersiedereien zufolge einer officiellen Berechnung im Durchschnitt jährlich verarbeiten würde die Verbrauchssteuer 273,426 Rthlr. 9 gl. betragen; dagegen, wäre jene Quantität Zucker bereits raffinirt eingegangen, 477,887 Rthlr. 17 gl. 9 pf. erlegt seyn; mithin räumt der Staat willig allein für die alten Provinzen einen baaren Cassenverlust von 206,461 Rthlr. 8 gl. 9 pf. ein, um nur die inländischen Zuckerbäckereien zu erhalten. Wir treffen ferner auf Steuerbestimmungen, die 30 und mehr Procente des Werths erreichen und sich wohl gar als Versehen charakterisiren, z. B. von Rosinen, die zur Essigsiederei gebraucht werden. Auf die Besteurung der Metallwaaren hat wohl vorzüglich die Begünstigung der schlesischen Hüttenwerke gewirkt; die nicht altpreuß. Provinzen können unmöglich im Geringsten berücksichtigt seyn. Die Hüttenarbeiter des angrenzenden Auslandes kamen bisher auf unser Gebiet, verkauften ihre Waaren und kauften ihre Bedürfnisse ein, dieß gab einen kleinen Verkehr, in welchem eigentlich die Industrie lebt. Alles dies wird gestört, gehemmt und gewaltsam zerrissen.

Von Zucker, Syrup, fremdem Getränke ergab sich bisher in den altpreuß. Provinzen eine jährliche Abgabe von

1,942,787 Rthlr. 2 ggl. 9 pf.

Die gleiche Quantität dieser Waaren wird nach dem neuen Steuertarif zahlen 1,276,074 „ 22 „ 10 „

mithin zahlen die Altpreußen künftig weniger . . . . . 666,712 Rthlr. 3 ggl. 11 pf.

Wenn in den preuß. sonst westphälischen Provinzen am linken Elbufer eine gleiche Quantität zur Versteurung kommt, so zahlen dafür die Steuerpflichtigen nach dem bis zum Schlusse des Jahres 1818 gehabten Tarif . . . . . 681,757 Rthlr. 11 ggl. 1 pf.

mithin müssen sie nach dem neuen Gesetze mehr geben . . . . . 594,317 „ 11 „ 9 „

Die altpreuß. Städte genießen, zwar nach verschiedener Maßgabe, doch immer so eine Befreiung an der Grundsteuer, daß dieselbe von keinem Belange ist. Die Erwestphalen zahlen ununterbrochen und ohne Verminderung die unerhörte Grundsteuer von 20 pCt. des reinen Ertrags. Sie haben seit der Wiedervereinigung annoch bekommen eine Stempelsteuer, die ungleich höher ist als die westphälische, eine Gewerbsteuer, die mit der westphälischen gar nicht gleichgestellt werden kann; dagegen ist die Personalsteuer nach preuß. Gesetzen gelinder, mit den übrigen Steuern aber verglichen, unbeträchtlich.

Die neue Zoll- und Verbrauchs-Ordnung. Die Aufsicht für die aus dem Auslande kommenden und dahin gehenden Waaren ist an den Grenzbezirk verlegt: die eigentliche Grenzlinie und die Binnenlinie. Durch diese führen Zollstraßen und Nebenwege; der Waarentransport ist der Regel nach auf die erstern beschränkt; der Transport auf Nebenwegen ist nur verstattet bei abgabenfreien, unverpackten Waaren u. s. w. Ueber die Grenzlinie ist der Transport abgabenpflichtiger Gegenstände nur in den Tagesstunden erlaubt. Auf ihr sind Zollämter und Ansageposten, auf der Binnenlinie Controlämter, und im Grenzbezirke patrouilliren Grenzaufseher zu Pferde und zu Fuß in allen Richtungen. Bei den Hauptzollämtern ist jede Zoll- und Verbrauchesteuer-Entrichtung zulässig; sie nur können Abfertigungen aller Art vornehmen, wogegen die Nebenzollämter, in 2 Classen getheilt, nur bis 10 Rthlr. Verbrauchssteuer von jedem Transport ziehen und darüber Bescheinigung vertheilen dürfen. Die Controlämter haben nur die Befugniß zur Erhebung des Ausfuhrzolls. Auffallend ist, daß, bei Auseinandersetzung der Dienstverrichtungen der Officianten, deren Wirkungskreis so oft wiederkehrend angedeutet wird, nicht innerhalb dem Gebiete bestimmt a gegebener Thatsachen und Formalitäten, sondern auf Vermuthung, Wahrscheinlichkeit, Verdacht und Ueberzeugung. Diese Hinweisungen stehen im Widerspruche mit dem an andern Stellen sichtbaren Streben, das Publicum der Willkühr und Bedrückung der Officianten zu entreißen. Das Princip der neuen Gesetzgebung ist nicht consequent durchgeführt und das bisher gewöhnliche System hat doch seine Autorität verloren, indem auf den moralischen und intellectuellen Werth der Officianten bald viel gebaut, bald gar nichts gerechnet wird. Wie viel Rügen kann eine strenge aber nicht ungerechte Critik über den einzigen Paragraph beibringen: „der Steuerpflichtige muß den Beamten die Waaren in einem Zustande darlegen, worin sie sich die Ueberzeugung von der Qualität und Quantität verschaffen können, und die dazu erfoderlichen Handleistungen, nach Anweisung der Beamten, auf eigene Gefahr und Kosten verrichten.“ Man erwäge jene Handleistungen: die Art und Weise derselben hängen von der Willkühr, von der subjectiven Ueberzeugung des Beamten ab, die Gefahr und Kosten treffen den Steuerpflichtigen, ohne alle nähere Bestimmung und Modification! Auf dem Zollamte (es besteht aus dem Inspector, Rendanten und Controleur) selbst erfolgt zuerst die genaue Angabe der Ladung, dann die Revision auf den Grund der Declaration und die Versteurung in Folge derselben. Die Quittung wird auf das Duplicat der Declaration gesetzt, die Frachtbriefe werden gestempelt, und beide dem Wagenführer zurückgegeben. Die Instruction zur Geschäftsverwaltung eines Hauptzollamtes füllt 9 Bogen. Die dazu gehörigen Schemata über die vorgeschriebenen Abfertigungen und über die zu führenden Register beweisen, daß die Vereinfachung des Geschäftsganges noch manches zu wünschen übrig läßt. Die Zoll- und Verbrauchssteuer-Journale sind in vier Classen getheilt, je nachdem die Gegenstände zur

Digitized by Google

Declaration kommen; das Zollsubdivisionsregister zerfällt gleichfalls in 4 Kapitel, die drey ersten für den Eingang, das vierte für den Ausgang; wie das Verbrauchssteuer-Subdivisionsregister, von denen die ersten beiden die Manufactur- und Fabrik-, das dritte die Metallwaaren, und das vierte die Verzehrungsgegenstände (ausländische Getränke u. s. w.) verzeichnen. Hiernächst werden besondere Declarationsregister, Wageregister, Cassenbücher u. s. f. geführt, so daß man nicht begreift, wie, wenn alle Formolitäten, der Instruction gemäß, erfüllt werden sollen, die Officianten eines Hauptzollamtes die schriftlichen Expeditionen vornehmen, die Kassengeschäfte besorgen, die Dienstcorrespondenz führen und die wirklichen Waarenrevisionen verrichten können. Was die Sicherstellung der Gefälle von transitirenden Waaren betrifft, so bestimmt die Zollordnung Deponirung derselben, Bürgschaft, Begleitung der Waare, und den unversteuerten Transport, wenn der Einbringer als sicher bekannt ist. Die sich ergebende Schwierigkeit, wie man ohne Aufenthalt die Sicherheit durch Bürgschaft, wenigstens der Form nach, stellen könne, kam bei dem Zollamte N. N., da über dasselbe der Hauptwaarenzug von Leipzig nach Niedersachsen ging, in ernste Betrachtung, und ward schnell dahin vermittelt, daß besagtes Zollamt einen Generaltransitobürgen annahm. Anfangs mußte der zur Bürgschaft verpflichtete Wagenführer 2 ggl. für den Centner entrichten, bald aber sah man ein, daß auch aus einer geringen Privatbürgschaftssteuer monatlich eine hübsche Summe erwächst, und man begnügt sich seitdem mit der Hälfte. Daß dieses nichts ist, als was man im gemeinen Leben eine Prellerei nennt, geht schon daraus hervor, daß, wenn einer, der mit unbekannten Transitowaaren im Inlande sich verlöre, und dafür der höchste Strafbetrag gezahlt werden sollte, gewiß der Generalbürge mit seinen stillen Associés als insolvent erkannt werden dürfte. Mehr muß man sich darüber wundern, daß noch keine Provinzialbehörde sich veranlaßt gefunden hat, genaue Untersuchung zu halten, wie die Controle zur Sicherstellung der Gefälle geführt werde. Es gibt vielleicht keine Officianten, die, mit Ausschluß des Subalternenpersonals der Regierungen, so gut bezahlt werden, als die Grenzsteuerofficianten; ein Aufseher zu Fuß erhält 200 Rthlr., ein Oberinspector bis 1200 Rthlr. Diese großen Opfer bei den Administrationskosten eines geldbedürftigen und sparsamen Staats können nur in dem Streben, der Stellung der Officianten eine Unabhängigkeit von den Steuerpflichtigen zu geben, ihren Grund haben, aber diese reiche Ausstattung kann wiederum nur gepriesen werden, wenn jene Absicht erreicht und die Verwaltung dadurch in sich consolidirt wird. In dieser Hinsicht läßt sich indeß kein günstiger Erfolg verheißen. Unbezweifelt dominirte bei Anordnung der Grenzbesetzung der Augenmerk auf die leichter zu controlirenden Grenzen der altpreuß. Provinzen; denn die Stationirung in den Ländern vom linken Elbufer ab reicht bei weitem nicht hin, die geringste Sicherheit für die Steuererhebung zu gewähren. Eine Verdrei- und Vervierfachung der ambulanten Officianten ist dazu nöthig. Hiebei wird nicht einmal in Anschlag gebracht, daß man Packenträgerei und unbedeutende Waarentransporte gehen lassen muß, wo ihre Einschwärzung nicht gehindert werden kann, und daß viele unbrauchbare Subjecte angestellt sind. Das durch die Strafbestimmungen zu lösende Problem ist sehr groß; hier standen die auf Handelsfreiheit basirten Principien des Gesetzes; dort ein mit denselben nicht verträglicher Tarif; ein Reich, dessen meiste Provinzen von fremden Territorien unterbrochen jede Grenz-Controle unendlich erschweren; eine Nation, die seit mehreren Menschenaltern daran

Digitized by Google

gewöhnt wurde, jede Umgehung der Zoll- und Verbrauchssteuergesetze für einen wünschenswerthen Gewinn zu halten, und eine nie aus den Augen zu verlierende Sorge, die Staatseinkünfte erträglich zu machen. In diesem Conflicte suchte sich der Gesetzgeber sicher zu stellen durch sehr harte Strafen. — Je weniger nach der Nationalstimmung Steuerdefrauden unerlaubt erscheinen, um so mehr erhöht die Androhung strenger Strafen das Wohlgefallen, welches aus der unentdeckt verübten Defraude entsteht; besonders wo reicher Gewinn aus der Gesetzübertretung entspringt. Wenn 50 Pfund Zucker z. B. eingeschwärzt werden, so sind dadurch 4 Rthlr. 6 ggl. defraudirt; kommt davon nur ein Viertel dem Defraudanten zu Gute, so macht dieser unerlaubte Verdienst immer noch mehr als ein redlicher Tagelohn höchstens zu 12 ggl. Die Hauptzollämter führen (bei Straffällen) die Instruction der Sache, und können Strafresolute abfassen, insofern die gesetzliche Strafe 10 Rthlr. oder weniger beträgt; übersteigt diese aber den Betrag von 10 Rthlr., so gebührt (?) die Entscheidung der Regierung des Bezirks. Wie günstig man auch von dem Personale der Oberzollämter denken mag, so kann wohl auf keine Weise den Individuen derselben die Fähigkeit beigemessen werden, eine Instruction tüchtig zu führen. Sie sind zugleich instruirende, erkennende und vollstreckende Richter; in die Kategorie der beiden letzteren treten zugleich die Provinzialregierungen und das Finanzministerium. Das Gesetz verstattet zwar, eine richterliche Entscheidung zu verlangen; gibt sich aber der Angeschuldigte den Resoluten der Administrationsbehörden hin, so ist kein Recurs auf den Ausspruch der Gerichte mehr möglich — man könnte leicht zu dem Gedanken verleitet werden, daß die Folgen dieser an die härtesten Misbräuche der ehemaligen Regie erinnernden Einrichtungen nicht gehörig gewürdigt sind. Als ein Vorzug der neuen Gesetzgebung darf dagegen nicht übergangen werden, daß weder im Gesetze noch in der Dienstinstruction den Officianten bis jetzt Antheile von den Strafgeldern versprochen sind. Wer einem Beamten Geld oder Geldeswerth zum Geschenk anbietet, soll den 24fachen Betrag zur Strafe erlegen. Diese Strafbestimmung enthält auch viel Hartes für das Publicum; je weniger dieses in der Regel mit seinen Geschenken zurückgewiesen wird, desto mehr steht es in Gefahr, von den die Geschenke sonst am willigsten nehmenden Officianten in einzelnen Fällen am Ersten denuncirt zu werden. Die Nachfragen bei Wagenführern und Reisenden veranlaßten jedoch die Versicherung, daß nach wie vor häufig Geschenke geboten, willig genommen, und von veranlaßten Strafen nichts verlauthar wurde.

Aus den Principien des Gesetzes und aus den denselben nicht conform seyenden Tarifen, aus den Mängeln der Verfassung und Verwaltung wird sich als nächste Folge ergeben eine den Erwartungen und Bedürfnissen nicht entsprechende Einnahme und dennoch ein pecuniärer Verwaltungsaufwand, dessen Folgen noch gar nicht zu berechnen sind. In den altpreuß. Provinzen gewann man eine geringere Besteuerung, eine weniger drückende Controle und mehr Freiheit des Handels; nur den Fabrikanten war das alte Acciseweſen ersprießlicher, und die verstattete Einfuhr fremder Waaren gefährdete das bis dahin gehabte Monopol. In den nichtaltpreuß. Provinzen erhielt man eine höhere Besteuerung, eine drückendere Controle und eine größere Beschränkung des Handels, besonders in Betreff des ergiebigen Grenzverkehrs. Nur grade was den altpreuß. Fabrikanten nachtheilig schien, berechtigte die Fabrikanten der links dem Elbufer liegenden preuß. Staaten zur Erwartung, den freien Handel in den gesammten preuß. Staa-

Digitized by Google

ten und den Markt, welchen sie westlich verloren haben, in Osten wieder zu gewinnen. Die widerwärtige Stimmung des Auslandes ging mehr hervor aus der Furcht vor der Willkühr der Verwaltung, als aus dem Tadel des Gesetzes. Selbst im Auslande kannte man mehr, als zu glauben steht, die Personalität der ihm gegen über stehenden Officianten und die so großen Spielraum zulassende Befugniß, die ihnen überantwortet ist. Sonach ist die Furcht der Nachbarstaaten und ihrer Bewohner nicht aus der Luft gegriffen, wenn auch die allgemeine Anfeindung, die deshalb gegen das preuß. Staatsregiment und dessen Einrichtungen verlautet, ungerecht ist. Eine recht lebhaft erhobene Klage ging nicht aus dem Gesetze selbst, sondern aus einem Ministerialrescript hervor, nach welchem der ganz vom preuß. Gebiete umschlossene Theil der Anhaltschen Lande ganz wie Inland zu behandeln, d. h. die dafür bestimmten Waaren nicht allein dem Durchgangszoll, sondern auch der Verbrauchssteuer unterworfen werden sollten. Wenn man sich einmal in die Alternative eingezwängt hat: ob man die von preuß. Besitzungen umschlossenen Staaten durch eine lästige und sehr kostbare Grenzbesetzung decken, oder diese umschlossenen Länder ganz in das Verbrauchssystem aufnehmen wollte, so ist gegen die Entscheidung der Alternative nichts zu sagen; die große Frage aber ist: ob man nicht hätte vermeiden können und sollen, in den bösen Strudel einer auf jeder Seite nachtheiligen Alternative zu gerathen? Eine Scheidung des Staats in die östliche und westliche Hälfte, zwischen denen die Elbe die Grenze macht, die Grundsteuerquote für die östliche geringer ist als in der westlichen, und die hierdurch entstehende Ungleichheit durch die Zoll- und Verbrauchssteuer mit höheren Tarifsätzen im östlichen, und niedrigeren im westlichen Theile ausgeglichen wird; eine auf diese Weise eingeleitete Scheidung des Staats in Hinsicht der Besteurungssätze kommt allen Collisionen mit den deutschen Grenznachbarstaaten zuvor und muß der Staats-Casse, bei den verhältnißmäßig geringsten Verwaltungskosten, die bedeutendste Einnahme zusichern."

Wer in dieser Darstellung des einsichtsvollen Vf. das Getriebe der äußern Besteurung, in seiner verwickelten Bewegung für das eigene und das fremde Land, und in seiner Beziehung auf den Handel und die Gewerke auch nur flüchtig überblickt, und damit den oben geschilderten erbärmlichen Zustand des deutschen Gesammtverkehrs vergleicht, der wird nicht zweifeln, daß es völlig unmöglich ist, den kleinsten Schritt vorwärts zu kommen, den Kaufleuten und den Handwerkern das Fortkommen zu erleichtern, und das Einkommen von der äußern Besteurung nicht zu verbessern sondern nur so zu sichern, wie es jetzt ist, wenn die deutschen Bundesstaaten nicht gemeinschaftliche Sache sowohl für den Handel, als für die Aussteuer, die er ihnen geben soll, machen. Thun sie es nicht, so bleiben sie aller Höflichkeitsbezeugungen unter sich ungeachtet, im Kriegszustande. Oder ist es ein Friedens- und Bundesstand, wenn Kurhessen unterm 17. Sept. 1819 verordnet: wir können nicht länger anstehen, Maßregeln einer gerechten Retorsion zu einiger Schadloshaltung der unter jenem Zollwesen (dem Preußischen) hauptsächlich leidenden Gewerbtreibenden zu ergreifen? Ist es ein Friedens- und Bundesstand, wenn Anhalt auf dem Bundestage klagt, seine Unabhängigkeit sey gefährdet? und wird sie nicht gefährdet, wenn ein anderer Bundesstaat das Land für mehrere Waaren völlig sperrt? Ist es ein Friedens- und Bundesstand, wenn auf den innern Abmarkungen der Lande, wenn auf Tausenden von Mei-



Digitized by Google

len täglich Blut fließt, und die Erfindungskunst sich in martervollen Todesarten übt; obgleich die Zeitungen nicht davon reden? Es ist eine Unmöglichkeit, daß Deutschland einen Schritt vorwärts komme, ohne daß es sowohl für den Handel, als für die äußere Besteuerung gemeinschaftliche Sache mache. Ehe dieses nicht geschieht, fehlen für beide die Nachrichten zu einer Gesetzgebung im Ganzen und Einzelnen. Mit gleich unsichtbaren Verknüpfungen, wie ein Volk selbst, hängt auch sein Handel zusammen, sie lassen sich nur nach Außen, aber nicht nach Innen erkennen, weil hier nur für das Große, und nicht für das Kleine, eine Grenzwacht möglich ist, und weil gerade im Verkehr das Kleine das Größte ist, oder weil der Großhandel sowohl bei dem Zusammensuchen der Waaren, als bei ihrem Absatz sich in tägliches Geben und Nehmen von Hand zu Hand auflöst. Also müßte man das ganze Volk in Grenzwächter auflösen, wenn man diesen Verkehr bewachen wollte; und da man dieses nicht thun kann, so kann man auch nie im Einzelnen wissen, wie sich der Verkehr verschlingt und durchdringt; selbst wo es noch am ersten geschehen könnte, auf Oestreichs Berggrenze, geschieht es nicht. Wie man im Innern die Grenzen zieht, so trennt und verändert man dadurch weder die Landsleute noch ihre gemeinschaftlichen Vortheile; ganz anders verhält es sich an den wirklichen deutschen Grenzen, wo ein Volk gegen das andre, ein Vortheil gegen den andern tritt, und wo der Handel von Volk zu Volk geht. Hier läßt er sich nach Gang und Stand erkennen, aber ist er, kann er ohne gemeinschaftliche Unterstützung zwischen den Staaten erkannt werden? Wenn man nicht weiß, wie es sich mit dem Handel, seinem Ertrage, seinem Maaßstabe für Gewinne und Verluste, und seiner Schwebehöhe zwischen Sicherheit und Unsicherheit verhält; so kann man auch nicht wissen, wie es sich mit dem Ertrage von seinem Ertrage, oder von der äußern Besteurung und mit ihrem Vertheilungsfuße und bleibend gesicherten Maaße verhalt. Wenn man aber auch davon so viel weiß, wie die Engländer, so geht es doch mit dieser Besteurung, wie mit dem Handel selbst, sie folgt seiner Wandelbarkeit, und erfodert eine eben so künstliche Leitung und feines Geschäftsgefühl, um zu rechter Zeit und nach den Umständen zu geben und zu nehmen. Die Gesetzgebung darüber ist die schwerste von allen, weil sie nicht bloß den eigenen, sondern auch alle benachbarte Staaten betrifft; es scheint daher nichts gewagter, als sie an die Spitze einer neuen allgemeinen Gesetzgebung zu stellen, wenn sie nicht die Verminderung, sondern die Vermehrung des Steuerbetrages, und die Anordnung einer Hauptabgabe zum Zweck hat.

Preußen hat die Geldausgaben einer europäischen Hauptmacht, und kann es an diesen durch die Rechnung auf den deutschen Bund nicht sparen, so kann es auch ein größeres Einkommen von seinem äußern Steuerwesen nicht entbehren, als es ohne Bedrängniß seiner eigenen und anderer deutschen Unterthanen zu erheben vermag, wenn es sein äußeres Steuerwesen für sich allein und außer Gemeinschaft mit andern Bundesstaaten handhaben muß. Wie es immer das vereinzelte Verfahren einrichten möchte, es könnte die Bedrängnisse nicht vermeiden, den Bedrängten den Mund nicht verbieten, und also weder ihr Wehklagen noch dessen Hindringen in jedes redliche Herz verhindern. Was hätte es thun sollen? Man sagt: die beiden Steuertheile durch die Elbe abgrenzen. Aber kann man nicht im Sommer die Elbe durchwaten? friert sie im Winter nicht zu? begünstigt sie nicht eher den Schleichhandel, als ihn zu erschweren? Ist nicht schon durch Steuerverschiedenheit zwischen dem

Digitized by Google

linken und rechten Oberufer eine andere Abgrenzung gemacht? läßt sich diese aufheben? Ist der Boden, Landbau und Kunstfleiß in Schlesien dem Ostpreußischen oder dem Sächsischen verwandter? und worin gleichen sich Paderborn und Aachen? Man sagt ferner: jeder Landschaft ihren Steuerbeitrag zuzutheilen, und ihr überlassen, wie sie ihn unter sich aufbringen wolle. Aber wonach theilt man zu? Bedürfte es einer solchen Ueberlassung, wenn man das Verhältniß der Steuerkräfte zwischen den Landschaften kennte? Hätte man dann nicht alles, was man brauchte, um den Steuerfuß von oben herab sonder Fehl und Irrung zu geben? Man sagt endlich: die äußern Steuern so lassen, wie sie waren, und mit ihrer Aenderung warten, bis sie sich gemeinschaftlich vornehmen ließ. Aber, hatte Oestreich, hatte Hannover gewartet? hatte Preußen nicht 4 Jahre hindurch auf den Erfolg von Verhandlungen gewartet? konnte es auch nur 4 Tage seine Soldaten auf Brot warten lassen?

Es that, was es nicht ändern konnte, aber was es that, das verschlimmerte den Zustand von Deutschland, das schmälerte das kärgliche Brot der Handwerker, das machte eine Menge Gewerbleute zu bösen Schuldnern, das drückte den erbärmlichen deutschen Handel noch tiefer ins Elend, das führte bald hier und bald dort zu Todschlägen und Selbstmorden, und das erbitterte und ergrimmte nicht die Schwärmer und Träumer vom goldenen Zeitalter, sondern die ehrlichen Leute alle, die da glauben, daß auf einen brüderlich und glücklich geführten Krieg ein wahrhafter innerer Frieden unter den Deutschen folgen werde und solle. Alles das war so unvermeidlich und so augenscheinlich, daß ein solcher Nothstand dazu gehörte, wie er nun am 20. Sept. 1819 zu Frankfurt offenkundig gemacht, um alles das haben und ertragen zu müssen, gleich als wäre es die Folge eines Naturereignisses, als hätte ein Erdbeben die deutschen Lande unter sich zerwühlt und zerrissen, und als waltete darüber ein blindes Schicksal. Deutschland war durch dreihundertjährige innere Kriege und Zerwürfnisse in einen solchen Zustand gerathen, daß es selbst die Grundlage seiner Einigung, die Gültigkeit der Bundesbeschlüsse nach Stimmenmehrheit, und die Macht das Beschlossene auszuführen nicht erhielt, ohne daß auf 5 lange Jahre das Recht für Wort und Schrift beschränkt wurde, woran es in seinem Unglücke sich aufrecht erhalten hatte, und worauf mehr ankommt als auf die Reichthümer der ganzen Welt.

Langsam und Schritt vor Schritt, wie Deutschland zu seiner rechten Einigung mit Gottes Hülfe gelangen wird, kann es daher auch nur zu seinem rechten Theile an den Handelsreichthümern nach dem Maaße seines Arbeitsfleißes, seiner Geschicklichkeit, seines Treuglaubens gelangen. Und so nahe, wie die Mittel dazu liegen, so entfernt liegen sie dennoch. Sie sind Schutzgesetze gegen böse Nachbarn, gemeinschaftlich durch die äußere Steueranstalt gehandhabt, und ein freier Verkehr des deutschen Volkes unter sich mit dem, was seine Lande und Hände geben. Aber wie kommt man dahin? Die Schutzgesetze sollen die Gewerbwaaren derjenigen Länder treffen, welche die deutschen Gewerbwaaren verbieten oder übersteuern; aber verbieten können wir nicht, ohne uns selbst zu schaden, und das zu entbehren, was wir nöthig haben, z. B. die wohlfeilen englischen Baumwollenzeuge für unsere armen Leute. Auch leiden wir durch die Sperrgesetze gegen unsere Gewerbwaaren in Ländern, von denen wir nur rohe Waaren nehmen; und wir würden mehr durch unsere eigenen Schutzgesetze leiden, als durch jene Sperrgesetze, wenn wir die



Digitized by Google

rohen Waaren jener Länder schwer besteuren wollten. Ferner haben die großen deutschen Staaten Handelsverträge mit dem Auslande, welche auch berücksichtigt werden müssen. Endlich wird die Staatskunst Englands bei solchen Schutzgesetzen nicht eine müßige Zuschauerin seyn, da ihr schon jetzt im Parlamente vorgeworfen ist, daß sie bei ihren neuesten Verhandlungen auf die Handelsvortheile nicht aufmerksam gewesen ist. Doch Frankreich hat seine Schutzgesetze in einer unglücklicheren Zeit zu bewahren gewußt, als worin jetzt Deutschland ist; dessen Staatsmänner werden also gleichfalls solche Schutzgesetze zu vertheidigen wissen. Sind nun auch die zweckmäßigsten Schutzgesetze gegeben, so können sie nur gemeinschaftlich durch die äußere Steueranstalt gehandhabt werden; also durch eine gleichmäßige und gleichkräftige Zollverwaltung rings um Deutschland und auf seinen Grenzen. Es mag gleichgültig seyn, ob dieses von Oestreich an seiner ungrischen, und von Preußen an seiner polnischen Reichsgrenze geschieht, und wie es sich bei dem Zollverbande artet, worin Luxemburg zu den Niederlanden und Holstein zu Dänemark steht; dagegen ist von höchster Wichtigkeit, daß es bis auf das neueste preuß. Zollgesetz eigentlich nur Binnenzölle in Deutschland gab, Oestreich selbst nicht ausgenommen. Ein Hauptzoll an den Reichsgrenzen bestand nie, jedes Land hatte seine Zölle, klagte über die nachbarlichen Zollsätze und erhöhte die seinigen nach Zeit und Umständen, wogegen die Reichsgesetze Selbsthülfe erlaubten. Aus diesem Widerstreite zwischen Bedrückung und Beschwerde, Zwang und Gewalt ging die Schwebe des allgemeinen Zollsatzes hervor, den Niemand kannte als der Zollpflichtige und auch dieser nur aus dem, was er auf der ganzen Frachtfahrt gegeben hatte. Ein jeder Staat bezog, und bezieht noch jetzt einen Theil dieses allgemeinen Zollsatzes; und er soll denselben doch wohl nicht verlieren? nicht, statt ihn selbst zu beziehen, von einem andern Staate empfangen? und von dessen mehr oder weniger guter Wirthschaft abhängig werden? Erhält aber Deutschland eine äußere Steuer-Anstalt, so wird ja der ganze Zollsatz an der Bundesgrenze erhoben, und hört seine jetzige theilweise Erhebung auf. Sie hört überhaupt für alle Bundesstaaten auf, welche keine Bundesgrenze haben, und diese haben von 39 Bundesstaaten nur 11, Oestreich, Baiern, Würtemberg, Baden, Preußen, Luxemburg, Hannover, Oldenburg, Holstein, Lübeck und Mecklenburg, und wiederum sonder alles Verhältniß unter sich. Indeß könnte hier der erste Vorschritt zur bessern Ordnung, das Verfahren mit den Schiffahrtsgebühren auf dem Rheine Aushülfe gewähren, und wie dabei die Trennung der Schiffahrtsgebühren von allen übrigen Fällen, so auch die Scheidung der Zollgebühren von den Verbrauchssteuern, worin Preußen und Hannover übereinstimmen, Erleichterung geben. Aber, gerade in den Verbrauchssteuern, in ihrer Verschiedenheit durch ganz Deutschland, in ihrer Gewalt, womit sie die Werkstätte des Arbeitsfleißes in den Nachbarlanden und also gegenseitig zerschmettern, darin gerade liegt das Hauptübel. Es wäre albern, von ihrer Verminderung bei den jetzigen Staatsausgaben auch nur zu sprechen, und rathsamer wäre, wenn die Staatsausgaben endlich abnehmen, die Grundsteuern vor den Verbrauchssteuern herabzusetzen, und dadurch den Werth der Grundstücke zu erhöhen. Nur die Unwissenheit könnte von einer gleichmäßigen Verfassung der Verbrauchssteuern träumen, und jedem Arbeiter das Recht, das er zu Hause hat, überall und zu allen Zeiten zuerkennen. Aber das Blut, das in Strömen vergossen ist, der Jammerruf von Millionen, die verarmen, würde zum Himmel schreien, wenn es schlimmer würde, als es gewesen ist, und wenn die Verbrauchs-

Digitized by Google

steuern im Frieden höher als im Kriege hinaufgetrieben würden, nicht zur Ausgleichung der Steuerlast im Innern, sondern um davon so viel nur immer möglich von sich ab und auf die Nachbarn zu wälzen. Die Gegenstände, wobei die äußere Uebersteurung am verderblichsten wirkt, sind glücklicherweise zugleich diejenigen, wobei sich eine Vereinigung über den höchsten Steuersatz am ersten erwarten läßt. Lebensmittel mit Ausnahme der Getränke, einfache Handwerkssachen, Wolle, Leder und gewöhnliche Holz- und Metallwaaren. Es besitzt auch Deutschland noch jene Anstalten, welche der gesunde Verstand unserer Väter gestiftet, bewahrt und befriedigt hat, um die strenge starre Ordnung von Zeit zu Zeit mit lebendiger Freiheit zu durchdringen, um den bevorrechteten eigenen Handwerker sich unter gleichen Bedingungen mit dem fremden messen zu lassen, um den beschränkten Waarenverkehr in den unbeschränkten zu verwandeln, und um allen Kaufleuten gleiches Recht und gleichen Schutz zu gewähren. Auf unsern Märkten und Messen durfte ein Jeglicher mit jeglicher Waare handeln; auf ihnen hatte der deutsche Handel seine Freistätte und des Reiches Schutz, in ihnen hat er noch jetzt die Hauptwurzeln, wodurch er sich hält, und durch sie könnte er wieder ins Gedeihen kommen. Sie sind wenigstens noch das Gliederwerk, worin sich einige Bewegung der Handelsfreiheit erhalten hat, und woraus sie sich am leichtesten wieder verbreiten läßt. Es bedarf dazu nur, daß sich der Schutz des Bundes für sie verwirklicht, daß den Meßgütern ihre Freizügigkeit wiedergegeben wird, und daß sie unverbraucht den Verbrauchssteuern nicht unterliegen. Es würde dann schon nach und nach wieder besser mit dem deutschen Handel gehen, und noch weit besser würde es gehen, wenn er durch einen Ausschuß von Kaufleuten und Gewerb-Inhabern am Sitze des Bundestages vertreten würde.

Ueberhaupt und zuletzt, wenn eine Hauptbeschwerde des deutschen Volkes wegen seines Handels und Gewerks geführt und begründet gefunden wird, so wird und muß ihr nun unter Gottes Segen von dem Bundestage abgeholfen werden, da er die Entscheidung darüber in demselben Augenblicke ankündigt, worin er mit strengen Worten und Werken Deutschland vor Unzufriedenheit und Unruhe durch frevelnde Reden und Schriften verwahrt hat.

Z. L. A.

---

## XIV.

Dramatische Dichtungen von Dr. Ernst Raupach, ruff. kais. Hofrathe und ordentlichem Professor der Geschichte und der deutschen Literatur an der kais. Haupt-Bildungs-Anstalt für Pädagogen zu St. Petersburg. 485 S. Bei Johann Friedrich Kuhlmey. 1818. (Preis 2 Thlr. 8 Gr.)

Diese dramatischen Dichtungen haben durch neue interessante Situationen, durch kräftigen Ausdruck tiefer Leidenschaft, vor allen aber durch eine gedankenreiche, eben so glänzende und hohe, als großentheils fehlerfreie Dichtersprache und wohlge-

Digitized by Google

fällige, an Abwechselung reiche, Versification noch früher Aufsehen erregt, als sie alle drey die, ohnedieß oft gar sehr zweideutige, Probe der Darstellung auf den Bühnenbretern bestehen konnten. Auch scheint der Dichter, nach der auf dem Titel statt derjenigen der Schauspiele, Tragödien, oder Dramen gewählten allgemeinen Benennung, wegen der Bestimmung seiner Arbeiten für die Schaubühne minder gewiß gewesen zu seyn, und diese Ungewißheit mag sich auch ihrer Form, in Ansehung dessen, was man die theatralische Oekonomie nennen kann, mitgetheilt haben, wiewohl wir damit keineswegeS ein Prognostikon stellen wollen, daß nicht namentlich das dritte und letzte dieser Stücke: die Fürsten Chawansky, mit vielleicht einigen leichten, verkürzenden Veränderungen, auch in der Bühnendarstellung kräftige Wirkung thun sollte. Ueberhaupt hat uns ja schon Shakspeare's Genius sowohl praktisch, als auch durch dramaturgische Winke, die er dem Polonius im Hamlet in den Mund legt, belehrt, daß man sich selbst auf der Bühne an die durch die meisten griechischen Dramen eingeführte, von Aristoteles zergliederte und von den französischen Dichtern beinahe abergläubisch beobachtete Form der dichterischen Handlung nicht allzustreng zu halten habe, und daß die dramatisirende, ja selbst theatralisch darstellbare Poesie noch ein weiteres Feld umfasse, als das regelmäßige Drama darbieten kann. Schon die Griechen, welche ihre epischen und lyrischen Rhapsoden oder Declamatoren beinahe theatralisch ausschmückten, die Balladensänger neuerer Zeiten, die Italiener, welche oft vor dem Volke Rhapsodieen aus dem Tasso aufführen, sind uns hierinnen vorangegangen. Selbst die in Absicht des üblichen Kleiderschnitts ihrer Melpomene bis ins Grillenhafte strengen Franzosen haben doch auch einen freyeren Gebrauch des Theaters in ihren sogenannten scènes, oder pièces à tiroir beliebt. Und ebenfalls auf deutschen Schaubühnen ward zu Schillers Gedächtnisse des Dichters lyrisches Gedicht, die Glocke, förmlich aufgeführt, ungeachtet das Verfahren eines Handwerks beim Glockengießen, den Augen dargestellt, doch unmöglich eine theatralische Handlung genannt werden kann. Aber wir brauchen nicht so außerordentliche und mit der besondern Gelegenheit entschuldigte Beispiele. Seitdem die genialen Aufschwünge berühmter deutscher Theaterdichter, vorzüglich von Shakspeare angefeuert, alle Fessel der alten ehrbaren Dramaturgie gesprengt und sich darüber gegen ihre Widersacher in Xenien oder auf andere Weise so rund heraus, wie eine mannbar gewordene Jugend, die ihren pedantischen Hofmeistern den Gehorsam aufkündigt, nur immer kann, er-

Digitized by Google

klärt haben, sind wir an mancherlei theatralische Darstellungen gewöhnt worden, wo das eigentliche Wesen des Drama's völlig vermißt wird. Welche Handlung ist wohl z. B. in Wallenstein's Lager, das doch gewiß als eine launige heroische Schilderung oder Vergegenwärtigung gefällt? Zwar werden wir belehrt, daß dieses Gemälde uns Wallenstein's Verbrechen erklären soll. Allein für einen förmlichen Theil einer dramatischen Trilogie ist es doch eben so wenig anzusehn, als für einen Act, der ein Trauerspiel wirklich vorbereitete und den Keim zu der sich entwickelnden Handlung pflanzte. Die Darstellung von Götz von Berlichingen, von Wilhelm Tell u. s. w. auf unseren Bühnen zeigt uns Scenen aus heroischen Biographien, die einander zuweilen freylich viel zu sehr, wie die Bilder einer Zauberlaterne in bunter Abwechselung jagen. Eben so wenig eigentlich dramatisches Interesse würde man in Klopstock's deutschen Bardieten für die Bühne, z. B. in der Hermannsschlacht finden, wenn sie zur Ehre des deutschen Vaterlandes, wie der Dichter es wünschte, auf unseren Theatern eingeführt wären. Einzelne minder zusammenhängende tragische Auftritte, die bey einer Schlacht vorfallen, geben noch keine eigentliche Tragödie, und daß eine Schlacht so oder anders entschieden wird, giebt noch keine poetische Handlung. Erst Hermann's Tod gestaltet sich etwas regelmäßiger zur Tragödie. Gleichwohl dürfte diese Klopstock'sche Trilogie, bey einer andern Bildung unsers öffentlichen Geschmacks, zumal unter Begleitung der Musik eines Gluck und Kunze zu den Bardenchören, als nationale theatralische Darstellung eben so wenig ihre Wirkung verfehlen, wie die Perser des Aeschylus auf der athenienſischen Schaubühne. Genau besehen haben ja die Perser des großen griechischen Tragikers ebenfalls keine dramatische Handlung, die durch ein in einander Greifen freyer menschlicher Willensbestimmung und des Schicksals großes Interesse erregte. Der Hauptgegenstand des Dramas, die Niederlage des Xerxes, hat bereits Statt gefunden. Auf der der Bühne wird uns das persische Volk in Stellvertretern und die Mutter des Xerxes gezeigt, welche das Unglück des Vaterlandes ahnen. Dann folgt die Bothschaft der verlornen Schlacht. Hierauf wird der Geist des Darius herausgerufen, welcher über den sittlichen Grund des großen Verlustes belehrt und weissagt, und das Ganze schließt, nach des Xerxes Ankunft, mit einer allgemeinen Wehklage.

Wir haben der Perser des Aeschylus sowohl, als der Klopstock'schen Hermannsschlacht deswegen Erwähnung gethan, weil unseres Verfassers erste dramatische Dichtung, ge-

nannt: Timoleon der Befreier, ein Monument des Jahres 1813 — an jene Meisterstücke, wie weit sie denselben auch an hoher Begeisterung nachstehen mag, unwillkührlich erinnert, und mit ihnen wegen ächt poetischer Züge wohl in einige Vergleichung gesetzt zu werden verdient. Zwar erscheint Timoleon nur als Gelegenheitsstück, und hat in gewisser Hinsicht nicht einmal das Lebendige, individuell Ergreifende des vaterländischen Gelegenheitsstücks, weil der Dichter als Sinnbild der Gegenwart eine Vergangenheit aus der griechisch-sicilischen Geschichte zur Stellvertretung erwählt hat. Allein nichts destoweniger, und vielleicht gerade um des letztern Umstandes willen, schwebt dieses Schauspiel in einem reinern idealen Lichte, wie ein wahres und ächtes Kunstwerk soll, und verklärt das geschilderte Verhältniß eines von fremder drückender Herrschaft mit befreundeter Beyhülfe befreyten und neuaufathmenden Volks in seiner Allgemeinheit, so zu sagen objectiv für das Menschengefühl, mit einer gewissen Unbefangenheit des erweiterten Blicks, so daß, bey allen feinen Anspielungen auf die Begebenheiten des Rettungsjahres 1813, das Ganze doch keine Miene des feindseligen Partheyhasses oder erniedrigender Schmeicheley trägt. Das ist allerdings ein auf dem deutschen Parnasse seltener Vorzug für dieses Werk. Denn unsre übrige neueste patriotische Poesie hat leider erwiesen, wie schwer es ihr wird, sich zu der hohen poetischen Freyheit, ja zu der sympathetischen Großmuth zu erheben, mit welcher z. B. Aeschylus in den oben angeführten Persern die Niederlage der Feinde seines Vaterlandes und dessen Befreyung schildert. Uebrigens ist dieser Timoleon in Absicht auf eine gewisse Leichtigkeit wenigstens einer der gelungensten Versuche, griechische Gegenstände und griechische dramatische Form in deutscher Sprache, Art und Kunst darzustellen, ohne der letztern in ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Den meisten gräcisirenden Dramen unserer deutschen Dichter merkt man einen gewissen Zwang, oder gar eine gewisse nachahmende Ziererey an, welche dem Genius der deutschen Sprache fremd ist, und außerdem griechische beschränkte Ansichten mit der neuen Humanität und Religion, bey aller innern Unvereinbarkeit dieser Dinge, mühsam zu verbinden strebt. Ueber diese Schwierigkeiten hat sich das Talent unsers Vf. mit großer Leichtigkeit erhoben, oder sie wenigstens nicht berührt. Seine Sprache, sein Ausdruck, und der Sinn des Ganzen bleibt immer ächt deutsch, sich bewegend in griechischer Form, oder in den mannichfaltigsten Sylbenmaßen, und mit vollkommenem Recht bedient er sich auch neben der jambischen, reimfreyen Rede der Musik des Reimes, nach Schiller's und Anderer Beyspiel,

Digitized by Google

bey griechischen Ideen, da einmal das deutsche Ohr und die moderne Dichtkunst diesen Zauberklang nicht ganz entbehren kann. Auch sind die gereimten Chorstrophen unsers Vfs. an Wohlklang und Kraft in dem Parallelismus der Sentenzen der Schiller'schen Muse oft würdig und gleichsam verwandt. So ist z. B. S. 57 das Sylbenmaaß der Ode an die Freude nicht uneben auf einen Siegeschor übergetragen. — Sehr gut fällt der zum Kampfe mahnende Chorgesang S. 37 ins Ohr:

Hinaus ins Feld! hinaus ins Feld!
Soll Leben und Freiheit uns werben.
Dem freien Mann gehört die Welt,
Der Knecht ist ein Fremdling auf Erden:
Wer darf der gefesselte Sclave sich freun?
Nichts Liebes, nichts Heiliges nennet er sein.
Drum muthig zur Schlacht!
Zu brechen der bösen Tyrannen Macht!

Nicht minder der sanftere Schlußchor mit dem Anfange:

Ziehn wir jemals wieder aus, zu streiten
Für die Freiheit gegen Tyrannei,
Soll dein Nam' uns in die Schlacht geleiten,
Sey Timoleon das Feldgeschrei,
Daß der Zuruf jedes Sehnen stärke
Durch Erinnrung an dein Heldenthum
Und auch fern du schützest Deine Werke,
Unsre Freiheit, unsern Waffenruhm.

Besonders die letzte Strophe:

Wem die Götter einen Knaben gönnen,
Keuscher Liebe süßes Unterpfand,
Wird ihn, Held, mit deinem Namen nennen,
Mit dem schönsten, den er je gekannt.
Und ein Mann wird dann der Knabe werden,
Den mit Lust selbst der Olympos schaut,
Denn zum Größten, Herrlichsten auf Erden
Mahnt ihn stündlich seines Nahmens Laut.

Gegen diese beyden Strophen dürfte, die Zweideutigkeit des Wortes Sehnen, und die hier etwas sehr auffallende Wendung: „zu etwas mahnen", statt an, ausgenommen, wenig zu erinnern seyn. Denn die hier genommenen paar Reimfreyheiten sind nicht von Belang. Schon mehr auffallend ist S. 81 der durch den Wortaccent gar zu sehr gestörte trochäische Gang:

Feiern wir, beglückt durch süßen Frieden,
Unsre Erntefeste mit Gesang,
Dann soll nach dem Lob der Uraniden,
Dein Lob tönen zu dem Saitenklang, —

Digitized by Google

zumal da sich das leicht vermeiden und verändern ließe. S. 20 hat der Reim ein minder edles Bild und eine gezwungene Wendung herbey gezogen:

Darum soll der Mensch den Göttern trauen,
Wie Gewitter auch mit Nacht verbauen
Seines Lebens Sonnenlicht.

Unter den mancherley glücklich abwechselnden auch wohl anapästischen, daktylischen, choriambischen Sylbenmaaßen der gereimten Chorstrophen ist das Liedersörmige S. 54 für den ersten Siegsgesang uns ein wenig gar zu gewöhnlich und gemein vorgekommen:

Triumph! Triumph! sie sind gefällt
Des Vaterlands Tyrannen,
Gefallen, wie vom Sturm zerspellt,
Des Berges hohe Tannen.
Triumph! Triumph! sie sind dahin,
Gebrochen ist ihr stolzer Sinn.

besonders wegen des letzten Reimdistichons, und der Durchführung dieser an sich fließenden Form durch sechs Strophen. Vor den allzugewöhnlichen iambischen Gängen, die Shakspeare einmal sehr launig mit dem Gange der Butterweiber zu Markte vergleicht, kann sich unsre Sprache nicht genug in Acht nehmen. Wie gar anders tönt hier in metrischer Majestät Klopstock, als er die Barden den ersten Siegsgesang singen läßt:

Geschlagen ist die blutige Todesschlacht!
Erkämpft der Sieg.
Der Legionen drohendes Kriegsgeschrey, der Feldherrn stolzes Rufen
Ist stumm, wie das Grab.
Wodan hat den hohen Wagen gewandt
Hinüber nach Walhalla!
Wie des Wiederhalls in der Sommernacht ist seines Schildes Ton,
Wie des vollen Mondes der Glanz. —

Daß sich indeß auch unser Vf. in der reimfreyen lyrischen Rede mit außerordentlicher Leichtigkeit und poetischer Kraft bewege, bezeugt der Chor, der S. 41 den dritten Akt eröffnet:

Wann in der Schwüle
des Sommermonds
mit zornigen Blicken
Helios nieder zur Erde schaut,
Und der kühlende
labende Zephir,
bang vor dem Zorne
des Gottes, in tiefe Thäler flieht;

Digitized by Google

Und im Mittag fern
Zevs in schreckender
Stille Wolken auf Wolken thürmt,
und die zitternde
Erde bedrohet
in tobenden Wettern
wieder zu mischen
der Elemente geschiedene Kraft:
Wie dann der Vögel
weissagendes Volk
Die Lüfte durchschneidet
nah an der Blumen
gesenktem Haupte
schnellen, gebrochenen, irren Flugs
suchend ein sicheres
schirmendes Obdach,
und nicht findend,
wohin es sich berge
vor dem Dräuen des blitzenden Zevs:
So irren wir zitternd,
unstät und flüchtig,
von Straße zu Straße,
von Tempel zu Tempel,
ermüden die Götter
mit unsern Gebeten u. s. w.

Selten trift man auf prosodische Härten, wie S. 77, wo in den pherekratischen Versen der choriambischen Chorstrophe Rüstzeug und Herrschaft in den Endsylben kurz gebraucht werden.

Was nun den Inhalt des Stücks Timoleon betrift, so ist er, wie bereits angedeutet worden ist, äußerst einfach. Die Ankunft und Begrüßung des Helden zu Syrakus, die Rüstung gegen die Karthager, wobey von Seiten des edlen Korinthers erklärt wird (S. 22), daß nicht Rache, sondern Befreyung das Ziel des Kampfes sey, hierauf fruchtlose Verhandlungen mit den listigen karthagischen Abgeordneten. Nach abwechselnden Chorgesängen der syrakusischen Frauen, die ihre vaterländischen Opfergaben bringen, und der syrakusischen Männer, die zum Kampf ausziehn, folgt endlich S. 46 die Erzählung des Siegesboten von der entscheidenden Schlacht, wobey manches an den polnischen Feldzug, die dort mitwirkende Witterung und den Uebergang über die Berezyna erinnert, welche Erzählung aber freylich an Glanz und Begeisterung der äschylischen Schlachtbeschreibung in den Persern weit nachsteht. Nach Timoleons mit Siegsgesängen gefeyerter Rückkehr aus dem Kampfe giebt er den Syrakusern die Lehre (S. 64):

Nur wo der Mensch ein Knecht ist, sey es nun,
Daß er Tyrannen oder eignen Lüsten
Und Lastern diene, oder wo die Zwietracht
Mit Bruderhaß der Bürger Herz vergiftet,
Nur da sucht der Eroberer sein Glück.
Drum denkt darauf Euch ein Gesetz zu geben,
Das alle, wie der Vater seine Söhne
Mit gleicher Gunst und Strenge, frei und friedlich
Zu einem Ziel, zu kräftgem Leben führe,
Das jeder, den nicht Leidenschaft bethört,
In seinem Herzen schon gegeben finde . . . u. s. w.

schlägt aber großmüthig die Krone, welche ihm das befreyte Volk darbietet aus, und zwar aus dem lobenswerthen Grunde, weil er unter einem andern Himmel geboren sey, und ihnen sein Herz nie so ganz würde schenken können, daß er ihnen Vater, nicht bloß Herrscher wäre, weshalb er dann von Sicilien Abschied nimmt. Bei diesem allen muß man um so mehr voraussetzen, daß der Vf. die Zeitgeschichte vor Augen gehabt, und mit lehrreichen Winken habe begleiten wollen, je weniger der Schluß des Stücks eigentlich mit Plutarch's Biographie des Timoleons übereinstimmt. Denn, nach Plutarch, blieb und starb Timoleon in Sicilien, geehrt wie der Syrakuser erster Magistrat, ohne es doch zu seyn, und lenkte alle ihre bürgerlichen Einrichtungen und Geschäfte durch seinen weisen Rath. Uebrigens hat durch jene Schlußkatastrophe unser Dichter dieser dramatisirten Schilderung eines Befreyungskrieges noch eine Art individuelle heroische Handlung beygegeben, wiewohl sie freylich nicht sehr lebhaft ist, da diese Großmuth dem edlen Charakter des Timoleon eben keine Ueberwindung kostet, auch nach seinem Verhältnisse nicht kosten kann. Kurz, wenn auch dieses dramatisirte Monument des Jahres 1813, weder durch Mannichfaltigkeit der Charakterschilderungen und Situationen, noch durch poetischen Glanz und hohe Begeisterung mit den äschylischen Persern und der Klopstock'schen Hermannschlacht, besonders in den Bardenchören, eigentlich wetteifern kann, so kann es diesen Werken doch allerdings als ein gelungenes Kunstwerk in ähnlichem Stoffe beygesellt werden, und entschädigt für manches, was man in Absicht auf dramatische Lebhaftigkeit vermissen muß, durch einen Reichthum hoher, edler, mit dichterischer Kraft ausgeschmückter Gedanken und durch eine glücklich sich rundende tadellose Form des Ganzen.

Diesen letztern an Timoleon gerühmten Vorzug einer gerundeten und antik vollkommenen Form besitzt die zweyte dramatische Dichtung, welche Lorenzo und Ce-

Digitized by Google

cilia überschrieben ist, freylich gar nicht, so daß man wegen einer gewissen Breite der Ausführung, wegen des Ueberflüssigen im Apparate der Scenen und Personen, und in den sich wiederholenden Expositionen, wegen einiger Reminiscenzen, besonders aus Schiller, wie auch wegen mancher unnatürlichen Uebertreibung in der Charakterschilderung, auf eine Jugendarbeit schließen möchte. Wenigstens scheint sich Stoff sowohl als Behandlungsweise mehr zu einer dramatisirten romantischen Novelle, als zur Tragödie im vorzüglichen Sinne des Wortes zu eignen. So sehr nämlich verliert sich die Haupthandlung in jene moderne Romantik, welche durch willkührliche paradoxe und phantastische Ansicht alle festen Grenzen der sittlichen Wahrheit zwischen Tugend und Laster verrückt, daß es auf der Bühne, die hauptsächlich ein idealisirender Spiegel sittlicher Wirklichkeit seyn soll, sich doch nur als ein interessantes Nebelbild zeigen und in dramatischer Verkörperung das Herz mehr peinigen, ängstigen, niederschlagen, als kräftig erschüttern und erheben kann. Cecilie, die Hauptheldin, ist allerdings ein höchst liebenswürdiger und von dem Vf. mit Liebe und begeisterter Innigkeit dargestellter Charakter. Allein sie ist und bleibt bey allen Reizen der Weiblichkeit, die ihr die Phantasie des Dichters zu geben weiß, eine liebenswürdige, völlig gemüthskranke Schwärmerin, die noch dazu in einem falschen Glanze des Märtyrerthums geschildert wird, wie sie ihn durchaus, ihrer Handlungsweise nach, nicht verdienen kann. Daß sie, den Nonnenstand wählend, ins Kloster flüchtet, um dem wild leidenschaftlichen Fürstensohne Lorenzo, welcher sie, überdem ohne eigentliche Gegenliebe, liebt, die Gelegenheit zu nehmen, um ihrentwillen seinem Vater, der andere Absichten mit ihm hat, den Gehorsam aufzusagen, ... kann allerdings bis dahin als ein höchst edles Opfer gelten, das sie der Ruhe einer Fürsten-Familie bringt, der sie als Pflegetochter Dankbarkeit schuldig ist. Allein, daß sie nachher, gewaltsam von Lorenzo aus dem Kloster entführt, diesem Jünglinge, den sie höchstens (S. 143) mit der Zuneigung einer Schwester lieben konnte, dennoch die Hand giebt, und nun als seine Gattin heimlich Gift nimmt, um durch das Feyerliche einer Todesstunde, die er für Folge unverschuldeter Krankheit halten soll, wo sie eben erst (S. 252) durch eine wunderbare Umwandlung der Seelenstimmung wahre Liebe ihm zu zeigen beginnt, ihn zur Aussöhnung mit seiner Familie zu bestimmen, „den Irrenden zu bekehren, ihn zu retten für die Ewigkeit" — dieses alles ist so ein Gewebe und Gemisch von Schwäche, Unsittlichkeit, Lüge, Verbrechen und edlen Absichten,

Digitized by Google

die sich einander durchkreuzen, zusammen, daß hier nur der höchste Grad von leidenschaftlicher Liebe, den aber Cecilia doch nicht fühlt, oder völlige Gemüthskrankheit, kurz Wahnsinn entschuldigen kann. — Der Selbstmord einer Lucrezia, eines Kaisers Otto, um den Bürgerkrieg dem Vaterlande zu ersparen, kann mit tragischer Kraft dargestellt werden. Wäre Cecilia, dem Zwange des ungestümen Führers sich durchaus nicht fügend, in einem edlen offnen Widerstande gegen diese Heyrath, von der Angst dieses Verhältnisses gedrängt, vielleicht selbst durch Selbstmord gefallen, so war hier sittliche Kraft und eine ächt tragische Situation. Wie sich aber die Sache hier begiebt, steht das ganze Opfer immer als eine edle Lüge da, schlimmer als die der Desdemona. In feierlicher Sterbestunde, wo jede Schranke schwindet, und die Seele aus dem Lande der bunten Täuschungen in den Schooß der ewigen Wahrheit zurückkehrt, da übt diese Tugend noch Verstellung. Der Bekehrte wird nicht durch offene, edle Behandlung zur Tugend zurückgebracht. Er wird durch Ueberlistung um seine Untugend so zu sagen betrogen, und zu einem Schwure bestimmt, der Fahne der Tugend zu folgen. Es ist nicht recht begreiflich, wie der Dichter, der allerdings jede Gelegenheit glücklich benutzt, einen großen und schönen Gedanken auszudrücken, diese seine sterbende Heldin folgendermaßen redend einführen kann (S. 246):

Ich steh' am Eingang eines hellern Seyns.
Die Klarheit, die von dort herüber dringt
in meinen Geist, hat von den Erdendingen
die trügerische Dämmrung abgestreift:
Ich rede wahrer, als ich je geredet.
In dieser Wahrheit, Freund, betheur' ich Dir:
Du hast nicht Recht gethan, so darf ein Sohn
sich wider seinen Vater nicht empören.

Das ist an sich alles ganz vortrefflich ausgesprochen. Aber paßt es zu der Situation, in die sich Cecilie gesetzt hat, sie, die nach feyerlich ihrem Manne gelobtem ehelichen Leben an einem verhehlten Selbstmorde stirbt, und bey aller guten Absicht, doch eine Maske vorgenommen hat, unter der sie ihrem Liebhaber Moral predigt. Wie weit edler erscheint sie uns vorher in der herrlichen Rede S. 143, welche sie mit dem kräftigen, leider nicht gehaltenen Worte schließt:

„Bey deines Vaters würd'gem grauen Haar!
Du führst als Braut mich nimmer zum Altar!"

Aber nun, da sie diese gerade Gesinnung verlassen hat — wie

Digitized by Google

die Sachen jetzt stehn — kann sie denn jetzt in vollem Ernste S. 251 sagen:

Mein Herz ist rein,
Das deine schuldbeladen: ach Geliebter,
so sehn wir uns nicht wieder — nimmermehr!
Denn dort wird nicht dem Sünder und dem Reinen,
wie hier auf Erden eine (Eine) Sonne scheinen.

Auf diese Weise will sie Lorenzo's Seele retten, und opfert das Heil ihrer eigenen, verletzt selbst die höchsten Pflichten der Wahrheitsliebe und der Selbsterhaltung zugleich. Gilt denn, nach Ansicht der gewöhnlichen Sittenlehre, der willkührliche Selbstmord, und die dabey stattfindende Verstellung nicht eben so gut für eine Sünde, als der Ungehorsam gegen einen Vater, der dem Sohne eine Frau aufdringen will? Und welche Anmaßung der guten Cecilia, ihrerseits so gewiß des Himmels zu seyn, und ihren Liebhaber allein der Hölle nahe zu glauben? Wäre auch ferner der wiederherzustellende Friede einer fürstlichen Familie, die auf der Bühne gewöhnlich eine sehr große Rolle spielt, einer Familie, deren Oberhaupt so halsstarrig an äußern Verhältnissen hängt, der edelste Zweck von der Welt, darf diesem ein solches Opfer, auf solche unsittliche Weise gebracht werden? Geht nicht aus dem ganzen Verfahren Ceciliens die gefährliche Ansicht hervor, welche leider auch noch bis auf diesen Tag so viele Gemüther irre leitet, daß ein gut gemeinter, mit Leidenschaft ergriffener Zweck alle Mittel heilige? Wir sehen also hier eine Person an einer fixen schwärmerisch verkehrten Idee untergehen, die ihr eine romantisch unbestimmte Phantasie eingab — und wir können allerdings mit ihr ein tiefes Mitleid, aber erheben können wir uns durch sie keineswegs fühlen. Hier ist keine tragische Kraft, die vom Schicksal erlöst'te und die Würde der Menschheit, selbst bey Verletzung menschlicher Verhältnisse, rettete. Vielmehr ist die Menschheit ganz dem Schicksale der Gemüthskrankheit, des Irrthums hingegeben, mit dem nicht nur ein äußeres menschliches Gesetz, sondern auch das innere göttliche Grundgesetz verletzt wird. Der Gegensatz, welchen ein Rezensent bey einer rühmenden Anzeige dieses Stücks in Lorenzo und Cecilien finden will, von dem Aeußersten der irdischen Leidenschaft und dem erhabensten, reinsten, religiösen Opfer ist, nach der angenommenen Situation, keineswegs vorhanden. Von beyden Seiten wird geschwärmt, hier irdisch, dort geistig, von beyden Seiten aber unsittlich gehandelt. Lorenzo meynt sich selbst behaupten zu

Digitized by Google

müssen, indem er den Sturm seines Willens, eine irdische Leidenschaft für sein Selbst hält, und Cecilia leidet nur an einer feinern Selbstsucht, indem sie der fixen Idee, eine Märtyrerin zu seyn, sogar bey pflichtwidrigem Verhältnisse, nicht widerstehen kann, und dieses feine Gefühl mit ihrem Selbst verwechselt, das sie auf diese Art gegen die stürmischen Begierden des Mannes, welcher sie besitzen will, nicht minder zu behaupten sucht. Das reine Göttliche des Opfers, eben darum weil es nicht da ist, kann ihr in ihren eigenen Gedanken nicht recht klar werden. Daher schwebt sie zwischen halb himmlischen, halb irdischen unbestimmten Zwecken, die Seele des Freundes zu retten, und den Frieden der Familie und des Landes wieder herzustellen. Liebe zu Lorenzo empfindet sie aber erst, da er ihr nun als Werkzeug und Gegenstand ihrer großmüthigen That erscheint — und in so fern hat der Dichter nach einem richtigen Gefühle fein psychologisch in der Sterbestunde eine Art leidenschaftliche Liebe in ihr entstehn lassen, wie man es zu allem fühlt, was man sich geistig zu eigen gemacht hat. Die liebenswürdige Schwärmerin, von der also wohl das gelten mag, was die Königin im Don Carlos zum Marquis Posa sagt:

> Sie stürzten sich in diese That, die Sie
> erhaben nennen . . .

sucht also ihr Selbst in so fern zu behaupten, daß sie sich nicht von wilder Leidenschaft, die sie S. 251 mit einem etwas unästhetischen Ausdrucke „schmutzige Begier" nennt, besitzen lassen, umgekehrt aber in der Einbildung, moralisch höher zu stehn, die gerettete Seele ihres Freundes, ebenfalls unter der Form der Leidenschaft, moralisch regieren und besitzen will. — Darum genügt es ihr nicht, sich an den guten Folgen ihrer That zu weiden (S. 213), sie denkt auch an den gehofften himmlischen Lohn:

> gern darbt mein Herz die Freuden dieser Welt
> um einen Kranz in deinem Sternenzelt! ꝛc.

Wie ganz fehlt es ihr bey ihrer Religion an gottesfürchtiger Demuth! Es möchte in andern Verhältnissen lieblos scheinen, eine That, die wie ein Opfer aussieht, auf feine Selbstsucht und Moralstolz zurück zu führen. Hier aber ist es heilsam, weil der Selbstmord Ceciliens und ihr verstelltes Betragen dabey doch für das unverdorbene Gefühl und die allgemeine sittliche Ansicht ein Gepräge von Unsittlichkeit trägt, und man demnach, um die Gewissen nicht zu verwirren, zeigen muß,

Digitized by Google

wie diese wurmstichige Frucht eines eingebildeten Märtyrerthums auf einem selbst kranken Baume gewachsen ist. — Das Schlimmste dabey ist nun eben das flimmernde Gewand der Religion, in welches sich die gemüthskranke Selbstmörderin hüllt, und welches ihr bey der freywilligen Vernichtung des irdischen Lebens eine, man möchte sagen, behagliche und selige Stimmung der Andacht mitzutheilen scheint. Wie vermessen ist das Gebet S. 226 bey einem Entschlusse, den so viele religiöse Menschen für ein Verbrechen halten würden:

Ich fühl' es, Vater, daß ich dir gefalle,
Dein heil'ger Wille meine That erlaubt.
Denn hohe Himmelskraft füllt meinen Busen
Und deine Engel schweben mir ums Haupt. u. s. w.

Hiernächst S. 227 die Vergleichung ihrer That mit dem Erlösungstode des Heylandes, so wunderschön übrigens die Anrede an das Crucifix seyn mag:

Du sprengtest groß, als Gott, der Menschheit Ketten,
Womit die list'ge Hölle sie umrankt,
Ich Sterbliche will einen Bruder retten,
Der an den Abgrund der Verdammniß wankt,
Und so wie du mit göttlich heiterm Muth
Hingabst für Menschenheil dein schuldlos Blut,
So will auch ich mich aller Furcht entwehren
Und fröhlich kühn den Kelch des Todes leeren!"

Auch nicht Ein Gedanke, nicht Ein Zweifel kommt ihr ein, ob sie nicht freventlich mit ihrer That über das Recht der Menschheit hinausgreife. S. 231 zieht sie die Hand vom Giftbecher nur darum zurück, weil „es doch schwerer ist, als sie wähnte, vom Leben zu scheiden." — Schon dieser völlige Mangel an geistlicher Angst und Gewissenskampf zeigt an, daß hier keine ächte Religion, sondern Schwärmerey bis zur Seelenkrankheit statt finde. Der große Glaubensheld Luther sagt sehr treffend, um von dem ächten religiösen Menschen die Schwärmer zu unterscheiden: „fragt sie, ob sie in geistliche Angst gekommen . . . Wenn ihr lauter liebliche, ruhige, andächtige Dinge hört, wenn sie auch sprächen, daß sie im dritten Himmel entzückt worden, so haltet es nicht für gut." — Wie sehr muß es also ein ächt religiöses und christliches Gemüth, das wir uns als Zeugen dieser Handlung denken, mit Traurigkeit erfüllen und verletzen, wenn so eine Schwärmerin S. 231 das Crucifix an ihren Busen drückt, ja S. 232 gar die Worte Christi am Kreuze „es ist vollbracht" und „mich dürstet" für ihre Situation mißbraucht und entweiht! — Zwar

wird dabey wohl, ein andres der letzten Worte, ihr selbst zu Gute kommen, daß „sie nicht weiß, was sie thut", eben weil sie, durch den falschen Glanz des Märtyrerthums verblendet, ihre Stimmung bis zum Wahnsinne gesteigert hat. Aber der Grund dieser eingetretenen Seelenstörung ist doch leider in einem nicht ganz reinen Herzen, in Mangel an Demuth, in einer Sucht nach Großmuth und mancherley Einbildungen von eigener Seelenreinheit zu suchen. — Darum kann dieses ganze, vom Dichter übrigens sehr zart und fein zusammengewebte, Seelengemälde religiöser Schwärmerey, zumal bey der beständig eingeflochtenen Religions- und Andachts-Sprache, keinen andern als einen niederschlagenden Eindruck machen, wie man ihn in einem Irrenhause empfindet, wo Personen mit fixen Ideen ihre ausschweifenden Vorstellungen häufig durch Worte der Religion ausdrücken. Ja, bey der Bewunderung, welche die übrigen Personen der That Ceciliens zollen, bey dem Glanze der Rede, mit welcher die Phantasie unsers Dichters diese Lieblingsheldin ausschmückte, wird man selbst ungewiß, ob dieses Drama, wie es wohl kann und darf, im Tone der Novelle eine romantische Verirrung, eine interessante Schwärmerey hier habe schildern wollen, oder ob es nicht vielmehr die Bestimmung gehabt habe, ein wahrhaft religiöses Gemüth als tragisch-heroisches Opfer darzustellen, in welchem letztern Falle sich der Dichter allerdings vergriffen hätte. Dieses unentschiedene Schwanken aber zwischen Religion und Schwärmerey in den Werken der schönen Literatur, die sich, wie die unsers Vf., durch hohe Phantasie und einschmeichelnde Dichtersprache auszeichnen, ist der wahren Religion jetzt gefährlicher als je, weil die Feinde der Religion, gegen welche die Lehrform der Kirche leider sehr schwach ist, dies häufig zum Vorwande nehmen, mit der Schwärmerey zugleich die Religion zu verfolgen, und weil bekanntermaßen leidenschaftliche Vorurtheile aller Art, an denen die Partheywuth unseres Zeitalters reich ist, sogar Verbrechen, zu welchen sie Jung und Alt hinreißen, nur gar zu gern mit der Sprache und den Vorstellungen der Religion zu adeln suchen. Daher wäre es allerdings zu wünschen, die Bühne und die Romanenliteratur, durch welche ächte und unächte Poesie so vielen Einfluß auf die Volksansichten hat, ignorirten die Religion lieber ganz und gar, als daß sie auf eine so schwankende Weise, wie es jetzt, man möchte sagen, beynahe Mode werden will, sich der Andachtssprache bedienen. — Allerdings würden wir dadurch bey unserm Vf. selbst manche ächtschöne Stelle verlieren. Allein wir wünschen der-

Digitized by Google

gleichen Stellen, die sich für sich selbst vortrefflich behaupten, und ganz allein stehen könnten, nicht zu verlieren. Wir wünschen sie nur gerade aus diesem dramatischen Zusammenhange hinweg, der ihre erhabene Wirksamkeit nicht anders, als schwächen kann. Hierher gehört z. B. S. 179 die Umschreibung des Vaterunsers, die, wenn eine solche Umschreibung überhaupt stattfinden soll, neben derjenigen des Dante im Fegefeuer XI. Ges., wiewohl in einem verschiedenen Tone, ganz wohl ihren Platz einnehmen darf. Am besten scheint es freylich Klopstock getroffen zu haben, der die Worte des Einzigen Gebets unverändert läßt, und denselben verwandte Gedanken nur unterordnet. Indessen verbindet auch unser Vf. in dieser seiner Paraphrase kräftige Einfachheit mit dichterischem Schwunge und sie kann uns als Beyspiel seines Styls dienen:

Vater unser! Unendlicher,
der du thronst in himmlischer Ferne,
Dein Nahme werde geheiligt, Herr,
geheiligt von Sterne zu Sterne.
Zu uns komme dein Reich; jede Kreatur
in deiner prangenden Weltenflur
erkenne und ehre dich gerne.
Dein Wille geschehʼ in der Sterblichkeit,
ihn lehr' uns halten und lieben,
wie erhaben über die Aengste der Zeit
die seligen Geister ihn üben.
Was unser irdisches Leben nährt,
von deiner Güte sey's uns bescheert.
Vergieb uns des Herzens unsägliche Schuld!
Barmherziger Vater, habe Geduld
mit deinen strauchelnden Kindern.
Wir wollen auch, was er an uns verbricht,
dem Bruder erlassen, sonder Gericht,
nicht rechten Sünder mit Sündern.
Wann listig uns der Versucher umstrickt,
laß unsere Kraft nicht erlahmen.
Vom Uebel, das uns zu Boden drückt,
erlöſ' uns, Allmächtiger, Amen! —

Hier scheint uns der religiöse Sinn nur an zwey Orten etwas entstellt. Zuerst ist die himmlische Ferne eine Nebenidee, die nicht in das Wort Himmel gelegt werden sollte, denn Gott im Himmel ist nicht fern von dem religiösen Beter, weil der Himmel im geistigen Sinne als Aufhebung alles Widerstreites uns ganz nahe liegt, wenn wir uns nur gläubig zu diesem harmonischen Gefühle erheben. Unsers Vf. Umschreibung erweckt zu sehr die physische Idee vom Sternenhimmel, wie auch das Prädicat Unendlicher, anzeigt,

während Christus nur allein vom Vater spricht, zu welchem sich endliche Geschöpfe allerdings erheben dürfen. Dante verwahrt sich vor einem solchen Mißverstande weit besser:

O Padre nostro, che ne' cieli stai,
Non circonscritto —

Die andere Veränderung des Sinnes ist die in der Bitte: führe uns nicht in Versuchung, wiewohl hier der Vf. anführen kann, daß selbst in manchen Kirchen gebetet wird, laß uns der Versuchung nicht unterliegen. — Doch scheint hier eine unnütze Bedenklichkeit die Kraft des eigentlichen Ausdrucks zu schwächen.

Wie nun eine solche Umschreibung des Gebetes aller Gebete einerseits in jedem Liederbuche unserer Zeit einen würdigen Platz finden könnte, so sehen wir andrerseits nicht ein, was sie selbst, oder auch die dramatische Person Cecilia, oder auch das Drama dadurch gewinnen kann, daß Cecilia dies Gebet spricht. Ja dieses Gebet verliert selbst an Kraft durch ein zweytes hinzugefügtes Gebet Ceciliens, in welchem schon ihre fixe schwärmerische Idee, wenn auch noch nicht die später eingetretene leidenschaftliche Verwirrung ihrer sittlich-religiösen Begriffe, ausgesprochen ist (S. 180). Uebrigens können wir schon deswegen, weil die Heldin des Stücks hier noch ganz auf dem Wege der sittlichen Ordnung ist, dem Dichter die dramatische Anwendung des Vaterunsers, ohne ungerecht zu seyn, an sich nicht verdenken, wenigstens weit weniger, als die oben erwähnte Anwendung der Worte am Kreuze beym Selbstmord. Auch wissen wir zu wenig, ob der Vf. gerade dieses seiner Stücke für die Bühnendarstellung bestimmt hat. Aber bemerkt muß es doch werden, daß bey dem gegenwärtig noch bestehenden Verhältnisse der Schaubühnen ein sehr richtiges Gefühl alle Bühnendarstellungen eigentlich religiöser Gegenstände, wie z. B. die Abendmahlscene in der Maria Stuart, vermeidet. Wir wollen nicht einmal von dem Uebelstande reden, daß auf derselben Stätte, wo Dinge dargestellt werden, welche dem Publikum für wahrhaft religiös gelten sollen, ein anderes Mal Zweideutigkeiten, ja wohl noch schlimmere Dinge erschallen, oder ein Gewirr zügelloser Leidenschaften sich herumtummelt, welches alle gesunde Ansicht der Dinge verrückt, wobey man eher von einem Chaos, und türkischer Nothwendigkeit, als von einer gerechten, weisen und liebenden Weltregierung überzeugt werden möchte.

Es ist nun kein Wunder, daß jene romantische Ungewißheit, in welcher die geschilderte Haupthandlung, eben so wie

die Heldin des Stücks zwischen dem Glanze wahrer Märtyrergröße, und gewissenloser Schwärmerey, zwischen einem bloß sentimentalen und erhabenen Ausgange schwankt, sich der Form mitgetheilt hat, und man sieht hier offenbar, daß auch auf unsern Vf., wie auf die meisten neuern Tragiker, Schiller's eben so großes, als gefährliches Vorbild, in der Jungfrau von Orleans und Braut von Messina, hierinnen minder vortheilhaft gewirkt hat. Wir wollen übrigens dem Dichter durchaus nicht darüber den Krieg machen, daß manche Stellen, z. B. S. 99 Lorenzo's Erklärung gegen die Fürstin Mutter, in ihrer Form gleichsam Variationen auf irgend ein Thema in der Braut von Messina sind, oder ganze Scenen und Situationen, z. B. zwischen Leonora und Lorenzo, der sie nicht lieben kann, und doch heyrathen soll, an Kabale und Liebe oder Don Carlos erinnern. Das hätte übrigens nicht viel zu bedeuten, zumal da unser Vf. wohl beurkundet, daß er auch neu seyn kann. Wenn nur nicht gerade in diesen Dingen zu viel Ueberladung wäre. So möchte eben Leonora, deren Charakter in jener Scene ausgeführt wird, für die Haupthandlung ganz überflüssig erscheinen. Denn es thut gar nichts zur Sache, wer und wie sie sey, genug daß sie gerade nicht schlecht ist, daß sie der Prinz, nach ihrer Zufriedenheit, kraft des väterlichen Willens heyrathen soll, und daß dieses Cecilions Schicksal oder Entschluß bestimmt. Eben so ist wohl die Madalena, Cecilia's Amme, eine ziemlich unnöthige und wenig interessante Vertraute. Auf die Gesellen oder Freunde des Prinzen, ob sie gleich auf seine Gesinnungen Einfluß haben, ist doch auch ein zu großes Gewicht gelegt. Endlich sagen Fürst und Fürstin in mehreren Scenen gar zu oft beynahe dieselben Dinge, immer zwar in wohlklingender, bilder- und sentenzenreicher Sprache, aber doch in einem ziemlich sich gleich bleibenden, durch wenig charakteristische Verschiedenheit sich auszeichnenden Tone. Es scheint unserm Dichter überhaupt eigen, alle Aufmerksamkeit nur auf die Schilderung Eines oder zweier Haupt- und Lieblingscharaktere zu heften, die denn auch allein Leben haben, während die übrigen mehr wie gemalte Tapetenbilder, oder wenigstens wie bloße Maschinen der Handlung aussehen. — Je mehr dieses der Fall ist, desto mehr sollte da das überflüssige Personale vermieden werden, das nur als Räderwerk zur Handlung dient, welche den Hauptcharakter entwickelt, und leicht durch Erzählung oder Erwähnung ersetzt werden kann. Der Shakspeare'sche Reichthum an Nebenpersonen reizt unsere Romantiker zur Nachahmung. Allein bey Shakspeare vergißt man das Unnöthige dieses Ueberflusses über dem ori-

ginellen, humoristischen Dialog, über der meisterhaften Individualisirung und Belebung jeder dieser Marionetten durch kurze aber treffende Züge, über seiner Kunst, den Geist eines ganzen Zeitalters oft in gemeinern Individuen darzustellen. Die Lebhaftigkeit, welche unser Dichter einigen Scenen zwischen den Vertrauten des Prinzen, den Dienern u. s. w. giebt, hat nicht eben dieselbe Wirksamkeit, ja sie möchte sich eher zuweilen wie eine kleine Dissonanz zum Tone des Ganzen verhalten. Denn wir befinden uns eigentlich hier nur immer in dem Vorzimmer einer interessanten Gemüthskranken, wo man nicht gern zu laute Aeußerungen anderer Nebenpersonen, oder Witz und Spaß hört. Nur was Cecciliens Charakter entwickelt, interessirt uns an den Situationen des Dramas, das darum sehr einfach verlangt wird. Nur was sie spricht — sollten manche ihrer Monologen auch für die Bühne zuweilen zu lang seyn — fesselt unsere ganze Aufmerksamkeit. Selbst Lorenzo, die zweyte Hauptperson, tritt gar sehr in Schatten gegen Cecilien, weil er nur der Gegenstand ihrer Handlung ist, und er verliert gar sehr, einestheils wegen der Ungewißheit, in der man durch die zweydeutigen Reden Cecciliens, z. B. S. 180 verglichen mit S. 143, bleibt, welchen Antheil er eigentlich an der Zuneigung dieser liebenswürdigen Schwärmerin hat, anderntheils wegen des übertriebenen Eigenwillens in seiner Leidenschaft. In dieser Hinsicht grenzen manche seiner Aeußerungen wirklich an Schwulst, z. B. S. 219:

„Wenn auch der Schöpfungsbau mit Einsturz drohte,
mit Untergang den Millionen allen,
die jetzt in seinen Räumen fröhlich athmen,
und dieser Preis auf ihre Rettung stände —
ich ließe sie vergehn. Wenn ich die Tugend
im Kampf erliegen sähe mit der Hölle,
Und sie befreyen könnte durch dies Opfer —
ich brächt' es nicht — ich brächt' es ewig nicht.
Nicht mich klag' an, nicht mich, den Meister lästre,
der so mich schuf, nach seiner Willkühr schuf,
mit keinem zahmern Geist' mich beseelte.

Das: Schlaf wohl mein Freund! das Cecilia kalt oder zürnend auf den Erguß dieser fantastischen Rede setzt, dürfte manchem ein Lächeln abnöthigen!

Bey so vielem, was wir gegen das Drama Lorenzo und Cecilie eben als Drama eingewendet haben, wäre es höchst ungerecht, wenn wir nicht wenigstens durch Anführung noch irgend einer herrlichen Stelle, deren Aufsuchung nicht schwer ist, erwiesen, daß unser Dichter, gleich Schiller,

Digitized by Google

durch lyrische, von ächter Begeisterung eingegebene, Poesie wieder gut macht, was die dramatische durch ausschweifende Romantik fehlte. S. 139:

Lorenzo. — Das Leben ist gewiß, die Zukunft nicht.

Cecilie. Sie glänzt in ewig heiterm Sonnenlicht
Für jedes reine Herz, das sie begehret,
Des Sünders Auge nur erschaut sie nicht,
Weil es geblendet stets sich von ihr kehret.
Doch wie, geliebter Bruder, schlössest du
Vor ihrem Morgenroth dein Auge zu.

(Sie faßt seine Hand mit ihren beiden.)

Kennst du das Land des ewgen Frühlings nicht?
Das Mutterland der Geister und des Schönen,
Deß Harmonie kein Mißlaut unterbricht,
Wo selbst die Lüfte wehn in Harfentönen,
Wo Palm' und Myrthenlaub melodisch rauscht,
Und jede Rebe ihre Ulme findet,
Wo jede Nachtigall ein Herz belauscht,
Und Leben jeder Sonnenstrahl entzündet,
Wo ew'ger Tag nur Glückliche bescheint,
Und jeder Erdenschmerz sich ausgeweint.
Dort, wo den Seeligen der Freuden Rosen
Die unverwelklichen, die dornenlosen
In immer heitrer Jugendfarbe blühn,
Wo Liebe sich im Anschaun Gottes reinigt,
Mit Tugend unauflöslich sich vereinigt,
Und Herzen rein, wie junge Sonnen glühn,
Dort in dem Bande, überm Strom der Zeiten,
Wo Schwester und Geliebte gleich bedeuten
In neuer Kindesunschuld heil'gem Seyn —
Dort — dort Lorenzo, bin ich ewig Dein.
Dort löset keine Zeit der Freundschaft Siegel,
Reißt keine Trennung unsre Herzen wund,
Dort legt beschattend den azurnen Flügel
Die Ewigkeit um unsrer Seelen Bund.

Der ganze Auftritt im Garten S. 132 von dem schönen Liede an, das Cecilie zur Laute singt, bis dahin, wo sich Lorenzo entfernt, erscheint als trefflich durchgeführter Gegensatz einer idealen, und einer eben so kräftig ausgesprochnen irdischen Gesinnung, und könnte vielleicht, nach der anfangs ausgesprochnen Ansicht, als eine lyrisch-dramatische Scene für sich bestehn, wenn auch das Drama selbst einer festen Idee und Form ermangeln sollte. Kurz, auch derjenige, der das Letztere im Ganzen für eine chaotische, nicht glücklich aufgelöst'te Dissonanz wider einander laufender überspannter menschlicher Meinungen halten müßte, würde nicht umhin können zu gestehn, daß zuweilen Musik der Sphären dazwischen tönt, die von wahrer

Digitized by Google

dichterischer Begeisterung stammt, und von dem gewöhnlichen Dichtertalente unserer Tage, von einer kalten, künstlichen Gewandtheit in Ausdrücken einer an sich schon poetisch gebildeten Sprache, nicht hervor gebracht werden kann.

Das dritte und letzte Stück dieser Sammlung, die Fürsten Chawansky, scheint eben so durch die Lebendigkeit seines Inhalts, wie durch eine reifere Ausbildung den Preis vor den übrigen davon zu tragen, und kommt wohl dem Ideale einer Tragödie am nächsten. Dieses Ideal läßt sich kurz andeuten als eine einfache, tragisch-heroische Handlung, welche sich mit psychologischer und cosmischer Wahrscheinlichkeit in der Form des Dramas entwickelt. Was das Erste betrifft, so ist unter tragisch-heroischer Handlung nicht etwa eine bloß traurige Begebenheit, sondern die Entwickelung der sittlichen Kraft in der Menschennatur im Kampfe mit Widerwärtigkeiten oder verführenden Begebenheiten zu verstehn, wobey die Anstrengung des menschlichen Willens entweder wegen einer, für die Menschenverhältnisse zu großen, oder zu einseitig ergriffenen Idee, oder wegen völliger Verkennung der wahren sittlichen Bestimmung, in der Wirklichkeit zwar unterliegt, aber doch in einer gewissen Verklärung von Selbständigkeit und Freiheit erscheint. Durch diese Erklärung, welche auf den Märtyrer, wie auf den Böswicht, und auf den nur halbguten Willen paßt, unterscheidet sich das tragisch-heroische von dem episch-heroischen. Denn in dem letztern ist nicht der sittlich kämpfende Mensch und dessen Charakterstärke, sondern die Verklärung einer wunderbaren Weltregierung der Hauptgegenstand, und der Mensch bleibt nur untergeordnetes Werkzeug. Diesen Maßstab vorausgesetzt, so ist der Hauptheld in dem vorliegenden Trauerspiele, Fürst Jury Chawansky, eben sowohl, als die Situation, in welche er durch seinen kühnen Geist und die Umstände versetzt wird, ächt tragisch. Er nährt eine hohe Idee von der Bestimmung seines Volks und von der seinigen. Allein die Art, wie er sie ausführen will, ist mit zu vermessenem Selbstvertrauen gepaart. Er schont dabey anfangs zu wenig die Form des Rechts und der Sittlichkeit, wohin besonders die minder edle Benutzung der leidenschaftlichen Liebe, welche die Zarewna Sophia zu ihm gefaßt hat, und die Verlassung der früher ihm verlobten Maria, Sophiens Schwester, zu rechnen ist. Umsonst warnt ihn die Stimme der Religion und der Freundschaft, der Abt Demetrius, in der ersten Scene, welche einen festen Grund zum Plane des Ganzen legt. Trefflich sagt der Abt S. 287:

„O glaube mir, der Feind der Menschheit angelt
Die meisten Herzen mit dem Schein des Guten.
An unsre Tugend hängt die Hölle sich.

Umsonst, die Würfel sind geworfen, und so scheitert sein Entwurf an der durch seine eigne Schuld geweckten Rachgier Mariens, an den höfischen Ränken seiner Feinde und an dem heftigen Charakter der Zaarentochter. Er zieht seinen eignen ehrwürdigen Vater ins Verderben, liefert, um sich selbst zu strafen, und der früher nicht geachteten Form des Rechts genug zu thun, sich selbst in die Hände seiner Feinde, und rettet so seine Menschenwürde, indem er nicht ohne religiöse Ergebung — nur vielleicht noch mit zu vielem Stolze — seine Fehlgriffe anerkennt. S. 450:

„Ich war nicht klein; ich darf mir's kühn gestehn,
Ich war der größte meiner armen Zeit —
Nur daß ich, überschätzend meine Kräfte,
Dem Riesenwerk der Völkerumgestaltung
Mich für gewachsen hielt — war meine Schuld.
Ein Größrer — seh' ich — ist dazu erkoren. —

Man sieht hier, der Dichter hat von der ersten Scene bis zur letzten die tragische Idee festgehalten, und sie mit sicherer, kunstreicher Hand so gezeichnet, daß die Theorie darin alle ihre Forderungen wieder erkennen muß.

Was das zweyte, nämlich die psychologische Wahrheit und Wahrscheinlichkeit betrifft, welche ein Trauerspiel, weil es den menschlichen Charakter gerade im größten Glanze zeigen soll, fast in einem höhern Grade als die andern dramatischen Dichtungsarten verlangt, so ist, in Absicht auf dieselbe, gegen den schon betrachteten Haupteharakter nichts einzuwenden. Er entwickelt sich fortschreitend nach allen seinen Tugenden und Schwächen durch die Handlung selbst. Der Dichter giebt ihm Zeit, sich auf jeder Stufe der Handlung selbst zu betrachten, und bey scheinbar widersprechenden Handlungen zu motiviren, so daß man wohl staunen und sich überrascht fühlen, aber nie die Vorbereitung vermissen kann, die bey manchen Tragikern, wo erst gehandelt und hernach bedacht wird, in langen Expositionen hinterdrein kommt. Bey allem dem herrscht kein die Menschenkraft erstickender Fatalismus, welchem sich z. B. Lorenzo in dem zweyten Stücke, unter der Form seiner Leidenschaft, hingiebt — aber ein Grauen und eine heilige Scheu vor der Tiefe der Menschenbrust. Hierher gehört die herrliche Stelle S. 363:

Digitized by Google

Hell ist die Welt, und dunkel ist das Leben —
Das einzige Phantom, das ist der Mensch. —
Berechnet haben wir des Stromes Fall,
Des Feuers Kraft, des Meeres Ebb' und Fluth,
Ja der Gestirne Lauf — nur uns noch nicht . . .

Ein zweyter Charakter ist dem Fürsten Chawansky in der Regentin Sophia an die Seite gesetzt, welcher mit ihm die vorzügliche Aufmerksamkeit des Dichters wie des Lesers und Zuschauers theilt. Die steten Contraste, zu denen eine angeborne Heftigkeit, hingebende Weiblichkeit auf der einen, tyrannische Herrschsucht und Stolz auf der andern, diese weibliche, noch dazu phantasiereiche Seele hinreißt, machen den Charakter neu und anziehend. Meisterhaft hat diese Anlagen, die sich wohl vereint finden, der Dichter gleich Anfangs entwickelt. S. 277:

Nichts will ich mehr von Reich und Herrschaft hören,
Nichts mehr als deiner Liebe süßes Wort.
Ach schmerzlich sehn' ich mich, hinabzusteigen
Von dieser wüsten Höhe der Gewalt,
Wo ewig alle Freudentöne schweigen,
Nur Stürme heulen und der Donner hallt. . .

Indessen dürften doch zuweilen diese contrastirenden Farben zu grell und unwahrscheinlich aufgetragen seyn. Sophia ist eine Art Königin Elisabeth ihrer Situation nach, wiewohl unbändiger und unpolitischer. Indessen hätte ihr ein gewisser Anstand, wie ihn jener weibliche Charakter bey allen Widersprüchen im Innern behauptete, doch nicht ganz genommen werden sollen. Gleich Anfangs, S. 275, fällt sie vor Jury, dem Oberbefehlshaber ihrer Garden, auf die Knie, und in dem Gespräche mit ihrer Vertrauten vergißt sie alle äußere Würde, die ihr Verhältniß giebt, und wenn sie gleich die schönsten Hymnen auf die Liebe und idyllische Lieder ausspricht, z. B. S. 376 und 388 — so geberdet sie sich dabey doch etwas zu dichterisch, mehr wie ein melancholischer Tasso, als wie eine Fürstin, als eine Lady Makbeth, an welche sie S. 374 erinnert.

Die, seit Schiller, gewöhnlicher gewordene versifizirte und gereimte Form des Drama, und die damit verbundene höhere Poesie der Gedanken, hat überhaupt der Charakterschilderung durch die Rede gar sehr geschadet. In einer mehr prosaisch gehaltenen Emilia Galotti z. B. mußte wohl Lessing für individuelle Charakterdarstellung und für Verschiedenheit der Rede zu ihrem Behufe besorgt seyn — weil sich die Oberflächlichkeit des dramatischen Psychologen nicht hinter die Reize des Reims und der Fantasiebilder verstecken konnte. Gegen-

Digitized by Google

wärtig freut man sich der langen poetischen Tiraden, die der Dichter mehr als die Person spricht, und Zuhörer sowohl als Schauspieler vergißt über der lyrischen poetischen Declamation die eigentlich dramatisch psychologische Wahrscheinlichkeit, der Länge zu geschweigen, zu welcher sich dadurch die Stücke ausdehnen. Auch wird dadurch der Dichter gar leicht zu eigentlichem Schwulst verleitet, wie z. B. auch unser Tragiker in den Reden der Sophia S. 323:

„Ich hab' ihn geliebt, . . . hin war mir die Welt,
Der Gott aus dem Himmel geschwunden,
Ich hatt' im Geliebten die schönere Welt,
Den seligern Gott ja gefunden" u. s. w.

Verrath gegen eine solche Liebe wäre freylich eine That:

„Wie keine noch je die Gestirne gesehn
In ihrem ewigen Lauf,
Seit über der Welt sie leuchtend auf
Und niedergehn —"

Eins paßt zu dem andern, aber beides ist doch wahrhaftig mehr Sprache des Wahnsinns als der Natur, sey sie noch so leidenschaftlich aufgeregt. Freylich finden wir dergleichen auch bey Schiller. — Außer Sophien sind die übrigen vorzüglich thätigen Charaktere der Tragödie etwas flach gehalten, so daß dieses ihrer Gruppirung schadet und die Einbildungskraft des Dichters hat für sie wenig Aufmerksamkeit gehabt. Das gilt erstlich von Marien, wiewohl ihre Leidenschaft und Rachsucht, S. 294, ebenfalls an Ueberspannung grenzt, die ihre sonst zuweilen rührende Situation fast um alle Theilnahme bringt, auch es zur Entwicklung des Stücks gar nicht nöthig war, sie so boshaft werden zu lassen; — dann von den übrigen ränkevollen Bösewichtern. Man merkt es ihnen, zumal Anfangs, nicht recht an, weß Geistes Kind sie eigentlich sind. Sie sind schwach, unbeholfen bey ihren Berathungen, unbedeutend, z. B. S. 340:

„Ach, wozu treibt uns die Zarewna doch
Mit ihrer abentheuerlichen Liebe.
Es ist entsetzlich, so weit gehn zu müssen.
Mit allem Recht, mit aller Sitte streitet
Solch Unterfangen . . .

Wir wenden uns, um das vorliegende Trauerspiel zu würdigen, zu dem Dritten, was von der Tragödie in ihrem Ideal oben verlangt wurde, nämlich zu der cosmischen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, worunter nicht etwa blos das historisch Uebliche (Costüme) und Paßliche zu verstehen ist,

sondern in der sich vollendenden Begebenheit eine gewisse höhere Gesetzmäßigkeit zu der hier vorausgesetzten Naturordnung und geistig geforderten Weltordnung passend. Man begreift leicht, daß hierher zu rechnen ist, was die Kritik bey sittlich gebildeten Völkern von jeher von dem Tragiker unter dem Namen der Nemesis, der poetischen Gerechtigkeit u. s. w. zu fordern pflegte, und das Schicksal der Alten, das Rechtbehalten ihrer Orakel, welche allemal bey dem verwirrten Handel ihren Prozeß gewinnen, gehörte auch hierher, weil gerade dieß bey der alten Ansicht Naturordnung war. — Diese cosmische Wahrheit des Ganges der Begebenheiten ist also das eigentlich religiöse, versöhnende Princip in der Tragödie. Es darf zwar nicht vorherrschen, wie in der Epopee. Aber der Mensch muß doch nicht so wahnsinnig seyn im Drama, daß er meint, wie Voltaire's Jocaste: J'ai fait rougir les Dieux, qui m'ont forcée au crime . . und er sey besser als die Gottheit in seinem Willen, oder er könne die Gottheit ganz missen. Nur eine cosmische Wahrheit also, die den religiösen Glauben an eine Harmonie des Ganzen auch durch die einzelne Thatsache stärkt, kann eine Tragödie harmonisch lösen, und mit einem erhabenen Gefühle endigen, mit einem wieder hergestellten Frieden nach dem Toben der leidenschaftlich streitenden Elemente. Daß der Ausgang der vor uns liegenden Tragödie nach der Phantasie des Dichters einer höhern Weltordnung nicht unwürdig sey, erhellt schon aus allem Angeführten. Die poetische Gerechtigkeit im Schauspiel darf nicht nach menschlich beschränkten Begriffen verstanden werden, so daß jedem das Seine, jedem Laster Strafe, jeder Tugend Belohnung, jeder Unschuld auf Erden Rettung werde. Bey einem solchen kindischen Verlangen an den Dichter läge selbst eine falsche Religionsansicht zu Grunde. Vielmehr liegt es im Wesen und Gange der Tragödie, daß sich die Weltordnung dabey in Dunkel hülle. — Aber ein Licht der Verklärung muß doch am Ende sich über das Ganze verbreiten, daß der Gang der Dinge nicht ganz wie Zufall oder blinde mechanische Nothwendigkeit erscheine, sondern daß man in erhebenden und versöhnenden Gefühlen die geistige Majestät der Weltordnung, selbst bey unbegreiflichen Beschlüssen, anbete. So ist es in dieser Tragödie eben so wenig, als in manchen Stücken von Sophocles oder Shakspeare, zu tadeln, daß ein unschuldiges Opfer fällt, wie z. B. hier der Vater Chawansky. Sein Tod, für ihn kein Unheil, wie für keinen Edlen, dient dazu, den Sohn zur Besinnung zu bringen über das, worin er fehlte. — Und daß der an sich gute Plan des

Digitized by Google

Helden nicht gelingt, liegt in der Unsittlichkeit der Mittel, in der Voreiligkeit und Einseitigkeit des Planes, den die Vorsehung, welche sich Zeit nimmt und auch hat, auf andre Weise ausführen wird. Dies klar werden zu lassen, hat daher der Dichter den Abt und Oheim, der als Warner gleich anfangs auftrat, zuletzt bey der Auflösung wieder erscheinen lassen. Meisterhaft hat auch der Dichter das, was der höhern Weltordnung in jeder Tragödie gehört, durch manche Rede des Haupthelden selbst angedeutet, wie z. B. in den herrlichen Worten S. 308:

der muß nicht ernten wollen,
Der Großes unternimmt. Denn groß ist das,
Was ganz nur ist in der Unendlichkeit.

und S. 404:

Schwer ist es, großer Geist, dich zu verstehn —
Denn deine Laute sind Jahrhunderte,
Und eine Weltgeschichte jedes Wort.
Und doch, was ist der Mensch, wenn er nicht ringt
Nach dem Verständniß deiner hohen Rede?
Wenn er im Augenblicke, den er lebt,
Befangen bleibt?

Was endlich das vierte zu jeder Tragödie vorzüglich wesentliche betrifft, nämlich die für den ganzen erhabenen Eindruck nöthige vollkommene einfache Form des Drama's, worunter eine gedrängte Vergegenwärtigung der Handlung, mit verhältnißmäßiger Vertheilung des Fortschreitens derselben in den Scenen, in Anfang, Mitte und Ende zu verstehen ist, so zeichnen sich hierin die Fürsten Chawansky auch vor den andern hier gelieferten Stücken vortheilhaft aus. Doch ist die theatralische Oeconomie freylich die schwächste Seite unsres Dichters, und manche Verkürzung möchte für die Aufführung zu wünschen seyn. Uebrigens wäre, um noch etwas zur Form Gehöriges zu erwähnen, den Jamben mitunter weniger Nachlässigkeit zu wünschen, z. B.

S. 301. Und glaubt mir, Vater, die selbst so ihr warnend

S. 286. Des Ew'gen Wort ja ist an mich ergangen

S. 303. Die Würde von Euch, und ich sehe mich u. s. w.

Die strenge und ausführliche Beurtheilung dieser dramatischen Dichtungen ist auf die bey Lesung derselben entstandene Ueberzeugung gegründet, daß der Verf. große poetische Fähigkeiten mit einem edlen Willen vereinigt, durch welchen letztern auch allein Werke des echten poetischen Genius ihr unter-

Digitized by Google

ſcheidendes Gepräge bekommen, und daß ſeine Melpomene nicht zu der Menge tragiſcher Muſen zu rechnen iſt, denen merkantiliſche Speculation oder literariſche Aufgeblaſenheit als Surrogat der Begeiſterung gilt, und die, aus dieſem Grunde nähere Beleuchtung nicht vertragend, in convulſiviſche Bewegung gerathen, wenn ihnen die Kritik einen falſchen oder böſen Zahn auszieht. Der wahre tragiſche Dichter wird eben deswegen, weil er groß von ſeiner Beſtimmung denkt, weil er ſelbſt fühlt, welche Wirkſamkeit er haben, welchen Schaden er ſtiften kann, den Rath und Widerſpruch einer ſich übrigens nicht für unfehlbar gebenden Kritik, beſonders in Dingen, wo von der höchſten Würde der Menſchheit die Rede iſt, mit Ernſt annehmen und erwägen. Tragiker anderer Art thun freylich am Ende beſſer, wenn ſie, wie weiland der grimmige Tyrann Nero, ſobald er tragödirte, ſeine Leibgarde, das Publikum zum Beyfallſchreyen völlig organiſiren, und am Eingange zum Theater flatternde Roſenbänder, als Wimpel der aurae popularis, dem Volke ſogleich austheilen. Ein ſolcher Tragöde kann dann auch ſagen, wie Nero..: quantus artifex pereo.

Clodius.

---

## XV.

Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples, composés et dédiés à l'Empereur Alexandre par M. le comte Grégoire Orloff, sénateur de l'empire de Russie; ouvrage orné de deux cartes géographiques, publié, avec des notes et additions, par Amaury Duval, membre de l'Institut. Paris, 1819, 2 Vol. 8. XVI, 474 und 491 S. (Preis 15 Fr.)

(Nach Salfi und Daunou in der Revue encyclopédique, 8e liv. und dem Journal des Savans, Septembre 1819.)

Der Titel Memoiren ſoll zuweilen nur das Gemälde einer einzelnen Epoche oder auch eine Sammlung hiſtoriſcher Bruchſtücke oder Einzelheiten bezeichnen; das Werk hingegen, welches Graf Orloff über das Königreich Neapel herausgiebt, iſt methodiſch und vollſtändig. Die erſte Abtheilung iſt ein Abriß der Geſchichte dieſes Landes von den früheſten Zeiten bis auf uns. Die zweyte hat zum Gegenſtande die Geſetze und Regierungsformen unter den Römern, unter den Barbaren, unter mehreren auf einander folgenden Dynaſtien, mit einem Worte, in jedem Zeitraume, die ſiebzehn erſten Jahre des 19ten Jahrhunderts einbegrif-

sen. In der dritten Abtheilung will der Verf. uns mit dem Zustande der Wissenschaften bei den Neapolitanern in den alten Zeiten, im Mittelalter und in der neuern Zeit bekannt machen. Die beiden vor kurzem erschienenen Bände enthalten die erste dieser drei Abtheilungen; aber der Beifall, den sie erhält, verbürgt uns die nahe Erscheinung der beiden andern. Der Herausgeber, Amaury Duval, hat selbst mehrere Jahre im Königreiche Neapel zugebracht; er hat vornämlich die Geschichte, Literatur und die politischen Einrichtungen des Landes studirt; seine Bemerkungen und Beobachtungen haben ihm den Stoff zu den Zusätzen geliefert, die er dem Werke angehängt hat, und die in den beiden ersten Bänden mehr als zweihundert Seiten einnehmen. Sie sind vom Texte getrennt, unterbrechen mithin die Lecture nicht, und liefern Details, die der Plan des Verf. nicht umfaßte.

Graf Orloff hat seine Arbeit dem Kaiser Alexander zugeeignet. Wir würden diesen an und für sich wenig bedeutenden Umstand nicht erwähnen, wenn sich nicht daraus schließen ließe, daß der erhabne Monarch, indem er diese Huldigung annimmt, auch die Grundsätze der Billigkeit und Philanthropie, die der Verf. aufstellt, billigt und theilt.

Auf die Zueignung folgt eine Vorrede des Herausgebers, worin derselbe zuvörderst bemerklich macht, daß die Werke der Franzosen über die Geschichte von Neapel nicht zahlreich und nicht vollständig sind, daß folglich das Werk des Grafen Orloff nicht überflüssig erscheinen werde; um so weniger, als der Verf. bei Ausführung seines Unternehmens den sichersten und kundigsten Führern gefolgt sey. Unstreitig hat er aus der Zahl der neapolitanischen Geschichtschreiber den genauesten und wahrheitliebendsten den Vorzug gegeben. Dahin gehören für die politische und administrative Geschichte der gelehrte und tiefe Rechtsgelehrte Giannone und der eifrige Patriot Galanti, und für die Literargeschichte Pietro Napoli Signorelli, den er, wie er selbst sagt, sehr benutzt hat, ohne jedoch die in einigen minder bekannten Schriftstellern zerstreuten Angaben zu vernachlässigen. Er konnte aus keiner bessern Quelle schöpfen, um das Vertrauen seiner Leser zu verdienen.

Aber der größte Vorzug dieser Memoiren besteht darin, daß sie die neueste Geschichte Neapels, die Geschichte der letzten Zeiten, in welchen dies Königreich eine Rolle zu spielen hatte, die nicht ohne Interesse auf dem politischen Schauplatze von Europa war, enthalten. Strenge Leser werden es vielleicht für fast unmöglich halten, eine genaue Geschichte der Ereignisse zu liefern, deren Zeuge der Schriftsteller nicht war, und die er vielleicht aus den Berichten parteiischer und darein verflochtener Personen kennen lernte. Aber wenn ihm auch aus diesem Grunde einige Ungenauigkeiten entgangen sind, so kann man doch nicht umhin einzugestehen, daß er sich viel Mühe gegeben, die Wahrheit aufzufinden und darzustellen, ohne irgend eine Partei in ihren Interessen oder Erinnerungen zu kränken. Indem der Herausgeber, der selbst Zeuge der Ereignisse war, die in diesem Zeitraume der Geschichte Statt fanden, die Umsicht des Verfassers rühmt, hat er es doch für seine Pflicht gehalten, gewisse Thatsachen oder einige besondre Umstände dabei aus einander zu setzen, ohne sich, wie er selbst erklärt, von dem Geiste der Mäßigung zu entfernen, der die Feder des Grafen Orloff geleitet hat. Die lobenswerthen Absichten des Verfassers und Herausgebers müssen demnach die Aufmerksamkeit des Publicums auf dieses Werk ziehen.

Graf Orloff beginnt mit einem Blick auf die Völker, die vor Alters das Land einnahmen, das gegenwärtig das Königreich Neapel bil-

Digitized by Google

det. Er giebt dann einen Begriff von demselben unter der Herrschaft der Römer, während des Einfalls der Gothen, der Lombarden, der Franken, bis auf den Zeitpunkt, wo es die Tapferkeit der Normannen zum Königreiche machte. Die Dynastie der Normannen zeichnet sich aus durch die Regierungen Rogers I., Wilhelms des Schlechten, Wilhelms des Guten, Tancreds. Auf sie folgt die schwäbische Dynastie, die durch die anjouische gestürzt wird, und auf diese die aragonische; und gestützt auf die angeblichen Rechte dieser beiden Häuser haben Spanien und Frankreich sich diese unglückliche Eroberung streitig gemacht. Das neapolitanische Volk war stets das Opfer ihrer Niederlagen wie ihrer Siege.

Der erste Band dieser Memoiren reicht bis auf Friedrich von Aragonien 1503; aber da der Verf. sich vorgenommen hatte, diesen Theil der Geschichte von Neapel nur schnell zu durchlaufen, so hat der Herausgeber es für angemessen gehalten, belehrende oder interessante Anmerkungen hinzuzufügen, theils um einige Punkte des Alterthums aufzuhellen, theils um mit dem Charakter gewisser Personen und dem Geiste einiger Epochen, die uns am meisten interessiren können, genauer bekannt zu machen. Er bemüht sich, die Ursachen von dem Glücke der Normannen, den Ursprung der Lehnsherrlichkeit und des Rechts, welche die Päpste sich über die Königreiche Apulien und Sicilien anmaaßen wollen, anzugeben; dann giebt er einigen Begriff von den Constitutionen und den Werken Friedrichs II., von dem Charakter und dem Unglücke des berühmten Pietro delle Vigne u. s. w. Indem er die Geschichte der Anjouer und Aragonier durchgeht, verweilt er bei den hervorstechendsten Ereignissen, die diese Dynastien auszeichneten, als der Tod des Königs Conradin und die sicilianische Vesper, die eine Folge davon war; die Ermordung des Andreas, des Gemahls Johanna's I., die Zügellosigkeiten Johanna's II. und die Unternehmung Carl's VIII., die so viel Unheil über die Italiener und Franzosen brachte. Er ermangelt nicht, uns die meisten dieser Fürsten abzuschildern, die Einen gesetzmäßige oder Adoptiv-Erben, die Andern despotische und grausame Eroberer. Unter allen diesen Königen sind kaum einige, wie Robert und René, auszuzeichnen, denen ihre Liebe zu den Wissenschaften oder vielmehr die Schmeicheleі der Gelehrten, die sie beschützten, den Namen der Weisen und Guten beigelegt hat.

Zuweilen trägt der Herausgeber Sorge, uns die Sitten und Sonderbarkeiten dieser Zeiten bemerklich zu machen, indem er bald in einige Abschweifungen über die Zweikämpfe Carl's von Anjou und Peters von Aragonien, Ludwigs Herzogs von Anjou und Carl's von Durazo eingeht, bald die pikante Anekdote von jenen Beischläferinnen der Priester erzählt, die, stolz darauf, der Kirche anzugehören, vermöge dieses Rechtstitels, dessen sie sich rühmten, behaupteten, daß sie nur von geistlichen Gerichten gerichtet werden könnten, und die Auflagen, welchen die übrigen Bürger unterworfen waren, an den Fiscus des Königs nicht zu bezahlen brauchten. Man glaube nicht, daß dies ein Scherz war; in den Archiven von Neapel ist noch ein Verzeichniß von diesen frommen Beischläferinnen vorhanden, die im J. 1447 die Abgabe bezahlten, die Alphons ihnen auferlegt hatte; und was noch sonderbarer ist, die Bischöfe selbst wurden mit der Empfangnahme beauftragt. Man bemerkt, daß fast alle Priester ihre Beischläferinnen hatten; jede findet sich mit ihrem Namen und einer besondern Angabe bezeichnet: die eine war die Beischläferin des Erzpriesters, die andre des Archidiaconus, diese des Schatzmeisters, jene des Abts u. s. w. Der Herausgeber sagt bei dieser

Gelegenheit: „Wie hätte Voltaire diese historischen Denkmäler benutzen können, wenn er sie gekannt hätte!“ Aber nichts war damals gewöhnlicher. Bayle spricht in seinem historisch-critischen Wörterbuche (B. I. S. 117, Ausgabe von Rotterdam 1702) von einem gewissen Prälaten, der sich rühmte, in seinem Sprengel elftausend Priester mit Beischläferinnen zu haben, deren jeder ihm alljährlich einen Thaler bezahlte.

Im zweiten Bande fährt der Herausgeber mit steter Aufmerksamkeit auf das, was seine Leser besser unterrichten kann, fort, Hand in Hand mit dem Geschichtschreiber zu gehen; und je mehr sie sich unserer Zeit nähern, desto ausführlicher und anziehender werden die Erzählung des Einen und die Bemerkungen des Andern. Hier entwirft der Verf. ein Bild von den Regierungen Ferdinands des Catholischen, Carls V., Philipps II., Philipps III., Philipps IV., Carls II., Philipps V. und Kaiser Carls VI.; er schont keinen dieser Könige, deren Grundsätze, Charakter und Betragen in der That harten Tadel verdienen. Als Freund der Gerechtigkeit und Menschlichkeit sieht er mit Unwillen unter diesen erlauchten Despoten das spanische Volk sich mehrere Jahrhunderte hindurch gleichsam gefallen in einer dummen Trägheit, aus der es sich nur auf das Lärmgeschrei seiner Priester emporriß, als diese es gegen einige angebliche Feinde der Religion schleudern wollten.

Ferdinand der Catholische hatte in seiner Politik keine größern Hebel, als Heuchelei und Verstellung. Dem Oberhaupte der Christenheit verdankte er den Beinamen des Catholischen; aber er war weit entfernt ihn zu verdienen, wenn dieser Titel in dem, der ihn führt, die Tugenden voraussetzt, die uns das Evangelium gebietet. Der Verfasser malt mit gleicher Freimüthigkeit die Physiognomien Carls V. und Philipps II., seines Sohnes, der nicht minder ehrgeizig als dieser, aber ein noch grausamerer Despot und ein unnatürlicher Vater war. Philipp III. trägt auf seinen Sohn Philipp IV. die Trägheit seines Charakters und seine gänzliche Nichtigkeit über. Wie bejammernswerth mußte die Lage der Neapolitaner seyn unter dem Joche dieser bald grausamen, bald stumpfsinnigen Fürsten, die ihnen Vicekönige sandten mit dem Auftrage, das Land auszusaugen und zu entvölkern! Jenes Volk, das von den Samnitern, Bructiern, Lucanern abstammt, verliert endlich das Andenken an die Unabhängigkeit, die ihm seine Vorfahren hinterlassen hatten; es gewöhnt sich an Elend, an Bedrückung, und gleichsam daran, mit seinen Ketten zu spielen. Wenn es in Zwischenräumen aus seiner Gefühllosigkeit erwacht, geschieht es nur, um Mordthaten, Plünderungen, Verbrechen ohne Resultat zu begehn, oft um seine Wohlthäter hinzuopfern.

Unter diesen gewöhnlich abergläubischen, habsüchtigen und grausamen Vicekönigen sieht man, obwohl selten, einige auftreten, denen es schimpflich erscheint, ihre Vorgänger nachzuahmen; man erblickt als ausgezeichnet Peter von Toledo, dessen Ansichten, wie es heißt, groß und dessen Absichten rein waren, und Don Juan Alphons Henriquez, der, vom Hofe Spaniens gedrängt, ihm Geld zu übermachen, statt aller Antwort seine Entlassung gab. Unser Geschichtschreiber unterläßt nicht, bei dieser Gelegenheit aufmerksam zu machen, daß das Königreich Neapel seit der Regierung Ferdinands des Catholischen bis auf Philipp IV. an s. g. freiwilligen Geschenken, die aber nichts als offenbare Beraubungen waren, sechs und vierzig Millionen Ducaten, oder nach einer anonymen Handschrift im Besitz des Erzbischofs von Tarent, Monsignor Capecelatro, fast hundert Millionen Ducaten von Carl V. bis Philipp



Digitized by Google

IV. an Spanien weggeworfen hatte. Es ist nützlich, diese von den neapolitanischen Geschichtschreibern nie vergessenen Thatsachen zu wiederholen, um sich immer mehr und mehr von dem unermeßlichen Unglücke zu überzeugen, das einem Volke zu Theil wird, welches in der Sclaverei und in der Abhängigkeit vom Auslande zu leben verurtheilt ist!

Der Verfasser, der alle die einförmigen Bedrückungen, alle Leiden, welche die Geduld des neapolitanischen Volks übten, zu schildern genöthigt ist, beschleunigt so viel möglich seine Schrift und verweilt nur, wenn das Besondre der Begebenheiten, die sich darbieten, es zu erfodern scheint. So erzählt er mit mehr Ausführlichkeit die Revolutionen des P. Thomas Campanella, Masaniello, Gennaro Anneſe, des Herzogs von Guiſe u. ſ. w. Er setzt die vergeblichen Bemühungen der Päpste und der Könige aus einander, in Neapel das Inquisitionsgericht einzuführen, und den Widerstand, den ihnen mit Erfolg die Neapolitaner entgegensetzen. Bei dem Anblicke dieser sonderbaren Erscheinung kann man nicht umhin, mit unserm Geschichtschreiber dem Volke des Königreichs Neapel ausnehmende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. „Man hat es gleichgültig gesehen, sagt er, bei seinen theuersten Interessen und bis zur Niedrigkeit unterwürfig nach einander das Joch wechseln, fast ohne zu klagen, ohne daran zu denken, daß, wenn die Fürsten Vorrechte haben, die Völker auch Rechte haben, die zu verletzen nicht erlaubt ist; aber jedesmal, wenn man versucht hat, in Neapel dieses Blutgericht einzuführen, das nur einer fanatischen und rohen Nation zusagen kann, ließ sich von allen Seiten Unwillen und Abscheu vernehmen, und das sorgloseste, leichtsinnigste Volk zeigte sich als das hartnäckigste und unbeugsamste.“ Wir fügen hinzu, daß diese Thatsache einen unbestrittenen Beweis von dem abgiebt, was einst dieses Volk unternehmen könnte, um andre köstlichere Freiheiten und seine eigne Verfassung zu erlangen und zu vertheidigen, wenn es das Bedürfniß davon fühlte, wenn es die Wichtigkeit derselben kennen lernte.

Der Herausgeber macht indeß einige Bemerkungen über diesen unüberwindlichen Widerwillen, den die Neapolitaner, obgleich sehr abergläubisch, immer gegen alles gehabt haben, was mit dem Inquisitionsgerichte nur einigen Zusammenhang haben kann; über die sedili der Stadt Neapel, die man gewöhnlich seggi (Sitze) nennt; über den Antheil, den der Herzog von Ossuna an der vorgeblichen Verschwörung des Marquis von Bedmar gegen Venedig genommen habe, eine Thatsache, die Herr Daru in seiner Geschichte von Venedig mit dem Geiste des Scharfsinns und der Unparteilichkeit, der diesem Geschichtschreiber eigenthümlich ist, untersucht hat. Er macht uns noch mit einigen besondern Umständen in Hinsicht auf Masaniello, Gennaro, Anneſe und den Herzog von Guiſe bekannt. Verweilt man bei diesen leider nur zu häufigen und fast immer fruchtlosen Aufständen des neapolitanischen Volkes, so könnte man sie, wie uns scheint, mit den Ausbrüchen des Vesuv vergleichen, die anfangs viel Lärmen machen, aber von geringer Dauer sind und mit tiefer Ruhe endigen.

Der Verfasser kommt auf die Dynastie der Bourbons, um derentwillen er hauptsächlich diese Art von historischer Reise unternommen zu haben scheint, und er giebt das Gute an, das Carl III. gethan oder beabsichtigt hat. Dies giebt dem Herausgeber Gelegenheit, uns von den zahlreichen unter der Regierung dieses Fürsten errichteten Gebäuden, von der Auffindung von Herculanum und Pompeji, von dem Zelter, den man dem Papste als Lehnsherrn gab, von dem Minister Tanucci

Digitized by Google

und einigen Andern, die in der letzten Zeit eine Rolle gespielt haben, zu unterhalten. Der Herausgeber, der lange in Neapel gelebt hat, konnte leicht einige Thatsachen dieser Geschichte aufklären. „Er wundert sich, daß keine Akademie es zur Preisaufgabe gemacht, zu untersuchen, welchen Einfluß die Entdeckung der alten von dem Vesuv verschütteten Städte auf die neuern Künste und auf die Fortschritte der Alterthumswissenschaften gehabt habe." Diese Frage mußte mehr als irgend eine andre die königl. Akademie zu Neapel interessiren, und wäre so vielen unbedeutenden und unfruchtbaren Untersuchungen wohl vorzuziehen.

Ueber den Minister Caraccioli und den Abt Galiani sind wir nicht ganz der Meinung des Herausgebers. Er scheint sie zu streng beurtheilt zu haben. Er hätte ihnen das Talent und den Geist zu Gute kommen lassen müssen, wodurch sie einen großen Theil ihres Lebens in Europa glänzten; und da er sie nur in ihrem Alter kennen lernen konnte, hätte er die Fehler, die er ihnen zur Last legt, ihren hohen Jahren beimessen sollen. *)

*) Der Marquis Caraccioli war ein echter Philosoph; er verstand vollkommen die Mathematik und erwarb sich die Achtung der berühmtesten Mathematiker seiner Zeit, besonders d'Alemberts. In seinem Alter hatten ihn allerdings seine zerrüttete Gesundheit und mehr noch Actons Uebelwollen und die Zurücksetzung eines von diesem Minister beherrschten Hofes niedergeschlagen, so daß er nur noch der Schatten seiner selbst war: weit entfernt, in diesem Zustande ein Gegenstand des Mitleids für die zu seyn, die seine Kenntnisse und seinen Geist einst zu würdigen gewußt, erregte er ihren Unwillen gegen seine verächtlichen Feinde und Verfolger.

Was den Abt Galiani betrifft, so war ihm, zumal in Paris, vielleicht mehr der Hof gemacht worden, als er verdiente; wir können wenigstens versichern, daß die Neapolitaner nicht alle Lobeserhebungen guthießen, die die Franzosen an ihn verschwenden wollten; aber nichtsdestoweniger können wir die Verachtung nicht billigen, womit man ihn jetzt überschütten will. Man würde weniger den Abt Galiani anklagen, als die Gelehrten und Philosophen, deren Achtung und Freundschaft er sich erwarb. Diderot, d'Alembert, Grimm, Arnaud, Raynal, Marmontel, Dubos, Voltaire u. s. w. waren nicht Männer, die sich von einem Charlatan imponiren ließen. Sie hatten ihn lange in ihrer Mitte gesehen, und hörten nicht auf, mit ihm Briefe zu wechseln und ihn bis an seinen Tod zu schätzen. Er hatte zu Neapel zahlreiche Feinde, weil es dort mehr als anderwärts Pedanten und Abergläubische gab, deren er unaufhörlich spottete. Aber kein wahrer Gelehrter hat je sein Verdienst bestritten. Bei seinem ersten Auftreten in der literarischen Welt zweifelte man, daß er der Verfasser der Abhandlung über das Geld sey, weil man sich nicht einbilden konnte, daß ein ein- und zwanzigjähriger Jüngling den Umfang und die Art von Kenntnissen besäße, die dieses Werk voraussetzte. Aber die Achtung, die ihm Bartolommeo Intieri, der Marquis Rinuccini und der Abt Genovesi bewiesen, die zu jener Zeit die bewandertsten Männer in der Staatsökonomie waren, zerstreute jeden durch Neid und Uebelwollen erregten Verdacht. Gimmaco Mazzocchi, der größte Antiquar seiner Zeit, ev-



Digitized by Google

Unser Geschichtschreiber kommt endlich zu jenem unseligen Zeitraume, bei dem man nicht ohne Abscheu verweilen kann, und den man dennoch kennen lernen muß, um die traurige Erfahrung der Vergangenheit für die Zukunft zu benutzen. Fremd allen diesen Ereignissen und folglich ohne Leidenschaft, ohne Haß, mußte Graf Orloff sie mit parteiloser Billigkeit betrachten und in seinen Urtheilen nur seine Liebe für Recht und Wahrheit hören.

Er setzt aus einander, in welcher Lage das Königreich Neapel sich befand beim Anfange der französischen Revolution; er bezeichnet alle die Maaßregeln, welche die zu leicht beunruhigte Regierung nehmen zu müssen glaubte. Sie waren mehr geeignet, eine Gefahr hervorzurufen als zu beseitigen, welche Uebelwollende in der Absicht vergrößerten, sich wichtig und nothwendig zu machen. Er charakterisirt den bösen Geist dieser Staatsjunten, die, indem sie den bessern Theil der Nation von einem geliebten Fürsten entfremdeten, die Namen der Henker, die in ihnen den Vorsitz führten, zum Abscheu der Nachkommen gemacht haben. Daraus sind die Catastrophen zu erklären, die in kurzen Absätzen auf einander folgten, und die das schönste und unglücklichste Land Italiens verwüstet haben. Der gegen Frankreich unternommene Krieg; die gänzliche Niederlage der neapolitanischen Armee unter den Befehlen des Generals Mack, die in dem Augenblicke, wo sie auftrat, auch zerstreut war; die Flucht des Hofes, der das Reich der Unordnung und der Wuth der Lazaroni preisgiebt; der rettende Einmarsch des französischen Heeres, wodurch allein der Ermordung der bessern Bürger und der Zerstörung der Hauptstadt Einhalt gethan wurde; die Errichtung einer ephemeren Republik aus allgemein geachteten freisinnigen, vor allem ihr Vaterland liebenden Bürgern, die alle ein Opfer ihres Eifers für das Gemeinwohl werden sollten; die Kühnheit und das Glück eines Priesters (des Cardinals Ruffo), der in der Schule Alexanders und Cäsars gebildet worden; die Rückkehr eines triumphirenden Hofes, der dem gültigsten und feierlichsten Vertrage entgegen die Ermordung der achtbarsten und aufgeklärtesten Bürger verfügte: das sind die großen Ereignisse, die einen Theil dieses gräßlichen Zeitraumes ausfüllen. Der Herausgeber, der die Erzählung mehrerer merkwürdigen Umstände und einige sehr wichtige Bemerkungen hinzufügt, verweilt besonders bei der Verletzung der Capitulation zwischen den Patrioten und ihren Ueberwindern, und übergiebt jenes große politische Verbrechen, das vornemlich Nelsons Namen und Ruhm befleckt, dem gerechten Abscheu.

---

theilte dem jungen Schriftsteller nicht nur Lobsprüche, sondern nahm ohne Bedenken einige seiner Meinungen an. Seitdem machte man ihm das Verdienst seiner andern Werke nicht mehr streitig. Die Gelehrten Italiens und des Auslandes wollten mit ihm in Verbindung treten. Es mag seyn, daß er sich den Vergnügungen im Uebermaaße hingab; aber sie wendeten ihn nie von den ernsten Studien ab, und mitten unter zuweilen übertriebenen Zerstreuungen stellte er in seinen Schriften philosophische und liberale Grundsätze auf, namentlich in dem Werke über die Pflichten der neutralen Mächte gegen die kriegführenden u. s. w. Auch brachte er mehrere seinem Vaterlande sehr nützliche Unternehmungen in Vorschlag. (S. Correspondance de l'Abbé Galiani avec Mad. d'Epinay u. s. w.)

Digitized by Google

Es scheint uns, man habe einige Umstände übergangen, die zur Charakterisirung dieser an Unglück und Belehrung so reichen Zeit beigetragen hätten. Wir wollen sie nur bezeichnen zum Vortheil derer, die etwa von unsern Bemerkungen Gebrauch machen wollen.

Die Erlaubniß, welche das neapolitanische Ministerium den Schriftstellern gab, an den zwischen den Höfen von Neapel und Rom über den Zelter entstandenen Discussionen Theil zu nehmen, beweist vielleicht mehr als jedes andre Ereigniß, von welchem Geiste und welchen Einsichten die Neapolitaner damals geleitet wurden. Man sah ungefähr dasselbe wieder, was sich zu Venedig bei dem Interdict Pauls V., vornämlich durch den Einfluß Fra Paolo Sarpi's, zugetragen hatte; eine Menge Schriften verbreiteten sich, die, insbesondere bestimmt, Fragen der geistlichen Gerichtsbarkeit aufzuklären, oft auch wichtigere und allgemeinere Principien auseinandersetzen. Man bemerkte besonders die Werke des Erzbischofs Capecelatro, des Abts Cestari; die Monarchie der Päpste, ein Werk, das dem gelehrten Marcello Scotti zugeschrieben wurde; die Allocuzione des Cardinals von Benevento u. s. w.; alle bewiesen, welche Grundsätze sich nach den Werken eines Giannone, Genovesi, Filangieri, bei den Neapolitanern verbreitet hatten.

Diesem Umstande folgte ein andrer vielleicht eben so interessanter und noch sonderbarerer. Der König hatte zu St. Leucio bei Caserta ein Etablissement errichtet, in welchem eine ziemliche Anzahl Familien allerlei nützliche Gegenstände, besonders Seidenstoffe u. dgl. fertigten. Der König faßte den Plan, ihnen eine Vorschrift zu geben; und so erschien unter seinem Namen 1789 ein Buch, betitelt: Origine della popolazione di S. Leucio, con le leggi correspondenti al buon governo di essa. Das Publicum war nicht minder erstaunt als erfreut über den liberalen Geist dieser Verordnungen, und man mußte glauben, daß der Fürst, der sie gegeben hatte, den Grundsätzen des Rechts und der Gleichheit günstig sey. Man glaubte darin einen Versuch zu besseren Verordnungen für das ganze Königreich zu sehen.

Unter den Ereignissen, die am meisten den Haß des Hofes oder Actons gegen die angeblichen Revolutionärs bewiesen, war ohne Widerrede die Verhaftung des Chevaliers Medici. Er wurde angeklagt, der Beschützer der Patrioten und ein Freund der Franzosen zu seyn; aber sein wahres Verbrechen war die Rivalität, die zwischen ihm und dem Minister Acton Statt fand. Er wurde verhaftet und seiner Aemter entsetzt. Eingesperrt in einen Thurm, ward er in einen langen Prozeß verwickelt. Zum Glück diente diese Verfolgung nur dazu, die Unschuld des Angeklagten und die Ungerechtigkeit seiner Unterdrücker an den Tag zu bringen. Aber wie kein Uebel sich ereignet, das nicht auch etwas Gutes erzeugte, so sollte diese ungerechte Verfolgung auf die Grundsätze und den Charakter des Chevaliers Medici einwirken, der, gegenwärtig einer der Minister des Königs, aus eigner Erfahrung die Wirkungen einer ungerechten Verfolgung kennen muß. Auch schreibt man besonders ihm den Geist der Mäßigung und des Vergessens zu, der das jetzige Ministerium von Neapel auszeichnet und für die Zukunft noch erfreulichere Resultate verspricht.

Den Rest der Memoiren des Grafen Orloff nimmt die militärische Besitznahme des Königreichs Neapel durch die Franzosen, die Regierungen Joseph Bonaparte's und Murats, und die Wiedereinsetzung Ferdinands IV. ein. Der Verfasser beurtheilt mit Unpartheilichkeit die bei-

Digitized by Google

den ersteren Fürsten, die das Eroberungsrecht auf den Thron gesetzt hatte. Joseph Bonaparte überläßt den Staat dem geschmeidigen und feinen Salicetti, dessen ganzes Talent darin bestand, Complote zu erfinden und die Schlachtopfer zu mehren, und Röberer, der einige heilsame Reformen versuchte, um das Königreich Neapel für alle die Uebel, die es duldete, einigermaßen zu entschädigen. Der Geschichtschreiber schildert sodann Joachim Murat, mehr als einen kühnen und unternehmenden Krieger denn als einen geschickten und besonnenen Fürsten. Man muß glauben, daß er mit seiner gewohnten Umsicht alle Thatsachen, die ihm bekannt geworden, aus einander setzt. Aber kann man glauben, daß man sie ihm mit demselben Geiste der Unpartheilichkeit, zu dem er sich bekennt, mitgetheilt habe? Es giebt immer gewisse Umstände, die das Interesse der Parteien mildert oder hervorhebt, und deren genaue Kenntnis doch nöthig ist, um die Menschen und Begebenheiten zu charakterisiren.

Der Herausgeber, der stets die Gelegenheit ergreift, wichtige, zuweilen übergangne oder vernachlässigte Umstände ins Gedächtniß zurückzurufen oder mit Sorgfalt zu zergliedern, giebt uns in seinen Anmerkungen die Erzählung von der Einnahme Capua's, von der Expedition gegen Sicilien und Details über J. Murat und die Königin Caroline, seine Gemahlin. Er macht bemerklich, aber vielleicht nicht in dem Grade, wie er sollte, daß die militärische Zügellosigkeit, die man einem Heere, das man schonen wollte, zuließ, und die unpolitische Verfolgung der Carbonari, einer religiösen und democratischen Secte, so wie das Zögern mit Einführung einer stets versprochnen und stets, selbst von den Befehlshabern des neapolitanischen Heeres, gefoderten Verfassung am meisten zu Murats Sturz beigetragen. Es leidet keinen Zweifel, daß seine Lage sehr schwierig gewesen, und daß seine Verhältnisse zu seinen Völkern, zu den auswärtigen Mächten und zu Frankreich ungewöhnliche Charakterstärke und große Gewandtheit erfoderten; aber unparteiischen und besser unterrichteten Lesern, der Nachwelt, kommt es zu, über Thatsachen zu urtheilen, die vielleicht noch nicht ganz enthüllt sind.

Nichtsdestoweniger ist es tröstlich zu sehen, daß selbst zu der Zeit, wo das Königreich Neapel am meisten so großen Unfällen ausgesetzt war, es doch mehr als einen Vortheil theils den Einsichten des Zeitalters, theils dem Charakter einiger Minister verdankt. Trotz des Militärgeistes, der sich den Wirkungen einer guten Verwaltung entgegenstellte, trotz der außerordentlichen Ausgaben, welche die Umstände erfoderten, läßt sich nicht läugnen, daß mehrere nützliche Einrichtungen, wo nicht völlig ins Werk gesetzt, wenigstens entworfen und vorbereitet worden. Die Communicationen wurden erleichtert; man eröffnete Landstraßen zwischen den Provinzen des Reichs; man machte viele Verschönerungen in der Hauptstadt; der öffentliche Unterricht ward weiter ausgedehnt und begünstigt; man vermehrte die Schulen, die Lehrstühle und die Vortheile der Professoren; man legte einen botanischen Garten, eine prächtige Sternwarte an; aber was man nicht ohne Ungerechtigkeit übergehen könnte, ist die gänzliche Abschaffung des Lehnswesens, die dem Eifer eines aufgeklärten und uneigennützigen Ministers (Joseph Zurlo) verdankt wird.

Es ist zu hoffen, daß nach Wiedereinsetzung Ferdinands IV. man die Hülfsmittel, die der Frieden darbietet, anwenden werde, um das eingeführte Gute zu vollenden und zu vervollkommnen, und Irrthümer, die unvermeidliche Frucht des Unglücks der Zeit, zu verbessern oder wie-

Digitized by Google

der gut zu machen. Die von dem Könige gebilligten und von seinen Ministern befolgten Grundsätze der Mäßigung und Billigkeit können allein die traurigen Erinnerungen von 1799 verlöschen und das Reich für alle Unfälle, die es erfahren hat, entschädigen. Die Machthaber, und vornämlich der Chevalier Medici, haben schon mehrere Proben von diesem neuen Systeme der Gerechtigkeit gegeben, das ihnen zur Ehre gereicht und schöne Hoffnungen für die Zukunft eröffnet.

Die critischen Bemerkungen, zu denen wir Veranlassung gefunden, sind weder zahlreich noch besonders erheblich, weshalb wir sie hier übergehen. Die Sprache ist rein und läßt nur an sehr wenig Stellen einen Ausländer erkennen.

Von den beiden Karten, womit das Werk geziert ist, stellt die eine das alte, die andre das heutige Neapel vor, doch mit Ausschluß von Sicilien.

J. B.

---

## XVI.

Verhandlungen der zweyten Kammer der Ständeversammlung des Königreichs Baiern. Amtlich bekannt gemacht. (München 1819.) Band I—VIII.

### Erster Artikel.

Daß die deutschen Völker — nachdem sie mit ihrem Vermögen, mit ihrer Kraft, mit ihrem Blute sich und ihre Fürsten der fremden Zwing- und Willkür-Herrschaft entledigt, welche alle ihre früheren öffentlichen Rechtsverhältnisse so schonungslos zertrümmert hatte, — ein Wiederordnen dieser Verhältnisse forderten, wie es von der Natur selbst rechtlich-freygewollten Wesen ziemt, war eine eben so natürliche Erscheinung, als es dem Charakter deutscher Fürsten entsprach, im 13ten Artikel der, sonst so wenig befriedigenden, Bundesakte diese Forderung zuzusagen. Hätten auch sie alle mit gleichem Eifer Hand ans Werk gelegt, um ihr öffentlich gegebenes, und darum für um so heiliger gehaltenes Wort zu lösen; gewiß! es wäre keine derjenigen Erscheinungen eingetreten, welche dem Bundestage die unglückliche Veranlassung gaben, anstatt, wie allgemein und mit so rechtlichem Grunde erwartet worden, die Fesseln des Preßzwanges zu lüften, solche vielmehr noch enger zu ziehen, und die Sprecher der Nation der Willkühr von Grenzhütern hinzugeben, denen die zu bewachenden Grenzen selbst erst, Gott mag es wissen, wann? gezeichnet werden sollen; anstatt die Bande des Vertrauens der Völker zu ihren Fürsten zu befestigen, solche vielmehr gewaltsam zu erschüttern durch das Hervorrufen von Maaßregeln,

welche, den von manchen Völkern verfassungsmäßig bereits erworbenen Rechten geradezu widersprechend, abgesehen von den Folgen ihrer materiellen Thätigkeit, schon allein durch ihre Existenz an sich das Mißtrauen und den Unmuth auf den höchsten Grad steigern muß: Schritte, die, im starken Contraste mit der bisherigen, durch kein Klagen und Wimmern des arg bedrängten Rechts anzuregenden, Passivität des Bundestags, dem Geiste und den Forderungen der Zeit, der überwiegenden öffentlichen Meinung allzubeleidigend ins Angesicht greifen, als daß nicht den in ihnen beabsichtigten gerade entgegengesetzte Folgen davon zu befürchten seyn müßten.

Je mehr wir indessen wünschen, daß unsere Besorgniß eitel sey, desto gespannter ist unser Blick auf diejenigen bedeutenderen deutschen Staaten, in deren Verfassung bereits ein wirksames Gegengift gegen solches Uebel vor seinem Eintritte niedergelegt war, insofern sie der Freyheit der Presse ihre bestimmte Sphäre angewiesen, und die Grundsätze, daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen, und kein Staatsbeamter, also wohl auch kein öffentlicher Lehrer, ohne Urtheil und Recht seines Amtes entsetzt werden dürfe, zu Fundamentalnormen erhoben haben. Dieß ist der Fall in der badenschen und würtembergischen sowohl, als auch in der baierischen Staatsverfassung, welche letztere durch den, vom 23sten Januar bis zum 25sten Julius in München abgehaltenen, ersten Landtag bereits ins Leben getreten ist, und da feste Wurzel geschlagen hat.

Das Thun und Wirken dieses in mehrfacher Beziehung merkwürdigen Landtags näher zu beleuchten, mag um so weniger unzweckmäßig seyn, da derselbe, als seit langer Zeit wieder erste Erscheinung dieser Art im deutschen Vaterlande, unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme billig in Anspruch nimmt, und der größere Theil des Publikums ihn nur durch die Brille der sogenannten baierischen Landtagszeitung beobachtet hat, deren Verfasser, obgleich selbst Mitglied der Ständeversammlung, in der ersten Periode wenigstens, einen, der Versammlung wenig günstigen, Geist entwickelte. Es scheint, daß derselbe von gewissen Regierungspersonen, vielleicht auf sein vorgängiges Anerbieten, berufen war, der etwa möglichen Opposition ein Gegengewicht zu bilden, dieser Auftrag jedoch, nachdem er in einer mehr erbitternden und die Opposition steigernden, statt solche ausgleichenden Art vollführt worden, wieder zurückgenommen worden sey. Aber auch die folgende, bey aller den Verdacht des Speculirens auf Gewinn erregenden Breite, dennoch unvollständige, oft unrichtige und verstückelnde Art, in

welcher die Verhandlungen von der oben genannten Landtags-zeitung gegeben wurden, konnte eben so wenig die Leser als die Acteurs befriedigen, sondern nur dazu dienen, in beyden das Bedürfniß zum Bewußtseyn zu bringen, daß die Verhandlungen künftiger Landtage jedesmal so schnell als thunlich in einem ganz parteilosen, einfach treuen Auszuge des Wesentlichen zur Kunde des wißgierigen Publikums gebracht werden möchten. Der Verhandlungen vollständigen Inhalt mitzutheilen, ist Sache eines amtlichen Protokoll-Abdrucks selbst, wie der vorliegende, an dessen formeller Einrichtung für die Zukunft die Aenderung gewünscht werden muß, daß den eigenen Reden der Abgeordneten, oder wenigstens allen übrigen Beilagen der Sitzungsprotokolle eine eigene Reihe von Bänden gewidmet, dadurch das gleichzeitige Fortschreiten des Abdrucks dieser Protokolle selbst befördert, und der Mißstand verhütet werden möchte, daß der Protokoll-Abdruck erst nach mehreren Monaten den Sitzungen selbst folge. Daß geübtere Stenographen künftig den Abgeordneten die zeitraubende Mühe ersparen möchten, erst hinterher ihre Aeußerungen selbst zu Papier zu bringen, oder das zu Papier Gebrachte in Revision zu nehmen, ist unstreitig ein eben so dringender als gemeinsamer Wunsch der letzteren.

So manche Mißgriffe in der Wahl des Präsidiums sowohl, als auch, und vorzüglich, der verschiedenen Ausschüsse, müssen erklärt und entschuldigt werden durch die fast gänzliche Unbekanntschaft der Abgeordneten unter einander, welche, hingesendet aus allen Kreisen eines, in der neueren und neuesten Zeit aus verschiedenen Staaten und Staatstheilen erst zusammengefügten, jetzt aber erst wesentlich zu einigenden Reichs, mit Ausnahme einiger weniger, die man nach ihren Schriften zu schätzen wußte, sich kaum dem Namen, vielweniger dem moralischen und scientifischen Gehalte nach kannten und kennen konnten, wovon aber gleichwohl ein Theil, obgleich wenig unterrichtet von den Bedingungen, den Pflichten und Lasten eines Ausschußgliedes, es für eine persönliche Ehrensache ansah, als ein solches sich aufgeführt und geltend gemacht zu wissen. Daher kam es, daß der Gesetzgebungs-Ausschuß einzelne Glieder zählte, die, obwohl sonst vortreffliche Männer, sich selbst in der Eigenschaft von Legislatoren mächtig beengt, und der Leitung einiger ihrer Collegen gänzlich Preis gegeben, gefühlt haben mögen; daß in dem, für die Gegenstände der inneren Reichsverwaltung gebildeten Ausschusse Männer sich fanden, denen man späterhin den Vorwurf machte, mehrere wichtige Gegenstände ihrer Aufgabe nicht allein aus Mangel an

Zeit zurückgehalten zu haben; daß endlich die Masse der eingereichten Beschwerden in die Hände von Männern kam, die, bey dem rechtlichsten Willen, dieser eben so wichtigen und intrikaten, als die genaueste Kenntniß der Rechte der Regierten wie der Regierung, und des ganzen Verwaltungsorganismus erfordernden Aufgabe vielleicht nicht insgesammt gewachsen waren. Aehnliche Fehlgriffe mögen indessen bey Versammlungen dieser Art nur in dem Maaße vermeidlich werden, in welchem ihre Glieder sich nach Kenntniß, Geist und Charakter näher kennen lernen, und dann erst, aufmerksam gemacht, wie hier, auf die höchst bedeutende Wichtigkeit der Wahlen, die tüchtigsten zu jedem Geschäfte zu greifen wissen. Wenn es aber etwa in der Gesammtzahl an hinreichend Tüchtigen für die Aufgabe jedes Ausschusses fehlte, dann läge hierin nur der sprechende Beweis von der Untauglichkeit des allgemeinen Wahlgesetzes selbst, und des allzuengen Kreises, auf welchen durch dasselbe das Wahlrecht sich gebannt findet, und wir fürchten, daß jener Mangel, freylich mehr oder weniger je nach dem Culturgrade eines Volkes überhaupt, überall da fühlbar seyn müsse, wo das Recht, zum Abgeordneten geführt zu werden, auf den, nicht immer mit den erforderlichen Kenntnissen, festem Muthe und reinem Patriotismus gepaarten, Adel, Guts- und Vermögensbesitz beschränkt ist. Daß man demungeachtet in den meisten Verfassungen auf diese Schranke stößt, ist um so mehr zu wundern, je mehr jener Mangel, eine an sich natürliche Folge dieser Schranke, den Absichten der Regierungen selbst widerstrebt; denn diese können doch nur guten Rath, richtige Andeutungen, zweckmäßige Vorschläge von den Ständen wollen; woher aber diese bey beschränkten Kenntnissen aller, oder doch des größern Theils der Abgeordneten?! Da die Vortheile, welche den Regierungen aus dem Vermögensbesitze der Abgeordneten erwachsen mögen, durch die mit diesem Besitze in der Regel verbundene Unabhängigkeit von ihnen wieder aufgewogen werden, und die Völker bald wahrnehmen müssen, daß ihre Rechte, der Aristokratie des Adels und des Reichthums zur Bewahrung anvertraut, eben nicht in den besten Händen sich befinden, auch die Regierungen in allen den Fällen, in welchen die Vorurtheile der Gemeinheit in Berührung kommen, durch solche Stände sich mehr gelähmt und gehemmt, als gestützt und befördert erkennen werden, so hoffen wir mit einiger Zuversicht, daß die, obgleich tief gewurzelte, Meinung, die Repräsentation des Volks werde am sichersten auf den Vermögensbesitz gebaut, bald der besseren Einsicht wenigstens in so weit das Feld räumen werde, daß Verstand und Kenntnisse, deren es hier bedarf, überhaupt

Digitized by Google

die Intelligenz gleiche Rechte erhält mit dem Vermögensbesitze bei dem wichtigen Geschäfte der Volksrepräsentation. Man müßte außerdem auf den Gedanken kommen, jene Meinung werde gehegt von der Besorgniß der Regierungen, daß ihr Verfahren vor dem Forum der Intelligenz die Probe zu bestehen nicht vermöge, und von der Absicht derselben, die Völker nur dem Scheine und der Form, nicht aber auch dem Wesen nach vertreten zu lassen.

Der erste Erfolg des in der baierischen Verfassung für die Kammer der Abgeordneten aufgestellten Wahlgesetzes bestätigt vollkommen die Währheit der oben aufgestellten Bemerkungen: Unter 115 Gliedern, aus welchen die Kammer bestand, entwickelte sich höchstens ein halbes Dutzend kräftiger gewandter Redner, und ungefähr ein Dutzend mehr oder weniger genügend intelligenter Männer, die von der übrigen, in das achtfache sie übersteigenden, Masse nur gar zu leicht überstimmt werden konnten, und wären mehrere, das allgemeine Vorurtheil anregende, Gegenstände, wie z. B. die angetragene Wiederherstellung der Realgewerbe u. dgl., zur Abstimmung gereift, unfehlbar würde die Regierung selbst gar bald das Nachtheilige des dem Vermögensbesitze eingeräumten Uebergewichts empfunden haben, gleichwie die Kammer der Abgeordneten mit dem Volke das Nachtheilige der Trennung der Volksrepräsentation in zwei Kammern, und des der Kammer der Reichsräthe überlassenen gleichen Effekts, in der That höchst schmerzlich empfunden hat.

Daß indessen der bey weitem größte Theil der Abgeordneten mit dem besten Willen und dem reinsten Vorsatze treuer Pflichterfüllung der Versammlung zugeeilt sey, dafür bürgt am sprechendsten der, gleich in einer ihrer ersten Sitzungen mit fast ausnahmloser Einstimmigkeit gefaßte, Beschluß: daß ihre Verhandlungen mit amtlicher Treue und Vollständigkeit sofort der Publicität übergeben werden sollten. Hiemit beurkundeten diese Männer eben so sehr die Reinheit ihrer Absichten, — denn das böse Bewußtseyn zieht sich lichtscheu aus dem Bereiche der Oeffentlichkeit zurück, — als das Begriffenhaben ihres Standpunkts und ihrer Aufgabe.

Darin aber besteht die Entartung unserer Staaten, daß die Hauptmassen, welche sie bilden, und in denen ihre ganze Realität beruht, nach und nach gänzlich abgeschlossen wurden von aller Theilnahme an den Funktionen ihres öffentlichen Lebens, und die Macht, obgleich ursprünglich nur aus ihnen er-

Digitized by Google

wachsen, und durch sie forterhalten, sich mit einem fast undurchdringlichen Dunstkreis umgeben hat, den Außenstehenden ihre Existenz fast nur noch dadurch verkündend, daß sie Gaben von ihnen nimmt, und dafür von Zeit zu Zeit Blitze auf sie zurückschleudert. Darum eben sehnen sich die deutschen Völker so sehr nach Repräsentativ-Verfassungen, damit dieser, die Natur des Bürgervereins verkehrende, Dunstkreis zwischen Fürsten und Volk wieder gelichtet, und letzteres auf den Standpunkt zurückgehoben werde, der ihm jener Natur zufolge in diesem Vereine unleugbar gebührt, damit es, der eigentliche Körper des Vereins, nicht länger einer ihm unsichtbaren Obergewalt und verhüllter Willkühr Preis gegeben, seine Angelegenheiten selbst mitberathe, sein Volksleben selbst mitlebe, seine unveräußerlichen Rechte selbstthätig wahren helfe. Und wenn nun ein solches zu dem Ende seine Stellvertreter sendet, was könnte natürlicher und gerechter seyn, als die Forderung, daß es ununterbrochen sehe, wie von diesen das Recht, das es ihrer Einsicht und Treue zur Bewahrung und Pflege übergab, geübt, wie seine Stelle vertreten werde? Was müssen die gewählten Stellvertreter selbst eifriger wünschen, als daß ihre Committenten in amtlicher Form stets darüber unterrichtet werden, wie sie dem in sie gesetzten Vertrauen entsprochen?!

Die Oeffentlichkeit ständischer Verhandlungen beengen, auch hier eine Scheidewand errichten wollen, hieße dem eignen Volke seine Stände entfremden, eine ihrem unzertrennlichen Wesen nach öffentliche Sache naturwidrig verkrüppeln, und die Volksrepräsentation gleich im ersten Akte ihres Werdens ihrer segensreichsten Wirksamkeit berauben, sie zur Siechheit verdammen, vom Volke ausgehende Räthe des Staats zu geheimen Räthen stempeln, die da allenfalls die Zahl derer, die das Volk nach Willkühr behandeln, nur vermehren könnten, und wir mögen uns des Ausdrucks des Schmerzens nicht erwehren, welchen wir empfunden ob der, dem bekannten Beschlusse des Bundestags eingeflossenen, Mißbilligung der von ihm wahrgenommenen Oeffentlichkeit jener Art, und zwar um so weniger, je weniger wir es zu deuten vermögen, warum Gegenstände, die einmal dem Wirkungskreise der Stände eingereiht wurden, die einmal der Regent mit Stellvertretern seines Volkes verhandeln zu lassen erklärt hat, nicht geeignet seyn sollten, in eben der Art, in welcher sie verhandelt worden, und unverstümmelt zur Kunde des interessirten Publikums gebracht zu werden? Oder sollte wohl auch jetzt die Zeit noch nicht vorüber seyn, wo man zwar den Völkern die Ehre ließ, die Rechte der Krone

Digitized by Google

mit ihrem Blute zu retten, aber nicht das schreyendste Recht, um ihre eigenen Angelegenheiten zu wissen, und darüber sich zu besprechen?! Haben die deutschen Völker nicht vorzüglich darum so muthig gestritten, um sich die entrissenen Rechte der Mündigkeit wieder zu erobern? und sie sollten, während das besiegte Frankreich in vollem Maße sie genießt, als Sieger ihrer entbehren, etwa weil die Adelskaste von daher einen ihr ungünstigen Umschwung der Dinge fürchtet?

Nein! was so sichtbar natur- und zeitgemäß ist, muß standhaft behauptet, den Völkern kann nimmermehr das Recht vorenthalten werden, um die Verhandlungen derer, so ihre Stelle vertreten, genau zu wissen, und, wie auch immer das Urtheil über sein späteres Benehmen sich gestaltet haben mag, es gereicht dem Abgeordneten Häcker sehr zum Ruhme, den unverweilten Abdruck der Verhandlungen mit siegenden Gründen beantragt zu haben. Ohne dessen Veranstaltung und Ausführung würde es unfehlbar weit längerer Zeit bedurft haben, bis die neue Verfassung, handelnd gleichsam hinter dem Vorhange, und dem aufgeregten Blicke verschlossen, das ganze Volksleben durchdrungen hätte. In Gefolge jener offenstreuen Mittheilung hingegen sahen sich nicht nur die Abgeordneten vor den unerbittlichen Richterstuhl der öffentlichen Meinung hingestellt, sondern es begann auch ein neues hoffnungsvolles Leben in den reinsten Symptomen den ganzen Staat zu durchdringen, und die schönsten Keime zu treiben. Allenthalben zeigte sich eine, eben so ruhige als rege, Theilnahme des Volks an den Angelegenheiten seines Bürgervereins. Mit der größten Gierde wurden die Verhandlungen der Stände überall gelesen, und die von diesen zur Sprache gebrachten Gegenstände in den niederen wie in den höheren Zirkeln auf das lebhafteste debattirt. Hier fand der Bürger Gelegenheit, sein Urtheil über Staats- und Volks-Sachen zu üben, zu berichtigen, seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu bethätigen: so ward die Volksrepräsentation der praktische Theil seiner Erziehung für den Staat, der Staat aber auch ein ihm unentbehrliches Gut, für dessen Erhaltung er gern alles daran setzt; denn er sieht sich nun innigst mit ihm verwebt, und alles, was den Staat freundlich oder feindlich berührt, fühlt er nun unmittelbar mit. Durch die mittelst jener Veranstaltung dem Bürger bewiesene Achtung für seine Urtheilsfähigkeit fand sich dieser geehrt, und nichts konnte ihn zur Hochachtung der Regierung und zur Bereitwilligkeit für ihre Zwecke mächtiger bestimmen, als eben dieses Gefühl. Selbst der gegen manchen Minister

Digitized by Google

und über manche Gebrechen der Verwaltung ausgesprochene Tadel nützte der Regierung viel mehr, als er ihr schadete. Da der Bürger seinen gerechten Wünschen einen gesetzlichen Weg der Aeußerung geöffnet, seinem Bedürfniß-Gefühle Ausdruck, seinen Beschwerden ein constitutionelles Organ gegeben sah; da er in seinen Stellvertretern sich ruhig und friedlich Luft machen konnte, entlud sich der zusammengedrängte Gährungsstoff, die Quellen des öffentlichen Lebens reinigten sich von dem vorher bestandenen Hasse und Argwohn, und der Keim der Volksunzufriedenheit dorrte an seinen Wurzeln ab, indem, was jetzt noch nicht vollbracht, die besänftigte Hoffnung von künftigen Landtagen ruhig erwartet.

So ist die baierische Verfassung von dieser Seite ins wirkliche Leben getreten, am wesentlichsten gefördert durch die unbeschränkte Oeffentlichkeit der Ständeversammlungen; und wie der König seitdem die lohnende Erfahrung machte, daß sich von der, wirklich entdeckten, oder auch nur erträumten, geheimen Verschwörung keine Spur einer Verzweigung in seinem Reiche fand, so dürfte es Deutschlands Amphiktyonen schwer werden, irgend eine der, mit so besonderer Redekunst geschilderten, Wirkungen der, ihrer Meynung nach allzu ausgedehnten, Oeffentlichkeit ständischer Verhandlungen auf baierischem Grund und Boden aufzuspüren. Sie würden im Gegentheile, wollten sie das Jetzt und Vordem scharf vergleichen, unfehlbar entdecken müssen, daß seit jener Oeffentlichkeit der Sturm in Baiern wesentlich sich gelegt, die Wogen sich merklich ausgeglichen, Zeitungsschreiber und Schriftsteller einen weit gemäßigteren Ton angenommen haben, obgleich seit jenem, von dem Abgeordneten Behr in der Ständeversammlung gemachten, Antrage auf eine verfassungsmäßige Censur-Instruktion, diese Instruktion die Fesseln der Presse bedeutend erweiterte. Die, anfänglich bloß scherzhafte, und nur durch unpassende Strenge in ihrer Behandlung zum wirklichen Ernste gesteigerte, Geschichte der Judenverfolgung wird wohl Niemand als Beweis des Gegentheils anführen wollen; das aber, was jene Männer am Bundestage als Ausfluß der Preßfreyheit, die jedoch nirgends besteht, und jener allzuweit getriebenen Oeffentlichkeit beklagen zu müssen glaubten, zeigt sich gerade nur allenthalben da, wo die Völker bis jetzt sich vergebens nach der ihnen verheißenen Repräsentativ-Verfassung sehnten. Diese gerechte Sehnsucht zu stillen, wäre unserem Dafürhalten nach ein weit passenderes Mittel gewesen, der Quelle jener Klagen ein Ziel zu stecken, als die Steigerung des Preßzwanges, und die Erweckung einer ver-

Digitized by Google

haßten Inquisition auf deutschem Grund und Boden; und Gott gebe nur, daß wir im Gefolge solcher Maßnahmen nicht die, durch Menschenkenntniß und die Vorgänge aller Zeit bestätigte, Erfahrung machen, daß der ohnedieß verdichtete Gährungsstoff in demselben Grade zum gewaltsamen Ausbruche reife, in welchem man ihm die Mittel und Wege verschließt, sich friedlich Luft zu machen, und ohne Explosion zu entladen. Wozu auch in aller Welt solche erbitternde, Deutschland in den Augen der Außenwelt verdächtigende, die Habgierde seiner Feinde reizende Maßregeln?! Wollen denn die Deutschen und ihre Sprecher etwas anderes, als was ihnen von Gott und Rechts wegen gebührt, was ihnen auch ohne Verheißung hätte werden sollen, nämlich die Wiederherstellung eines vernunftgemäßen Verhältnisses zwischen sich und ihren Fürsten? und ist dieß etwa ein Verbrechen, oder eine Verirrung? — In der That! wir vermögen kaum ein Uebel zu finden, welches dem Ausdrucke dieses Wollens entsprossen wäre. Wenn es aber wirklich, wie uns der Bundesbeschluß versicherte, zahllose Uebel giebt, so können wir deren Quelle nur darin erkennen, daß der Bundestag nicht thätiger war in der Fürsorge für Erfüllung des 13ten Artikels der Bundesakte. Auch dafür, daß irgend eine Landstandschaft auf die Rechte und Attribute des Bundes, oder gar auf dessen Existenz einen frevelhaften Angriff gewagt, oder irgend eine Regierung in der Erfüllung ihrer wesentlichsten Pflichten gestört und gehindert habe, vermissen wir noch zur Zeit jeden Beweis, so wie für das behauptete Erzeugniß einer politischen Sprachverwirrung. Uns scheint die politische Sprache nie so deutlich und klar, nie so übereinstimmend gewesen zu seyn, als eben jetzt. Allenthalben, in Preußen wie in Hessen-Darmstadt, in Tyrol wie in Hessen-Cassel und Hannover, überall ertönt nur ein und derselbe Ruf, nämlich der nach einer tüchtigen Repräsentativ-Verfassung! Mit ihrer Gewähr würde sich die vermeintliche Verwirrung, wie mit einem Zauberschlage, lösen, wäre die Gährung, welche die deutschen Gemüther (jedoch nur in manchen Gauen!) bewegt, mit einem Male zu beschwören: hic igitur Rhodus! hic salta!

Richten wir, nach dieser kurzen Episode, unsern Blick wieder auf die Fortschritte des baierischen Landtags, so begegnet ihm — nach der vom Abgeordneten Behr gehaltenen ersten Rede, die, Ausdruck des Dankes gegen den Geber der Verfassung, der Gesinnungen, Vorsätze und Einigkeit der Abgeordneten, als Einleitung ganz zweckmäßig und an ihrem Orte gewesen, wäre sie nur von dem ersten Präsidenten ausgegangen, der

jedoch, so überfließend er auch in der Folge bei manchen Gelegenheiten gesprochen, kein sonderliches Redner-Talent entwickelte, — die vom Minister des Innern in der dritten Sitzung vorgetragene, allgemeine Darstellung des Zustandes des Königreichs, besonders in Beziehung auf seine inneren Verhältnisse. Daß bey dieser Gelegenheit die Verwaltung des Staats sich nicht in ihrem Morgen-Negligee, sondern nur in ihrem Gallakleide zeigte, war eben so natürlich und wenig befremdend, als daß sie in der Folge von den Abgeordneten einiges Schmuckes entkleidet, und in ihrer Haustracht näher zur Untersuchung gezogen wurde. Denn daß der Minister selbst ihre Blößen und Schwächen hätte zur Schau stellen sollen, war ihm, eben so wenig, als den Abgeordneten zuzumuthen, da zu schweigen, wo, wie sie wußten, das Volk der Schuh drückte. Billig hob jener Theil das Gute, dieser das Schadhafte hervor: jeder handelte nach seinem Standpunkte, nach seinen Pflichten. Man lasse nur die verschiedenen Elemente, die sich nach langer Zeit hier zum erstenmale wieder begegneten, sich nur nach und nach wieder näher kennen lernen, und sie werden sich dann auch schon mit etwas weniger Schminke zeigen, mit mehr vertraulicher Offenheit entgegen kommen.

Die Adresse, womit die vom Könige bey der feyerlichen Eröffnung vom Throne gehaltene, eben so gediegene als herzliche Rede von der Kammer der Abgeordneten erwiedert wurde, finden wir mit einem etwas zu breiten und geziert steifen, deutschen Kanzleystyle und allzugewöhnlichen Floskeln ausgeprägt, statt daß sie in kurzen und gedrängten Sätzen den Gefühlen und zeitgemäßen Ansichten der Kammer natürlich einfachen, und kräftigen Ausdruck hätte geben sollen, und die über den Entwurf derselben gepflogenen Debatten hätten in aller Beziehung, wie auch beantragt war, ungedruckt bleiben dürfen.

Den Streit, ob das Verwandeln können einer öffentlichen Sitzung in eine geheime durch das Verlangen von fünf Mitgliedern gleichbedeutend mit „müssen" sey? durchgeführt zu haben, wäre für alle Zukunft heilsamer gewesen, als ihn mittelst Uebergang zur Tagsordnung unentschieden zu lassen. Der Punkt ist unverkennbar höchst wichtig, denn er könnte leicht zur Untergrabung der Oeffentlichkeit mißbraucht werden. Eben deshalb können wir uns auch nicht überzeugen, daß es die Absicht des Gesetzgebers gewesen, jene Verwandlung dem Verlangen von 5 Mitgliedern allein zu überlassen, sondern daß vielmehr diesem Verlangen, um wirksam zu werden, erst ein beyfälliger Beschluß der Kammer hinzutreten müsse.

Digitized by Google

Zu den nächsten Debatten gab die, von einem fast unerträglichen Bombaste strotzende, Adresse der Kammer der Reichsräthe an den König die gegründete, von dem Abgeord. Behr aufgefaßte, Veranlassung. Wir wollen hier nicht näher eingehen in die oft verhandelte Controverse von der Räthlich- oder Unräthlichkeit der Trennung einer deutschen Volksrepräsentation in zwey Kammern; denn es ist allzuklar, daß es unzweckmäßig sey, unter den beyden Elementen, aus denen nur jeder Staat besteht, der Regierung nämlich und den Regierten, einen sich befeindenden Gegensatz vorauszusetzen, damit nur ein vermittelndes Drittes Platz gewinne, und noch einleuchtender unzweckmäßig ist es, in dem einen dieser Elemente, welches auf Einheit zu reduciren, das Hauptbestreben der Regierungen seyn sollte, eine Spaltung förmlich, und in einer solchen Art zu organisiren, welcher Herr zu werden die Regierung selbst nicht mehr in ihrer Gewalt haben wird, überdieß sogar die Rolle der Vermittlung einer Parthey anzuvertrauen, in der heut zu Tage die andere Parthey alle zurückstoßenden Stoffe konzentrirt betrachtet, und so die Verfassung fremder Länder nachzuahmen, deren heutige politische Gestalt der von Deutschland eben so unähnlich ist, als ihre ganze frühere Geschichte der unsrigen, während gleichwohl dieselbe Klasse es für ein eitles Verlangen erklärt, solche Verfassungen auf deutschen Boden zu verpflanzen, wobey sie wahrscheinlich nur die übrigen, ihr minder günstigen, Momente im Auge hatte. Wir wollen nur vorläufig darauf aufmerksam machen, es werde in der Folge aus den, das Wirken der Kammer der Reichsräthe beurkundenden, Akten erwiesen werden, daß für dießmal wenigstens keiner der Zwecke, die man als die Beweggründe der Gestaltung einer besondern Adelskammer vorzuwenden pflegt, erreicht worden sey; und gleichsam als ob sie sich nicht genug hätte beeilen können, der Welt zu beweisen, wie sehr man sich täusche, in ihr ein vermittelndes Princip zu suchen, legte sie gleich in ihre erste Adresse an den König einen Stachel nieder, welchen den Unwillen der Kammer der Abgeordneten gegen sie erregen mußte.

Zwar hatte Hr. Schäzler so ganz unrecht nicht, wenn er in der gerügten Stelle dieser Adresse ein Compliment von Seiten der Kammer der Reichsräthe für die Kammer der Abgeordneten sah, insofern letztere darin als eine aus dem Vertrauen des Volks, d. h. der Masse der thätigen, unwiderstehlich nach Verbesserungen strebenden, Menschen durch deren Wahl hervorgegangene Versammlung bezeichnet war, deren leitendes Prinzip die belebende Kraft der menschlichen Gesellschaft sey,

wovon Hr. Häcker in einer schneidenden Parodie den scharfen Gegensatz bezeichnete. Allein da diese Regsamkeit sogleich als ein mächtiges nicht nur, sondern auch als ein der Sicherheit des Monarchen gefährliches, Anwogen gedeutet war, dem einen Damm entgegen zu setzen, das Ziel des ganzen Wirkens der Adelskammer seyn müsse, so forderte es die Würde der angegriffenen Kammer, mit demjenigen Nachdrucke, wie es Hr. Behr that, dagegen aufzutreten: und bey dieser Gelegenheit entwickelte letztere zum erstenmale die Kraft und würdevolle Haltung, welche ihr das ganze Vertrauen des, jeden ihrer Schritte mit gespannter Aufmerksamkeit begleitenden, Publikums erwarb, und kaum etwas zu wünschen übrig ließ, als daß der, für dießmal präsidirende, Hr. v. Seuffert die, an sich ganz löbliche, Stimmung der Kammer für Erhaltung der Eintracht weniger benutzt hätte, um die Sache am Ende allzukurz abzuschneiden; denn mittelst einer, in Gemäßheit des gefaßten Beschlusses, unter Beyrath der für den Antrag sprechenden Redner von dem Sekretär abgefaßten, bündigen Erklärung, ins Protokoll niedergelegt, wäre derselbe Zweck, nur in würdigerer Art, zu erreichen gewesen, als mittelst der von Hrn. Seuffert vorgeschlagenen, wodurch die Sache mehr erloschen, als wirklich zu Ende geführt erscheint. Als Redner haben sich bey diesem unvorherzusehenden Vorfalle, außer dem Antragsteller, besonders die Abgeordneten Häcker und von Hofstetten hervorgethan.

Anonyme Eingaben, als solche, zu berücksichtigen, ist allerdings unter der Würde einer Kammer. Wenn aber die, in einer solchen Eingabe zur Sprache gebrachte, Sache notorisch von allgemeinem und wesentlichem Interesse ist, dann sollte sie allerdings, wie der Abgeordnete Behr behauptete, um der ermangelnden Form willen nicht außer Acht gelassen werden; leicht können sonst die wichtigsten Gebrechen, deren Enthüllung aber die wenigen, die sie vielleicht näher kennen, nicht gerne ihren Namen leihen, verborgen bleiben, und hätte man jener Behauptung Folge gegeben, es würde die Unthätigkeit jener französischen Liquidations-Commission den Augen der Kammer nicht entrückt, und von dieser Mittel gefunden worden seyn, die vielen, bey den Geschäften dieser Commission interessirten, Gläubiger weit früher, als es jetzt zu erwarten seyn mag, zu befriedigen. Wem verdanken aber jetzt diese Gläubiger ihr vielleicht noch Jahre langes Harren?! Wann werden wir Deutsche aufhören, die Sache den Formen zu opfern?

Das erste, den Ständen zur Berathung vorgelegte, Gesetz ging von dem Justizministerium aus, und betraf eine, auf die

Prinzipien der Specialität und Publizität gebaute, allgemeine Hypothekenverfassung. In den meisten Theilen des baierischen Staats hatte man lange schon und dringend das Bedürfniß einer solchen Einrichtung gefühlt, die allenthalben, wo sie auf der Grundlage jener Prinzipien besteht, die wohlthätigsten Wirkungen für Erhaltung des Credits, für Belebung des Verkehrs, für Beförderung der Industrie, und für Verminderung und Abkürzung der Prozesse zu deutlich bewährt hatte, als daß man für jenen Antrag nicht die bereitwilligste Aufnahme und Unterstützung hätte erwarten sollen. Auf dem Grunde eines öffentlichen Hypothekenbuchs kann jeder mit der Gewißheit kaufen, daß er durch keine Klage unbekannter Realgläubiger werde beunruhigt werden; braucht sich kein Verkäufer der lästigen Bedingung zu unterwerfen, daß ihm wegen unbekannter Hypotheken ein Theil des Kaufschillings vorenthalten, oder zu einer Ediktalladung aller seiner Gläubiger geschritten werde; findet der redliche und industriöse Gutsbesitzer, der dem Gläubiger hinreichende Sicherheit leisten kann, den nothwendigen Credit ohne wucherliche Bedingungen; findet der Capitalist Gelegenheit, sein Geld gegen landesübliche Zinsen sicher und mit der Gewißheit anzulegen, daß ihm kein unbekannter Gläubiger vorgehe; es leistet also für alle Verkäufe unbeweglicher Güter und für alle Creditverhältnisse die Gewährschaft, welche dem Verkehre und dem allgemeinen Wohlstande unentbehrlich ist.

Der bey weitem größte Theil der Kammer freute sich deshalb jenes Antrags, der, wenn gleich wahrscheinlich nur unter einigen Modifikationen, dennoch in der Hauptsache gewiß durchgegangen wäre, hätte sich nicht eine starke, an diesem Platze doppelt rügenswürdige, Personalität in den Weg geworfen, welche den Vortrag über jenen Gesetzentwurf so lange verzögerte, daß er wegen Enge der Zeit nicht mehr zur Berathung und zum Beschlusse reifen konnte. Wir werden an seinem Orte auf diesen Vortrag zurückkommen, können jedoch für jetzt die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wenn ein Einzelner an dieser Zögerung die Schuld trägt, er, und wären auch seine übrigen Verdienste noch so groß, es sehr schwer dürfte verantworten können, dem baierischen Volke diese ihm von der Regierung dargebotene Wohlthat bis zur nächsten Versammlung seiner Stände vorenthalten zu haben.

Der nächste ministerielle Vortrag war jener des Finanzministers, darstellend den finanziellen Zustand des Königreichs, besonders die Staatsbedürfnisse und die Mittel zur Deckung derselben, für die erste Finanzperiode.

Schon die kurze Einleitung, worin die Mitwirkung der Stände zur Finanzgesetzgebung als eine wesentliche Bedingung einer guten und ausgebildeten Staatsverfassung anerkannt, und der große Vortheil jener Mitwirkung richtig bezeichnet ist, enthält die Spuren des vortrefflichen constitutionellen Geistes, welchen dieser Minister, dessen Sturz von mancher Seite so gerne gesehen worden wäre, später so kräftig entwickelte, und wodurch sich derselbe in dem Vertrauen seines Königs eben so sehr befestigte, als er in der Achtung der Kammer und des ganzen Publikums stieg.

Billigen können wir gleichwohl nicht, daß die Darstellung der Staats-Einnahmen jener der Staats-Ausgaben vorausging, wenn schon dieses Verfahren das gewöhnlichere ist; denn, wenn gleich in einer Privathaushaltung die Ausgaben sich nach den Einnahmen richten sollen, jene daher ihren Maßstab in den letzteren finden, so unterscheidet sich doch gerade darin die Wirthschaft des Staats von der des Privaten, daß bey jener vor allem gefragt werden muß: was braucht der Staat nothwendig für Erreichung seiner wesentlichen Zwecke? und daß er durchaus nicht mehr fordern darf, als dessen er hiefür in der That benöthigt ist. Die entgegengesetzte Ansicht, daß auch hier das Maß der Einnahmen Norm sey für die Ausgaben — eine Ansicht, welche auch eine und die andere Stimme in der Kammer geltend machen wollte — müßte wohl zur Verewigung der bisherigen Einnahmen-, also auch Ausgaben-Höhe führen, was doch unbezweifelt schlimm wäre, und trägt wirklich die Schuld, daß unsere Finanzminister alles gethan zu haben glauben, wenn es ihnen nur gelingt, zwischen Ausgabe und Einnahme ein Gleichgewicht herzustellen. Wirklich zeigt auch der vor uns liegende Vortrag, daß auf Herstellung dieses Gleichgewichts das Hauptabsehen gerichtet gewesen, und auch das können wir nicht billigen, höchstens da verzeihlich finden, wo man noch mit einem unverschuldeten Deficit zu kämpfen hat.

Unserem Dafürhalten nach besteht die Hauptaufgabe eines Finanzministeriums darin, zu erforschen, wie die wesentliche Bestimmung des Staats mit dem möglichst geringen Aufwande zu erfüllen sey? und das Endziel dieser Aufgabe ist die ersehnte Minderung der Steuerlasten, die fast überall noch auf dem Kriegsfuße stehen, während das Streben nach jenem Gleichgewichte eher noch auf Vermehrung derselben hindeutet. — Daß während der großen Drangsale des Kriegs neue Institutionen begründet wurden, können wir nur insofern als lobenswürdig gelten lassen, als das Volk derselben absolut bedurfte; denn so

lange alle Kräfte des letzteren ohnehin schon überspannt sind für Bestreitung des Unabwendlichen, muß die Rücksicht auf das Nützliche besseren Zeiten aufbewahrt werden. — Daß gerade im Fache der Justizverwaltung fast allein eine Ersparung angedeutet worden, machte eine widrige Empfindung, gleich der an den Tag gelegten Absicht auf Anlegung eines Staatsschatzes, die man mit der Forderung, noch ein Deficit zu decken, kaum vereinbar hielt.

Uebrigens mangelte es dem vorgelegten Budget 1) an Vollständigkeit; denn es fehlten zu einem beträchtlichen Theile die Erhebungs- und Betriebs-Kosten; und 2) an derjenigen natürlich-einfachen Klarheit, um die es den zum erstenmale versammelten Ständen doppelt Noth that, und welche sie allein von der zutrauensvollen Offenheit, der man sich rühmte, hätte überzeugen können. Wahrscheinlich hätte, bey den entgegengesetzten Voraussetzungen, die Vorlegung des Budgets auch einen weit günstigeren Eindruck gemacht, als dieß der Fall gewesen seyn soll. Wir werden, indem wir dem Gange der Verhandlungen nach ihrem vorliegenden Abdrucke folgen, seiner Zeit auf diesen Gegenstand zurück kommen.

Die Veranlassung zur nächsten Debatte gab ein Antrag des Abgeord. von Hornthal auf Beeidigung des Militärs auf die Constitution, welcher weit größere Sensation erregte, als er uns verdient zu haben scheint. Der Prüfungsausschuß hatte ihn für geeignet erklärt, als Antrag auf Vollziehung der Verfassung der Kammer vorgelegt zu werden, und wenn einige Abgeordnete ihn schon in formaler Hinsicht zurückgewiesen wissen wollten, so waren sie hier sichtbar von einer irrigen Ansicht geleitet. Dem Volke war mit dem Rechte, über Verletzung der Verfassung Klage zu führen, unverkennbar die, den Gebrauch dieses Rechts bedingende, Befugniß gegeben, vor allem auf den Vollzug der Verfassung zu dringen, und Herstellung des verfassungsmäßigen Zustandes mußte vor allem das Ziel seiner Stellvertreter seyn. Nichtvollzug kann in mehreren Fällen selbst als Verletzung gelten, wie die Kammer bey ihrem späteren Drängen auf Unabhängigstellung der Justiz selbst auch faktisch andeutete. Wichtiger, als die Frage nach dem competenten Ausschuß, war die: ob die Beeidigung des Militärs zum Vollzuge der Verfassung gehöre? und wir glauben, die Kammer habe sie richtig entschieden; es hatte ja der König selbst den Eid, als Mittel zur Sicherung des Vollzugs, zu Hülfe genommen, und hier wollte man nur die Vervollständigung im Gebrauche desselben Mittels in Beziehung auf eben die Kraft, die, im Falle

sie sich gegen die Verfassung kehrte, ihr am gefährlichsten werden konnte. Mit dem Grade der Möglichkeit dieser Gefahr schienen also auch die Motive zum Gebrauche jenes Mittels gesteigert, nachdem man einmal Vertrauen auf seine Wirksamkeit überhaupt geäußert hatte.

Wir wollen hier nicht wiederholen, was damals, auf Veranlassung dieser Debatte, in öffentlichen Blättern (vorzüglich in den Stuttgarter) und von dem allzeit rüstigen Hrn. von Spaun so wahr, obgleich manchmal die rechte Grenze wirklich überschreitend, über diesen Gegenstand gesagt worden ist; wir wollen nur bemerken, daß diejenigen Abgeordneten, welche gegen die geforderte Beeidigung so mächtig eiferten, aus dem Grunde, weil die Soldateska ein willenloses Werkzeug in den Händen der Staatsgewalt sey, dem kein Raisonnement über die Verfassungsmäßigkeit einer ihm befohlenen Handlung zu gestatten wäre, es bloß in dem kleinen Umstande versehen haben, daß sie etwas als willenlos voraussetzten, was es doch nimmermehr ist, aus dem einfachen Grunde, weil der Wehrstand aus — Menschen besteht, die, nach dem Zeugnisse der Geschichte, so oft schon gegen ihre eignen Befehlshaber aufgetreten sind; und wollte man hieraus folgern, daß der Constitutionseid gegen verfassungswidrige Attentate des Militärs eben so wenig Sicherheit gewähre, als der Militäreid gegen Meutereyen, so hätte man damit nur die, kaum zu leugnende, Unzulänglichkeit dieses Mittels bewiesen, aber keineswegs einen Grund des Unterschieds angegeben, warum Staatsbeamte und Bürger, und gerade nur der Wehrstand nicht, auf die Verfassung zu beeidigen seyen.

Die Behauptung, daß das Militär gar nicht deliberiren dürfe, hat das baierische Militär selbst sogleich durch seine damals erlassenen Adressen am sprechendsten widerlegt, und man mag sich drehen und wenden, wie man will, so ist doch nicht zu mißkennen, daß jenem gewaltigen Anstemmen gegen die angetragene Beeidigung ein Streben nach Aufrechthaltung der Unabhängigkeit von den verfassungsmäßigen Banden von der einen Seite, und von der andern ein Vorbehalt willkührlichen Gebrauchs der Militärmacht zum Grunde gelegen haben müsse, weil bei den entgegengesetzten Voraussetzungen der verlangte Constitutionseid unmöglich geniren konnte.

Bey so bewandten Umständen hätte wohl Niemand mehr, als die Abgeordneten, Ursache gehabt, über das gewaltige Anstemmen gegen jene in Antrag gebrachte Beeidigung beunruhigt zu seyn. Allein während sie im Bewußtseyn der Reinheit ih-

Digitized by Google

rer Absichten, dem Gange der Dinge ruhig zusahen, benutzte die Aristokratie den, ihrer Seits schon angeregten, Verdacht des Hofes, um ihrem verhaltenen Aerger über das sichtbar anwachsende Gewicht des Nichtadels Luft zu machen. Alle Minen ließ sie nun springen, um das bis dahin feste Vertrauen des Königs in die freymüthigen Abgeordneten des Volks zu untergraben; sie verketzerte die Reinheit der Absichten der letzteren mit unglaublicher Industrie, schilderte jenen Antrag als den unbezweifelbaren Anfang einer Revolution, den Antragsteller, und die, welche ihn unterstützt, als entschiedene Jakobiner, und prophezeyte mit zuversichtlicher Keckheit, nächstens werde die rothe Kappe auf dem Markte aufgepflanzt seyn. Alles, selbst auswärtige Diplomaten, wurden zu Hülfe genommen, um die eben erstandene National-Repräsentation wieder über den Haufen zu werfen, von der sie in ihrem, obgleich ganz grundlosen Wahne, für ihre Privilegien und den ungestörten Besitzstand ihrer ausschließenden Mitherrschaft Gefahr besorgte, und sie brachte es mit ihrer Industrie so weit, daß selbst die besonnensten Staatsmänner, obgleich von den ihrigen wesentlich verschiedene, Besorgnisse schöpften.

Unter solchen Verhältnissen gebot es den Abgeordneten die Klugheit, um höhere Zwecke nicht zu verlieren, jenen untergeordneten Punkt für jetzt lieber fallen zu lassen. Das junge Gebäude schwankte in der That mehr, als man von der Ferne glauben mochte, und dasselbe aufrecht zu erhalten, und sich vorerst befestigen zu lassen, galt mit Recht über Alles. Man war zu einem großen Theile in Baiern noch nicht gereift zur Einsicht in das wahre Verhältniß eines Nationalheeres in einer Repräsentativ-Monarchie, und in den wesentlichen Unterschied zwischen einem solchen, und dem Soldheere in einer absoluten Monarchie. Zweckmäßig war es also, der überwiegenden Gründe, ihn zu stützen, ungeachtet, den oft erwähnten Antrag bis zum Erfolge jener Reife fallen zu lassen. Nur wäre sehr zu wünschen gewesen, daß Hr. v. Hornthal dieß mit mehr Unumwundenheit und Bestimmtheit gethan hätte, als es geschehen.

Ein Antrag an die Kammer enthält eine Anrede an dieselbe; daß aber die Kammer sich zwar sollte anreden lassen, aber gleichwohl diese Anrede nicht sollte vernehmen dürfen, eine solche Absicht können wir dem Urheber der Verfassungsurkunde unmöglich zutrauen, glauben daher auch, daß die Kammer mit Recht sich die Befugniß behauptet habe, die Ablesung der Eingaben nach Umständen zu verlangen. Hätte auch Jemand wirk-

Digitized by Google

lich etwas, außer dem Wirkungskreis der Stände liegendes, also ungeeignet an die Kammer gebracht, so verdient doch wohl die ganze Kammer eher noch, als ein Ausschuß einiger Wenigen, das Vertrauen, daß sie die Verfassung aufrecht zu erhalten wissen werde; es hieße aber die ganze Wirksamkeit der Kammer den Händen einiger Wenigen überliefern, wenn diese allein, und ohne daß die Kammer irgend einige Kenntniß davon erhielte, darüber sollten entscheiden dürfen, ob ein Antrag ihren gesetzlichen Wirkungskreis überschreite, oder nicht. Ein solches Mißtrauen, aus welchem nur das Verbot, sich mit dem Inhalte eines an sie einmal gekommenen Antrags bekannt zu machen, geflossen seyn könnte, können wir uns gar nicht denken als mitwirkend bey dem Entwurfe einer solchen Verfassung; ihr ganzes, Vertrauen zum Volke und seinen Abgeordneten athmendes, Wesen verbietet eine solche Voraussetzung; der obgewaltete Streit beweis't indessen die Nothwendigkeit der größten Präcision im Entwurfe solcher Gesetze nicht weniger, als die Rathsamkeit der größten Vorsicht in der Auswahl des Prüfungs-Ausschusses.

Eben jenes Vertrauen ist freylich ein gewaltiger Dorn in den Augen einer gewissen Klasse von Menschen, die, indem sie sich als die alleinigen Stützen des Throns betrachten, sich auch nur allein des Vertrauens würdig wähnen. Fürchtend, durch den Freymuth vom Volke an den Thron abgeordneter Männer möchte die, bisher von ihnen allein geleitete, Ansicht der Fürsten über so manches berichtigt, das Gehör der letzteren für die Stimme des allgemeinen Interesses empfänglicher werden, sehen sie mit steigender Eifersucht hin auf jene Annäherung der Fürsten an ihre Völker, und glauben, eben jetzt alles aufbieten zu müssen, um die Scheidewand nicht fallen zu lassen, welche sie so künstlich zwischen jene gestellt, und zu ihrem Glücke so lange aufrecht erhalten haben. Mit der Ausbildung der Volksrepräsentationen sehen sie das Fundament ihres bisherigen Wesens untergraben, daher ihr unversöhnlicher Haß, daher ihr gewaltiges Anstreben gegen jene. Ob die Fürsten durch jene gewinnen; ob sie durch Anerkennung unveräußerlicher Rechte der Völker ihre Thronen fester begründen, als je: danach wird nicht gefragt. Nur *auf sie allein* sollen die Fürsten sich stützen, nur *ihnen allein* sollen sie ferner vertrauen, nur *von ihnen allein* sollen die Fürsten umgeben und — *geleitet* bleiben; denn sonst hörten sie ja auf, *Mitherrn* — Aristokraten zu seyn.

Daher das Geschrey von der Gefahr des Anwogens der thätigen Menschen, und dem hohen Verdienste seines Dämm-

mens; von dieser Ansicht werden die Preßgesetze diktirt, womit die Ehre deutscher Kultur befleckt werden muß, nur damit das Unwesen der Aristokratie unangetastet und unenthüllt bleibe; aus dieser Quelle fließen die Tiraden gegen die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen; daher das Aufreizen des giftigsten Verdachts gegen die Wissenschaften und ihre Pfleger: hier der wahre Schlüssel aller der Erscheinungen, welche unsere Zeit so tief bewegen.

Möge ein guter Genius walten über unsere Fürsten, damit sie richtig durchschauen den grassen Egoismus, der mit verdoppelter Geschäftigkeit sich um sie zusammenzieht, um sie aufzuhalten auf dem glücklich betretenen Pfade jener Annäherung; mögen sie erforschen, ob je gegen ste der beschrieene Mißbrauch der Presse sich gerichtet, oder wenn auch, ob dann nicht die Veranlassung in solchen Handlungen liege, wozu sie von Aristokraten nur verleitet worden. Mögen sie aus den Verhandlungen ihrer Stände sich überzeugen, daß hier nur, von Aristokraten gehegte, Gebrechen ans Licht gezogen seyen, deren Fortdauer sie selbst am wenigsten wollen können; mögen sie sich überzeugen von dem wahren Grunde der hervorgerufenen feindseligen Stellung gegen die schuldlosen Pflegestätten der Wissenschaften, und im großen Buche der Geschichte nachsehen, wer in Zeiten der Gefahr werkthätig schützend um ihre Throne sich gelagert, oder solche feig verlassen habe; und sie werden nicht einen Augenblick im Zweifel seyn, was in dem entscheidenden Momente, und an dem Scheidewege, an welchen sie jener Egoismus nur hingestellt, zu wählen sey.

Mögen aber auch die, so das arge Spiel gekartet, wohl erwägen: es sey Niemand verborgen, daß es nur der Egoismus einer allgemein gekannten Klasse, welcher den heiligsten Interessen eines ganzen großen Volks, sogar mit keckem Hohne mitunter, sich entgegenstemmt, und was davon die Folge sey.

Die Zeit ist vorüber, wo die Einfälle und Launen der Aristokratie ungeahndet das oberste Gesetz der Völker bildeten; die öffentliche Meinung hat keine andere Grundlage, als die Vernunft; es ist die Zeit, und nicht der Adel, welcher sie bildet; es ist das Jahrhundert, und nicht der Adel, welches sie leitet. Das Genie des Staatsmanns besteht darin, in der Mitte der Partheyen die ächte öffentliche Meynung zu erkennen; nicht um sie zu bekämpfen, sondern um sich ihr zu unterwerfen. — Gewöhnliche Staatsmänner nur handeln umgekehrt, und bekämpfen die öffentliche Meynung, um sie ihrem

Digitized by Google

unklugen Systeme unterwürfig zu machen. Diese öffentliche Meinung zu entdecken, ist heut zu Tage gar nicht schwer; zu deutlich und vernehmbar hat sie sich schon ausgesprochen, und wenn man auch Vorwände fand, sie zu verkennen, so wird es doch unmöglich seyn, ihrer Herrschaft sich zu entziehen.

Doch wir kehren zurück zur Rednerbühne der Kammer der Abgeordneten in Baiern, wo wir zunächst durch die Reden der Abgeordneten v. Seuffert, Behr und Häcker einen in der That sehr unbefriedigenden Vortrag des Referenten des fünften Ausschusses in der Beschwerde-Sache des Ignaz Leitenberger, der für den Rest seiner Forderung an den Militärfiskus keine Gerichtsstelle finden konnte, mit vieler Gründlichkeit berichtigt; das Sträuben der Militäradministration gegen Anerkennung der Civil-Behörden, welches in dem Benehmen der angegangenen Stellen sich aussprach, männlich bekämpft, und den verfassungsmäßigen Grundsatz, „der königl. Fiskus wird in allen streitigen Privatrechtsverhältnissen bey den königl. Gerichtshöfen Recht nehmen", mit Nachdruck aufrecht gehalten sehen, aus dem natürlich-einfachen Grunde, weil jeder Fiskus, also auch der Militär-Fiskus, unter dieser allgemeinen Regel stehe, welche unstreitig von den Civilgerichten zu verstehen, und hier kein Grund zu einer Ausnahme vorhanden sey, wo offenbar von einem streitigen reinen Privatrechtsverhältnisse sich's handle. So groß auch das Streben nach Trennung von gleicher Behandlung mit dem Bürgerstande seyn mag, die Wahrheit dieser Ansicht war zu einleuchtend, als daß man ihr nicht hätte nachgeben müssen, und so wurde das Appellationsgericht in Civilsachen wirklich als competente Behörde des Militärfiskus anerkannt, und somit der Zweck jener Darstellungen erreicht.

Weniger glücklich war der Abgeord. Stephani mit seinem Antrage auf Bewirkung einer Vorlegung über den Zustand des gesammten Stiftungsvermögens, und einer Rechenschaft über seine vorausgegangene (nicht in dem besten Rufe gestandene) Verwaltung, ob gleich er ein, noch nirgends zurückgenommenes, gesetzliches Versprechen einer solchen Rechenschaft und die natürliche Billigkeit zur Stütze hatte; die auffallende Möglichkeit der Zurückweisung eines solchen Antrags muß wohl den Abgeordneten zur eindringendsten Lehre dienen, wie höchst nothwendig es sey, den Prüfungsausschuß nur aus Männern von der erprobtesten Festig- und Rücksichtslosigkeit zusammen zu setzen.

Bemerkenswerth ist eine, auf Veranlassung einer von dem Hrn. Finanzminister geschehenen Einmischung in die Verhand-

lungen der Kammer von dem Abgeord. Stutz gehaltene, Rede, in welcher höchst sonderbar wechseln Schatten und Licht, Zartheit und Bitterkeit, zu welcher letzteren wir jedoch wenigstens in den Aeußerungen des erwähnten Hrn. Ministers, wie sie amtlich abgedruckt vor uns liegen (die aber freylich der Redner für sehr temperirt ausgibt), keinen Grund finden, ob wir übrigens gleich der, mit einer excusatione non petita wegen des Verdachts der Ministerialität beginnenden, Gegenrede des Hrn. v. Seuffert, welcher das unbeschränkte Interpellationsrecht der Minister vertheidigte, beyzupflichten Anstand nehmen; denn das, im Tit. VII. §. 14. der Verfassungs-Urkunde den Ministern ertheilte Recht, den Sitzungen beyzuwohnen, faßt noch keineswegs ein Interpellationsrecht derselben in sich, da auch schon ihr bloßes Beywohnen sehr reelle Zwecke haben kann, und, indem die §§. 16 — 23 des IIten Abschnitts der Xten Beylage nur von dem Rechte der Minister, bey königl. Anträgen zu interveniren und Erläuterungen zu geben, sprechen, scheint uns eben dadurch ein weiteres Interventionsrecht derselben, auf dessen bedenkliche Folgen Hr. Stutz aufmerksam machte, ausgeschlossen, und jener an sich unbestimmte §. 14. näher bestimmt. Daß man auf dergleichen Erweiterungen eifersüchtig wachte, ist nicht zu verdenken, und mit dem damaligen, wie es scheint, etwas tumultuarischen Fortschreiten zur Tagesordnung war nur die augenblickliche Verlegenheit beseitigt, aber nicht die Wiederkehr ähnlicher Auftritte für immer abgeschlossen.

Der nächste Antrag, welcher zur Berathung der Kammer gediehen, war jener des Abgeordneten Behr auf Vollziehung der Verfassung durch Aufstellung einer Instruktion für die Censur der Zeitungen und Zeitschriften. Der Vortrag des Referenten des 3ten Ausschusses darüber, verschlossen für den wahren Geist des Antrags, und durch seine gedehnte, hieher gar nicht gehörige Geschichte des baierischen Censurwesens bis zur Unerträglichkeit langweilig, scheint uns einer der unbefriedigendsten zu seyn, die je in dieser Kammer erstattet wurden. Das meiste daran ist unnützer Ballast, und das wenige zur Sache gehörige fast ungenießbar. Die Grenzen der Preßfreyheit sollen gehütet werden, aber es soll unthunlich seyn, diese Grenzen zu bestimmen! Also eins der heiligsten Güter der Menschheit soll der Willkühr und der allenfallsigen Beschränktheit der Censoren Preis gegeben bleiben! Wofür hat denn der §. 6. des Preß-Edikts (Beylage III zur Verfassung) bestimmt, was als Mißbrauch der Presse zu behandeln sey; und warum soll-

ten die Censoren der Zeitungen und Zeitschriften nicht ebenmäßig daran gebunden werden? Hat nicht vielmehr jeder Baier ein verfassungsmäßiges Recht darauf? und hat denn der Antragsteller etwas anderes verlangt? Wenn aber mit den Worten der Verfassung „politische Zeitblätter unterliegen der dafür angeordneten Censur" eine Stattigkeit dieser Censur sammt ihrer Instruktion, wie sie damals war, angedeutet seyn sollte, wie hätte seitdem diese Instruktion einseitig und ohne Zuziehung der Stände modifizirt werden dürfen? — Doch, es ließen sich dem Vortrage allzuviele Widersprüche nachweisen, und so geht es überall, wo Motive im Hintergrunde stecken, mit denen man sich scheut, ans Licht zu treten. Wenigstens muß man in solchen Fällen der Sache mehr gewachsen seyn, um nicht einer Behandlung sich auszusetzen, wie sie der Referent hier erfahren hat. Vom Antragsteller selbst wurde er so nachdrücklich zu recht gewiesen, daß er, als Zuhörer, in einer peinlichen Verlegenheit sich befunden haben mag; und daß er sich getroffen gefühlt haben müsse, glauben wir daraus schließen zu können, weil er am Ende der Debatten, wo ihm, als Referenten, nochmals das Wort zukam, gar nichts darauf erwiederte.

Die Abgeordneten v. Seuffert und Häcker bewährten sich in ihren Reden über diesen Gegenstand abermals als Männer von eben so viel Einsicht und Kraft, als Liberalität, wohingegen Hr. Mehmel bey dieser Gelegenheit, wo er zum erstenmale als Redner auftrat, den Erwartungen, die man nach seinem Standpunkte von ihm hegte, keineswegs entsprach. Daß die Herren v. Weinbach und v. Pelkhoven, Dengel, Socher und v. Aretin einem so gegründeten Antrage wenig Gründliches und Ueberzeugendes entgegen zu setzen wußten, finden wir sehr begreiflich, und wen sollte es nicht freuen, daß die Kammer bey dieser ersten Gelegenheit, wo sie über einen wichtigeren Gegenstand einzeln abzustimmen hatte, so schön die Probe bestand?! Sie entschied sich mit einer bedeutenden Mehrheit für den Vorschlag der gefarderten Instruktion, dessen Bearbeitung dem 3ten Ausschusse aufgetragen wurde; aber um so mehr ist zu bedauern, daß der erwähnte Ausschuß diese Arbeit nie zu Tage förderte, sondern lieber den unausbleiblichen Vorwurf, eine gute Sache in ihrem Laufe gehemmt zu haben, auf seine Schultern nahm. Wäre damals eine Instruktion für die Censur zu Stande gekommen, und vom Könige sanktionirt worden, wie sehr würde man dessen eben jetzt in Baiern sich zu freuen haben! Ohne Zweifel wäre dann das gerechte Urtheil z. B. über die Beschlüsse des Bundestags, nicht in so

Digitized by Google

enge Fesseln geschlagen worden, und die Baiern könnten jetzt mit Nachdruck alle deutschen Mitbrüder gegen dasjenige wahren, was noch von Wien her zu besorgen seyn mag. So aber müssen auch sie schweigen.

Interessant muß es für die Kammer gewesen seyn, zu sehen, wie auf Veranlassung des von dem Abgeordneten Kurz gestellten Antrags in Betreff der Anwendbarkeit des Concordats auf die Eheverhältnisse in Rhein-Baiern, die geistlichen Herrn aufschossen, und mit, durch die Nähe eines päpstlichen Nuntius wahrscheinlich gesteigertem, Eifer etwas als Recht der Kirche ansprachen, was doch dort als Recht des Staats behandelt wird. Glücklicherweise wurden sie jedoch in der Folge durch die freywillige Zurücknahme jenes Antrags von ihrer Beklemmung wieder befreyt, in welcher sie ohne Zweifel außerdem noch einen hitzigen Kampf würden veranlaßt haben.

H. L. S.

---

## XVII.

Congrès de Carlsbad, par l'auteur du Congrès de Vienne, M. de Pradt [1]), ancien archevêque de Malines. Première partie. Paris, chez Bechet. 1819. (Preis 16 Gr.) *)

„Wieder ein Congreß? O zu welchem Zweck? Handelt sich's nur darum, den Beschwerden der Mediatisirten abzuhelfen, eine zügellos gewordene Jugend zur Ordnung zurückzurufen, oder einige indiskrete Professoren wieder in's rechte Gleis zu bringen? Diese Dinge scheinen doch fürwahr zu klein! Ich, nach meiner mir zur andern Natur gewordenen Gewohnheit, alle meine Ideen zu generalisiren, sehe etwas Größeres hindurchscheinen, und in dem sehr kleinen Punkte Carlsbad erblicke ich jetzt die ganze Welt.“

Mit diesen Worten beginnt obige Schrift. Sie sprechen sogleich den Gedanken aus, der sich durch das ganze Werkchen hinzieht. Schon die Nennung der großen Frage, welche de Pradt beantworten will, — wozu er allen seinen Republikanersinn und Freimuth mitbringt, —

---

*) Die Redaktion des Hermes hat von einem ihrer schätzbarsten Mitarbeiter die Zusage einer Original-Beurtheilung dieses Werks erhalten, sobald auch der zweite Theil desselben erschienen seyn wird, und sie hofft solche schon im nächsten Stücke liefern zu können. Einstweilen theilt sie diese aus der Minerve française [2]) entlehnte Anzeige mit, welche Herrn Tissot [3]) zum Verfasser hat.

reicht hin, um sogleich das lebhafteste Interesse zu erregen. Ehe wir aber ein Thema von so großer Wichtigkeit näher untersuchen, müssen wir den Vf. seine Meinung sagen lassen über die seit zwanzig bis dreißig Jahren erlebten Congresse, deren Genealogie ihm gar nicht sehr ruhmwürdig scheint.

„Die Congresse sind dem Staatskörper das, was die gemeinschaftlichen Berathungen der Aerzte dem Kranken sind. Je feierlicher und zahlreicher der ärztliche Convent ist, desto trauriger ist das Befinden des Kranken. Ganz dasselbe ist es mit den Congressen. Je häufiger sie sind, je größer die Zahl der Fürsten, die sich einfindet, desto mehr ist darauf zu wetten, der Staatskörper liege jetzt sehr gefährlich darnieder." —

Diese Vergleichung dürfte den Völkern Europens, wenn man sie der Reihe nach darüber befragen wollte, doch wohl ziemlich richtig scheinen, und sie dürften wohl leugnen, daß sie den Congressen viel verdanken. Welchen Gewinn hatten sie denn je von diesen außerordentlichen Versammlungen? Nichts, nicht einmal einen Schatten von Freiheit, erhielten sie durch dieselben zum Entgelte für das Blut, welches sie verschwendet haben für die „illustres ingrats", von denen Voltaire redet. Fühlen sich die Völker zu keinem Danke für die Congresse verpflichtet, so werden vielleicht die Fürsten es seyn, welche etwas dadurch gewonnen zu haben glauben. Allein de Pradt will sie aus dieser Selbsttäuschung reißen durch folgende Reihe von Thatsachen, von denen ganz Europa Zeuge ist.

„Der im Jahre 1791 gehaltene Fürstenverein oder Congreß zu Pillnitz hatte zum Resultate seiner Amphibologieen weiter nichts, als eine kalte Verbindung zwischen Preußen und Oestreich, eine sehr warme Volksbewegung in Frankreich aber dafür zum Lohne. Mit ihm begann die Gährung, welche Quell und Vorspiel der fürchterlichen Detonation war, von welcher die Welt fünf und zwanzig Jahre lang wiederhallte; mit ihm begannen die Gefahren, welche Ludwig den Sechszehnten umdrängten! Die französische Nazion ward bei'm Anblicke des Schwertes, welches sie über ihrem Haupte sah, unruhig, schloß ihre Reihen dichter, schärfte ihre Waffen, und durchbrach, — so wie jedes Geschöpf thut, wenn es in Gefahr ist, — nun alle Hindernisse, welche seine Selbstvertheidigung schlaffer machen konnten, und sie ließ von nun an sich eben so wenig über die Mittel als über die Mittelspersonen ihres Widerstandes auf ein Feilschen ein. Grausame Prüfung, unvermeidliches Extrem bei jedem Volke, welches man zu gleicher Zeit um seine Ehre und um sein Daseyn bringen will! Schrecklicher Bund des Hochmuths und der Furcht, Bund, welcher den Menschen gleich hinweg reißt von allen Wegen, die mit der Menschlichkeit und der Gesellschaftsordnung verträglich sind! Wenn das Schwert eine lange Zeit über unserem Haupte schwebt, so stumpft es sich gleichsam ab, wir gewöhnen uns an seinen Anblick, wir machen Anstalt, es von uns zu entfernen und ihm andere Schwerter entgegen zu setzen. Pillnitz war das Schwert, welches man den Franzosen schon lange gezeigt hatte. Als es aus der Scheide ganz herausgezogen war, hatte es schon aufgehört zu ängstigen. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig, welches am 25sten Juli 1792 erschien, ward mit bloßem Hohngelächter und lautem Ausbruche des Ingrimms empfangen. Ein ganzes Jahr lang hatte man Frankreich bedroht, es antwortete durch den Nazionalconvent. Entsetzliches aber durchaus nothwendiges Zufluchtsmittel!"

Digitized by Google

„Der Congreß zu Rastadt begann unter den Auspizien der Furcht, unselige Mißverständnisse setzten ihn fort, und er endete mit Meuchelmorden, deren Vollbringer, so wie die Beweggründe dazu, und die Hand dessen, der die That leitete, eine stockfinstere Nacht in ihr Dunkel hüllte. Frankreich hat nicht zu erröthen über diese Unthat, deren es so oft angeklagt worden ist."

„Zu Lille erniedrigte sich die englische Politik zu einer Lachen erregenden Comödie. Ganz Paris erinnert sich, mit mitleidigem Lächeln, der ewigen Couriere des Lord Malmesbury. Nie hat ein Friedens-Bevollmächtigter so sehr als Lord Malmesbury die Postpferde beschäftigt."

„Der Congreß zu Wien, dieser große Völker-Versteigerer, hat Europens Politik für immer verfälscht, indem er sie zwischen zwei Kolossen, den einen zu Lande, den andern zur See, stellte. Er hat sie in unauswirrbare Verlegenheiten gestürzt. Der Suprematie Frankreichs hat er Rußlands Oberherrschaft substituirt, mit Verderben bringendem Tausche! Den einzigen ihm noch übrigen Vertheidigungspunkt hat er dem unverständlichen Dogma von der extranazionalen Legitimität hingeopfert, zu derselben Zeit, wo man im Norden die Altäre umstürzte, welche man ihr eben im Süden mit so großen Kosten errichtet hatte."

„Der Congreß zu Aachen hatte einen doppelten Zweck: Frankreich sollte geräumt werden, und man wollte sich des innern Zustandes dieses Reichs versichern. Der erstere ist mit Loyalität erfüllt worden. Was den zweiten anlangt, so konnte das Erscheinen einer Anzahl der Negociateurs von Aachen zu Paris keinen Zweifel darüber lassen, welche Absicht sie eigentlich dahin führe, und als man den französischen Bevollmächtigten sich in eine Bahn werfen sah, welche von der, die er bis dahin gewandelt, sich entfernte, so ward es einleuchtend, daß er zu Paris der Vollführer der Aachner geheimen Pläne sey. Nachdem er nur der Mann Frankreichs für Europa zu seyn geschienen hatte, manifestirte er sich als den Mann Europa's für Frankreich; eine Rolle, die stets gefahrvoll, in Frankreich überdieß aber ganz ohne die Möglichkeit des Gelingens ist." —

Seht da! fünf aufeinander folgende, ehrlich hergezählte, Congresse, welche Resultate gegeben haben, die auf eine sehr merkwürdige Weise der wahren Politik zur Warnung dienen können, das heißt, derjenigen Politik, welche sich auf Kenntniß der Interessen der Zeit, in welcher man regiert, des Zieles, das man sich dabei zu stecken hat, und der passenden Mittel, die man zu Erreichung desselben zu wählen hat, gründet. Der erste Congreß brachte die Mächte Europens in eine Position, wo sie um ein Haarbreit ausgleitend verloren wären. Der zweite versetzte durch seinen jammervoll-tragischen Ausgang der östreichischen Monarchie einen furchtbaren Streich, und fachte einen Krieg wieder an, der für diese Macht so höchst nachtheilig werden mußte. Der dritte gab uns eine äußerst verstimmende Idee vom brittischen Worthalten, indem er uns den Vortheil und das Verdienst verlieh, daß wir aufrichtig Friedenwünschende schienen. Ein wahres Ekandal, ein Schnitzer und ein Unglück ist der vierte in den Augen aller Publicisten. Der fünfte hat ein schändliches Beispiel durch den Eigennutz geben sehen, welches aber der bloßen Einfalt aufbürden zu müssen uns am liebsten wäre. Sehr verdrüßlich aber ist, daß in Aachen auf einmal Gegenstände des Mißtrauens und Argwohns aufgesucht wurden gegen eine Nazion, welche

Digitized by Google

durchaus nichts Anderes will, als mit Sicherheit auf den konstitutionellen Bahnen wandeln.

Beim Congresse zu Carlsbad steckte man sich ebenfalls ein doppeltes Ziel: man wollte die innere Organisation Deutschlands regeln, und zweitens dieses Landes moralischen Zustand in Erwägung ziehen. Auf Beantwortung der ersten dieser beiden Fragen läßt sich de Pradt gar nicht ein. Aber, wie es ihm als Publicisten ziemt, widmet er seine gespannte Aufmerksamkeit der zweiten, bei der Europa und die Welt zugleich in Betracht kommen. Dolmetscher und Organ der allgemeinen Menschenrechte, wie er es ist, verdient de Pradt vorzüglich hier Gehör, wo er, mit seinen Rathschlägen auf die imposante Autorität der Vergangenheit sich stützend, den Königen und den Regierungen bemerklich macht, was die öffentliche Meinung der Völker, seitdem sie von dem einen Ende der Welt bis zu dem anderen sich gegenseitig hören und antworten, für eine staunenswürdige und unwiderstehliche Gewalt habe.

„Vier ganze Jahrtausende", sagt er, „sieht man den menschlichen Geist sich selbst in den Schlaf wiegen unter einem phantastischen Himmel. Ueberrascht sodann von einer reinen, sich plötzlich verbreitenden, Klarheit erwacht er als ein Feind alles dessen, was er zuvor angebetet hatte, voll Scham, daß es seiner Imagination glückte, seine Vernunft zu überrumpeln, erstaunt und betroffen darüber, daß er seine Götter sich von eines Menschen Hand geben lassen, und daß er einen Olympus angenommen, welcher auf Erden geschaffen war. Zur Zeit der Kirchenreformation neues Erwachen des menschlichen Geistes, neue Zerstörung der Idole, denen er eben zuvor gehuldigt hat, neue Hemmungen von Seiten der Regierungen, neues Besiegtwerden derselben, neue Triumphe für ihn! Die Ursachen dieses neuen Umschwungs lagen als verborgene Keime in allem dem, was seit mehreren Jahrhunderten in der Welt sich ereignet hatte. Unaufmerksame Menschen bleiben hartnäckig dabei, die Begebenheiten von dem Augenblicke zu datiren, wo sie sich wirklich begeben haben, statt sie bis zu ihrer Quelle zu verfolgen, wie man thun muß. Als die französische Revolution ihre Stimme hören ließ, welche den Gesellschaftszustand umwandelte, sammelte sie nur in Einem Fokus alle die Stimmen, welche in der ganzen Welt zerstreut waren, und von denen der dumpfe Wiederhall überall zu vernehmen war!"

Kein Gedanke kann richtiger seyn, als dieser, oder mit schönerer Energie ausgesprochen werden! Offizielles Organ, treu begleitendes Echo all der Gedanken, welche auf dem europäischen Festlande zirkulirten, handreichende Dienerin der moralischen Wiedergeburt, welche längst im Keime in allen Geistern schon existirte, war Frankreichs Revolution die Revolution Europa's schon bei ihrer Geburt! Und nichts hat ihr zu widerstehn vermocht! Und als die Armeen gegen sie ankämpften, unterstützten die Völker, welche nach ihrer Erscheinung lechzten, sie in ihren Triumphen über ihre eigenen Beherrscher. Die französische Revoluzion hat überall sich Bahn gebrochen, ihre Grundsätze haben Aller Herzen gewonnen! Seit der Zernichtung des Heidenthums ist die französische Revoluzion der bedeutendste Umschwung, der dem Geiste des Menschen tiefe Spuren eingedrückt hat. So wie das Christenthum, welches neue Himmel schuf, dadurch der Erde eine andere Physiognomie gab, so ist die französische Revolution Schöpferin einer neuen Gesell-

Digitized by Google

schaftsordnung, gegen welche die alte mit ihren Gaukeleien, ihren Irrthümern und all den Drohungen ihrer in Passivität schlummernden Macht nur umsonst ankämpfte. Dieß sind unbestreitbare Wahrheiten. De Prabt wiederholt sie mit viel Originalität in der Ermahnung, die er, als Vorausahnender, an die Bevollmächtigten des neuen Congresses ergehen läßt, welche, mit derselben Blindheit geschlagen, wie die Acton, die Thugute, die Pitte, und so viele andere als unreuige Sünder gestorbene Minister, an die Möglichkeit eines Krieges gegen die Ideen zu glauben scheinen, und eines Triumphes der Gewalt über die öffentliche Meinung.

„Gehe man demnach", ermahnt de Prabt, „zu Carlsbad und überall anderwärts von diesem einzigen Punkte aus, in welchem allein die Wahrheit sich findet: „Das menschliche Geschlecht ist in Marsch gesetzt, (ist im Vorwärtsschreiten,) es kann nicht wieder Rückschritte thun; es in seine alten Schranken zurückzuzwängen, ist unmöglich!" Man beschränke sich mithin darauf, den Strom zu leiten, der es entschieden vorwärts treibt, seitdem die Welt eine neue Sozial-Organisazion bekommen, und ein allgemeiner Verkehr aller Völker mit einander begonnen hat. Keine Geheimnißkrämerei, kein isolirtes Treiben ist mehr möglich. Einwirken auf Einen ist jetzt Einwirken auf Alle! Mit wenig Worten, die Welt ist jetzt nichts Anderes, als eine Schule gegenseitiger Unterweisung, wo die Schulregenten nur die Monitoren, aber nicht die Herren sind!"

Es scheint uns, durch diese Vergleichung schränke de Prabt die Gewalt, welche ein vernünftiger Freiheits-Enthusiasmus dem constitutionellen Königthume sehr gern zugesteht, in allzu enge Grenzen ein. Ist gleich der König eines freien Volkes nicht mehr der Herr desselben, so ist er doch ganz etwas Anderes, als die Monitoren einer Lancaster'schen Schule. Doch wir wollen nicht schikaniren, diese Phrase, deren pikante Form die Urtheilsschärfe des Vf. wohl überraschen konnte, ist bloß ein Uebergang zu Wahrheiten, welche der Beherzigung der Fürsten und der Minister höchst würdig sind. Wirklich, Alles hat sich, wie de Prabt bemerkt, umgestaltet, und zwar so sehr, daß Vieles, was man vor hundert Jahren, und selbst noch vor funfzig Jahren, annahm ohne zu widersprechen oder darüber zu glossiren, jetzt für moralische Unmöglichkeit gelten müßte. In unsern Tagen würde sich Ludwig der Vierzehente nicht mehr erdreusten, zu sagen: „L'état, c'est moi!" Oder wenn er eine so unkluge Aeußerung sich entschlüpfen ließe, würde er lautes Murren einer auf ihre Rechte stolzen Nazion vernehmen. Ludwig der Funfzehente würde sich gezwungen sehen, seine Favoritinnen und das Parlament Meaupou fortzuschicken, oder vielmehr, im Ernste ließe er sich's gar nicht einfallen, Madame Dubarry zu seiner Maitresse zu machen, und die obersten Gerichtshöfe durch einen Staatsstreich zu unterdrücken. Rußlands großer Schöpfer würde seine kaiserlichen Hände zu besudeln glauben, wenn sie das Henkerbeil nur anrührten. Nicht würde er einer Sklavin Menzikoff's seine Krone und nicht dem einzigen eigenen Sohne den Tod geben! Katharina die Große würde, durch ihren wunderwürdigen Instinkt auf den rechten Pfad geleitet, ihren Ruhm bloß in der Civilisirung ihrer ungeheuren Monarchie suchen, vor weiblichen Thorheiten sich hüten, und um so viel größer sehn. Friedrich der Zweite, Preußens Peter der Große, würde die zu gewaltsam springenden Federn seiner Regierung anhalten, die Vorliebe für Macht, welche freilich den Fürsten angeboren ist, besiegen,

und sein imposantes Ansehen bei den Völkern durch gerechte und kluge Concessionen sich erhalten. Peter, Katharine und Friedrich würden ihrem Jahrhunderte angehören und keinem andern.

Diese Reflexionen führen uns zu der Nutzanwendung, welche de Pradt zum Frommen aller Regierungen davon macht. Das Regieren ist jetzt etwas Anderes, als es vordem war, weil das Unterthansyn jetzt nicht mehr dasselbe ist, als es vordem war. Die Prinzipe des Gehorsams sind jetzt andere. Von seiner Intensivität hat er nichts verloren, aber der Quell, aus welchem er kommt, hat sich verändert. Sonst gehorchte man, weil man anbetete, jetzt gehorcht man, weil man nachdenkt. Man gehorchte sonst im Interesse eines Anderen, jetzt gehorcht man in seinem eigenen. Sonst war der Gehorsam ein blinder, vernunftloser, jetzt ist er der Sohn der Vernunft!

De Pradt's Schriften haben fast immer den Fehler des Mangels an Plan. Seine brausende Impetuosität will keiner Regeln der Composition eingedenk seyn. Bei dem Mangel an Ordnung läßt er sich fortreißen zu ermüdenden Wiederholungen, und zerstört dadurch selbst den Effekt der glücklichsten Eingebungen seines Genius. Man ist genöthigt, erst eine andere Anordnung in seine Schriften zu bringen, um einer Berichterstattung darüber fähig zu seyn. Seinen Styl vernachlässigt er zuweilen dermaßen, daß er in eine wahre Trivialität versinkt, die um so verdrüßlicher fällt, weil sie ihre eigene Art von Prätension hat. Allein, trotz diesen Fehlern, wie viele richtige Ansichten, und wie viele weise Ermahnungen! Welche Kenntniß der großen Welt-Interessen, bei denen das Ganze das Augenmerk ist! Welche Kunde der höheren Politik, die in unsern Tagen, zum Heil der Völker, auf den Ruinen des Machiavellismus der Höfe errichtet wird! Welche innige Ueberzeugung von der unwiderstehlichen Uebermacht der Wahrheit in ihrem Kampfe gegen alle die alten Irrthümer, welche so viel Tyranneien, Verbrechen und Unfälle erzeugt haben! Wie trefflich weiß er die Beispiele der Geschichte zu benutzen, um aufzurütteln aus dem Schlafe ihrer Vernunft oder der Trunkenheit ihrer Leidenschaft jene Minister, deren Unklugheit so leichtsinnig das Königthum mit den Völkern in Hader bringt, der Gefahr nicht achtend, daß leicht für immer von einander getrennt werden kann, was durch das mächtige Band constitutioneller Verfassung für immer fest verbunden seyn sollte!

„Unter den Tudors," schreibt de Pradt, „wird Großbritannien durch fünf auf einander folgende eiserne Regierungen in die scheußlichste Barbarei zurückgestoßen. Die Constitution gilt nichts; man sieht sie im Hinsterben an den Schwellen des Stern-Gerichtshofes, des Kriegsgerichtshofes, der high commission — — —! So wie die Henker mit ihrem Arme, so sind sklavisch kriechende Richter mit ihrem Gewissen bereit, jeden dem Throne Mißfallenden aus dem Wege zu räumen. Bücherlesen ist verboten, jede Schrift ist der Censur von fünf königlichen Räthen unterworfen, jede Gemeinschaft mit den Nachbarvölkern ist abgeschnitten. Dieses monströse Gebäude ruht auf den Schaffotten, es steht in einem Blutmeere. Die erbarmungslose Maria, würdige Anvermählte des bösen Dämons im Süden (Philipps des Zweiten) läßt zweihundert sieben und siebenzig Personen verbrennen. Eduard der Sechste läßt seinen nächsten Verwandten enthaupten. Elisabeth läßt zuerst unter dem Beile ein gekröntes Haupt fallen, lehrt das Vergießen des Blutes der Könige, dieses furchtbaren

Blutes, welches nie umsonst vergossen wird, und welches, wenn es brauſ't, so schwer zu besänftigen ist. Cromwell'n bereitet sie zu seiner schwarzen That den Weg. Sie stirbt, und mitten auf diese von Mord blutige Bühne tritt der schönredende und friedfertige Jakob, ein abenteuerliches Gemisch vom Charakter des nur eben erduldeten Despotismus und dem der neuen Lehren, einfältig wähnend, daß er seine Unterthanen mit theologischen Argumenten umgarnen, und zu gleicher Zeit ihnen die glühenden Zangen seiner Vorgänger ansetzen könne; mit zerstreuten Blicken und unsicherem Gange einherschreitend, Raleigh, zu jener Zeit den einzigen großen Mann Englands, hinrichten lassend, und die unwürdigsten Günstlinge hoch erhebend! Spitzfindiger und starrköpfiger Sophist, unterscheidet er zwischen dem Könige in abstracto und dem Könige in concreto. Der Erstere kann, vermöge seiner königlichen Natur, Alles was er will; der Andere kann Alles, was er kann, nur durch die Gesetze des Landes. Vice-General Gottes seyn wollend, setzt ihr ihn in förmlicher Diskussion mit seinen Unterthanen. Diese gewinnen einige Vorschritte auf dem Felde, eine Streitfrage erzeugt die andere. Die Köpfe, nach langem Staunen sich wieder zurechtfindend, geben anderen Ideen Raum. Zum eigentlichen Kampfe kommt es zwischen dem irregulären Regierungssysteme, welches sich mit Berufungen auf das Alterthum vertheidigt, und dem regulären Systeme, welches unter den Auspizien der Vernunft auftritt, und von ihr Streitkräfte gewinnt. Der Streit dauerte vier und achtzig Jahre, von 1604 bis 1688. Jeder Tag beseitigt eins der Hindernisse, und endlich tritt, triumphirend, auf einem symmetrischen Grundrisse und auf unerschütterlichen Basen aufgeführt, die englische Constitution hervor. Was erzeugte eigentlich diesen langen und heilsamen Kampf? — Damals, so wie jetzt aufs Neue, gebar die Welt eine jener großen Veränderungen, durch welche in der Geschichte die Hauptepochen bezeichnet werden. Wollt ihr wissen, welcher Zeugung diese Geburt zuzuschreiben ist? Hume wird euch die Frage beantworten. Er wird euch sagen: Der Erfindung der Typographie, der Entdeckung Amerika's, und der Kirchenreformation. In diesen drei großen, fast gleichzeitigen, Begebenheiten waren Materialien vorhanden für eine neue Welt, eine materielle sowohl als moralische!"

Hier ist de Pradt ganz der Schriftsteller wie man ihn wünscht, und wie er es stets seyn könnte, wenn er bedenken wollte, wie viele Verbindlichkeiten ihm durch seinen Ruf und seine vorigen Aemter auferlegt werden, wenn er vorzüglich immer eingedenk jener Wahrheit seyn wollte, daß zum Sachwaltergeschäfte im edelsten aller Rechtsstreite außer dem Muthe und den Einsichten auch noch alle die Aufmerksamkeit, alle die Vorsicht, alle die Würde, alle die Anstands-Eleganz nöthig sind, die ein Mensch nur irgend in den Eingebungen seines Charakters und seines Talents, der Prüfung der Vernunft und des guten Geschmackes unterworfen, finden kann. Möchte Hr. de Pradt seine Schriften der strengen Censur eines einsichtsvollen Freundes unterwerfen! Gewiß wird er dann — wir wagen es ihm dafür zu bürgen — stets der ehrenvollen Mission würdig seyn, welche er selbst sich gegeben hat.

Gern theilten wir hier noch das Gemälde des alten Regierungssystems mit, wie es, gleich den vor den Trompeten der Hebräer einstürzenden Mauern Jericho's, vor den ersten Worten der Volksrepräsentanten zusammenstürzt. „Was bewirkte ein so plötzliches Einstürzen?" fragt de Pradt. „Durch die Wirkung der seit drei Jahrhunderten

auf einander gefolgten großen Veränderungen war jenes System schon untergraben. Jeder Tag hatte ein Stück jenes alten Gemäuers niedergeworfen. Zerstreuten Augen waren die Breschen unbemerkt geblieben. Das Gebäude ertrug nicht mehr den Anblick der Sturmläufer und stürzte nun plötzlich ganz zusammen." Doch es ist Zeit, daß wir nun mit dem Verf. auf das Thema kommen, welches ihn vor dem Congresse beschäftigte, nämlich die moralische Lage Deutschlands, wie sie das Resultat ist der physischen Situation, in welcher dieses Land sich befindet, der Revoluzionen, welche es erfahren hat, und des Einflusses der Grundsätze, welche England, welche Amerika, und welche Frankreich und seine unsterblichen Schriftsteller über den ganzen Erdkreis verbreitet haben, gleich jenen befruchtenden Saamenkörnern, welche die Winde den entferntesten Regionen der Erde zuführen.

Was erblicken wir in Deutschland? Ungeheure Armeen, welche ihm nothwendig sind zuvörderst gegen den Koloß Rußland, dann von Macht zu Macht im Inneren, doppelter Quell von Ruin! Zahlreiche Höfe, eine andere Bürde für die Unterthanen! Auf tausendfache Weise sich hemmende Handelsverhältnisse, abermals eine Quelle von unaufhörlich wiederkehrenden Leiden! Sehr von einander verschiedene Regierungen, welche Verschiedenheit Rivalität veranlaßt und Vergleichungen mit einander, die bald mehr bald weniger gehässig sind. Mit einer Constitution beglückte Länder müssen nothwendig ein Gegenstand des Neides für das Nachbarland seyn, welches sich dieser Wohlthat noch nicht erfreut. Bereits haben sich in dem Striche Oberdeutschlands, der von den Grenzen Frankreichs bis zu den Grenzen Oestreichs geht, drei Constitutionen gezeigt. Mehrere kleinere Staaten an den Rheinufern haben ihnen nachgeahmt. Preußen verdankte seine Befreiung dem Versprechen und der Hoffnung einer regelmäßigen Regierungsform. Es erwartet dieselbe, es flehet den König darum an, durch die Ungeduld der Erwartung geräth es sogar in Gährung. Jener ganze Strich Deutschlands, der sich von Königsberg bis zur Weser erstreckt, ist gerade der Theil des Landes, wo die Culturverbreitung am allgemeinsten ist. Man findet in ihm eine Menge von Universitäten, welche Schulen des Hasses und der Empörung gegen Frankreich gewesen sind; eine nach immer größerer Aufklärung begierige Jugend; Professoren, welche Celebrität und einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung haben, Professoren, welche im J. 1813 die Studirenden, deren Köpfe sie erhitzt hatten, selbst zum Kampfe führten. Anderer Seits hatte der Wiener Congreß viel versprochen. Man hat wenig gehalten, man hat auf das Wenige lange warten lassen. Die unbehagliche Situation, welche die Folge einiger von seinen Anordnungen gewesen ist, macht sich jetzt alle Tage fühlbar genug, um die Affekten zu erregen.

Die Mediatisirten, welche zu betrachten sind als die Organe und Repräsentanten der ganzen deutschen Aristokratie, ermüden die Regierungen mit ihren Einwürfen, hemmen, verzögern oder verfälschen die neuen Constitutionen. Immer mehr erstirbt die Religiosität neben einem — leider durch Schuld der römischen Kanzlei selbst! — in Ohnmacht sinkenden oder in der Welt zerstreuten Episkopate. Sind dieß noch nicht genug Ursachen der Gährung? Selbst zur Zeit der Reformation gab es deren in Deutschland nicht so viele! Damals waren die Nationen noch nicht in dem allgemeinen Verkehr mit einander, in dem sie jetzt sind. Sie wußten nichts von einer französischen Revoluzion. Noch existirten die beiden großen Tribünen Frankreichs und Englands nicht. Noch gab

Digitized by Google

kein Washingtoner Congreß Amerika und allen den Inseln, welche gemeinschaftliches Interesse gewiß dereinst unter Amerika's Herrschaft bringen wird, die erhabenen Freiheitslehren!

Dieß ist in der Kürze das große Gemälde, welches de Pradt vor die Augen der auf dem Congresse zu Carlsbad Versammelten bringen wollte. In denselben Rahmen hat der Verf. zugleich ein Porträt der deutschen Nazion gebracht, das fürwahr würdig eines solchen Beobachters und Malers ist, wie Er, und das die Aufmerksamkeit der Staatsmänner zu erregen verdiente. Nach allen diesen, der strengsten Wahrheit gemäßen, Angaben macht de Pradt den Schluß: daß Deutschland schwerlich ruhig bleiben kann unter einer beinahe gleichen Vertheilung der beiden contradictorischen Regierungssysteme, des constitutionellen nämlich und des willkührlichen; daß man es mit den Constituzionen überall durchsetzen muß oder nirgends. Vorzüglich dringt er auf das Festhalten an den Zusagen, welche Fürsten gegeben haben, welchen in dem von ihren Unterthanen vergossenen Blute das Entgelt für die versprochene Freiheit, welche sie Angesichts von Europa versprachen, längst bezahlt worden ist. Wir wollen es gerade heraus sagen: nicht den mindesten Respekt hat der Verf. für die dilatorischen Ausflüchte, für die Spitzfindigkeiten, für die sophistischen Einwürfe, womit man es umgehen will, ein den deutschen Völkern gegebenes Wort zu halten, da doch ein gegebnes Wort ein Gemeingut ist, welches allen Menschen angehört, und vorzüglich dem, welcher die Waffen ergriff zur Befreiung seines Vaterlandes und seines Fürsten!

Mit aller Wärme eines erleuchteten Philanthropen die deutsche Sache in Schutz nehmend, verbreitet sich unser Publicist einige Augenblicke über die Frage: Welche Macht hat das Recht, eine Charte, Constitutionen, Fundamentalgesetze zu geben? Nur auf eine flüchtige Beantwortung dieser Frage läßt er sich ein, über welche mit publicistischer Strenge sich mitzutheilen bisher die Liebe zum Frieden ihn abhielt. Er besorgt jedoch, daß die Völker, durch eine Injurie und eine Gerechtigkeits-Verweigerung übellaunig gemacht, sich's wohl noch einfallen lassen dürften, sie selbst zu beantworten. Er fürchtet, es möchten ihre Wünsche dann gebieterische Befehle werden, ihre Entscheidungen gleich Gesetze. Darum fodert er die Regierungen auf, wohlweislich zu berechnen, wie viel ihnen nun noch Zeit dazu übrig ist, Constitutionen zu bewilligen, und sich nicht in die fatale Lage zu bringen, sie annehmen zu müssen. Man wird nicht ermangeln, eine solche Sprache eine revoluzionäre zu schelten: man wird dem Verf. sogar aufbürden, er wolle Revoluzionen, und rathe dazu. Jämmerlicher Hilfsquell der Schwäche, welche das Knie beugt vor der Macht bis zu dem Tage hin, wo wir selbst sie die Ruinen der Macht insultiren sehen werden, sobald sie von den verderblichen Rathschlägen ihrer Schmeichler in den Abgrund gezogen zu werden anfängt! Nein! De Pradt wünscht nicht neue Revoluzionen, er weiß recht gut, wie viel sie kosten! Nein! die Vertheidiger der Freiheit wünschen überhaupt Umwälzungen durchaus nicht! Daß man dabei von zwei Seiten verliert, das wissen sie, diese großherzigen Männer, welche die Ehre der Menschheit sind. Sie wissen, daß die Freiheit ganz verloren gehen kann durch wilde, ungeregelte Kraftäußerung, mit welcher eine Nazion sie mitten im Gegeneinanderstoßen aller Leidenschaften sich verschaffen will. Weit entfernt davon, das Königthum angreifen zu wollen, suchen sie es mit den Völkern und mit dem Jahrhundert in Harmonie zu bringen. Der gebrechlichen und

Digitized by Google

von der Zeit untergrabenen Basis, auf welcher wir jene alte und nützliche Autorität sitzen sehen, wollen sie bleibende Fundamente substituiren. Kurz alle ihre Anstrengungen gehen darauf hin, daß die Freiheit der Völker diesen eine unangefochtene Eroberung bleibe, und, wo möglich, eine aufrichtige Aussöhnung unter den Gliedern der großen Familie bewirke.

---

Anmerkungen:

1) Pradt (Dominique de), vormaliger Erzbischof von Mecheln, ist 1759 in Auvergne geboren. Er war ein naher Verwandter des Marschalls Duroc und wurde hauptsächlich durch diesen bei Napoleon eingeführt und accreditirt. Vor der Revolution war er Großvicar des Cardinalerzbischofs von Rouen. Er wurde in die constituirende Versammlung als Deputirter der Geistlichkeit der Normandie gewählt, und zeigte sich hier stets als den entschiedensten Royalisten, der sogar den Abbé Maury noch zu überbieten wußte. Nach Beendigung dieser Versammlung unterzeichnete de Pradt die bekannten Protestationen der rechten Seite, verließ Frankreich und ging nach Hamburg, wo er mehrere Jahre verweilte. Im J. 1798 schrieb er hier, jedoch ohne sich zu nennen, L'Antidote au Congrès de Rastadt, und einige Zeit nachher La Prusse et sa Neutralité, zwei Flugschriften, welche damals Aufsehen machten. Nach dem 18ten Brümaire kehrte de Pradt nach Frankreich zurück. Seine erste Schrift, welche er hier herausgab: Les trois Ages des Colonies, in welcher er die völlige Emancipation derselben predigt, fand wenig Beifall. Fast ohne alle Hülfsmittel zurückgekehrt, mußte er dieselben in sich selbst suchen. Er wandte sich an seinen Verwandten, Duroc. Dieser nahm sich seiner an und stellte ihn dem Kaiser vor, dem er so glücklich war zu gefallen. De Pradt erhielt sogleich die Stelle des ersten Almoseniers des Kaisers, wohnte in dieser Eigenschaft 1804 der Krönung und Salbung Napoleons bei und ward zum Baron und zum Bischof von Poitiers ernannt. Der Papst selbst segnete ihn ein. Der neue Bischof behielt übrigens auch seinen Posten als Almosenier des Kaisers, dem er sich immer angenehmer machte. Er begleitete ihn zur Krönung nach Mailand und in der Folge nach Bayonne, wo er besonders zu Conferenzen mit dem Canonicus Escoiquiz gebraucht wurde. Im J. 1809 erhielt de Pradt das Erzbisthum Mecheln; 1811 wurde er zu den Unterhandlungen mit dem Papste zu Savona gebraucht; 1812 wurde ihm die in dem damaligen Zeitpunkte höchst wichtige Gesandtschaft in Warschau zugetheilt. Hier blieb er, bis nach Beendigung des unglücklichen russischen Feldzugs, die Annäherung des Feindes ihn vertrieb. De Pradt hat die höchst interessante Geschichte dieser Gesandtschaft und Napoleons Rückkehr in einem eigenen Werke beschrieben, das in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden. Nach seiner Rückkehr begab er sich eine Zeitlang in seine Diöces; fand sich aber zur rechten Zeit wieder in Paris ein, um bei der ersten Einnahme und den dabei gespielten Intriguen und gepflogenen Unterhandlungen eine Rolle übernehmen zu können. Die provisorische Regierung gab ihm den ehrenvollen und wichtigen Posten des Canzlers der Ehrenlegion, welchen er jedoch nach den hundert Tagen an den Marschall Macdonald abgeben mußte. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba zog er sich zurück. Seit der zweiten Restauration lebt de Pradt

Digitized by Google

ohne höhere Anstellung, und ist einer der fruchtbarsten politischen Schriftsteller Frankreichs geworden. Die wichtigeren Schriften, welche er seit der ersten Restauration bis jetzt (1819) herausgegeben, sind die schon obengedachte Histoire de l'Ambassade dans le Grand-duché de Varsovie; — Du Congrès de Vienne; — Récit historique sur la Restauration etc.; — Des Colonies et de la Révolution actuelle de l'Amérique; — Des quatre Concordats! — L'Europe après le Congrès d'Aix-la-Chapelle. — Le Congrès de Carlsbad. 1re partie. Sein neuestes Werk ist das oben beurtheilte. 5te A. d. Real-Enc. Th. VII. S. 777 u. fg. Die Red.

o. Die Minerve françoise ist eine wöchentlich in Paris in 8. und in Heften von 5 Bogen erscheinende politisch-literarische Zeitschrift, die mit Anfang 1818 begann, gleich außerordentliches Aufsehn machte und bis jetzt mit einem solchen Beifall fortgesetzt wird, daß davon gegenwärtig nahe an 15000 Exemplare gedruckt und abgesetzt werden. Die Geschichte der Entstehung dieser Minerve ist zugleich belehrend und warnend. Seit dem Jahre 1672 erschien in Paris in ununterbrochener Folge bis zum Jahr 1813 das literarisch-belletristische Journal: Mercure de France, das, gewissermaßen in dieser langen Zeit das einzige seiner Art, in der Geschichte der französischen Literatur zwar eine bedeutende Rolle spielte, jedoch nie einen politischen Charakter annahm und in dieser Hinsicht ohne Einfluß war (Die ganze Sammlung von 1672—1815 bildet 1657 Theile in 12. und 110 Th. in 8. und ist vollständig sehr selten.) Im Jahr 1814 wurde sie durch die damaligen Zeitereignisse auf kurze Zeit unterbrochen, bald aber wieder mit abwechselndem Erfolge, unter verschiedenen Redactionen, begonnen und fortgesetzt. Im Jahr 1817 wurde der Mercure von einer Gesellschaft von Literatoren redigirt, welche dem damaligen Ministerium mißfällig waren, und obgleich in diesem Zeitpunkte alle Journale einer Censur unterworfen waren, so gefiel es doch dem Ministerium in seiner Willkühr, dem Mercure das zur Erscheinung nöthige Privilegium mit dem J. 1818 einzuziehen. — Nun bildete sich ein neuer Verein von acht ausgezeichneten Gelehrten, angeblich zur Herausgabe eines jährlichen Werks von 4 Bänden, jeden von 40 Bogen, eine Bestimmung, wodurch sie der Censur, welche nach den damaligen Gesetzen nur periodische (zu bestimmt festgesetzten Zeiten erscheinende) Schriften unter 20 Bogen traf, auszuweichen gedachte. Sie machten die Einrichtung, daß dieses Werk, welchem sie den Titel Minerve françoise gaben, in Abtheilungen von 3 und 4 Bogen, in angeblich unbestimmten Zeiten erscheinen solle, ob es gleich in der That jede Woche in einem Hefte von 3—4 Bogen, nur an einem nicht voraus bestimmten Tage, erschien. Der Buchstabe des Gesetzes war befolgt und das Ministerium, das sich bereits durch das Verbot des Mercure sehr depopularisirt hatte, wagte es nicht, auch der Minerve entgegenzutreten, ob es sich gleich durch die Erscheinung derselben völlig dupirt sah. Als Herausgeber und Eigenthümer des neuen Instituts verbanden sich (auch in Beziehung auf die gesetzmäßige Verantwortlichkeit) solidarisch die HH. Aignan (Mitglied des Nat. Instituts); B. Constant; Ev. Dumoulin; Etienne (früher Mitglied des N. Instituts, nach der 2ten Restauration aber durch eine Königl. Ordonnanz nebst mehreren andern Mitgliedern wie Garat, Carnot, Sieyes, aus demselben entfernt); A. Jay (von dem wir eine Geschichte der Revolution zu erwarten haben, der man nach den Bruchstücken, die man davon kennt, einen classischen Werth zuschreibt); E

Jouy; Lacretelle der ältere (beides Mitglieder des Nat. Instituts) und Tissot (Prof. der römischen Poesie am Collège de France.) Aus dem unschuldigen Mercure war also durch einen Mißgriff des Ministeriums diese Minerve hervorgegangen, die bald der furchtbarste Gegner desselben wurde und durch die Kraft der Vernunft, einer alles besiegenden Dialektik, eines glänzenden Witzes und durch die Grundsätze, die sie aussprach, indem sie der Verfassungsurkunde und allen liberalen Institutionen huldigte, welche die Revolution herbeigeführt hatte oder welche in ihr begründet waren, eine Art von öffentlicher Macht und Autorität wurde, welche auf die wichtigsten National-Angelegenheiten (z. B. die Wahlen zu der Kammer, die Besetzungen des Ministeriums u. s. w.) den entschiedensten Einfluß errungen hat. — Die äußern Vortheile, welche die Minerve ihren acht Unternehmern verschafft hat, sind dabey auch so bedeutend, daß man die reinen Einkünfte für jeden derselben jährlich auf 30000 Franken angiebt, eine Angabe, die bey einem Absatze von 15000 Ex. nicht übertrieben scheint. — Wir haben in Deutschland dagegen vielleicht nicht ein einziges politisches Journal, dessen Absatz sich über 1000 Ex. erstreckte, aus welchen beiden Angaben man schließen kann, wie unendlich lebendiger die Theilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten in Frankreich ist, als bey uns.

Die Red.

5 Tissot (P. F) geb. zu Versailles 1770, Professor der römischen Poesie am Collège de France und in dieser Stelle Nachfolger des berühmten Delille. Er hat sich in politischer Hinsicht stets als einen eifrigen Anhänger der Grundsätze der Revolution gezeigt, und er ist nicht nur einer der Collaborateren an der Minerve françoise, sondern auch Mitarbeiter an dem Constitutionel, dem gegenwärtig am meisten verbreiteten täglich erscheinenden Pariser Journale. Man hat außerdem von ihm eine gelungene Uebersetzung von Virgils Eclogen und den basiis des Johannes Secundus.

## XVIII.

Ueber die Staatswissenschaft. Von Friedrich Ancillon. Berlin, 1820, bei Duncker und Humblot. XXXII und 176 S. 8. (18 gl.)

Wenn wir in unsrer vielbewegten Zeit diejenigen Politiker, welchen nach ihrer Einsicht und nach ihrem reinen Willen für die gute Sache der Völker und der Staaten ein Wort der Berathung und der wissenschaftlichen Entscheidung zusteht, von der großen Masse von Schwärmern unterscheiden, die mit sich selbst noch nicht im Reinen sind, geschweige daß sie in die Reihe der Wortführer der öffentlichen Meinung gehören; wenn wir also uns zunächst auf die wahren Politiker beschränken, welche diesen bedeutungsvollen, so oft gemißbrauchten, Namen verdienen; so finden wir, daß sie zunächst, nach ihren Ansichten und

nach ihren Schriften, in zwei Hauptklassen zerfallen: in philosophische und in geschichtliche.

Wir meinen damit nicht, daß der einen Klasse die Kenntnisse und Einsichten der andern gänzlich fehlten; wir behaupten aber, daß bei den meisten Politikern unsrer Zeit, welchen eine Stimme gebührt, entweder der philosophische, oder der geschichtliche Gesichtspunkt vorherrscht, indem die Einen zunächst den Weg a priori, die Andern zunächst den Weg a posteriori einschlagen. Zwar findet, wenn man die Endpuncte der Richtungen beider Klassen ausschließend im Auge behält, in den Resultaten derselben für die zweckmäßige Gestaltung der Staaten, so wie für die festbegründete und gesicherte Herrschaft des Rechts und der öffentlichen und allgemeinen Wohlfahrt (in welchen beiden einzelnen Zwecken der Endzweck des Staates selbst gegeben ist,) mehr Uebereinstimmung statt, als man Anfangs meint; allein der Weg zu diesem Ziele ist doch bei beiden sehr von einander abweichend und verschieden.

Denn, während mehrere philosophische Politiker von dem Ideale des Staates ausgehen, und, ohne Rücksicht auf das, was in dem Kreise der Wirklichkeit besteht, nur das auszumitteln suchen, was seyn soll, und sogleich darauf ihre Vorschläge gründen, wie das von ihnen aufgefundene Ideal in den bereits bestehenden gesellschaftlichen Verbindungen zu verwirklichen wäre; gehen viele geschichtliche Politiker in die Jahrhunderte der Vergangenheit zurück, und unterbauen die Wissenschaft, mit sprödet Verachtung aller Philosophie, blos auf die Grundlage des Gegebenen und Bestehenden. Wenn jene, mehr oder weniger, die Metaphysik für die Grundlage der Politik halten, und, nach der Verschiedenartigkeit der philosophischen Modesysteme, bald aus dem Idealismus, bald aus der Naturphilosophie, das Gebäude eines Staates begründen, der, wenn er je auf diese Weise in die Wirklichkeit treten könnte, die kläglichsten Verhältnisse für Regierungen und Staatsbürger herbeiführen und nach kurzer Zeit (ungefähr wie die drei ersten Constitutionen Frankreichs) in sich selbst zusammenstürzen müßte; so wollen diese, einzig von den in der Vorzeit geschichtlich gebildeten Staatsformen ausgehend, entweder dieselbe in ihrer ganzen veralteten Haltung beibehalten, oder sogar in ihren ersten, dem Mittelalter angehörenden, unvollkommenen Elementen wiederherstellen.

Nur selten findet sich, neben diesen beiden Hauptklassen von Politikern, ein Einzelner, welcher in sich philosophische und geschichtliche Kenntnisse in gleichem Grade verei-

Digitized by Google

nigte, und die Politik, wie es nach der Ansicht des Rc. geschehen muß, aus dem Standpuncte der Philosophie und der Geschichte zugleich auffaßte und behandelte. Denn jeder vorhandene Staat hat seine Vergangenheit, aus welcher die Eigenthümlichkeit seines gegenwärtigen innern politischen Lebens, nach Völkerschaften, Religion, Gesetzgebung, Verfassung und Verwaltung, hervorgegangen ist; der Politiker darf also keinen Grundsatz aufstellen, der nicht das Leben der Gegenwart an das Leben der Vergangenheit, und das Leben der Zukunft an das Leben der Gegenwart anknüpfte, wenn er nicht, mit stürmischer Hand, die unzähligen factischen Verbindungen des individuellen und öffentlichen Lebens gewaltsam zerreißen will. Allein eben so gewiß ist es auch, daß die Begründung der vernunftgemäßen Entwickelung und Fortbildung der Völker und Staaten zu dem großen Ziele der politischen Mündigkeit, wornach unverkennbar die jüngern europäischen Völker streben, eine Aufgabe ist, welche nicht blos nach den Resultaten der Geschichte gelöset werden kann, weil der Kreis der Zukunft, welchem der Fortschritt der Menschheit zum Ziele angehört, nach Grundsätzen bestimmt werden muß, die, als solche, der Philosophie angehören, und durch die Geschichte nur ihre Prüfung, Versinnlichung und Bestätigung erhalten können.

Je seltener nun Politiker sind, welche in sich den Philosophen und Historiker verbinden; desto mehr freut sich Rc., in dem Vf. der vorliegenden Schrift einen solchen nennen zu können. Schon längst kennt ihn das Publicum aus gründlichen philosophischen und geschichtlichen Werken; und schwer dürfte bei einem Manne, wie der Verf. ist, die Entscheidung seyn, ob er mehr zu den Philosophen, oder mehr zu den Historikern gerechnet werden müsse. Die vorliegende Schrift bewährt ihn von neuem als einen gründlichen Forscher in beiden Wissenschaften. Seine Philosophie, wenn sie gleich die Farbe des Zeitalters trägt und einige Ansichten diesem oder jenem Systeme zunächst verdanken mag, ist doch frei von allem Schulzwange, und verschmäht vielleicht absichtlich die strenge systematische Einkleidung, um sich desto unabhängiger bewegen zu können. Auf gleiche Weise ist seine geschichtliche Kenntniß gründlich, reich, vielseitig, weder blos auf die alte Welt, noch auf die neue Zeit beschränkt, und überall findet man auch hier den Mann wieder, der sich durch seine (freilich noch unbeendigte) „Darstellung der wichtigsten Veränderungen im Staatensysteme von Europa, seit dem Ende des

15ten Jahrhunderts" einen ehrenvollen Platz unter den neuern Geschichtsschreibern erwarb.

Die Verbindung der philosophischen und geschichtlichen Kenntnisse hat daher entschieden den politischen Charakter der vorliegenden Schrift vermittelt, die aber im Ganzen mehr auf philosophischer, als geschichtlicher Unterlage beruht, wenn ihr gleich im Einzelnen die aus der Geschichte größtentheils sehr glücklich entlehnten Beispiele nicht fehlen. Im ganzen Tone der Darstellung herrscht Ordnung, Bestimmtheit, Ruhe, Mäßigung, Würde; der Verf. ist seinem Stoffe gewachsen; der Styl ist kräftig, männlich, nicht selten schön, und, im guten Sinne, sententiös. Durchgehends herrscht ein richtiger politischer Blick und Tact; nirgends, selbst wo man mit dem Verf. nicht übereinstimmen kann, wird man durch absprechende Urtheile zurückgestoßen, und überall zeigt sich eine gleich hohe Wärme für die Rechte der Regierungen, wie für die Rechte des Volkes. Genug, das Werk ist ein Wort zur rechten Zeit, und soll dies auch seyn. Es ist geeignet, manches Vorurtheil zu berichtigen, ohne doch polemisch zu werden (denn wahrscheinlich absichtlich ist jede Erinnerung an einen lebenden Schriftsteller vermieden!); es ist jede Spur von Leidenschaft zurückgehalten, ohne daß doch die männliche Wärme für einzelne Gegenstände fehlt; es ist im Ganzen mehr aphoristisch, als systematisch geschrieben; allein man muß dem Vf. zugestehen, daß er bestimmt gewußt hat, was er wollte.

Treten wir also einem Werke näher, das Re., in vielfacher Rücksicht, zu den wichtigsten literärischen Erscheinungen der neuesten Zeit rechnet. Es zerfällt in die Einleitung und in drei Theile, welche überschrieben sind: 1) der Zweck des Staates; 2) die Form des Staates; 3) die bewegenden Principien des Staates. Wir folgen dem Verf. ins Einzelne.

Die Einleitung, mit größerer Schrift gedruckt und besonders paginirt, führt die besondere Ueberschrift: über die Zeichen der Zeit, in Hinsicht politischer Reformen. Irrt sich Re. in seiner Recensentendiagnostik nicht; so ist diese Einleitung später als das Buch geschrieben; doch hat dies keinen Einfluß auf die Würdigung ihres Standpuncts gegen das Werk selbst.

In kurzen philosophischen Sätzen geht der Verf. auf die Ursprünglichkeit des Menschen selbst zurück; der Mensch ist weder ein reines Product der Natur, noch ein reines, und von aller Mischung mit der Natur befreites, freies Wesen. Die Gesetze des Weltalls sind doppelter Art: Gesetze einer äußern,

Digitized by Google

unabänderlichen, eisernen Nothwendigkeit, und Gesetze der Freiheit, welche durch eine innere Nothwendigkeit befolgt werden. Der Mensch ist beider Gesetzgebungen theilhaftig, und aus dieser doppelten Beziehung entstehen alle Schwierigkeiten, die der einzelne Mensch in der Erziehung und Entwickelung seiner selbst findet, und die dem Menschen entgegenstehen, wenn er andere Menschen führen, leiten und beherrschen will. Es ist daher die Erforschung und Kenntniß dessen, was die Nothwendigkeit erheischt, so wie des wahren Umfanges und der Grenze der Freiheit in dem Leben der Staaten, und im Leben des Einzelnen, das Wichtigste! In dem rohen Menschen hat die Naturnothwendigkeit ein entscheidendes Uebergewicht über die Freiheit; mit der Kultur aber hebt die freie Einwirkung des Menschen auf die Natur und auf den Lauf der Welt an, weil die Freiheit mit der Vernunft gleichen Schritt hält.

Allein, außer der Naturnothwendigkeit, ergiebt sich auch für jedes Menschengeschlecht eine Art Nothwendigkeit aus dem, was die vorhergehenden Geschlechter freiwillig gethan haben. Ein Jahrhundert legt dadurch den Keim zu Begebenheiten, die in dem folgenden Jahrhunderte sich entwickeln, und in dasselbe mit einer Art von Nothwendigkeit eingreifen. Diese Nothwendigkeit läugnen, hieße den Baum von seiner Wurzel trennen; dieselbe zu weit ausdehnen, sie übertreiben, zu wähnen, daß es unmöglich sey, gegen sie anzukämpfen und sie zu beherrschen, wäre entweder Kurzsichtigkeit, oder Kleinmuth. Diese Art von Nothwendigkeit ist das, was man gewöhnlich die Macht und Gewalt der Zeit nennt. Der Staatsmann verfehlt sein Werk, welcher nicht glaubt, daß die Gegenwart bis auf einen gewissen Grad die Vergangenheit, in ihren zurückgelassenen oder fortdaurenden Wirkungen, bekämpfen und besiegen könne. Eben so gut ist der Staatsmann verloren, welcher die Forderungen der Vergangenheit an die Gegenwart verkennt, und es versucht, alle Spuren der Vergangenheit zu vertilgen, und den Staat wie ein leeres Spielbret zu behandeln, wo er seine ephemeren Schöpfungen aufstellen könne.

Es entsteht also die große Aufgabe, die Zeichen der Zeit kennen zu lernen und zu würdigen; denn die fortschreitende Bewegung der Gesellschaft erzeugt im Laufe der Zeit neue geistige und moralische Bedürfnisse. So wie das Individuum in jedem Lebensalter ein eigenthümliches Streben zeigt; so haben auch die Völker, in ihren verschiedenen Altern und Entwickelungsperioden, verschiedene Neigungen und Bedürfnisse.

Digitized by Google

Diese, aus dem Laufe der Zeit mit einer gewissen Naturnothwendigkeit sich entfaltenden, Bedürfnisse sind ein geheimes Sehnen nach einer neuen Art von Thätigkeit, ein Streben nach freier Aeußerung der Fähigkeiten und der Kräfte. Diese Momente des Lebens der Staaten sind wichtig, und verdienen beobachtet und berücksichtigt zu werden. Glücklicherweise ist es nicht schwer, diese Symptome wahrzunehmen. In einer jeden Gesellschaft, wenn sie einer solchen Periode entgegen eilt, gibt es Einrichtungen, die ihre Bedeutung verloren, weil der Geist, der früher sie beseelte, aus ihnen gewichen ist. Solche veraltete Einrichtungen, die, wie geschwächte oder todte Organe, nicht mehr dem Zustande der Gesellschaft angemessen sind, hemmen ihren Lauf und ihre Thätigkeit. Dasselbe Bedürfniß aber, welches macht, daß ein Volk an gewissen veralteten Einrichtungen nicht mehr hängt, macht auch, daß es gewisse neue Institutionen begehrt. Eine weise Regierung berücksichtigt diese Bedürfnisse und diese Forderungen. Mit nüchternem Nachdenken, mit reifer Ueberlegung kommt sie ihnen entgegen; mit berechneter Kunst räumt sie alte Gewohnheiten, abgelebte Gesetze aus dem Wege, und erschafft neue Einrichtungen, die dem Volke gewähren, sich frei und lebendig innerhalb gesetzmäßiger Schranken zu bewegen.

Wenn die Regierungen so verfahren; so gehen die Staaten aus einer Periode ihres Daseyns in die andere allmählig über, und dies geschieht ohne plötzliche Verwandlungen, heftige Zuckungen und gewaltsame Erschütterungen. Es wird die Harmonie zwischen dem politischen Leben eines Volkes und den Formen desselben nicht einen Augenblick gestört. — Wenn hingegen die Regierungen, es sey aus Unkunde, oder aus Sorglosigkeit, oder aus Kleinmuth, das, was die wahren Bedürfnisse und die neuen Verhaltnisse des Volkes erheischten, vernachlässigten; so wurden diese Bedürfnisse entweder unterdrückt, oder lebten im Stillen in den Tiefen der Gemüther fort, oder wurden von Ehrsüchtigen zu verbrecherischen Bewegungen benutzt. Im ersten Falle ward der Staat in seiner lebendigen Entwickelung gehindert und gelähmt; statt vorzuschreiten, machte er in der Bahn der Civilisation rückgängige Schritte. Im zweiten Falle wurden die Gemüther unglücklich und unruhig; unglücklich, weil das äußere Seyn des Volkes nicht dem innern Seyn entsprach; unruhig, weil die wahre Harmonie der geistigen Kräfte eines Volkes in dem Grade und der Natur der gesetzmäßigen Freiheit der Einzelnen besteht. Im dritten Falle

Digitized by Google

wurde die Gesellschaft aus ihren Fugen gerissen, das Gleichgewicht der Gewalten aufgehoben, das Leben des Ganzen auf das Spiel gesetzt, so daß, nach blutigen Verirrungen und schnellen Verwandlungen, der Staat entweder den Tod fand, oder einen furchtbaren und verderblichen Kreislauf durchlief.

Daraus ergibt sich der wichtige Unterschied zwischen Reformen und Revolutionen. Die ersten werden von dem Laufe der Begebenheiten und der Veränderung der Verhältnisse herbeigeführt; sie geschehen also langsam, allmählig, successiv. Revolutionen hingegen sind schnelle, überraschende, gewaltsame Umwälzungen. Die Reformen gehen von der rechtmäßigen obersten Gewalt im Staate aus; die Revolutionen bestehen in dem Umsturze derselben. Reformen betreffen immer nur einen Theil des gesellschaftlichen Mechanismus (*), vermitteln in der Gegenwart die Forderungen der Vergangenheit mit den Ansprüchen der Zukunft, und verletzen nie das große Gesetz der Stetigkeit, welches in der moralischen, wie in der physischen Welt herrschen soll. Revolutionen greifen immer die Totalität der gesellschaftlichen Verhältnisse an, verachten die Vergangenheit, zertrümmern die Gegenwart und verderben die Zukunft. Sie sind nie nothwendig, wie Naturbegebenheiten es sind, weil im Reiche der freien Wesen nichts nothwendig ist, als Pflicht und Recht. Allein Reformen sind oft nothwendig, weil zu gewissen Zeiten Pflicht und Recht sie geboten. „Diese Nothwendigkeit einsehen, und ihr freiwillig alles geben, was sie erheischt, ist das sicherste Mittel, Revolutionen unmöglich zu machen."

Dies ist die Ideenreihe des Vfs. in der interessanten Einleitung, und meist mit dessen eigenen Worten. Unsere Leser werden den philosophisch-historischen Blick, das besonnene und rüstige Urtheil, und das Zeitgemäße in den ausgesprochenen Sätzen nicht verkennen. Für Leser, welche der streng wissenschaftlichen Terminologie nicht gewohnt sind, würde Rc. nur solche Ausdrücke (S. XXI.), daß das Leben der Völker aus zwei Elementen, dem der Passivität und dem der Productivität bestehe, hinweg wünschen; auch scheint ihm die Episode (S. XXII ff.) über die gegenwärtige Auffassung des landständischen Princips in Teutschland besser an den Schluß der Einleitung gehören, weil sie an ihrer gegenwärtigen Stelle den streng festgehaltenen Faden der philosophischen Untersuchung unterbricht, der dann erst S. XXVI wieder aufgefaßt wird. — Allein wie der Vf. über diesen wichtigen Gegenstand urtheilt, darf nicht übergangen werden. Er geht von der sehr wahren Behauptung aus, daß in den meisten gesellschaftlichen Einrich-

Digitized by Google

tungen unsrer Zeit das thätige Element der geistigen Productivität das entschiedene Uebergewicht über die Passivität erhalten habe, und daß, durchdrungen von dieser Ueberzeugung, „die Herrscher Teutschlands das landständische Princip zeitgemäß aufgefaßt und aufgestellt" hätten. Kein besonnener Mann kann in dieser Beziehung mehr von dem Vf. fordern, als er darüber (S. XXII) mittheilt: „Dem Wunsche ihrer Völker sind die teutschen Fürsten entgegengekommen, und haben in ihren Staaten die neue Belebung und zweckmäßige Modification der alten ständischen Verfassung freiwillig versprochen. Sie haben es gethan, nicht allein, weil die ständischen Formen herrliche Bürgen der Zukunft und feste Schutzwehren der bürgerlichen Freiheit sind; nicht allein, weil sie die Vernunftmäßigkeit der Gesetze sichern, indem dieselben eine jede Einseitigkeit verhindern, und die Wünsche, wie die Bedürfnisse des Volkes zur Sprache bringen; sondern weil dieselben dem schon ausgebildeten und nach einer höhern Bildung strebenden Theile der Nation eine gesetzmäßige und organische Stimme verleihen."

Selbst daß der Vf. nicht, wie so Manche, von der Furcht einer Revolution ergriffen ist, wenn er gleich nicht läugnet (S. XXIII.), daß der Keim möglicher Umwälzungen in unsrer gährenden und gebährenden Zeit liege, bestätigt seinen philosophisch-historischen Tact. So weit die Geschichte reicht, haben nie einzelne Schwärmer, Demagogen und Mystiker das bewirkt, was wir gegenwärtig gewöhnlich Revolution nennen: die gewaltsame Umbildung des ganzen innern Volkslebens und den Umsturz einer rechtlich bestehenden Regierung. Denn wohl muß man von diesem Begriffe diejenigen häufigen Thronrevolutionen unterscheiden, wo, von Geistlichkeit und Adel, oder überhaupt von den Großen des Reiches, seit den Zeiten des persischen Kaiserthums bis herab auf Selims und Mustapha's Entthronung in unsern Tagen, entweder zunächst nur die Person des Regenten, oder, wie 1688 in England, die ganze regierende Dynastie verdrängt ward. Jene Revolutionen, welche das ganze innere Volksleben umgestalten, und eine Gegenwart erschaffen, welche beinahe durch gar kein Band an die Institute der Vergangenheit angeknüpft wird, sind, zum Heile der Menschheit, höchst seltene Erscheinungen in der Geschichte; sind unter Regenten, wie Maria Theresia, Friedrich 2. u. a. waren, moralisch unmöglich; und setzen eine solche Beschränkung der geistigen und bürgerlichen Freiheit, eine solche Finanzzerrüttung, eine solche feindli-

che Stellung der verschiedenen Klassen und Stände im Staate, und eine solche allgemeine Unzufriedenheit in der öffentlichen Meinung voraus, daß, bei dem Zusammentreffen aller dieser traurigen politischen Symptome, nur eigentlich die neuere Geschichte Frankreichs das furchtbare Beispiel einer solchen Revolution dargeboten hat. Es ist Pflicht des Staatsbürgers, in unsern Tagen vor Fürstenstühlen und in der Mitte der Völker es laut auszusprechen, daß kein teutscher Staat in sich so tief gesunken ist, daß in demselben eine Revolution auch nur denkbar wäre. Sollten aber ja unter Millionen einige Individuen eines solchen Planes — und zwar juristisch — überführt werden; so mag allerdings die Regierung, wie der Verf. (S. XXIII.) urtheilt, „diese unberufenen, verwegenen Weltverbesserer mit Ernst, Nachdruck und Strenge zurechtweisen," sobald sie nur dabei den Nachsatz des Vfs. erfüllt, und „zugleich immer dem Rechte, der Vernunft und der wahren Freiheit das gibt, was ihnen gebührt." — Mögen daher alle die, welche in unsrer Zeit eine Unterdrückung dieser wahren Freiheit befürchten, den Vf. hören, wie er (S. XXIV) die Bedingungen schildert, unter welchen „die bei weitem größere Anzahl der Verständigen, Guten und Edlen, vermittelst liberaler ächt monarchischer Institutionen, mit dem Staate immer inniger verbunden wird." Möge selbst für Staatsmänner nicht verloren gehen, was der Vf. (S. XXV f.) sagt: „Von dem hohen Standpuncte, welchen eine jede Regierung einnehmen soll, muß sie immer von der lauten Stimme der Redner der Hauptstadt an die Nationalstimme und an die im Stillen sich aussprechende, aber doch vernehmbare öffentliche Meinung, — von der augenblicklichen Stimmung an die einzig dauernde, — von den Zeitgenossen an die Nachkommenschaft, von der jetzigen verschwindenden Zeit an die Zeiten und die kommenden Jahrhunderte appelliren. Auch können dies die Regierungen mit vollem Vertrauen und gerechtem Stolze thun, wenn der Standpunct, den sie behaupten, der des strengen Rechts, der practischen Vernunft und der gesetzmäßigen Freiheit ist. Von dieser starken Stellung aus können sie manches vorschnelle, schiefe und ungerechte Urtheil ruhig über sich ergehen lassen, und ihre wohlwollenden Absichten unverrückt mit Einsicht verfolgen. — Heilsame, gut berechnete und eingeleitete Reformen, die zu allen Zeiten zu den heiligen Pflichten der Regenten gehörten, gehören besonders in unsern Tagen zur Tagesordnung." Der Rc. dankt dem Verf. im Namen aller, welchen das Recht heilig, die geistige und bür-

Digitized by Google

gerliche Freiheit die erste Bedingung des Bestehens der Staaten, das monarchische Princip die sicherste Stütze dieses Bestehens, und das Leben im Staate eine Erziehung des Menschengeschlechts im Plane der ewigen Weltregierung ist, für diese, mit so vieler Bestimmtheit ausgesprochenen, Sätze. Er stimmt ihm bei, daß man sich (S. XXX) „unter keiner Bedingung mit dem bösen Dämon der Revolution abfinden, oder ihn verschonen," — aber eben so wenig „den milden, heilbringenden, langsam und leise, aber sicher vorschreitenden, Engel der Reform fürchten, hassen und verfolgen" dürfe; und findet es historisch gegründet, wenn der Vf. (S. XXXI) behauptet: „daß der glückliche Fortgang der Reformen größtentheils von den bei den Regierenden und den Regierten obwaltenden politischen Grundsätzen, und von den Fortschritten der Staatswissenschaft abhänge."

Von diesem letzten Satze macht der Verf. den Uebergang zu seiner wissenschaftlichen Ausführung des Zweckes, der Formen und der bewegenden Principien des Staates.

I. Der Zweck des Staates. Der Vf. überschreibt diesen Abschnitt selbst: aphoristische Sätze über den Begriff der Staatswissenschaft. Er hebt an mit den Begriffen von Sollen und Dürfen, der Pflicht und des Rechts, welche er beide (S. 5) für Thatsachen des Bewußtseyns erklärt, und zeigt, wie das Sollen und Dürfen, im Gegensatze des Müssen und des Können, den Menschen zu einem absoluten und unbedingten Gesetze des freien Handelns führt. „Eben deswegen erscheint der Vernunft dieses Gesetz als Gesetz Gottes; denn alles Absolute im Menschen kann nur von dem absoluten Wesen herrühren." — Darauf folgt (S. 8) die philosophische Deduction der Zwangspflichten und Zwangsrechte, und des Vernunftrechts, als „des Inbegriffs der Zwangsrechte und Zwangspflichten, die aus dem Verhältnisse der Menschen zu einander, und aus ihrem Verhältnisse zu den Sachen in der sinnlichen Welt entstehen." Daß die Benennung: Naturrecht, für diese Wissenschaft sich nicht eigne, haben schon vor dem Vf. (S. 11) Viele erinnert; allein Rc., der in seinen Vorträgen über diese Wissenschaft dasselbe und aus denselben Gründen lehrt (besonders, weil dieser Ausdruck auf einen sogenannten Zustand der Natur hinweiset, der weder historisch noch philosophisch begründet werden kann,) meint doch: in verbis simus faciles.

Der ächtphilosophische Geist des Vfs. bewährt sich (S. 12) in der unmittelbaren Ableitung der Möglichkeit und der



Digitized by Google

Rechtmäßigkeit der Verträge aus der Annahme von Zwangsrechten und Zwangspflichten; und sehr wahr heißt es (S. 113): „vor allen Verträgen existiren Rechte und Pflichten.“ Nur hätte Re. hier den Unterschied zwischen ursprünglichen und erworbenen Rechten (die ersten als aus den reinen Ideen der Vernunft, die letzten, als aus den Verträgen stammend,) genannt und durchgeführt zu sehen gewünscht; so wie er auch die Heiligkeit der Verträge nicht aus dem, vor allen Verträgen vorhandenen „Gesetze Gottes,“ sondern aus der practischen Vernunft zunächst ableitet.

Wenn dann (S. 14) der Vf. auf die wirklich zwingende Gewalt übergeht, deren die Verträge als äußere Garantie bedürfen, und die beiden Fragen aufwirft: wie kann ein solcher Zwang rechtmäßig entstehen und bestehen? und wie kann er zweckmäßig gestaltet werden? so hat er darin vollkommen Recht, daß auf diese Fragen „sich leicht die ganze Staatswissenschaft zurückführen lasse.“ Allein ein mächtiger Unterschied für die Behandlung des Staatsrechts liegt darin: ob in dem Staate der Zwang das erste, oder das zweite seyn soll? Wir wollen nicht an die Staatsrechtslehrer erinnern, welche der ersten Meinung sind, und den Staat in eine bloße Zwangsanstalt verwandeln; gewiß theilt der Vf. die Ansicht des Re.: daß in dem Staate das Recht das erste und der Zweck des Ganzen, und der Zwang blos das zweite, blos des Rechts wegen da sey, und sich zum Zwecke wie das Mittel verhalte. Diese Bestimmung ist aber von hoher Wichtigkeit für die Begründung und Durchbildung der Staatswissenschaft. Denn dann ist der Zwang ein außerwesentliches Mittel für alle diejenigen Staatsbürger, welche den Zweck des Rechts an sich befolgen und nie den äußern freien Wirkungskreis ihrer Mitbürger beeinträchtigen; und dann erscheint der Staat als die rechtmäßige und große Erziehungsanstalt des menschlichen Geschlechts nach den einzelnen Völkern, als seinen einzelnen Theilen, in welcher der Zwang an die Stelle dessen tritt, was in der Erziehung die Disciplin ist. Nur diese Ansicht ist mit dem Gesetze Gottes, wie es der Vf. nennt, mit der hohen Bestimmung des Menschen, und mit dem vernunftgemäßen Zwecke des Staates vereinbar.

Die Beantwortung der beiden, vom Vf. aufgeworfenen, Fragen ist von den Lehrern des Staatsrechts auf zweifache Weise versucht worden (S. 14): geschichtlich, oder philosophisch. Viel Wahres liegt in des Vfs. Behauptung, „daß beide Ansichten wechselseitig sich bedürfen und ergänzen, ja daß ihr Zusammentreffen leicht zu beweisen wäre.“ Allein den Folge-

Digitized by Google

satz, daß man in einen gefährlichen Irrthum verfalle, wenn man in der Staatswissenschaft mit der einen oder der andern dieser Ansichten ausschließend auszureichen vermeine", gibt Rec. nicht unbedingt zu. Denn das philosophische Staatsrecht an sich kann und muß auf reinphilosophischem Boden aufgeführt werden; sonst bedürfte es überhaupt keines Naturrechts, oder, wie es der Vf. nennt, keines Vernunftrechts aus Begriffen. Sobald es sich aber um die Politik (Staatskunst), getheilt in die Verfassungs- und Verwaltungslehre, um das practische europäische Staats- und Völkerrecht, um die Staatswirthschaft, um die Finanz- und Polizeiwissenschaft handelt; sobald hat der Vf. vollkommen Recht, daß diese Wissenschaften weder ausschließend aus Begriffen, noch ausschließend aus Thatsachen der Geschichte aufgeführt werden können. In allen diesen Theilen der Staatswissenschaft muß das Philosophische und Geschichtliche innig verbunden werden, und zwar so, daß in der Politik, in der Staatswirthschaft, in der Finanz- und Polizeiwissenschaft der Begriff das erste und das Geschichtliche das zweite (das Erläuternde, Versinnlichende), hingegen in dem practischen europäischen Staats- und Völkerrechte das Geschichtliche und Bestehende das erste, und der Begriff das zweite ist.

Mit Scharfsinn stellt darauf (S. 15) der Vf. die Staatswissenschaft einzeln, zuerst aus den Thatsachen der Geschichte, sodann aus Vernunftprincipien, dar. Rec. kann, da beide Wege vielfach von neuern Schriftstellern versucht worden sind, hier nicht in alles Einzelne des Vfs. eingehen. Er findet alles, was der Vf. mit siegreicher Gründlichkeit gegen v. Haller's „Restauration der Staatswissenschaft" aufstellt, sehr wahr, und wäre wohl begierig, zu vernehmen, was v. Haller und seine Anhänger gegen die hier mit erschöpfender philosophischer Tiefe und mit ausgebreiteter geschichtlicher Sachkenntniß durchgeführte Widerlegung seiner irrigen Behauptungen vorbringen würden. Allein mit gleicher Offenheit muß er sich gegen den Satz des Vfs. erklären: „daß der Begriff des Staates den Begriff der Souverainetät voraussetze, nämlich einer in allem, was die Erhaltung und die Sicherstellung des Ganzen betrifft, gesetzgebenden und zwingenden Gewalt." Der Vf. hat schon in einer früheren Schrift geläugnet, daß der Staat, philosophisch betrachtet, auf Vertrag beruhe, und wiederholt diesen Satz von neuem in der vorliegenden Schrift; er scheint sogar anzunehmen, als ob dieser politische Grundsatz erst von Rousseau herrühre. Es ist hier der Ort nicht, literärisch nachzuweisen, wie alt bereits

dieser Satz in den Schriften der Staatsrechtslehrer sey; denn sein Alter könnte nicht über seinen Werth entscheiden. Eben so wenig stimmt Rc. mit Rousseau's Anwendung dieses Satzes überein. Allein abusus non tollit usum! Wir fragen den Vf., als einen philosophischen Forscher: woher denn der Begriff der Souverainetät stamme, wenn er beim Begriffe des Staates vorausgesetzt werde? Nach des Rc. Ansicht setzt vielmehr der Begriff der Souverainetät den Begriff des Staates voraus; denn nur im Staate kann die Rede von Souverainetät seyn! Außerhalb des Staates — diesen entweder in der Idee, oder in der Wirklichkeit gedacht — ist Souverainetät ein Unding. Im Staate aber ist dem Rc. die Souverainetät der Inbegriff der gesammten intelligiblen und physischen Macht des Staatsvereins. Er ist nicht gemeint, damit der viel besprochenen, und viel gemißbrauchten Idee der Volkssouverainetät das Wort zu reden; vielmehr ist, nach ihm, bei der vertragsmäßigen Entstehung des Staats, als eines Ganzen, in welchem die Herrschaft des Rechts als der letzte Zweck desselben, und der gesetzlich (nicht willkührlich) organisirte Zwang als das Mittel zur Erhaltung dieses Zweckes erscheint, sogleich, im Augenblicke des Zusammentretens zum Staate, die Souverainetät vertragsmäßig in die Hand des Regenten niedergelegt, und dieser, als eine physische oder moralische Person gedacht, der Repräsentant (der sinnliche Vertreter) der Souverainetät des Staates, welchem, als solchem, Majestät zukommt. — Wie geschichtlich die Souverainetät entstanden sey, kann dabei nicht den Ausschlag geben; ohnedies ist der Begriff der Souverainetät um viele tausend Jahre jünger, als das erste Factum derselben in der Geschichte. Dazu kommt, daß wenn man diesen Begriff geschichtlich begründen will, die Geschichte sehr verschiedene Wege zeigt, auf welchen die Souverainetät gewonnen worden ist: Unterjochung und Eroberung, Usurpation u. s. w., und nicht selten auch Vertrag. Da nun der Vf. selbst, nach seiner Consequenz und Rechtlichkeit, die Eroberer und Usurpatoren, so wie alle durch Gewalt zur Souverainetät gelangte Herrscher in ihrem wahren Lichte darstellt; so bleibt in der That, selbst geschichtlich, kein anderes rechtliches Mittel übrig, die Souverainetät zu erwerben, als der Vertrag. Einen Geschichtskenner, wie den Vf., brauchen wir nicht an die tausend Thatsachen in der alten, mittleren und neueren Geschichte zu erinnern, wo die höchste Gewalt durch Wahl und Vertrag verliehen ward. Beruhte nicht selbst die erloschene Souverainetät eines römisch-deutschen Kai-

Digitized by Google

sers auf der feierlich beschwornen Wahlcapitulation? Wohin würde diese, wohin würden die pacta conventa der polnischen Nation, wohin die Thronbesteigungsacten in Ungarn, Böhmen, England u. s. w. gehören, als in die Reihe der Verträge? — Ist der politische Lehrsatz falsch, daß die Souverainetät auf Vertrag beruhe; so müßten alle diese Könige und Kaiser nicht legitime Herrscher, sondern Usurpatoren gewesen seyn. — Was aber die Geschichte in unzähligen Fällen lehrt und bestätigt, fordert auch das Vernunftrecht, und selbst die eigene, so gründlich aufgestellte, Theorie des Vfs. Jedem Vertrage gehen Zwangsrechte und Zwangspflichten voraus; so auch dem Staatsvertrage. Mögen also auch, wie Rc. nicht leugnet, sehr viele Staaten geschichtlich ohne Vertrag entstanden seyn; so bringt dies schon deshalb die Frage nicht zur Entscheidung, weil auch unzählige Staaten, und in ihnen die Souverainetät, wirklich auf Vertrag beruhten, und noch beruhen. In der Vernunftidee ist nur der Vertrag die rechtliche Bedingung des Staates und der Souverainetät in demselben, und durch diese Idee werden alle Usurpatoren alter und neuer Zeit von dem Gebiete des Rechts ausgeschlossen. Auch meint Rc., daß die hohe Würde und Festigkeit der Souverainetät in den Augen edler Fürsten selbst am sichersten auf dem Vertrage beruhen müsse, der sie und ihr Volk unauflöslich verbindet, und das sittliche Band gegenseitiger Rechte und Pflichten vermittelt. Wir wollen den Vf. dabei nicht an den von Friedrich 2. in seinen Schriften vielfach wiederholten Ausdruck: des gesellschaftlichen Vertrages, und an den, von diesem großen Könige (im Theile 6 s. hinterl. Werke) selbst aufgestellten, Ursprung der Souverainetät, wir wollen ihn nicht an die brittischen Grundverträge (bill of rights, und Act of Settlement), nicht an die vertragsmäßige Begründung mehrerer neuer Constitutionen, namentlich an die wirtembergische, erinnern; denn diese kennt ein Mann, wie der Vf., von selbst. Allein fragen müssen wir 1) woher seine Theorie der Souverainetät stammt, wenn „der Begriff des Staates bereits den Begriff der Souverainetät voraussetzt", und 2) wie seine Theorie sich zu allen, auf Verträgen beruhenden, Staatsformen und Souverainetätsrechten verhält? — Die Beantwortung dieser beiden Fragen hat Rc. in der Schrift des Vf. vergeblich gesucht, und bevor er diese nicht befriedigend von dem Scharfsinne des Vf. beantwortet findet, beharrt er bei seiner Ansicht, welche — außer der Autorität der denkendsten Staatsrechtslehrer — die Consequenz der Vernunft, und tausend Beispiele der alten, mittlern und neuern Geschich-

Digitized by Google

te für sich hat. — Rc. würde bei diesem Gegenstande nicht so lange verweilt haben, wenn nicht der Vf. ein gründlicher philosophischer Forscher, und eben deshalb ein Mann wäre, dessen Lehren bald in die Systeme der Staatswissenschaft übergehen könnten. So viele Bestätigung und selbst Bereicherung diese letzten durch den Vf. erhalten dürften, was Rc. am wenigsten bezweifelt; so geht doch eben auch daraus die Verpflichtung des Rc. hervor, da, wo er einen saltus in concludendo, oder eine nicht begründete Prämisse wahrgenommen hat, den Vf. aufzufordern, diese, im Geiste seines Systems, auszugleichen, oder ihre Unhaltbarkeit einzugestehen. Täuscht sich Rc. nicht in der Beziehung vieler einzelnen Stellen in der Schrift des Vf. auf diese Lehre; so hat den Vf. blos der von ihm verworfene Begriff der „Volkssouverainetät" abgehalten, einen ursprünglichen gesellschaftlichen Vertrag anzunehmen. Allein hierin liegt eben der Irrthum. Die Volkssouverainetät, im Sinne demagogischer Schriftsteller, ist allerdings ein politischer Traum, und factisch wird sie sogar bisweilen eine gefährliche Lehre; wie aber, wenn die gesammte geistige und physische Macht des Staates, mithin die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt (mit nothwendigem Einschluß des Zwanges), unter der Souverainetät gedacht, und diese sogleich im Urvertrage des Staates dem vertragsmäßig erwählten, und seine Würde in seiner Dynastie ebenfalls vertragsmäßig erblich fortpflanzenden, Regenten zugetheilt wird (denn in diesem Sinne nahm Friedrich 2. den gesellschaftlichen Vertrag); — sollte dann auch noch irgend eine Vernunftwidrigkeit, oder irgend eine politische Gefahr in dieser heiligen Idee — dem höchsten Träger des sogenannten monarchischen Princips — liegen? Rc. kann es nicht finden.

Es lassen sich vielmehr die wesentlichsten Lehren in der vom Vf. aufgestellten „Staatswissenschaft aus Principien" (S. 28 ff.) nur auf die vom Rc. angegebene Weise in innern Zusammenhang bringen; d. h. das Verhältniß des Regenten zu der Gesammtheit der Staatsbürger, und dieser gegen ihn, erscheint, im Lichte eines Urvertrages, als ein sittliches Verhältniß gegenseitiger Rechte und Pflichten. Dies meint denn auch der Vf., wenn er (S. 28) sagt: „Im Reiche der Freiheit (und die Staaten als Vereine freier und vernünftiger Wesen, sind unstreitig Hauptprovinzen dieses schönen Reiches) darf man sich (nicht) auf Naturnothwendigkeit, auf reine Thatsachen, auf physische Gewalt weder berufen noch beziehen." (Das vom Rc. eingeschlossene nicht muß als sprachwidrig, wegen des folgenden: weder, noch — wegfallen.) „Der Ursprung

der Staaten mag gewesen seyn, welcher man (? wohl: er) wolle; so muß man, wenn in der Idee über den Ursprung und die Natur der Staaten nachgedacht wird, dieselben nach Grundsätzen erörtern, die da beweisen, daß vernünftige und freie Wesen solche Vereine nicht allein schließen dürfen, sondern schließen sollen." Sehr wahr bemerkt der Vf., daß der Staat, wenn er seine Gewalt blindlings, willkührlich, ohne feststehende Norm ausüben wollte, die Freiheit Aller nicht beschützen, sondern die Sicherheit Aller gefährden würde. Deshalb müßten Normen aufgestellt werden, welche die Rechte und die Pflichten aller Mitglieder des Staates bestimmten und aussprächen; so wie die Art und Weise, wann und wie man den Schutz der Gesammtheit anrufen, auffordern und erhalten könnte. Endlich müßte die physische Gewalt, die aus der Gesammheit hervorgeht, dermaßen organisirt seyn, daß, wenn der Fall der Anwendung der Norm eintritt, auf eine kräftige, schnelle und zweckmäßige Art die Handlungen wirklich erfolgen, die erforderlich sind, um einem Jeden den nothwendigen Schutz angedeihen zu lassen.

Eine wahrhaft klassische Stelle findet sich S. 34: „So wie bei dem einzelnen Menschen das Unterscheidende, Höchste, Charakteristische die Vernunft ist; so im Staate die gesetzgebende Gewalt. Sie ist in ihm das Princip des Lebens; sie bildet das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft; von ihr geht alles aus, was zur Sicherstellung und Erhaltung der Freiheit als nothwendig erkannt wird." — Weniger hat der Vf. die Geschichte auf seiner Seite, wenn er (S. 35) behauptet: „Wenn der Staat vorhanden ist, hebt die Nation an. Bis dahin gibt es Völkerschaften, durch Verwandtschaft des Ursprungs, der Sprache, der Religion verbunden, aber keine Nation im strengern Sinne des Wortes." Rc. will diesen Satz, ob er gleich für die Folgerungen des Vfs. von Wichtigkeit ist, nicht zu streng nehmen; denn sonst würde z. B. von einer französischen Nation erst nach der Einverleibung von Bretagne, Burgund, Elsaß, Lothringen in den französischen Staat, u. s. w., und von einer preußischen Nation erst nach der Eroberung Schlesiens, nach der Theilung Polens u. s. w. und nach der Verbindung dieser und anderer Völkerschaften mit dem preußischen Staate, die Rede seyn können. Nach dem Rc. wird das schon bestehende Volk in dem Staate zu einer Gesammheit vereinigt; nach dem Vf. aber werden einzelne Völkerschaften erst durch den Staat zu Einem Volke. Eben so erlaubt sich auch Rc., den vom Vf. ausgesprochnen Zweck des Staates in der Stellung der Begriffe anders zu bezeichnen. Nach dem

Digitized by Google

Vf. (S. 38) ist der Zweck des Staates: durch gesetzmäßigen Zwang die Freiheit Aller zu beschützen; dagegen Rc. lehrt: der Zweck des Staates ist die Freiheit Aller, unter der Garantie des rechtlich organisirten Zwanges. Es ist im Ganzen nur eine Versetzung der Worte; allein, nach der oben gegebenen Erklärung, muß der Zwang, als das Zweite im Staate, auch in der Bezeichnung als solches erscheinen. Der Zwang ist nicht seiner selbst wegen, er ist der Herrschaft des Rechts wegen im Staate vorhanden.

Gelangte Rc. gleich, wie er früher entwickelte, auf einem andern Wege, als der Vf., zu dem Begriffe der Souverainetät; so stimmt er doch in dem Resultate mit ihm (S. 39 f.) überein: daß die Souverainetät, in intensiver Hinsicht (auf den Zweck des Staates) unbeschränkt, in extensiver Hinsicht aber beschränkt sey. Der Vf. führt dies weiter aus. Rc. gibt den Anfang davon: „Da die Souverainetät durch den Zweck des Staates bedingt ist; da ihre Rechte nur aus ihren Pflichten hervorgehen, und diese Pflichten in der Beschützung der Rechte und der Freiheiten Aller bestehen; so kann die Souverainetät nie über den rechtmäßigen Besitzstand willkührlich verfügen, und, anstatt alle Verträge und alle wohl erworbene Rechte unverletzt und ungestört zu erhalten, dieselben nach Belieben aufheben, auflösen, vernichten, und die Befugnisse, die aus diesen Verhältnissen früherer Zeiten hervorgegangen sind, ohne weiteres eigenmächtig vertilgen.“ Rc., der in dem Vordersatze: daß alle Rechte der Souverainetät nur aus ihren Pflichten hervorgehen, mit dem Vf. übereinstimmt, weil Rechte ohne Pflichten zum Despotismus führen müßten, hätte in dem Nachsatze doch gewünscht, daß der Vf. die, von ihm weiter oben aus den Fortschritten der Gesellschaft abgeleitete, Nothwendigkeit der Reformen im Staate mit dem in diesem Nachsatze ausgesprochnen Dogma (z. B. in Hinsicht auf die gleichmäßige Besteuerung im Staate, auf die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, auf Secularisation geistlicher Güter, auf Beibehaltung der Feudalrechte u. s. w.) in Verbindung gebracht, und gezeigt hätte, wo die Grenzen liegen zwischen den als nothwendig anerkannten Reformen, und der ebenfalls als nothwendig ausgesprochnen Beibehaltung von Verhältnissen, die aus frühern Zeiten stammen! Erlaube der Vf. dem Rc., dies kurz anzudeuten. Nach dem, was der Vf. oben über die für die Gesundheit und Lebenskraft der Staaten nothwendigen Reformen, über veraltete Einrichtungen, welche geschwächten oder todten Organen gleichen, über das geheime Sehnen der Völker nach einem bessern Zustande, über

die nöthige Harmonie zwischen dem politischen Leben eines Volkes und dessen Formen sagte, dürften viele versucht werden, die Ungleichheit der Besteuerung, die Patrimonialgerichtsbarkeit, den privilegirten Gerichtsstand, überhaupt alles, was unmittelbar aus dem Feudalwesen stammt, zu den geschwächten oder todten Organen des Staatslebens zu rechnen; andere hingegen werden, nach dem eben angeführten Satze des Vfs., behaupten, daß alles dies zu den wohlerworbenen Rechten gehöre, zu deren Aufhebung die Souverainetät nicht befugt sey. Hier, und in mehreren andern Fällen, vermißt man es ungern, daß der Scharfsinn des Vfs. mit der Aufstellung theoretischer Sätze sich begnügte, ohne die Art und Weise ihrer Ausführung im Einzelnen zu bezeichnen. Gewiß werden in den meisten allgemein ausgesprochnen politischen Sätzen des Vfs die Paläologen und Neologen des Staatsrechts mit ihm übereinstimmen, dagegen aber in der Anwendung derselben auf gegebene Fälle sehr von ihm abweichen. Rc. billigt die schonende Weise, mit welcher der Vf. (S. 41) sich über die eben angeführten, aus frühern Zeiten herrührenden, wohlerworbenen Rechte erklärt; nicht die Souverainetät darf sie, nach ihm, aufheben; ihre Beseitigung soll vielmehr „durch ein verständiges, freiwilliges Aufgeben" geschehen. Zugleich hofft er, daß dies von selbst statt finden werde, wenn wirklich das allgemeine Wohl ein solches Aufgeben fordert. Allein hier regt sich eben bei dem Rc. ein Zweifel. Man hätte z. B. nach dem Lüneviller Frieden noch so oft sagen mögen: das allgemeine Wohl verlange die Secularisation der geistlichen Staaten und Güter; Rc. meint, daß, ohne den Reichsdeputationshauptschluß, das Aufgeben dieser aus frühern Zeiten stammenden Rechte und Besitzthümer wahrscheinlich nicht von selbst statt gefunden haben würde. Und ist es nicht in späterer Zeit ganz derselbe Fall mit den sogenannten Mediatisirten gewesen?

Jeder, der die Gefahren des Zuviel-Regierens in den Staaten kennt, wird dem Vf. (S. 41) beitreten, wenn er in Hinsicht der Beschränkung der extensiven Souverainetät erklärt: „daß man den Zweck des Staates verkenne und falsche Begriffe von der Natur der Souverainetät habe, wenn man ihr, unter dem schwankenden, unbestimmten und unbestimmbaren Begriffe des allgemeinen Wohls, die Pflicht auflegen wollte, alle Kräfte und alle Vermögen der Menschen in Anspruch zu nehmen, und alle mögliche rechtmäßige Anwendungen und Wirkungen derselben nicht allein zu beschützen, sondern hervorzubringen, zu leiten u. s. w." Dies wird theoretisch Keiner

Digitized by Google

bestreiten; allein in der Praxis kann z. B. die Frage entstehen, ob die allgemeine Verpflichtung aller männlichen Staatsbürger zum Kriegsdienste in Friedenszeiten ohne Ausnahme, — und ob eine, den reinen Ertrag des Einkommens fast ganz verschlingende, Besteuerung, nicht in der That „alle Kräfte und alle Vermögen der Menschen in Anspruch nehme"? Rc. sieht hier keinen andern Ausweg, als jedesmal den theoretisch ausgesprochnen Satz mit den zweifelhaften concreten Fällen in Verbindung zu bringen, und die Grenzen der Anwendung und Ausdehnung des ersten genau zu bestimmen. — Doch Rc. begnügt sich mit diesen Andeutungen, und schließt sie mit der trefflichen Stelle des Vfs. S. 43: „Wenn der Staat, vermöge einer zu großen Ausdehnung der Gewalt der Souverainetät, Alles in Beschlag nehmen, Alles in Allem seyn will; so wird die Regierung aus dem allgemeinen hohen Standpuncte, den sie einnimmt und nothwendig einnehmen muß, die Localitäten und die Einzelheiten ignoriren oder verkennen; wahre Nationalbedürfnisse, die von ihr unbemerkt sich gebildet haben, unberücksichtigt lassen, und für andere eingebildete Bedürfnisse, die sich nicht im Volke offenbaren, sorgen und arbeiten; mit einem großen Aufwande von Kraft und Geld wenig leisten, und, statt die Freiheit zu beleben, dieselbe lähmen." Möchten doch Alle, die in dem, oft nicht einmal zum deutlichen Bewußtseyn gebrachten, Streben zu viel zu regieren sich gefallen, diese klassische Stelle beherzigen!

S. 44 wirft der Vf. die wichtige Frage auf: welche Formen müssen die Organe des politischen Lebens erhalten, damit der Zweck des Staates sicher erreicht werde? und erklärt sich mit Recht dahin, daß diese Frage im Allgemeinen nicht beantwortet werden könne, weil ein jeder Staat seine Individualität habe, die aus der Gesammtheit seiner physischen und moralischen Verhältnisse hervorgehe. „Diese Individualität allein muß befragt werden, wenn man von der (über die) Zweckmäßigkeit der Verfassung, der Verwaltung und der Gesetze eines Staates urtheilen will." So weit sehr wahr. Wenn aber der Vf. unmittelbar darauf sagt: „es existirt keine absolute Zweckmäßigkeit, sondern immer nur eine relative"; so modificirt dies der Rc. dahin, daß er lehrt: Es gibt für alle Staaten einen absoluten Zweck: die unbedingte Herrschaft des Rechts, und einen relativen Zweck: die individuelle und allgemeine Wohlfahrt. Unter welchen Bedingungen und Formen aber beide in dem gegebenen Staate verwirklicht werden sollen; das kann nur nach dessen Eigenthümlichkeit entschieden werden. Doch muß in jedem

Gesetze die Rücksicht auf beide Zwecke vorherrschen, und durch kein einzelnes Gesetz, durch keine einzelne Form des Staates die Herrschaft des Rechts und die allgemeine Wohlfahrt verdunkelt, oder sogar bedroht werden.

Allein wir hören den Vf. selbst (S. 45), indem er „aus dem gemeinsamen Zwecke aller bürgerlichen Gesellschaft nur folgende Sätze mit der größtmöglichen Sicherheit und Allgemeinheit" ableitet. Unverkennbar tragen sie das Gepräge des philosophischen Forschungsgeistes und der Berücksichtigung der Zeitverhältnisse, und Rc. tritt ihnen im Ganzen willig bei, wenn er gleich den Umfang der allgemeinen Gesetzgebung dadurch noch nicht für völlig erschöpft hält. — Nach dem Vf. sind die Gesetze eines Staates nur dann zweckmäßig, wenn sie eine möglichst strenge Ausgleichung der Interessen aller Stände und Klassen der Gesellschaft aufstellen (das wäre beim Rc. nicht der erste Punct gewesen, weil er bereits getheilte Interessen voraussetzt, welche ausgeglichen werden sollen, und getheilte Interessen nur geschichtlich erkannt werden können), und wenn die Formen der Gesetzgebung Vielseitigkeit der Einsichten und Berücksichtigung aller Interessen mit sich bringen (bei der Unbestimmtheit des Ausdruckes: Vielseitigkeit — würde Rc. gesagt haben: wenn die Formen der Gesetzgebung jedes ursprüngliche, und jedes vertragsmäßig erworbene — persönliche und dingliche — Recht, das nicht zu den veralteten Organen des Lebens gehört, fest begründen und sichern). Er fährt sodann fort: „Alle Interessen werden nur gehörig erkannt und erwägt (erwogen), wenn sie gehörig zur Sprache gebracht und vertreten werden. Eine auf diese Verschiedenheit der Interessen sich gründende Organisation der gesetzgebenden Gewalt ist das sicherste Mittel, zu diesem Zwecke zu gelangen. Der Antheil, den die verschiedenen Stände an der Gesetzgebung haben, es sey mittelbar oder unmittelbar, bestimmt den Grad der politischen Freiheit eines Volkes. Die politische Freiheit verhält sich also zur bürgerlichen, wie das Mittel zum Zwecke. Die erste hat nur Wichtigkeit und Werth, insofern sie die zweite sicher beschützt und verbürgt." Rc. unterbricht hier auf einen Augenblick den Ideengang des Vfs., um einige Bemerkungen mitzutheilen. Er ist im Allgemeinen mit dem Vf. darüber einig, daß die Interessen aller Staatsbürger zur Sprache gebracht und vertreten werden müssen, und daß der Grad der politischen Freiheit eines Volkes auf dem Antheile seiner Vertreter an der Gesetzgebung beruhe. Allein nach dem Rc. verhält sich die politische Frei-

heit zur bürgerlichen Freiheit wie die Wirkung zur Ursache, nicht wie das Mittel zum Zwecke. Denn was ist die bürgerliche Freiheit in der Idee? Sie besteht in dem, durch den Staatsvertrag und durch die auf ihn gestützte Gesetzgebung gesicherten, Gebrauche aller ursprünglichen und aller vertragsmäßig erworbenen Menschenrechte. Die politische Freiheit ist eine nothwendige Folge davon, inwiefern sie auf der, auf die ganze Staatsgesellschaft ausgedehnten, bürgerlichen Freiheit beruht, so daß durch den Staatsvertrag, welcher die Rechte und Pflichten des Souverains eben so, wie die Rechte und Pflichten aller Staatsbürger angibt und sichert, nicht nur die individuelle (geistige und physische) Freiheit aller Staatsbürger garantirt, sondern auch die feste Grenzlinie zwischen den einzelnen Gewalten im Staate gezogen, und, vermittelst der auf dem Staatsvertrage beruhenden Verfassung, jeder dieser Gewalten ihr eigenthümlicher Wirkungskreis angewiesen wird. — Täuscht sich Rc. nicht; so stehen in dieser Ideenreihe: Staatsvertrag, Verfassung, Rechte der Souverainetät, Rechte aller einzelnen Staatsbürger, bürgerliche und politische Freiheit, und Abgrenzung der verschiedenen Gewalten im Staate, in der genauesten Aufeinanderfolge und gegenseitigen Verbindung.

Gern folgen wir nun dem Vf. in der Fortsetzung seiner Lehren. „Die Gesetze werden um so richtiger und gerechter auf die einzelnen besondern Fälle angewandt, je unabhängiger die richterliche Gewalt constituirt wird. Die Gesetze werden um so schneller, sicherer und kräftiger auf eine die Freiheit schützende Art vollzogen und ausgeführt, je mehr die vollziehende und verwaltende Gewalt einerseits Concentrität und Einheit haben, andrerseits die Verwaltung die höchste Vereinfachung und die größtmögliche Theilung erreichen wird." — Gegen die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt hat Rc. nichts einzuwenden; allein wenn der Vf., nach Benj. Constant's Vorgange, die verwaltende Gewalt von der vollziehenden trennt; so meint Rc. doch, daß Kant Recht habe, der mit philosophischer Consequenz nur die trias politica annahm, und die verwaltende Gewalt als eine species der vollziehenden darstellte. Doch erheblicher, als dieser beinahe nur logische Unterschied, ist des Vf. Grundsatz: daß der Zweck der Verwaltung durch die größtmögliche Theilung erreicht werde, welche, nach des Rc. Ansicht, mit der vom Vf. verlangten „höchsten Vereinfachung" der Verwaltung schwerlich wird vereinigt werden können, und die, in der Ausführung, zur Zersplitterung der Geschäfte und zu einem viel zu starken

Dienst-Personale führt. Rc. erinnert dabei nur an die, gewiß nicht ungegründeten, Klagen der Wirtemberger über „das Schreibereiwesen", welches mit vielen andern Nachtheilen eine unvermeidliche Folge der zu weit getriebenen Theilung in den einzelnen Zweigen der Verwaltung ist.

An diese aufgestellten Lehren knüpft der Vf. die Schlußsätze in diesem Abschnitte seines Werkes an, die wir bereits kennen: daß nämlich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in jedem Staate ein unzertrennliches Ganze (s) bilden, woraus sich ergibt, daß Revolutionen eben so verderblich, als Reformen heilsam sind, und daß in dem Entwickelungsprocesse des Staates alles eine geschichtliche Wurzel haben müsse, um geschichtliche Früchte zu tragen. — „Bei einer jeden Neuerung muß der Staatsmann die Zeichen der Zeit befragen, und diese sind immer Thatsachen, die aus der Vergangenheit hervorgehen, und sich in der Gegenwart offenbaren. Aber wenn die Zeichen der Zeit auf Neuerungen hindeuten, und neue Gestaltungen fordern, muß der Staatsmann die Principien befragen, und die abzuschaffenden Formen, so wie die einzuführenden, mit dem Zwecke des Staates zusammenhalten, um über beide ein gesundes und vollwichtiges Urtheil zu fällen."

II. Der zweite Abschnitt des Werkes handelt von den Formen des Staates. Entschieden ist dieser Abschnitt der wichtigste Theil des Werkes, und enthält viele eigenthümliche Ansichten des Vfs.. Er beginnt mit philosophischen Aphorismen über die Staatsformen im Allgemeinen. Er vergleicht wieder, wie in dem ersten Abschnitte, die sinnliche und moralische Welt, und gewinnt das Resultat: „Was die Kräfte in der sinnlichen Welt, sind die Gewalten in der politischen." Er nennt diese Gewalten: die gesetzgebende, die richterliche und die verwaltende; die ausführende oder vollziehende. „So wie die Kräfte in der Natur der Organe bedürfen; so bedürfen die Gewalten in der politischen Welt gewisser Formen, um sich zweckmäßig zu äußern. Diese Formen müssen der Natur und der Thätigkeit der Gewalten angemessen seyn, so wie diese Gewalten selbst dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft entsprechen müssen. Die Formen und die Gewalten üben einen wechselseitigen Einfluß auf einander aus. Die Formen ertheilen den Gewalten eine eigene Norm; die Gewalten geben den Formen eine eigene Richtung." So weit die abstracte Deduction des Vfs., welcher über das Einzelne der gesetzgebenden, richterlichen, verwaltenden und vollziehenden Gewalt sehr sinnvolle Bemerkungen (S. 53) folgen.

Digitized by Google

Dem Geschichtsforscher ist es dabei nicht entgangen (S. 54 f.), daß es die Geschichte aller Staaten beweise, „es sey das schwierigste aller Probleme, die verschiedenen Gewalten in Einklang zu bringen, ihnen allen die nöthige Kraft und das nöthige Maas zu geben, und dieselben in ein organisches Ganze (s) zu verwandeln." — Gern gesteht es Rc. dem Vf. zu, daß die höchste Zweckmäßigkeit der Formen im Staate ein Ideal bleibe, und daß die souveraine Gewalt das Grund- und Bindungsprincip des Staates bilde. Allein nicht ganz deutlich ist es dem Rc., wenn der Vf. (S. 57) auf einer und derselben Seite lehrt: die souveraine Gewalt sey über alle andere Staatsgewalten erhaben und lasse alle andere aus sich hervorgehen, und sogleich weiter unten die Souverainetät als identisch mit der gesetzgebenden Gewalt darstellt. Ist die souveraine Gewalt über alle Gewalten erhaben, und gehen alle andere aus ihr hervor; so muß auch die gesetzgebende, wie die richterliche und vollziehende, aus ihr hervorgehen. Und so ist es auch in der Ueberzeugung des Rc.; nur daß natürlich die gesetzgebende Gewalt, in der Darstellung, eher genannt werden muß, als die richterliche und vollziehende.

Im consequenten Zusammenhange wird sodann (S. 59) gesagt: „diese Formen, die Organe der Staatsgewalten, bestimmen die Constitution eines Staates." Wenn aber der Vf. behauptet, daß das Wort: Constitution viel bedeutender, und dem Wesen der Sache viel entsprechender sey, als das Wort Verfassung; so ist Rc. der Meinung, daß dieses letzte, ächtteutsche Wort, welches allerdings in unsrer Sprache früher eine eingeschränktere Bedeutung hatte, doch bereits nunmehr — seit in mehrern teutschen Staaten eine Verfassung ins wirkliche Leben getreten ist — als völlig gleichbedeutend mit dem ausländischen Worte von den meisten politischen Schriftstellern gebraucht wird, und auch als solches gebraucht werden kann. Nur so lange Constitutionen, im Geiste der neuern Zeit, dem teutschen Boden fremd waren, gebrauchten wir für eine außerteutsche politische Form das ausländische Wort. Seit der Zeit aber, daß das innere Volksleben teutscher Staaten durch die neue Grundlage der Verfassungen verjüngt worden ist, wollen wir — mit der Sache — auch an dem einheimischen Worte festhalten.

Willig unterschreibt Rc. den Satz des Verfs. (S. 61): daß eine scharfe und strenge Trennung der Gewalten, ohne irgend eine Vermischung, derselben eben so unmöglich sey, wie die reine Absonderung der Sinnesorgane von einander,

Digitized by Google

oder die Trennung der Geistesvermögen. Man kann sie sich wohl abgesondert denken, aber sie können nicht abgesondert existiren; nur im Zusammenhange, in enger Verbindung, in beständiger Wechselwirkung, können sie als Theile eines Ganzen zum Leben desselben beitragen. Sehr richtig wird von dem Vf. getadelt (S. 63), daß man nicht selten den Mißbräuchen und Ausartungen der Gewalten durch die Amovibilität (für Rc. ein hartes Wort!) derjenigen, welchen die Staatsgewalten anvertraut werden, und durch einen beständigen Wechsel der regierenden Personen vorbeugen oder abhelfen wollte. Die Nachtheile dieser Maasregel werden ausführlich geschildert; allein in einem festorganisirten Staate wird auch diese Maasregel selten oder nie eintreten. Wo sie angewandt wird, verkündigt sie entweder die Schwachheit und Unbeständigkeit des Charakters des Regenten (so wechseln die Großveziere in der Türkei und die Minister Ferdinands 7.), oder die Unvollkommenheit der Verfassung, oder die Intriguen der Höflinge und Staatsbehörden gegen einander.

Der Vf. erklärt sich (S. 68) für die Theilung der gesetzgebenden Gewalt; allein er ist seinen Lesern die wichtige Untersuchung schuldig geblieben, wie, nach den Erfahrungen, welche unser Zeitalter an den neuesten Constitutionen seit 30 Jahren gemacht hat, der Antheil des Regenten und der Volksvertreter an der gesetzgebenden Gewalt verfassungsmäßig zu bestimmen sey. Daß eine reine Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, wie sie in der dritten französischen Constitution vom Jahre 1795 versucht ward, in welcher dem Directorium nicht etwa blos die Initiative der Gesetze, sondern jeder Einfluß auf die Gesetzgebung versagt war, zum baldigen Untergange einer solchen Constitution führen müsse, hat die Geschichte gezeigt. Täuscht Rc. sich nicht; so hält er in Hinsicht der Gesetzgebung für das Beste, daß beiden, dem Regenten und den Volksvertretern, gemeinschaftlich die Initiative zustehe, d. h. daß alle vom Regenten ausgehende Entwürfe zu Gesetzen den Volksvertretern oder Ständen zur Prüfung und Annahme vorgelegt werden, bevor sie, im Namen des Regenten, als gültige Gesetze promulgirt werden können; — daß aber auch Anträge, Vorschläge und Wünsche für zu erlassende Gesetze von den Ständen der Regierung zur Prüfung und Annahme vorgelegt werden dürfen, weil doch in den Ständen die allgemeine Stimme des Volkes offenbar werden soll nach den gefühlten Bedürfnissen. So ist es ja auch in der Verfassung Großbritanniens. Das Recht, auf etwas anzutragen (eine Bill, — d. h. einen Gesetzesentwurf einzubringen), steht nicht nur

Digitized by Google

dem Könige und beiden Häusern des Parlamentes, sondern selbst jedem einzelnen Mitgliede beider Häuser zu. — Statt der vom Vf. aufgestellten Beispiele aus der Geschichte der Verfassungen Griechenlands und Roms (in welcher letztern die Dictatur sehr bezeichnend eine „Krankheit des Staates" genannt wird), hätte daher Rec. lieber Belege aus der neuesten Geschichte gelesen. Allein dem Scharfsinne des Vfs. ist es nicht entgangen, daß (S. 76 f.) wenn das erste Bedürfniß eines Volkes das Bedürfniß einer Regierung ist, das zweite Bedürfniß für die „gesetzmäßigen Schranken der Regierung" spricht.

Gern gesteht Rc. dem Vf. zu, daß zum Bestehen eines Staates zwei Bedingungen erfordert werden: 1) Beharrlichkeit und Permanenz, und 2) Mannigfaltigkeit und Bewegung der Kräfte zum gesellschaftlichen Zwecke. Allein es ist ein Sprung im Schließen, wenn der Vf. (S. 77) ausspricht, daß jene Permanenz allein in einem erblichen Elemente bestehen könne, woraus er denn die Nothwendigkeit zweier Kammern in der Volksvertretung, und die Erblichkeit der Würde für die Mitglieder der ersten Kammer ableitet. Rec. ist unbedingt, mit dem Vf., (S. 79) für die Erblichkeit der Regentenwürde; sie ist der nothwendige Unterbau des monarchischen Princips; denn alle Wahlreiche der Welt haben die Unvollkommenheit ihres Wesens hinreichend bewiesen, und die Freistaaten sind in der alten und neuen Welt, nach dem Zeugnisse der Geschichte, nicht die politische Regel, sondern die Ausnahme von derselben. Allein aus der Erblichkeit der Regentenwürde folgt weder unbedingt die Erblichkeit der Aristokratie in der ersten Kammer der Volksvertreter oder Stände, noch die Legitimität, welche beim Vf. nur einmal (S. 79) in folgendem Satze vorkommt: „Die Einheit und die Unsterblichkeit des Staates werden durch das erbliche, heilige Königthum, durch die Legitimität, auf immer gesichert, sinnlich dargestellt und geistig vertreten." Da Rc. mit dem Vf. über die Nothwendigkeit des monarchischen Princips und über die Erblichkeit der Monarchenwürde einverstanden ist; so wird er nicht von demselben mißverstanden werden, wenn er behauptet: daß der Ausdruck „Unsterblichkeit des Staates" mehr dichterisch, als politisch richtig, und daß der politische Begriff der „Legitimität" nagelneu, und weder durch die Vernunft vermittelt, noch durch die Geschichte bestätigt ist. Vor dem Jahre 1814 fehlte dieser Begriff in der Politik, und doch haben die erblichen Throne festgestanden. Sollte aber unglücklicherweise, wie es in Frankreich im

Digitized by Google

Jahre 1792 geschah, ein erblicher Thron im Sturme einer Revolution erschüttert werden; wie vermöchte der bloße Begriff der Legitimität denselben zu stützen! Da nun aus reiner Vernunft dieser Begriff nicht abzuleiten ist, und da er in der ganzen Geschichte seit 6000 Jahren vergeblich gesucht wird, wie man einem Geschichtskenner, wie der Vf. ist, nicht zu sagen braucht; so befremdet es den Rc., selbst von einem Ancillon diesen Begriff gebraucht zu sehen. Eher war von seinem philosophischen Geiste die Prüfung, und von seiner Geschichtskenntniß die Unmöglichkeit der geschichtlichen Beweisführung desselben zu erwarten. Rc., der bei erblichen Königen jedesmal unwillkührlich an Friedrich 2. denkt, hat sich schon mehrmals gefragt, ob dieser wahrhaft legitime König wohl je den Ausdruck Legitimität in seinen Werken gebraucht haben würde, wenn er schon zu seiner Zeit in der diplomatischen Sprache bestanden hätte? Er zweifelt daran, so oft er Friedrichs Meisterwerk: über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten im sechsten Theile s. hinterl. Werke lieset. Soll aber Rec. ein Bild gebrauchen, das er übrigens in der ernsten Wissenschaft der Politik nicht liebt; so meint er, die wahre Legitimität der Regenten wohne in dem Herzen ihrer Völker, und er freut sich, ein Teutscher zu seyn, wo er diese Ankündigung der Legitimität aus sehr rührenden Beispielen der Geschichte der teutschen Staaten während der letzten funfzehn Jahre zu beweisen sich getraut.

Doch wir kehren zu dem, vom Vf. durchgeführten, sogenannten Zweikammersysteme zurück. Die Vernunft weiß nichts davon; das ist klar. Es bleibt also die Geschichte übrig. Diese ist aber in den Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Bayerns, Badens u. s. w. noch zu neu, als daß die politische Nützlichkeit einer ersten Kammer bereits aus der Geschichte dieser Reiche und Staaten nachgewiesen werden könnte. Da bleibt denn geschichtlich blos wieder Großbritannien übrig. Allein hier haben schon längst Historiker und Politiker (wir erinnern nur beiläufig an einen der neuesten, an Buchholz in s. Journale für Teutschland, Mai 1815, S. 122 ff.) gezeigt, wie zufällig in Großbritannien die Pairskammer sich bildete; wie der Adel in diesem Reiche unter ganz andern Verhältnissen zu den übrigen Ständen erscheint, als in andern Reichen; und wie wenig also von wirklichen Historikern Großbritanniens Beispiel angeführt werden kann. Demungeachtet ist Rc. kein so leidenschaftlicher Vertheidiger nur Einer Kammer von Ständen oder Volksvertretern,

daß er nicht gern zugesteht, es könne aus örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen wohl die Rathsamkeit (nur nicht die philosophische oder geschichtliche Nothwendigkeit) zweier Kammern hervorgehen: er will dies namentlich in Teutschland — doch nur bei größern Staaten — nicht abläugnen, weil hier die fort- oder neugebildete Verfassung an die Vergangenheit sich anschließen soll und muß. Allein für Staaten des dritten und vierten politischen Ranges, für Staaten von höchstens 2 Millionen Bevölkerung und darunter, ist die Spaltung der Stände in zwei Kammern unnöthig und kostbar, und selbst bei größern Monarchieen kann Rc. den zureichenden Grund für diese Eintheilung nur in der Gerechtigkeit gegen bestehende wohlerworbene Rechte, und in der Schonung gegen Verhältnisse finden, die von der Vergangenheit auf die Gegenwart übergingen. — Nach diesen Ansichten kann er daher dem Vf. (S. 84) nicht beistimmen, wenn er verlangt, daß die Mitglieder der ersten Kammer ihre Würde erblich besitzen und durch ein unveräußerliches ansehnliches Landeigenthum vor Verarmung bewahrt seyn sollen. (Was von großen und häufigen Majoraten und Fideicommissen zu halten sey, lehrt die Nationalökonomie! Durch die Zerschlagung großer Domainen und Grundstücke hoben sich ja seit dem 16ten Jahrhunderte in Teutschland die Staaten und die Bevölkerung! Man vergleiche in dieser Hinsicht nur z. B. Schlesien und Sachsen mit Mecklenburg. Selbst das aristokratische Princip kann, richtig verstanden, durch Majorate und Fideicommisse nicht gewinnen!) Ob übrigens die vom Vf. der ersten Kammer angewiesene Stellung im Staate mit einer „vermittelnden Gewalt, wodurch sie den Despotismus der gewählten Stände, wie den Despotismus des Regenten verhindern soll," die Prüfung der Geschichte nach hundert Jahren bestehen werde; darüber mögen unsere Nachkommen entscheiden! Denn offen gesprochen: was hat denn eigentlich die Pairskammer Großbritanniens für das Bestehen und die Wohlfahrt des Staates seit hundert Jahren geleistet? — Dagegen liegt reine Wahrheit (S. 85) in dem Satze des Vfs.: daß, in einer repräsentativen Verfassung, der König und die von ihm ausgehende Regierung, nicht der Gegensatz der Nation sey. Politiker, welche dies behaupteten, hatten entweder das Wesen einer repräsentativen Verfassung nicht begriffen, oder entlehnten diesen Satz von einigen traurigen Beispielen der Geschichte, die aber durchaus nicht als Regel gelten können. Der Vf. hat Recht: „das Königthum ist der erste, ewige Repräsentant der Nation," und wehe dem monarchischen Staate, wo dies nicht so wäre! — Auch ist es

ein richtiger Blick in das innerste Wesen repräsentativer Verfassungen, wenn der Vf. von den repräsentativen Formen aussagt (S. 87), daß sie die Kraft der öffentlichen Macht vermehren, selbst ein Lebensprincip enthalten, Regierung und Volk in enge Berührung bringen, ihr wechselseitiges Zutrauen begründen und vermehren, den Talenten und dem Gemeinsinne eine gesetzmäßige Bahn eröffnen, und eine wahre Pflanzschule künftiger Staatsmänner bilden sollen. „Bevor die Verwaltung ihnen übergeben wird, hat man Zeit und Mittel gehabt, dieselben zu beobachten, zu beurtheilen und zu erproben; und ehe sie die ersten Aemter des Staats bekleiden, sind sie dem Volke vortheilhaft bekannt." Rc. läugnet nicht, daß solche kräftige und faßlich ausgesprochene Stellen des Vfs. ihn in dieser Schrift mehr noch ansprechen, als die häufigen abstracten Sätze.

Zu den letzten zählt Rec. (S. 88) die ohne Beweis vom Vf. kategorisch hingestellte Behauptung, daß die repräsentativen Formen ihre heilsamen Wirkungen nur bei einer Repräsentation der einzelnen Volksklassen, nicht bei einer allgemeinen Repräsentation der ganzen Nation nach ihrer Bevölkerungszahl, hervorbringen könnten. Dies ist dem Rc. zu viel, und also eigentlich nichts bewiesen. Rc. bescheidet sich gern, daß für alle Staaten, wo nicht das Lehnssystem, wie in Frankreich, im Königreiche der Niederlande u. a. unwiederbringlich vernichtet, und wo nicht, unter einem mächtigen politischen Sturme, das ganze innere Verhältniß der Nation zu sich selbst umgestaltet worden ist, — daß also besonders für die teutschen Staaten, wo sich das Neue an das Alte, die Gegenwart an die Vergangenheit unmittelbar anschließen soll, die ständische Verfassung der eigentlichen stellvertretenden (repräsentativen) vorzuziehen sey. Daraus folgt aber noch keinesweges der absolute Vorzug der ständischen Verfassung vor der stellvertretenden. Fragen wir die Vernunft darüber; so weiß diese von Ständen, im Charakter des Feudalsystems, kein Wort; sie kennt blos Staatsbürger überhaupt. Deshalb dürfte auch, nach blos philosophischen Grundsätzen, das repräsentative System nach einem festen Maasstabe der Bevölkerungszahl das natürlichste und einfachste seyn. Hören wir aber die Aussagen der Geschichte; so bestehen in unsern Tagen beide Systeme — das stellvertretende und das ständische — selbst in unmittelbaren Nachbarstaaten sehr friedlich neben einander. Die Geschichte kann also für keins unbedingt entscheiden; wohl aber führt sie darauf hin, da, wo das ständische System bestanden hat, oder theilweise noch besteht, dasselbe bei-

zubehalten, und nur zeitgemäß umzugestalten. Es ist also nicht geschichtlich wahr, wenn der Vf. überhaupt vom repräsentativen Systeme sagt: „es führe zur Demokratie, und bringe ein wildes Treiben nach Neuerungen und eine beständige Bewegung hervor." Gegen diese Verirrungen schützt ein zweckmäßiges Wahlgesetz, welches freilich eine Hauptsache (auch nach dem Vf. S. 91) ist. Führte wirklich das repräsentative System zur Demokratie; so hätten sich weder die Könige Großbritanniens, noch Napoleon, noch Ludwig 18., noch der König der Niederlande bei diesem Systeme behaupten können! Uebrigens verlangt ja selbst der Vf. von den gewählten Ständen, im Gegensatze „der Permanenz und plastischen Ruhe der erblichen Stände," den versinnlichten Ausdruck der freien lebensvollen Bewegung im Staate! Sie darf ihn also auch in einer Deputirtenkammer nicht befremden!

Bei den vom Vf. (S. 94) aufgestellten Grundbedingungen der ständischen Form im Staate ist es unverkennbar, daß er dieselbe zeitgemäß gestaltet — und nicht blos die alte Form der im Mittelalter entstandenen Feudalstände beibehalten — wissen will. Er will, dies wissen wir bereits von ihm, Reformen, und namentlich in der ständischen Verfassung. So weit sind wir mit ihm auf Einem Wege. Wir bleiben es auch bei seinem Rückblicke auf die Entstehung der Stände, wenn wir gleich dagegen einen Zweifel erheben müssen, „daß im Mittelalter die Geistlichkeit blos wegen ihres Eigenthums zu den Ständen gehört habe." Sie gehörte vielmehr dahin, weil in der damaligen Zeit die einzige Intelligenz im Staate in ihrer Mitte sich befand, und weil bei allen aus der Rohheit zur Civilisation allmählig übergehenden, Völkern die Priesterschaft den Regenten am nächsten steht. Wir stimmen aber dem Vf. bei, daß seit dem vierzehnten Jahrhunderte, mit dem beginnenden Wohlstande und Reichthume der Städte, neben dem Grundeigenthume, auch das bewegliche Eigenthum vertreten worden sey. Allein wir weichen völlig von ihm ab, wenn er nun aus diesem Unterschiede des unbeweglichen und beweglichen Eigenthums auch für die Gegenwart folgert, daß die gesammte ständische Vertretung blos auf diese beiden Begriffe zurückgeführt, und die Vertretung der Intelligenz, oder des gelehrten Standes, von den Ständen ausgeschlossen werden müsse. Nach unserer Ansicht muß die Vertretung das gesammte Volk, und zwar nach seinem physischen und geistigen Leben, umschließen. Bei dem gegenwärtigen Grade der geistigen und politischen Reife, zu welchem die meisten europäischen Völker sich

erhoben haben, reicht die bloße Vertretung des physischen Lebens, nach dem unbeweglichen und beweglichen Eigenthume, nicht mehr aus, wenn wir gleich den Vertretern aus diesen beiden Klassen des Eigenthums nichts weniger als geistige Bildung und Reife absprechen wollen. Schon nach dem Ausspruche des Vfs. sollen sie ja nicht die geistigen Bedürfnisse, sondern zunächst das Grundeigenthum, den Gewerbsfleiß in Manufacturen und Fabriken, und den Handel vertreten. Das ist sehr gut; nur daß wir den beim Vf. nicht besonders angeführten Bauernstand beim Vertreten des unbeweglichen Eigenthums mit einbedingen; denn so wenig die Besitzer des unbeweglichen und beweglichen Eigenthums berufen sind, die geistigen Interessen von Millionen Staatsbürgern zu vertreten, so wenig können auch die großen (zunächst adlichen) Grundeigenthümer die, von den ihrigen in vielfacher Beziehung verschiedenen, Interessen der kleinen Grundeigenthümer, der Bauern, vertreten. Rec. treibt die Unterscheidungen nicht gern zu weit; deshalb scheint es ihm mehr witzig, als wahr zu seyn, wenn der Vf. (S. 101) sagt: daß in der Vertretung des unbeweglichen Eigenthums das Erhaltungsprincip, in der Vertretung des beweglichen Eigenthums das Vervollkommnungsprincip des Staates liege. Doch wir wollen dies für den Augenblick zugestehen. Wir wollen einräumen, daß größere und kleinere Grundeigenthümer das Erhaltungsprincip im Staate repräsentiren sollen; warum soll aber das Vervollkommnungsprincip blos auf Manufacturisten, Fabrikanten und Kaufleute beschränkt seyn? Wirken denn Prediger, Schullehrer, Professoren, Rechtsgelehrte, Aerzte, überhaupt alle Mitglieder des gelehrten Standes, nicht auch für das Vervollkommnungsprincip, und zwar in einem weit höhern Sinne, als jene, welche, bei aller ihrer Thätigkeit, doch zunächst nur dem individuellen Egoismus und dem unmittelbaren Interesse ihres Berufszweiges folgen? Sollte übrigens bei dieser Ansicht die Meinung der Physiokraten von der sterilen Klasse der Staatsbürger mitgewirkt haben; so würden überhaupt nur die Grundeigenthümer, als die einzigen productiven Staatsbürger der Physiokraten, zur Standschaft berechtigt seyn, und auch die Manufacturisten, Fabrikanten und Kaufleute ausgeschlossen werden müssen, welche bekanntlich bei den Physiokraten, zugleich mit den Gelehrten, Staatsmännern und Dienstboten, zur sterilen Klasse gehören. — Daß aber der Wehrstand nicht besonders vertreten werden könne, wie auch der Vf. (S. 103) lehrt, geht schon aus dem in diesem Stande herrschenden unbedingten Subordinationsverhältnisse hervor. Uebrigens ist die von Görres und Andern empfohle-

Digitized by Google

ne Beschränkung der Standschaft auf den Lehr- Wehr- und Nährstand, bei dem gegenwärtigen Zustande des innern politischen Lebens der Völker und Staaten, keiner ernsten Widerlegung werth. Die Stände des Volkes nach diesem Sprachgebrauche einzutheilen, wäre dasselbe, als wenn man die Kochkunst und Feuerwerkerkunst in der Aesthetik neben die Dichtkunst und Tonkunst stellen wollte!

Rc. erklärt es daher für einen politischen Irrthum, wenn der Vf. (S. 104) behauptet: „Der Gelehrtenstand hat, wenn seine Mitglieder nicht Eigenthümer sind, kein Recht auf Ausübung politischer Rechte; ja es wäre in den meisten Fällen dem Ganzen nachtheilig, ihm solche einzuräumen." Wie also, blos der Besitz einer gewissen Anzahl Aecker und Morgen Landes, blos der Besitz einer großen Schafheerde u. s. w. gibt das Recht auf Ausübung politischer Rechte? — Wir dürfen den Vf. als Historiker an den erbärmlichen Zustand der europäischen Staaten seit dem dreißigjährigen Kriege bis zum Jahre 1740 wohl nicht erst erinnern, und ihm nachweisen, daß diese furchtbare Atonie des ganzen innern Volkslebens hauptsächlich in dem Drucke lag, der damals zunächst auf dem dritten Stande und auf dem geistigen Leben der Völker ruhte! Erst, wie mit Friedrichs 2. und Maria Thereſia's Thronbesteigung das im 16ten Jahrhunderte erwachte geistige Volksleben wieder aus seiner schmachvollen Unterdrückung während des 17ten Jahrhunderts siegreich hervortrat; erst da begann der Wohlstand, die Kraft und das politische Gewicht der Staaten! Mögen also auch einzelne überspannte und verirrte Mitglieder aus dem gelehrten Stande (gewiß kaum Einer auf Tausend!) in neuern Zeiten den Widerwillen gegen diesen Stand und die ängstliche Bewachung desselben bewirkt haben; so sollte man doch die Wenigen, welche Verachtung oder auch Ahndung verdienen, nicht für den ganzen ehrwürdigen Stand selbst nehmen, und diesen, aus kleinlicher Furcht, von der Standschaft ausschließen wollen. Vielmehr muß diese Exclusive ihn allmählig ganz von den übrigen repräsentirten Ständen des Volkes trennen, und in ihm eine isolirte Kaste bilden! Wie konnte doch der Verf. nur erst dann dem Gelehrten die Standschaft bewilligen wollen (S. 106), wenn er durch liegende Gründe selbstständig würde? Ein Philosoph, wie der Vf., weiß von selbst, daß die geistige und sittliche Selbstständigkeit nicht an die Hufe gebunden ist, und für den Staat, besonders in entscheidenden Augenblicken, weit wichtiger wird, als der Besitz von Feld, Viehstand und Häusern. Deshalb genügt es uns nicht, wenn wir

es gleich mit Dank annehmen, daß der Vf. (S. 106) den Gelehrten „einen Einfluß und ein stetes Einwirken auf die öffentliche Meinung durch die Gewalt der freien Schrift und der freien Rede" zugesteht. Doch möge fortan allerdings auf frei gewordenem teutschem Boden „die Schrift und Rede frei" bleiben; nach dem tausendjährigen Zeugnisse der Geschichte wird „die öffentliche Meinung" nicht übel dabei fahren. — Ueber die Ausschließung der Beamten von der Repräsentation, „wenn sie nicht Eigenthümer sind," sagt Rec. nichts, weil er sie zur Klasse der Gelehrten rechnet. Nach dem Rec. würde daher eine zeitgemäße Standschaft aus vier Klassen bestehen: 1) den großen Grundeigenthümern; 2) den kleinen Grundeigenthümern aus dem Bauernstande; 3) den Vertretern des städtischen Gewerbsfleißes und des Handels; 4) und den Vertretern des geistigen Lebens, inwiefern die letzten nur als eine zeitgemäße Erweiterung der altteutschen Vertretung der Prälaten und des geistlichen Standes erscheinen. So würde in der That die Gegenwart, nach den politischen Grundsätzen des Vfs., sich wohlthätig an die Vergangenheit anschließen, und die neugestaltete Standschaft, wie der Vf. verlangt, eine reingeschichtliche Unterlage haben, weil in unsern Tagen nicht mehr, wie im Mittelalter, die Geistlichkeit allein den gelehrten Stand bildet, und es eben gerade ganz gegen die geschichtliche Unterlage der Standschaft seyn würde, mit dem Verf. die Geistlichkeit und Gelehrten von der Vertretung auszuschließen. Erklärt doch der Vf. selbst (S. 111), „daß eine wahre Nationalvertretung nur da statt finde, wo alle Interessen vertreten werden!" Ueber das Princip und den Zweck wäre also Rc. mit ihm einig; nur in Hinsicht der Mittel denkt sich Rc. die physischen und geistigen Interessen im Staate in unzertrennlicher Verbindung und Wechselwirkung, und also auch gleichmäßig berechtigt zur Vertretung!

Wie tief der politische Blick des Vfs. das innere Leben der Völker und die daraus hervorgehenden Bedürfnisse für eine zweckmäßige Repräsentation erforscht hat, erhellt (S. 112) daraus: daß er die Begründung von Städte-Communen- und Provinzialständen, vor der Errichtung von Nationalständen, verlangt. In dieser Hinsicht hat Rc. schon längst das Verdienstliche der neuen Constitution des Königreiches der Niederlande vom 24. Aug. 1815 anerkannt; und Bayern und Wirtemberg ließen, ausgehend von demselben Gesichtspuncte, die neuen Verfassungen erst der vorher bekannt gemachten neuen Gemeindeordnung folgen. So wie in der Natur keine Lücke, kein Sprung getroffen wird; so soll auch im

Staatsorganismus von den untersten Elementen des gesellschaftlichen Lebens in der einzelnen Gemeinde, bis hinauf zur völlig ausgebildeten Nationalstandschaft, alles in nothwendiger Verbindung stehen. Wir stimmen daher dem Vf. bei, wenn er sagt (S. 113): „Reichsstände, die nicht aus Provinzialständen hervorgingen, und nicht mit solchen zusammenhingen, würden nicht mehr Bestand haben, als ein Baum ohne Wurzel." Nur müssen, wenn dies alles zweckmäßig in einander eingreifen soll, die Provinzialstände nach demselben Maasstabe und politischen Grundcharakter im Kleinen, wie die Nationalstände im Großen begründet werden. Das Ganze muß zu gleicher Zeit ins Leben treten; wenigstens muß der Plan einer neuen Verfassung die Provinzial- und Nationalstände, und ihr gegenseitiges Verhältniß, gleichmäßig umschließen.

Rc. kann von diesem wichtigen Theile des Werkes sich nicht trennen, ohne mit Bedauern zu bemerken, daß der Vf. einige sehr wichtige Gegenstände nicht berührt hat, über welche wir wohl den Philosophen und Historiker zugleich hätten hören mögen. Wir rechnen dahin: die bestimmt ausgesprochene Klassification der Stände; das Wahlgesetz; das Verhältniß der Zahl der Provinzial- und der Nationalstände; den Umfang der Rechte der Provinzial- und der Nationalstände, namentlich in Hinsicht des Antheils an der Gesetzgebung, und an der Besteuerung; die Unverletzlichkeit der Stände; die Zeit, Dauer und den Geschäftsgang bei ihrer Versammlung; die Stellung der Minister und des Staatsraths zu den Nationalständen; die Verantwortlichkeit aller Mitglieder der vollziehenden Behörden; die zeitgemäße Gestaltung der Gerechtigkeitspflege, der Polizei, des Finanz- und Kriegswesens u. s. w. Man kann, nach Rc. Ermessen, unmöglich über die Formen des Staates in abstracto genügen, wenn man nicht auch in concreto die Anwendbarkeit der aufgestellten politischen Grundsätze in den genannten Puncten bewährt!

III. Ueber die bewegenden Principien des Staates. Rc. kann bei der Darstellung und Prüfung dieses dritten Abschnittes kurz seyn. Denn ob er gleich versichern darf, daß auch hier philosophischer Geist und geschichtliche Kunde vereinigt erscheinen, und daß einzelne Theile und Gegenstände den Leser unwillkührlich ansprechen müssen; so hatte er doch im Ganzen unter der bedeutungsvollen Aufschrift mehr erwartet, als er hier findet. Wie viel ließe sich, bei den bewegenden Principien des Staates, über das Verhältniß der Erziehung (wel-

Digitized by Google

che ganz fehlt), der Religion, der Wissenschaft, der Kunst, der Gesetzgebung, der Gerechtigkeitspflege, der Polizei u. s. w. zur Entwickelung und Erkräftigung des Nationalcharakters und des Gemeingeistes sagen; wie ließe sich hier so andringend die „Gewalt des freien Wortes und der freien Schrift" auf die öffentliche Meinung, mit belehrenden geschichtlichen Winken über ihre Licht- und Schattenseite in fortschreitenden und in veralteten und sinkenden Staaten, schildern! Wie reich ist doch die Geschichte, wenn man sie nach ihrem Geiste auffaßt, an Belegen und Beispielen für die bewegenden Principien im Staate!

Allein der Vf. hebt wieder mit philosophischen Aphorismen an, welche an sich gedacht und lesenswerth sind, die aber theils das schon Gesagte (z. B. über den Zweck des Staates) wiederholen, theils fast von selbst aus den bereits aufgestellten Grundsätzen für jeden hellen Kopf sich ergeben; z. B. wenn er (S. 126) sagt: daß der Geist einer Regierung durch die Maximen bestimmt werde, nach welchen sie in ihren öffentlichen Handlungen verfahre; daß das bewegende Princip des Staates von den Gesinnungen und Triebfedern (von diesen allein?) abhänge, die in einem Volke vorherrschen; daß die eingeführten Formen, nach welchen die Staatsgewalt getheilt und gestaltet ist, über die Natur der Verfassung entscheiden u. s. w. Dann prüft er sehr ausführlich die geistvolle, aber allerdings einseitige, und seit der Praxis der letzten 30 Jahre hinreichend als mangelhaft erkannte, Lehre Montesquieu's, nach welcher dieser, mit Uebergehung der gemischten und zusammengesetzten Verfassungen, die demokratische, aristokratische, monarchische und despotische Verfassung und Regierungsform als die einzig geschichtlich bestehenden aufstellte, und jeder derselben in der Tugend, in der Mäßigung, in der Ehre und in der Furcht ein eigenthümliches bewegendes Princip gab. Rec. tritt, in dieser ausführlichen Erörterung, und besonders in der kräftigen Schilderung des Despotismus, welchen der Vf. (S. 133) „keine Staatsform, sondern eine Krankheit des Staates" nennt, so wie in seinen sehr hellen Urtheilen über die Fehlerhaftigkeit der häufigen Belohnungen im Staate (S. 135) unbedingt dem Verf. bei, und unterschreibt den so leicht zu vergessenden Grundsatz (S. 137): „Mäßigung ist die Hauptpflicht aller Regierungen, die erste Bedingung ihrer Sicherheit und ihrer zweckmäßigen Wirksamkeit." Dieser Grundsatz sollte in goldenen Buchstaben in jedem Sitzungssaale hängen, wo man in dem raschen und in dem zu vielen Regieren die ganze Auf-

Digitized by Google

gabe der Regierung sucht, und, unbekannt mit dem Geiste des Volkes, denselben durch Mangel an Mäßigung sich entfremdet. — Wenn aber (S. 139) der Vf. behauptet, daß alle monarchische Staaten Europa's aus der Feudalverfassung hervorgegangen wären; so hat er, im Augenblicke des Niederschreibens, den ursprünglichen Charakter der Slavenstaaten vergessen! Nur von den Staaten germanischen Stammes gilt im eigentlichen Sinne seine Behauptung!

Daß er aber nicht vergeblich im Buche der Geschichte las, beweiset (S. 142) der Ausspruch: „So lange die öffentliche Meinung sich von aller fremdartigen Mischung frei hält, und weder von den Leidenschaften getrübt, noch von den Lastern verfälscht, noch durch Trugschlüsse des Verstandes von ihrer wahren Richtung gewichen ist, ist sie beinahe (warum nur beinahe? in dem Ausspruche: vox populi, vox Dei! liegt keine Restriction!) der Ausspruch der Vernunft und der Gerechtigkeit selbst, mit ihnen gleichlautend und identisch." Gewiß, als die öffentliche Meinung in Teutschland gegen Napoleon's Zwingherrschaft sich erklärte, war sie mehr, als blos beinahe, der Ausspruch der Vernunft und der Gerechtigkeit! — Eben so ansprechend sind die Sätze (S. 144): daß die Macht eines Staates nicht nach Areal, Bevölkerung und Staatseinkünften berechnet werden müsse (mens agitat molem!); (S. 145) daß es nur da einen Gemeinsinn gebe, wo es ein wirkliches Gemeinwesen gibt; und (S. 146) daß das Gemeinwesen nur da sich zeigen und ausbilden könne, wo Alles des Volkes wegen gedacht und gethan wird. — Gewiß werden ihm alle Preußen dafür danken, daß er (S. 147) in Beziehung auf die politische Tugend des Gemeinsinnes in diesem Staate ausdrücklich sagt: „wie konnten wir daran zweifeln, die in den letzten Jahren die Wunder des Gemeinsinnes gesehen, getheilt, und der erstaunten Welt gezeigt haben!" und daß er (S. 148) durch eine „vernünftige Preß- und Rede-Freiheit einem Jeden erlaubt, über alle Gegenstände, die mit dem Gemeinsinne zusammenhängen, sich bescheiden und besonnen, aber frei und unumwunden auszulassen!" denn nach solchen Grundsätzen schuf Friedrich 2. das Gebäude der politischen Größe Preußens! dies bezeugen sein Antimachiavel, und seine hinterlassenen Werke.

Noch empfiehlt Rc. seinen Lesern des Vfs. scharfes und wahres Urtheil (S. 160) über Sparta's fehlerhafte Verfassung, die einen „glänzenden, aber sehr usurpirten Ruf" hat, und blos darauf berechnet war, ein „Soldatenvolk" zu bilden. —

Digitized by Google

Stimmt gleich übrigens Rc. mit dem Vf. (S. 168), in Hinsicht der Stellung der Kirche zum Staate, nicht überein, wo der Vf. für das sogenannte Coordinationssystem, Rc. aber für das Territorialsystem sich erklärt; so achtet er doch die Worte der Weihe und der Kraft, welche der Vf. über den Einfluß der Religion selbst auf die Veredlung des gesammten Staatslebens ausspricht.

Rc. trennt sich von dem Vf. mit erneuerter Anerkennung seiner schriftstellerischen Verdienste, und glaubt in seiner Prüfung dieses, besonders in dem gegenwärtigen Zeitpuncte interessanten, Werkes einen reinen Beweis seiner Achtung gegen den Vf. gegeben zu haben. Denn die Wahrheit, nach der jeder Forscher mit redlichem Bewußtseyn strebt, kann nur durch freie und besonnene Prüfung aufgestellter Lehren, verbunden mit der persönlichen Hochachtung gegen den Schriftsteller selbst, gewinnen, und namentlich die Wahrheit in dem, noch viel zu wenig zur innern Einheit verbundenen, Gebiete der Staatswissenschaft. C. L. L.

---

## XIX.

Constitutions de la Nation française, avec un Essai de Traité historique et politique sur la Charte, et un Recueil de pièces corrélatives; par le Comte Lanjuinais [1]), Pair de France etc. Paris, chez Baudouin frères. 2 Voll. 8. (Preis 14 Franks.) *)

Wenn die guten Geschichtschreiber selten sind, so ist der Grund davon nicht, daß es schwer sey, Thatsachen zu erzählen. Aber schwer ist es, die Thatsachen bis zu ihren Quellen zu verfolgen, sie aus ihrem Gewande so zu sagen nackt herauszuheben, richtige Schlüsse daraus zu ziehen, nützliche Warnungen daraus abzuleiten, und die Menschen zu lehren, wie sie die gleichzeitigen Begebenheiten nach der Erfahrung der vergangenen Jahrhunderte beurtheilen sollen.

Gründliche Belehrung geben über die mannichfachen Constitutionen eines großen Volks; Beobachter der Herrschergewalt seyn in ihrer Bildung, ihrer Entwickelung, ihrem Vorschreitenn, selbst ihren Verirrungen,

*) Nach Dupin [2]) in der Revue encyclopédique [3]).

henen dann bald ihr Verfall und ihr gänzlicher Sturz folgt; verschiedene Regierungsformen dem Blicke vorführen, wie eine auf die andere gefolgt ist, wie die Barbarei sich das Leben erhalten durch die Willkührlichkeit, die Willkührlichkeit die Tyrannei erzeugt, die Verjagung der Tyrannen herbeigeführt worden durch die Liebe zur Freiheit, oder vielmehr durch das Bedürfniß der Freiheit, die Anhänger der letzteren durch übel berechnete Widerstands-Versuche fortgerissen worden sind zu wilden Ausschweifungen, der Argwohn genährt worden durch Duplicität, durch Rückschritte und durch Wortbruch, wie durch Excesse der einen Partei die andere zu Excessen gereizt worden; schildern den Despotismus, der sich auf Ruinen erhebt, alle anderen Gewalten verschlingend, alle anderen Interessen verachtend, eine Zeitlang durch einen Wirbelwind von Ruhm hoch emporgehoben, am Tage der Katastrophe aber sich selbst überlassen und durch sein eigenes Gewicht stürzend, weniger weil er von Andern umgestürzt wird, als weil er von Andern nicht mehr gestützt wird; aus diesen mannichfachen Revolutionen Verhaltungsregeln herleiten, weise Reflexionen darüber machen, welche geeignet sind, den Geist der Friedfertigkeit und den Gerechtigkeitssinn in den Bürgern lebendig zu erhalten; den Bürgern zeigen, daß das Glück einer Nazion in nichts Anderem zu suchen sey, als im Vergessen der Beschwerden, der Uebereinstimmung des Willens, der Herabspannung der Wünsche, der nüchternen Benutzung der Freiheit, und der nicht minder nüchternen Benutzung der Macht; schildern die Achtung aller Rechte, die kluge Schonung aller Interessen: — eine solche Aufgabe ist zuverlässig die schönste, die der Publicist, der Staatsmann, der ächte Bürger sich zur Bearbeitung wählen kann! Diese Aufgabe ist vom Grafen Lanjuinais gewählt worden!

Graf Lanjuinais, ehemaliger Advokat, schon seit seinem 21sten Jahre, nach zwei Prüfungen, Professor der Rechte, tiefer Rechtskenner, vom Volke erwählter Deputirter, in hohen Aemtern unangetastet geblieben, aus bloßer Achtung für seine Tugend, häufig proscribirt, aber nie selbst proscribirender, immer Derselbe, — dieser Graf Lanjuinais hatte ohne Zweifel zu Abfassung einer Geschichte des französischen constituzionellen Rechts mehr Beruf als irgend Jemand.

Das Gemälde ist mit flüchtigen aber kräftigen Zügen entworfen. Der Verfasser handelt zuvörderst von den Regierungen und den Constitutionen im Allgemeinen. Er legt sich die Frage vor: Was ist eigentlich eine legitime Regierung? und er ist mit Bossuet der Meinung, daß „le gouvernement légitime est opposé de sa nature au gouvernement arbitraire, qui est barbare et odieuse.“ „Aber „man lasse mich hinzufügen,“ sagt er, „daß selbst diejenige Regierung, „welche die Eigenschaften einer legitimen Regierung dem Rechte „nach aufs Vollkommenste hat, dann, wenn sie de facto aufgehört „hat, und nicht mehr sichtbar im Gebiete des Staats vorhanden ist, „weiter Nichts mehr ist, als eine bloße Prätendentschaft, (legitime oder illegitime,) welcher jeder Bürger mehr oder weniger ergeben „seyn kann oder soll; aber, Niemand ist ein Schuldiger, Niemand „kann ausdrücklich darum bestraft werden, daß er einer Regierung, welche es de facto war, Dienste geleistet und gehorcht hat. Die Vernunft und die Religion, die Klugheit und die Menschlichkeit sind über „diesen Punkt im Einklange. Sehr verständig haben die Engländer durch

„ein, mit der größten Formalität gegebenes, positives Gesetz Gehorsam „gegen jede Regierung vorgeschrieben, welche es de facto ist."

Der Vf. geht sodann die verschiedenen Regierungsformen durch, und gibt der repräsentativen und constitutionellen entschieden den Vorzug.

Er zeigt, daß unter der ersten Dynastie, die in Frankreich herrschte, die Regierung sich dieser Form sehr näherte, und mit Vergnügen wiederholt er die schönen Worte der Frau v. Staël: „c'est la liberté qui est ancienne, et le despotisme qui est moderne!"

Glückliches Volk, dessen Freiheit liebenden Charakter schon sein Name ausdrückt! Franc (Frank) heißt Frei und Wahr! —

Allein die Nationalversammlungen, unter Karl dem Großen wieder in ihre Ehren eingesetzt, sinken unter seinen allzuschwachen Nachfolgern in Vergessenheit zurück.

In dieser Zeit breitet die Nacht des Feudalsystems ihren Schleier über Europa aus, Ehrenstellen, Reichthümer, Macht, reißt der Adel an sich. Der König von Frankreich ist weiter nichts mehr als ein Feudal-Souverän.

Seit des heiligen Ludwigs Zeit sieht man die Könige unaufhörlich darnach streben, den lastenden Druck von sich zu entfernen, den sie von den großen Vasallen empfinden.

In diesem Kampfe wird das Volk ein mächtiger Beistand der Könige, und in dem Maaße, als die Gewalt des Adels vermindert wird, werden die königliche Macht und der Wohlstand des Volks vermehrt.

Mit zunehmender Verbreitung der Geisteskultur im Volke befaßt man sich auch mehr mit Verhandlungen und Untersuchungen über die Rechte des Volks, man entlarvt die Usurpationen. Alles dieß geschieht nicht ohne Widerstand, ohne Staatsstreiche, ohne gegenseitige Gewaltthätigkeiten. Die Macht geht aus einer Hand in die andere. Zuweilen ist sie, unsicher schwankend, in keiner recht. Während dieser Conflikte wird die alte Verfassung, welche bereits verschwunden ist, durch keine andere ersetzt. Nichts wird festgestellt, nichts genau bestimmt. Und so ist man endlich, nachdem man dem Vf. bis zur Epoche der Revoluzion gefolgt ist, vollkommen berechtigt, mit ihm zu sagen: „Das, was wir „im Jahre 1789 zusammenstürzen sahen, war nicht die alte Constitu„zion, sondern nur die letzte jener schwankenden Formen des Despotis„mus und der Anarchie, welche nach und nach an die Stelle der alten „Repräsentativ-Verfassung getreten waren!"

Das Bedürfniß einer Umgestaltung der Dinge macht sich der ganzen Nation fühlbar, die Reform wird unvermeidliche Nothwendigkeit. „Aber", sagt Lanjuinais, „man berechnete nicht die wahrscheinliche Opposi„tion der Höflinge und der anderen Privilegirten. Man dachte nur an „ihre geringe Anzahl. Man sah nicht ihre Ränke voraus, nicht den Bei„stand, welchen sie in der Charakterschwäche oder den Vorurtheilen des „Königs, in der Unwissenheit und im Elende der Armen finden wür„den, noch jenen Plan, welchen sie frühzeitig ausklügelten und „dann rastlos verfolgten, es durch Kunstgriffe bis zu den toll„sten Exzessen zu treiben, damit man dann über Skan„dal schreien und endlich das ganze Reformationssystem „in Schimpf und Schande bringen könne, um es desto „leichter zu ersticken; noch ihre feindseligen Auswanderungen,

„noch ihr beständiges Anschüren des Bürgerkriegs und des aus„wärtigen Kriegs. Vorzüglich dachte man gar nicht an die fürch„terlichen Maaßregeln, an die ausschweifenden Gesetze, welche die Folge „ihres Widerstandes seyn würden. Man dachte zu wenig an die In„triguen der Ehrsüchtigen, an die Hinterlisten der Verräther, an die „Wuthausbrüche der Parteien, und an die traurigen Folgen der schwin„delnden oder unklugen oder albernen Doctrinen."

Hier wirft der Vf. einen Satz hin, der von weitem Umfange ist, und, recht erwogen, ergründet, entwickelt, eine lastende Bürde des Vorwurfs von der Revoluzion wälzen würde. Er behauptet, daß von den Adlichen selbst die meisten jener gräulichen Excesse der Revoluzion künstlich veranlaßt worden seyen, und führt zur Unterstützung dieser Behauptung Thatsachen an, die recht handgreiflich beweisende sind. Die Adlichen wollten, da sie sahen, daß sie den Wagen nicht anhalten konnten, ihn wenigstens in den Abgrund stürzen.

Die Grenzen dieses Artikels erlauben uns nicht, dem Verfasser in die Geschichte aller der Formen zu folgen, welche in Frankreich die Regierung annahm, in die Darstellung der aufgährenden Anarchie, der unvermögenden Schwäche des Direktoriums, der Verwandlung des Consulats in Kaiserthum, der gigantischen Größe dieses Kaiserthums außerhalb Frankreichs, des tyrannischen Drucks desselben innerhalb; wie die Emigrirten Schildknappen und Kämmerlinge des neuen Herrn wurden, und „in dieser Schule sich befestigten in der Praxis und in der Theorie „des passiven Gehorsams, zu welchem sie schon von Natur sich hinneig„ten," wie Frankreich regiert ward, nicht durch gerechte und mit der Nazion selbst erwogene Gesetze, sondern durch gebieterische Senatusconsulte, apodiktisch gegebene Dekrete, Mandate des ewigen Staatsraths; wie Eines Menschen Wille an die Stelle des Willens Aller trat; wie die Nazionen Europa's von Frankreich angegriffen, besiegt, gedemüthigt, gequält wurden; wie aber dann bald Europa seinen Bogen gegen Frankreich spannte, und das französische Gebiet von den fremden Truppen überschwemmt ward. „So ward", sagt Lanjuinais nach Beendigung dieses Gemähldes, „so ward das Gebäude des neuen Kaiserreichs mit „Krachen umgestürzt! Zum ersten Male seit ihrer Existenz kapitulirte „die stolze Stadt Paris mit belagernden Feinden, und die Bour„bons wurden in der Person Ludwig Stanislaus Xaviers auf Frank„reichs Thron zurückgerufen, um die Franzosen durch eine repräsentative „Constitution zu regieren. Dieser Thron war verloren gegangen durch „die contrecoups, zu denen die rastlos anfeindenden Com„plotte der Privilegirten, seiner blinden Vertheidi„ger, genöthigt hatten. Wiederhergestellt ward er durch den „Mann, welcher nur geeignet schien, seinen Sturz zu vollenden. Um„gestürzt durch die privilegirte Aristokratie, wieder„hergestellt ohne sie, wird er sich nicht ferner auf sie „stützen!" —

Der Verf. benutzt die kleine Zwischenzeit, welche zwischen Napoleon's Abdankung und der Gründung einer neuen Regierung verfließt, um einen Augenblick Athem zu holen. Er sucht das entehrende Benehmen des Senats während dieses kurzen Zwischenreichs zu erklären; er versucht sogar, ihn wegen seiner Gefälligkeiten gegen Napoleon zu rechtfertigen. Allein wenn in dieser Vertheidi-

Digitized by Google

gung des Senats aus der Feder eines Senators, dem man keine einzige Handlung, welche Charakterschwäche verriethe, vorwerfen kann, etwas Großmüthiges liegt, so ist es dagegen Anderen erlaubt, strengere Richter zu seyn, die knechtische Unterwürfigkeit zu rügen, von der die Herren Senatoren, im Allgemeinen, Profession machten, und zu bemerken, daß sie nicht etwa bloß durch die Furcht vor dem Gebieter und durch die Gefahr, die mit dem Widerstande verbunden war, zu solcher Sklavenfeigheit gezwungen worden seyn können, weil wir ja mehrere von ihnen auch unter der repräsentativen Regierung ganz so haben reden und votiren hören, wie in den schönsten Tagen des kaiserlichen Despotismus, immer wie Freiheits-Hasser!

In demselben Kapitel theilt Lanjuinais merkwürdige Anekdoten über die Vorbereitung, Abfassung und Verwilligung der Charte (der neuen Verfassungs-Urkunde) mit. Und wenn er einigermaßen bedauern zu müssen glaubt, daß sie nicht in der Form eines synallagmatischen Contrakts abgefaßt ward, so tröstet er sich dafür durch folgende Betrachtung: „Sie war bald der Gegenstand von Dankadressen, die in „jeder der Kammern votirt und dem Könige überreicht wurden. Von „diesem Augenblicke an konnte man mit Wahrheit sagen, daß die Char„te von den Volksrepräsentanten, sowohl den wählbaren als „den beständigen (den Pairs), hinreichend angenommen wor„den sey, und der zwischen den Franzosen und der Familie der Bour„bons geschlossene Vertrag, welcher seit 1792 in seiner Giltigkeit un„terbrochen worden, erhielt diese nun wieder. Seitdem ist er sehr „ausdrücklich beschworen worden vom Könige, von den Prin„zen und von den beiden Kammern. Nun ist noch übrig ihn vollkom„men zu vollziehn, ihn zu entwickeln, und ihn dereinst zu ver„bessern."

Das folgende Kapitel, überschrieben: Exécution de la Charte durant la première restauration, ist eins der interessantesten des Werke.

Es ist keiner Analyse fähig, man muß es ganz lesen, um den von einer gewissen Parthei entworfenen Plan kennen zu lernen, welche sich vorgenommen hatte, es koste was es wolle, jenes Grundgesetz in seiner Wirkung zu hemmen. — Dieß führte ganz natürlich den 20sten März herbei.

Die Nazion hatte mehr Freimuth, mehr Treue und Glauben, mehr Garantieen gewünscht, aber keineswegs hatte sie die Rückkehr Buonaparte's gewünscht. Er ist nicht zurückgeholt worden, man hat ihn bloß ungehindert passiren lassen. Niemand ist deßhalb anzuklagen, aus dem ganz schlichten Grunde, weil eben Alle anzuklagen wären.

Buonaparte langt an, im Namen der Freiheit. Allein bloß als eine Zugabe zu den Constitutionen des Reichs giebt er sie. Er will sich wieder die Stütze einer Art von kaiserlicher Legitimität geben. Die erste Illusion ist alsbald vernichtet, und wenn man sich nicht ungehorsam gegen seine Gebote zeigt, so thut man es bloß darum nicht, weil das Land jetzt von Feinden bedroht ist, und weil er an der Spitze der Armee steht, welche ihn als ihr Oberhaupt anerkennt.

Digitized by Google

Aber was vorzüglich bemerkt werden muß, ist, daß während der hundert Tage *) eine frei erwählte, wahrhaft nazionale Kammer das Gleichgewicht der Gewalten, den öffentlichen Credit, die Vollziehung der Gesetze aufrecht erhält, der Nazion zu einem Vereinigungspunkte dient, die Zerreißung der Parteien verhindert, und sich frank und frei für eine constitutionelle, monarchische und repräsentative Regierung ausspricht.

Die, welche Frankreich vor dem 20sten März besaß, ist ihr am 8ten Juli wiedergegeben worden. Man durfte hoffen, daß keine Reaction Statt finden werde. Eine feierliche Capitulation, unterzeichnet mit den Waffen in der Hand, hatte förmlich garantirt, kein Mensch solle in Anspruch genommen werden wegen seiner Amtsverrichtungen, seiner politischen Aufführung oder seiner Meinungen.

Dieß war ohne Zweifel der Wille des Königs. Allein, dieselbe Partei, welche nach der ersten Wiederkehr der Bourbons der Vollziehung der Charte in den Weg getreten war, und nach der zweiten Wiederkehr kein größeres Verlangen darnach hatte, diese Partei glaubte nun ihre Rachsucht befriedigen zu müssen. „Ohne Hehl trat sie auf als eine an„archische und wüthende Faction. Sie kündigte sich an, im Süden und „im Westen, durch bewaffnete Zusammenrottungen, durch Plünderungen, „durch Häusereinreißen, durch Niedermetzeln. Mit Gewaltthaten sich „der Wahlen bemächtigend, dann den Herrscherton gegen die beiden „Kammern annehmend, in den Verwaltungen, in den Tribunalen herr„schend; drohend, feindselig sichtend, exilirend, proscribirend, kurz auf „alle Art und Weise die ungeheuere Mehrzahl der Franzosen verfolgend; „zuweilen ein wenig stillstehend, in ihrem allzuraschen Gange aus Noth„wendigkeit innehaltend, und dennoch immer wieder fortfahrend „in ihrem rückschreitenden Marsche, unablässig, innerhalb des Lan„des sowohl als außerhalb, gegen sein Vaterland und sein neues Grund„gesetz conspirirend."

Aber endlich ward die Kammer durch eine Ordonnanz vom 5ten September 1816 zerstreut. Das Wahlgesetz und das Rekrutirungsgesetz wurden gegeben. Die notes secrètes sind ohne Effekt geblieben, die fremden Truppen haben sich zurückgezogen. Ein neuer Versuch gegen das Wahl-System ist gescheitert, und „durch die Bildung eines neuen Mini„steriums hat die königliche Gewalt die Besorgnisse verscheucht, die Ein„tracht wieder hergestellt, und sie nährt wieder im Volke die gerechte „Hoffnung, daß es eine constitutionelle Freiheit bekomme."

Diese Hoffnungen gründen sich auf die durch die Charte gegebenen Garantieen.

Hier endet der historische Bestandtheil des Werks, und beginnt der, welchen wir den dogmatischen nennen können.

---

*) Mit diesem Ausdrucke „les cent jours" wird in Frankreich stets die Geschichte der Napoleonischen Regierung vom 20sten März bis zum 30sten Juny bezeichnet. D. Red.

Dieser Theil ist der Versuch einer Abhandlung über die Charte.

Jedes der Privatrechte oder politischen Rechte, welche die Charte der Nazion sichert, wird hier analysirt, definirt, entwickelt. Man findet hier die Prinzipe, die Herleitungen, die Folgerungen, welche jeder Artikel an die Hand giebt; was noch zu thun übrig bleibt zu seiner Vollziehung, und selbst zu seiner Verbesserung, wenn er einer Verbesserung fähig scheint.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ist das Werk eine Abhandlung über das innere Staatsrecht, wie es von den juristischen Kathedern vorgetragen werden sollte, und wie es wahrscheinlich vorgetragen werden wird, wenn die neue Ordonnanz des Königs in Vollzug kommt, durch welche bei der juristischen Facultät zu Paris neue Professuren für das Staatsrecht gegründet werden.

Das Bestehen der jetzigen Regierung wünscht Lanjuinais so lebhaft, daß er gleich mit Aufstellung des Satzes anfängt: „Die Zurück„nahme der Charte würde nicht vom bloßen Willen der Könige abhän„gen dürfen.“ Und in Wahrheit, wo geriethe man hin, wenn bei jedem Regierungswechsel das Schicksal einer aus dreißig Millionen Menschen bestehenden Nazion wieder ein Problem werden könnte? Wenn es aufs Neue der Laune der Hof-Partei und dem Belieben oder Nichtbelieben der Factionen Preis gegeben wäre? —

Die Rechte der Franzosen, wie sie aus der Charte sich ergeben, sind mannichfacher Art.

„Es giebt deren, welche allgemeine, oder allen Franzosen ge„meinschaftliche, zu nennen sind, nämlich:

„1) Freiheit der Personen oder Individuen;
„2) Freiheit der Meinungen und der Religion;
„3) Freiheit der Presse;
„4) das Recht des Eigenthums;
„5) Gleichheit vor dem Gesetze;
„6) Befreiung von der ganzen Last des ehemaligen kaiserlichen Conscriptionssystems;
„7) das Petitionsrecht.“

„Es giebt andere constitutionelle Rechte, welche nur gewissen Klas„sen der Bürger zustehn. Diese sind:

„1) Der Nominal- oder Titular-Adel, der übrigens ohne „reelle Privilegien ist, und vorzüglich ohne Befreiung von den „Pflichten und Lasten der Gesellschaft;

„2) die vor der Restauration (Rückkehr der Bourbons) erlangten „militärischen Grade, Ehren und Pensionen;

„3) die Grade und die Ehren der Ehrenlegion;

„4) das Unverantwortlichseyn wegen der vor der ersten Restaura„tion abgegebenen Stimmen und geäußerten Meinungen.“

Es würde uns unmöglich seyn, Herrn Lanjuinais in der Entwickelung aller dieser Materien zu folgen. Dieser Theil des Buches gestattet fast keine Analyse. Lanjuinais's Manier ist eine nervichte und

gedrungene. Seine Raisonnements haben nicht sehr viel Umfang, sind aber rigoristisch und gerundet. Hier genügt es, das Publikum mit der allgemeinen Anordnung seines Werks bekannt zu machen. Es kann sich darauf verlassen, daß das Buch, seinem Titel getreu, kein einziges Kapitel enthält, in welchem nicht die Wahrheiten, welche bei Abhandlung eines solchen Gegenstandes gesagt werden können, und welche, ohne die geringste Nachgiebigkeit, laut vor aller Welt gesagt werden müssen, mit Stärke und Beherztheit ausgesprochen sind.

Man sieht in Lanjuinais überall den gläubigen aber duldsamen Christen, den vielerfahrnen Staatsmann, den tiefen Rechtskenner, den guten Franzosen.

Selbst ein Pair von Frankreich, rechtfertigt er seinen Adel, als eine der politischen Institutionen, als eine der Magistraturen, und als eine solche, die zum Gleichgewicht und zur Ponderazion der Gewalten vielleicht nöthig ist. Aber wie weit entfernt ist er davon, mit diesem Werthlegen auf seinen Adel jene Ansichten des Hochmuths, der Eitelkeit und der kranken Beschränktheit zu verbinden, welche so oft die ganze Apanage der Adelichen sind!

Wirklich ist Herrn Lanjuinais's Kapitel über den Adel gerade eins der anziehendsten!

Er hat zum Motto die bekannten Worte Juvenal's genommen:

Nobilitas sola est atque unica virtus!

und die zwei Verse von Voltaire:

Les mortels sont égaux: ce n'est point la naissance,
Mais la seule vertu qui fait la différence!

„Klar seht ihr es", sagt er dann, „bei den Alten und bei den „Neueren weiß die Vernunft nichts von einem andern Adel, als wel„chen das hervorstechende persönliche Verdienst giebt, das heißt, wel„chen Talent und Dienstleistungen geben; in's Besondere, welchen das „moralische Verdienst giebt, und ferner das Verdienst, das man „als Staatsmann, als Militär und als Bürger hat!"

Der französische Adel war in der ältesten Zeit bloß mit den Aemtern verbunden, und mithin rein persönlicher Adel. „Unter „schwachen und unklugen Königen", sagt Lanjuinais, „ward er „Erbadel. Dann theilte er sich mit dem Throne in die Macht und „in die öffentlichen Einkünfte, vom Königthume nichts anerkennend, „als die bloße Landesherrlichkeit. Von Usurpationen zu Usurpationen „fortschreitend, zeigte er sich endlich auf der höchsten Staffel als einen un„terdrückerischen und anarchischen Adel. Durch die Verschmitztheit „und den Despotismus der Könige und ihrer Minister wieder niederge„donnert, immer eine dem Staate lästige Kaste, obgleich sie seit der „Sittenumwandlung, seit dem Wachsthume der Geisteskultur, des Han„dels und des Gewerbfleißes, völlig unnütz geworden war, zeigte sich „der Adel dann von immer keckerem Unternehmungsgeiste, von immer „empörenderem Hochmuthe, immer intoleranter, lüderlicher, hab-

Digitized by Google

„sittiger, kleinlich intriguanter! So geschah es denn endlich im „Junius 1790, daß man ihn ganz abschaffte!" *)

Weiterhin untersucht Lanjuinais, wie sich eigentlich jener alte Adel gebildet hat, „von welchem die gepriesensten Ueberbleibsel „die sind, welche jetzt, nach so vielen auf einander gefolgten Generatio„nen, gerade am allerweitesten entfernt sind von jenem wahren oder „vermeintlichen Verdienste, welchem sie ihren Adelsbrief verdanken!" Nichts kann es geben, was versatiler, leichter verfliegend, und prekärer ist! „Schon die bloße Derogation", sagt der Verf., „reichte ja „hin, diesen Adel zu verwischen; ein neues Diplom erweckte ihn aus „dem Grabe; und dann starb er für immer, bloß (wenn wir die Wahr„heit sagen wollen) darum, weil die Zahlungen der periodischen und „von despotischer Willkühr auferlegten Taxen plötzlich aufhörten. „Nicht auf die durch männliche Individuen fortgeführte Descendenz „kann er sich gründen, weil es auch eine nobilitas uterina (Uterus„Adel, durch die weiblichen Individuen fortgepflanzten Adel,) und un„treue Gattinnen gab; nicht darauf, daß die Descendenz von vorn „herein legitim war, weil auf die legitimen Führer des Stammes „dann doch Bastarde folgten, die den Stammbaum fortsetzten; noch „auf Aechtheit der Descendenz, weil man diese nie wissen kann, und „ein häufiges Unterschieben Statt findet, so sehr, daß in dieser Hinsicht „längst das Non plus ultra erreicht ist; (par des abus „montés au comble;) **) nicht auf das Verdienst eines Va„ters oder eines Gatten, weil auch der Besitz einer Domäne den „Adel verlieh, und zwei Jahrhunderte hindurch sogar schon der unbe„deutende Umstand, daß man in Paris domicilirt war; ferner auch „Verjährung ihn verlieh, auch Geld, auch Dienstleistungen von sehr ge„meiner Natur, sogar Gesindedienste, zuweilen sogar die allerlächer„lichsten Dienste, ja häufig auch das Laster und das Verbrechen! End„lich ist ja der ganze Adel in seinem Ursprunge bloß ein nach Lust und „Belieben gemachter! Er stammt her von gewissen Nobilitirungen, be„kannten oder unbekannten! Und von jenen Adlichen, die von unbe„kannter Nobilitirung waren, ist jetzt kaum noch ein Zwanzigtheil „übrig!"

Wenn Lanjuinais es nicht für zweckdienlich gehalten hätte, das vierte Buch noch als unbeschriebenes Blanket zu lassen, in welchem Buche er über die Revision der Charte zu sprechen sich vorgenommen hatte, so hätte er gewiß — wir zweifeln gar nicht daran — seine Stimme gegeben für Abschaffung alles Erbadels.

---

*) Man lese darüber nach: L'Histoire de la noblesse révolutionaire et des Nobles sous les soixante huit rois de la monarchie. Paris, 1818. 2 Theile. Wie viele neue Thatsachen hat man nicht seitdem erlebt!

**) Dieß ist so wahr, daß es vor der Revoluzion gewöhnlich war in sprichwörtlicher Form zu sagen: En France est Marquis qui veut!

Digitized by Google

Einstweilen begnügt er sich damit, auf die gänzliche Unnützlichkeit des Erbadels aufmerksam zu machen, ihn darzustellen als einen mit bloßen nichtigen Titeln ausgeputzten, denen es an aller Realität fehlt:

Sunt verba et voces, praetereaque nihil!

Trotz den Unvollkommenheiten, welche Lanjuinais am französischen Staatsrechte bemerklich machen zu müssen geglaubt hat, verrathen sich doch seine Achtung und seine Liebe für die Charte auf jeder Seite seines Buches deutlich.

„Die Charte", sagt er, „ist, wenn wir Alles gegen einander abwägen, immer eine der liberalsten Constitutionen in ganz Europa! „Sie ist im Allgemeinen dem Zustande, in welchem das französische „Volk sich befindet, und dem Geiste des Jahrhunderts ganz anpassend. „— — — Wenn wir einst von den Exceptionen und Suspensionen, welche immer noch einen Theil ihrer Wohlthaten uns rauben, „ganz vorbehaltslos befreit seyn werden, wenn sie vervollständigt seyn „wird durch die nöthigen Entwickelungen, welche sie verspricht, und „durch die anderen, von welchen sie jetzt schon den gesunden Keim enthält; kurz, wenn wir einst die vollständige Anwendung derselben „sehen werden, sowohl nach ihrem Texte als nach ihrem Geiste, nach „jenem Geiste der Freiheit, der Gleichheit, der Gerechtigkeit und der „Sicherstellung, welchen sie athmet: dann werden wir sie, ohne die „vom Könige im Jahre 1815 selbst hervorgerufenen Vervollkommnungen länger zu erwarten, (jedoch auch ohne sie zu vergessen,) fern von „Schmeichelei unser wahres Palladium, unsern köstlichen Schatz nennen. Wir werden in ihr erkennen die Herstellung einer solchen Freiheit, wie sie in einem Volke von alten, nach Jahrhunderten des Despotismus und so vielen Zwischenperioden der Anarchie, nach einer dreißigjährigen Periode der Zwietracht des Volks, und nach so vielen, im „Namen der liberalen Doktrinen aber im Interesse der knechtischen Doktrinen begangenen Verbrechen, vernünftigerweise gewünscht werden „kann."

---

## Anmerkungen.

1) Graf J. D. Lanjuinais, einer der ausgezeichnetsten Repräsentanten der französischen Nation, vielleicht der einzige, welcher seine senatorische Würde in gefahrvollen Zeiten mit Geistesgröße behauptet hat. Er ist in Rennes in der Bretagne am 12ten März 1753 geboren und war vor der Revolution Advocat. Schon vor der Revolution stand er in dem Rufe eines strengen und unbescholtenen Charakters. 1789 zum Deputirten bei der constituirenden Versammlung erwählt,

Digitized by Google

gründete er hier den Clubb der Bretagner, aus dem der der Jacobiner hervorging. Er zeigte sich bei allen Gelegenheiten als einen eifrigen Vertheidiger der Volksrechte, ging aber späterhin, als die Revolution ihren scheußlichen Charakter annahm, zu weit gemäßigtern Gesinnungen über, die er im Prozesse Ludwig XVI. vorzüglich mit großer Kraft geltend zu machen suchte. Die Rede, welche er gegen die Anarchisten, ungeschreckt von den Drohungen der Pikenmänner, in der Nacht vom 1. zum 2. Junius 1793 hielt, war ein Beweis seines festen Muthes. Als er gegen die sogenannte Revolutionsgewalt in Paris seine Stimme erhob, hielt ihm einer von den Rebellen die Pistole vor die Stirne; aber Lanjuinais drückte die Augen zu, und blieb fest auf der Tribune. Sein Gegner nahm die Pistole wieder weg, und Lanjuinais fuhr mit demselben Nachdrucke und mit noch feurigerer Begeisterung in seiner Rede fort; — ein Zug, der ihn dem Scävrus und Helvidius vergleichen läßt. Er wurde in die Proscription der Gironbisten verwickelt, entging aber dem Mordbeile durch die Flucht, und war glücklich genug, sich bis zum Jahre 1795, wo er nach Robespierre's Sturze in den Convent zurückgerufen wurde, verbergen zu können. Nach der neuen Verfassung, welche ein Directorium, den Rath der 500 und einen Rath der Alten constituirte, trat er in diesen, und nach dem 18ten Brümaire in den Erhaltungssenat. Er zeigte sich in allen diesen Posten als einen eifrigen Freund der Freiheit und der ewig wahren Grundsätze der Moral und der Gerechtigkeit. Er war es häufig allein, der sich im Senate den stets weiter schreitenden Anmaßungen Napoleons aufs kräftigste widersetzte. Er war nach der ersten Einnahme von Paris Mitglied der Specialkommission, welche auf die Absetzung Napoleons antrug. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair. 1815 wurde er in die neue durch Napoleon zusammengerufene Deputirtenkammer gewählt und von derselben fast einstimmig zum Präsidenten ernannt. Er betrug sich auf diesem durch die critischen Verhältnisse höchst wichtigen Posten mit eben so vieler Mäßigung und Verstand als ächter Vaterlandsliebe. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs trat er wieder in die Kammer der Pairs, in der er sich mit gleichem Eifer dem Ultraroyalismus widersetzte, mit welchem er früher alle demokratischen und anarchischen Maßregeln bekämpft hatte. (Allg. deutsche Real-Encyclop. 5e Aufl. 5r Th. S. 620.)

*) A. M. J. Jacques Dupin, Advocat beim königlichen Gerichtshofe in Paris, geboren am 1sten Hornung 1783, bestimmte sich frühzeitig für die Sachwalter-Laufbahn, und hatte schon den Ruhm eines sehr gewandten Juristen und beredten Anwalts, als er im Mai 1815 durch das Collegium der Wahlmänner von Nivre zum Mitgliede der Repräsentantenkammer ernannt ward. Er zog bei den wichtigsten Discussionen dieser Versammlung, wo die Sache des Vaterlandes und der Freiheit mit so ungemein viel Talent und Energie vertheidigt ward, durch die Vernünftigkeit seiner Grundsätze, durch seine Umsicht und seinen Scharfblick, durch seine eindringende Dialektik und seinen erleuchteten Patriotismus die Aufmerksamkeit auf sich. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbons seinem ehrenvollen Wirkungskreise wiedergegeben, ward Hr. Dupin im November 1815 durch den Fürsten von der Moskwa (Ney) zu einem seiner Vertheidiger erwählt. Dupin gewann sehr bald die Ueberzeugung, daß aller Erfolg, den er

Digitized by Google

sich von diesem Geschäfte versprechen durfte, einzig die Ehre sey, sich demselben unterzogen zu haben. Von dem Augenblicke an, wo das reine Faktum, von allen Folgerungen getrennt, der Strenge der Gesetze unterworfen ward, und wo der zwölfte Artikel der Capitulation von Paris vom 3ten Juli 1815, welcher die Sicherheit der Personen und deren Unverantwortlichkeit für ihre früheren Handlungen und ihre Meinungen zum Gegenstande hat, als auf den Marschall nicht anwendbar betrachtet ward, war das Urtheil so gut als ausgesprochen. Man hat sehr bedauert, daß Dupin in seinem Defensor-Eifer noch zuletzt einen so vergeblichen Versuch machte und zu Gunsten des Marschalls sich auf die Dispositionen des Traktats stützen wollte, welcher, indem er Frankreich eine neue Grenze gab, innerhalb welcher Sarrelouis nicht mehr begriffen war, den Marschall zu einem Ausländer machte. Im nächstfolgenden Jahre ward er auch von den Engländern Wilson, Bruce und Hutchinson, welche angeklagt waren, Beförderer von Lavalette's Flucht gewesen zu seyn, zum Vertheidiger erwählt, und als solcher trat er in der Sitzung vom 25sten April 1816 vor dem Zuchtpolizei-Tribunale auf. Seine Beredtsamkeit erhielt dabei den entschiedensten Triumph in der deutlich sich zeigenden Rührung aller Anwesenden. Dupin ist Verfasser folgender Schriften: Traité des successions ab intestat, d'après les dispositions du Code civil, 1804, in 4. — Précis historique du droit romain, 1819, in 12. — Examen sur les élémens du droit romain, selon l'ordre des Institutes de Justinien, 1810, in 8. — Dissertation sur le domaine des mers et la contrebande, 1811, in 12. — Des magistrats d'autrefois, des magistrats de la révolution, des magistrats à venir, 1814, in 8. De la libre défense des accusés.

(Galerie historique des contemporains. Tom. IV. 1819. Bruxelles chez Wahlen.)

*) Die Revue encyclopédique ist eine in Paris bei den Gebrüdern Baudouin seit Anfang 1818 monatlich erscheinende Zeitschrift, welche dem bekannten Magazin encyclopédique von Millin, nachdem dies durch den Tod des Herausgebers aufgehört hat, gefolgt ist. Die Unternehmer der Revue sind Graf Lanjuinais, Graf La Borde und, wenn wir nicht irren, auch Graf Gregoire; der Redacteur ist Herr Jullien. Als Mitarbeiter haben sich folgende Männer genannt, die größtentheils als Gelehrte und Literatoren bereits rühmlichst bekannt sind: Am. Duval — Andrieux — Année — Arnold — Baillot — Bally — Barbié-Dubocage — Barbier — Baudé — Berenger — M. Berr — Buchon — Cadet de Gassicourt — Cerbied — Champollion-Figeac — Chaptal — Corancez Cousin — Degerando — De la Borde — Depping — Derché — Descuret — Desmarest — Ducket — Dufrayer — Dumersan — Dupin — Em. David — Esquirol — Fauriel — Ferry — Flourens — Francoeur — Fourier — Friedländer Goepp — Heiberg — Henrichs — Jomard — Jullien — Krafft — Lacepede — Langlès — Lanjuinais — Lemercier — Laffon Ladebat — Lasalle — Lenormant — Lepileur — Llorente — Magendie — Mahul — Metral — Naudet — Nicolo Poulo — Oberlin — Odillon — Orfila — Palisot

Digitized by Google

de Beauvais — Parent Real — Pariset — Phiquepal — Pougens — Raymond — Rey — Salfi — Salverte — Sauquaire — Souligné — Schweighauser — Sismondi — Stapfer — de Staffart — Thierry — Thiessé — Verdier — Volney — Warden. Das Millin'sche Magazin beschränkte sich vorzüglich auf archäologische Abhandlungen und bot am Ende nur ein sehr geringes Interesse dar; — die neue Revue encyclopédique umfaßt dagegen das ganze Gebiet der Wissenschaften und der Literatur und darf von Niemand, der sich um die Fortschritte derselben in Frankreich bekümmert, unbeachtet bleiben.

Die Red.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 042850659

Digitized by Google

Digitized by Google